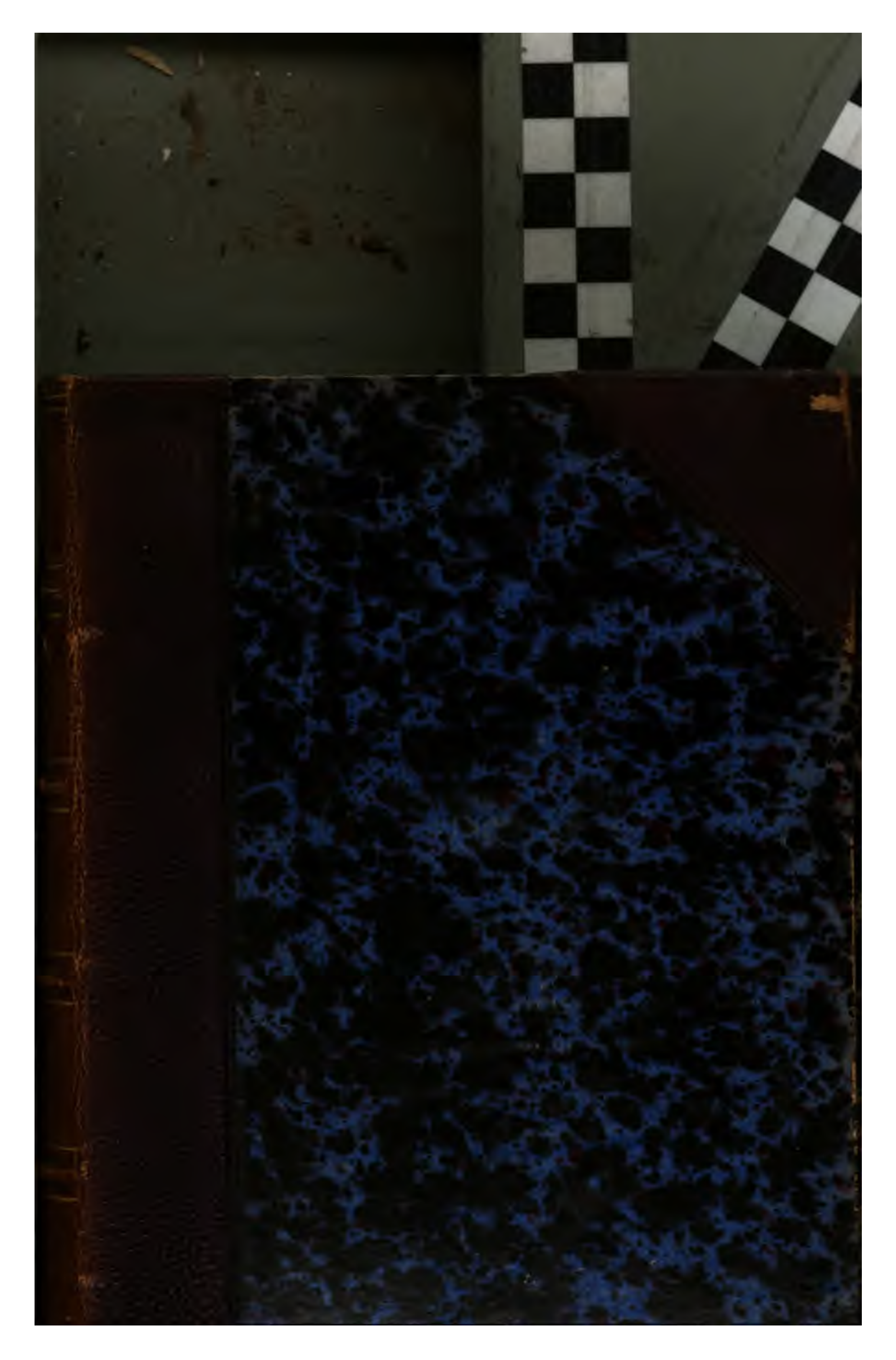
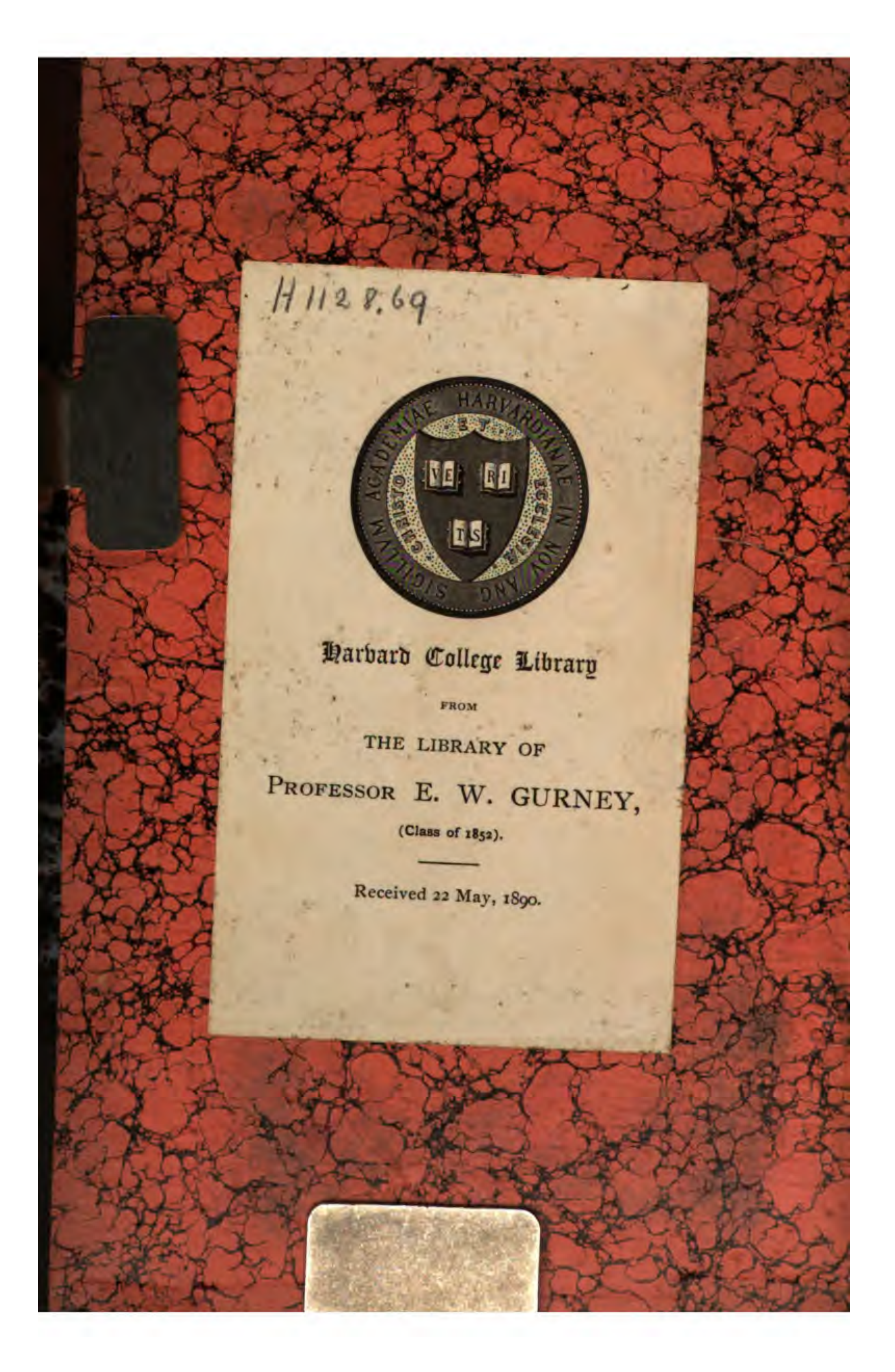




H1128.69
HARVARDIANAE ET ACADEMIAE SIGILLUM NOV ANG IN ECCLESIAE CHRISTO
VE RI TAS



Ludwig Häusser's

gesammelte Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Häusser.

Erster Band.

Zur Geschichts-Literatur.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung
1869.

Vorwort.

Die Sammlung kleiner zerstreuter Schriften von Ludwig Häusser, welche der Unterzeichnete mit dem Rath und der Beihülfe dreier Mitbefreundeten des unvergeßlichen Mannes, Wenck in Leipzig, Gervinus und Knies in Heidelberg der Oeffentlikchkeit hiermit übergibt, wird hoffentlich dem ehrenden Gedächtnisse zu gut kommen, das sich der Verfasser in der deutschen Nation gegründet. Diese Schriften liefern ohne Frage und Zweifel einen nicht unwesentlichen Beitrag zu unserer politischen und historischeu Literatur, der ohne diese Zusammentragung aus einer ganzen Reihe verschiedener Zeitungen und Zeitschriften für die Meisten so gut wie verloren sein würde.

Eine Auswahl schien bei dieser Sammlung unerläßlich. Wird dem aufgenommenen Stoff an geeigneter Stelle noch ein Verzeichniß der nicht wieder gedruckten Aufsätze Häussers hinzugefügt, so erhält der Leser einen vollen Einblick in dessen staunenswerthen Fleiß, seine emsige Rührigkeit, seine musterhafte Studienökonomie, die nicht leicht ihres Gleichen haben mag; er wird aber auch begreifen, daß hier eine Ausscheidung getroffen werden mußte, wenn der Herausgeber nicht dem, in dergleichen Sammlungen so oft begangenen Fehler verfallen sollte, des Guten zu viel zu thun, und unter dem, was für die Dauer Werth und Bedeutung hat, auch das Zufälligere wieder zu erneuern, das dem Augenblick, der vorübergehenden Stimmung, der Rücksicht auf befreundete Autoren oder Redactionen seine Entstehung verdankt. Die Grundsätze, welche bei der Auswahl leiten mußten, waren nicht wohl zu verkennen, sie lassen sich wesentlich auf zwei Punkte fixiren. Einmal mußten die kritischen Beurtheilungen historischer Werke des In- und Auslands, die den Gegenständen nach mit den geschichtlichen Arbeiten Häussers, seiner deutschen Geschichte, seinen Vorlesungen über die französische Revolution u. s. w. zusammenfallen, Bespre-

chungen eines Stoffes also, die zur Erläuterung und Ergänzung seiner sonstigen eigenen literarischen Leistungen dienen können, nothwendig Aufnahme finden, und noch unbedingter die anderen, welche unmittelbar die persönliche schriftstellerische Natur unseres Geschichtschreibers charakterisiren, die seine Stellung in der gesammten historischen Literatur betreffen, die sein Verhältniß zu den verschiedenen Schulen, zu den verschiedenen Größen der deutschen Historiographie bezeichnen. Bei Anderem, was mehr sein menschliches Wesen kennzeichnet, konnte nur Takt und Gefühl die Wege weisen, und bei der Wahl der Aufsätze politischen Inhalts war die Beschränkung auf dasjenige geboten, was ohne Commentar zu verstehen ist. Ständische Reden und Zeitungsartikel, die in entschwundene Ereignisse und Verhältnisse zu enge verwebt sind, konnten nicht füglich berücksichtigt werden; es sind dieß Urkunden, die in einer Lebensgeschichte ihre natürlichste Verwerthung fänden. Die Aufsätze, welche in die beiden letzten Kategorien fallen, werden den dritten und vierten Band dieser Sammlung bilden, die andern wesentlich der historischen Literatur angehörigen die beiden ersten Bände. Bei Häussers vielseitigem Eingreifen in die Zeitgeschichte und der selbst den nächsten Freunden zum Theil unbekannten Fülle und Ausbreitung seiner literarischen Verbindungen und Thätigkeiten wäre es wohl möglich, daß nicht unwichtige Documente den Veranstaltern dieser Sammlung fremd geblieben sind. Jede bezügliche Mittheilung hierüber wird mit dem größten Dank von denselben entgegengenommen werden, und selbst für Nachweisungen und Zusendungen minder bedeutender Schriftstücke, wie Briefe und Notizen, die zu einem möglichst erschöpfenden Gesammtbild vön Häussers Leben und Wirken dienliche Materialen darbieten, werden sie tief verpflichtet sein. Sollte sich dann aus solchen Mittheilungen herausstellen, daß die Gränzen der vorliegenden Sammlung zu enge gezogen wären, oder sollte sich ergeben, daß die Theilnahme an diesen zerstreuten Zeugnissen von Häussers Thätigkeit unterschätzt worden wäre, so würde man dem etwaigen Verlangen nach einer vollständigeren Sammlung ja noch immer gerecht werden können.

Heidelberg, im October 1869.

Carl Pfeiffer.

Inhalt des ersten Bandes.

Erste Abtheilung.

Zur Geschichts-Literatur.

Erste Abtheilung.

Zur Geschichts-Literatur.

menta Germaniae, Schlossers achtzehntes Jahrhundert, Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, hervor, die man nur zu vergleichen braucht mit der historischen Literatur von ehemals, um das Erfreuliche ihrer Entwicklung in vollem Umfang zu erkennen. Solche Werke dürfen auf etwas mehr Anspruch machen, als auf den zweideutigen Beifall des flüchtigen Tagespublicums; sie sind *Κτήματα εἰς ἀεὶ* und sprechende Beweise, daß unsere Geschichtschreibung, wenn gleich noch in lebendigem Fortschritt begriffen, sich bereits dem höchsten Ziele wahrer Kunst aufs rühmlichste genähert hat.

Das sind freilich vereinzelte Erscheinungen; die Mehrzahl steht tief unter ihnen, nur wenige sind von ihnen nicht ganz fern. Noch sind Werke, wie die genannten, mehr Ausnahme als Regel, und man darf wohl zweifelnd fragen: wird von Seiten der schriftstellernden Welt diesem Drang wirklich so entsprochen, wie ihm entsprochen werden sollte? Geht mit dem Bedürfniß der Nation die innere Fortbildung unserer deutschen Historiographie gleichen Schritt, oder sind sie uneins geworden, die Nation und die Gelehrten, d. h. schreiben diese für sich und müssen jene anderswo Belehrung suchen?

Solche Fragen verdienten es wohl, erschöpfender, als es Raum und Zweck einer politischen Zeitung gestatten, behandelt zu werden, und wer hier alle geheimen Wunden mit der kritischen Sonde untersuchen wollte, der müßte mit dem Schulunterricht beginnen, müßte die zwecklose, bald ganz abstruse, bald geistlos räsonnirende und liederliche Methode besprechen, womit man oft noch auf Gelehrtenschulen*) Geschichte treibt; er müßte zeigen, wie auf Universitäten selbst bisweilen die historische Behandlung so beschaffen ist, daß es Niemanden sehr verargt werden kann, wenn er geschichtliche Vorlesungen für ein hors d'oeuvre hält; er könnte daraus dann ohne Mühe nachweisen, wie sich auf der einen Seite das Publicum nach diesen früh empfangenen Eindrücken

*) In einem großen Theil unseres deutschen Vaterlandes, z. B. auch wo Gelehrtenschulen neben Realschulen bestehen, wird auf den letztern der Geschichtsunterricht oft recht gut, auf den erstern ganz unverantwortlich schlecht gegeben. Alles, vom Lateinischen und Griechischen an bis zur Mathematik, dem Französischen u. dgl. ist vortrefflich besorgt; nur die Geschichte wird wie eine mißrathene Tochter in die Ecke gestellt; ja, man überträgt sie nicht selten dem, der sonst zu nichts recht zu gebrauchen ist. Die Humanisten mögen nicht vergessen, daß sie auf Geschichte fußen, Geschichte der einzige Pfeiler ist, der ihr ganzes Gebäude stützt: ein frevelnder Undank wie jener könnte sich bei einer Reaction des Realismus furchtbar rächen.

später entwickelt, und wie auf der andern Seite die Männer vom Fach nicht viel besser Geschichte schreiben, als sie dieselbe lehren.

Dem Zweck dieser Blätter gemäß enthält sich dieser Aufsatz so viel wie möglich der Art literarischer Discussion, die in rein wissenschaftliche Zeitschriften zu verweisen ist; er hebt besonders die eine Seite — das Verhältniß unserer Geschichtschreiber zum lesenden Publicum — hervor, und wird später an einem einzelnen Fall das nachzuweisen suchen, was er als allgemeine Sätze vorangestellt. Die Rücksicht, die unsere Historiker auf das Bedürfniß der Nation nehmen, und das Interesse, welches diese wieder dem Historiker zu Theil werden läßt — das sind zwei Punkte, deren gedrängter Erörterung selbst eine politische Zeitschrift, namentlich in Deutschland, ihre Spalten nicht völlig verschließen kann.

Demosthenes setzte als erste Bedingung des Redners den Vortrag, als zweite den Vortrag, als dritte den Vortrag. Man könnte mit ähnlichen Beschränkungen dasselbe vom Historiker sagen. Was hilft uns die todte Masse aufgehäufter Facten, die an sich nichts sind, wenn sie nicht der belebende Hauch des schöpferischen Geistes durchdrungen hat? Facten an sich sind nichts oder unendlich wenig in der Wagschale menschlicher Wissenschaft; die Gestaltung, die sie in dem Geiste des Individuums annehmen, gibt ihnen allein Werth und Interesse. Darum folgen wir dem Historiker so willig, wenn eine körnige, scharf gezeichnete Persönlichkeit durchblickt; darum lauscht unser Ohr so gern seiner Erzählung, sobald über seinen formlosen Stoff der ordnende Reiz gefälliger Darstellung hingegossen ist. Die sprödeste, ungefälligste Materie wird unter der Hand des Künstlers zum weichen, seelenvollen Ausdruck der Schönheit; der biegsamste, am meisten elastische Stoff wird unter der fühllosen Faust des Stümpers zur todten, geistlosen Masse. Eine Geschichte ist so gut ein Kunstwerk wie die Schöpfungen Canova's und Thorwaldsens; ohne die Funken des göttlichen Genius bleibt beides wüst und leer — die Facten wie der unbehülfliche Stein — Quellen lesen, vergleichen, aus sechs Chronisten das Wahrscheinlichste entnehmen, das Ganze ohne innern Zusammenhang aneinanderreihen, im Einzelnen fehlerlos, im Ganzen verfehlt — das heißt nicht Geschichte schreiben, am wenigsten für unsere Zeit, welche Jahrhunderte des mühsamsten Quellenstudiums hinter sich liegen hat. Daß ein Historiker die Quellen mit kritischem Sinn gelesen und studirt hat, das heutzutage preisen zu wollen, lautet wie eine bittere

Ironie. Wenn wir's zu weiter nichts gebracht haben, als zu dem banausischen Graben in endlosem Schutt — dann sollten wir von vornherein uns jedes Bestrebens, Geschichte zu schreiben, völlig begeben. Wo die Quellen so zugänglich, die Hülfsmittel so reich sind, da soll man es noch als Tugend rühmen, wenn ein Geschichtschreiber nicht in die bodenloseste Flachheit historischer Aventuriers — die es immer gibt — verfallen ist? Ich meine, so etwas verstünde sich von selbst, und ein Durchforschen der Quellen sei die erste und unumgänglichste Eintrittsstufe — in den Vorhof historischer Kunst. Es ist etwas, kann unter Umständen sogar viel sein, macht aber zum Ganzen des historischen Kunstwerks noch unendlich wenig.

Und doch ist unsere selbstgenügsame Welt so leicht damit zufrieden. Allbekannte Dinge in allbekannter Weise weit und breit berichten, wohl auch da oder dort einen Namen, eine Jahrszahl oder eine Thatsache berichtigen, und das Alles möglichst so schreiben, daß es nur der liest, der wieder ein Buch daraus machen will — das ist die beliebte Manier, in der viele sehr achtbare, sehr gelehrte und sehr gründliche Männer die Geschichte älterer, mittlerer und neuerer Zeiten schreiben. Man wird solchen Büchern nicht leicht eine Unvollständigkeit, schwerlich eine unbewährte Annahme, gewiß keinen leichtsinnigen Irrthum nachweisen können; aber ist mit allem dem viel gewonnen? Hat damit der Historiker sich und seinem Ideal genügt? Ist eine fehlerlose Chronik schon eine vollendete Geschichte? Oder soll das liebe Publicum sich über die beschwerlichen Auswüchse ihres holperigen Styls hinwegarbeiten, um am Ende mit eben so viel Mühe und Schweiß dasselbe zu erfahren, was, mit wenigen Ausnahmen, ihm ein Compendium aus Pütters seliger Zeit auch bietet?

Das liebe Publicum bedankt sich aber für die Ehre; es läßt die trockenen, gründlichen Herren liegen und sucht seine Befriedigung anderswo. Und da fehlt es ihm nicht an Leuten, die seinen Wünschen vielfach begegnen. Die große Masse findet da ihre eigene Zunft von Historikern, die den Stoff ganz so zubereiten, wie ein Garkoch mäßig bezahlte Speisen. Sie hat ihre liberalen, conservativen, frommen, ja sogar ihre „katholischen" wie ihre „aufgeklärten" Historiker, die ihr dann die Geschichte so zugerichtet vorsetzen, wie sie unter der Hand solcher Vandalen werden muß. — Die feiner gebildete, geistreiche und vornehme Welt, die am wenigsten Lust und Muße hat ihre kostbare Zeit dem Studium vielbändiger Quellenwerke zu opfern, läßt sich die Geschichte

in abstracte Form gekleidet oder in bodenloses Raisonnement verflacht, wie ein Schattenspiel, kurz und bequem vorüber führen. Bei ihr spukt in hundert verschiedene Schreckensgestalten ein Unding, das bald „Geist“ bald „Philosophie“ der Geschichte genannt wird, und das trotz seiner Entäußerung von aller factischen Grundlage, trotz seinem Verflüchtigen in gedrechselte, inhaltlose Phrasen nichts weiter ist, als die nothwendige Reaction des sich emancipirenden bon sens gegen den drohenden Alp einer beengenden Wortgelehrsamkeit. Die Historiker der Stube haben den Stoff zum Gott gemacht, und den Geist nicht selten schmählich exilirt; der flüchtige, boshafte Gesell rächt sich bitter, flieht — freilich seltsam metamorphosirt — ins feindliche Lager und gibt den redlichen Arbeitern das ärgerliche Schauspiel einer Geschichte, die man ohne Thatsachen bloß nach den Regeln einer gewissen Logik construirt, die aller Folianten, Archive, Bibliotheken und Urkunden nicht mehr bedarf. Der eine baut eine Geschichte bloß aus Facten, ohne das feine Pigment einer vergeistigenden Darstellung, der andere bloß aus Raisonnement ohne das Substrat bewährter Thatsachen. Beide Gebäude wanken, das eine ist aus Sand, das andere aus Luft gebaut;*) es darf uns nicht bange sein, beide werden der ächt historischen Behandlung nicht gefährlich.

So hätten wir also Historiker der Stube und Historiker des Salons — die Historiker des Lebens, scheint es, fehlen uns noch oder sind dünn gesäet. Selbst die wenigen, die Anspruch machen können auf den höchsten Lorbeer — sie schmecken noch zu sehr nach dem Staub der Schule, um die des Salons ganz entbehrlich zu machen. Und doch könnten wir, dächte ich, mit unserer gerühmten Gründlichkeit und Gelehrsamkeit wohl auch noch erreichen, was das „seichte“ Nachbarvolk jenseits des Rheins bereits erreicht hat. Keine Thucydides, keine Tacitus wollen wir vorerst verlangen, nur gutgeschriebene Darstellungen tüchtig verarbeiteter Stoffe, in denen Gründlichkeit der Forschung mit Eleganz der Form sich verbände, die haben wir leider noch nicht. — Blicken wir nach Frankreich hinüber, und gestehen es uns: wir sind weit zurückgeblieben hinter den dortigen Historikern. Man sage uns nicht, es sei die gewaltige Geschichte der letzten fünf Decennien, welche die Franzosen zu einem historischen Volke gebildet; nein! solche

*) Bis zu welch erschreckendem Grade diese letzte Manier z. B. in der Literaturgeschichte ihr Wesen treibt, davon hat Echtermeyer in den Hall. Jahrb. (Dec. 1840) warnende Exempel gegeben.

Zeiten bilden wohl politische, aber noch keine historischen Schriftsteller, und leben wir nicht auch unter den Einflüssen derselben Weltkatastrophe? Etwas wohl mag zur äußeren Form das Muster eines Mirabeau, Paul Louis Courrier, Cormenin beitragen, aber das alles allein macht noch nicht den Historiker. Nein! es sind vielmehr innere Gründe, die unsere gelehrte Geschichtsforschung der Nation entfremdet, die zu dem abnormen Resultate geführt haben, daß in Frankreich der gebildete Theil der Nation mit der historischen Schriftstellerwelt in viel näherer Berührung steht, als das in Deutschland der Fall ist. Nehmen wir z. B. Aug. Thierry's Recits mérovingiens; die Gebildeten aller Classen haben es zur Hand genommen, und sich in die völlig fremden Zustände der ersten Feudalzeit vertieft. Und in Deutschland — wer liest da über Chlodwig und Dagobert? Am Publicum kann's aber nicht liegen, denn das ist, wie wir täglich hören, in Deutschland gründlicher und theilnehmender, also muß es am Historiker selbst und seiner Darstellung liegen. Denn wie wenigen unter uns gelingt es, zu jener frischen, farbenreichen Auffassung vergangener Zustände zu gelangen, die fast alle historischen Schriftsteller Frankreichs auszeichnet? Wir wollen gar nicht von Guizot, von Augustin Thierry reden; selbst Männer zweiten Rangs, ein Lacretelle, Lemontey, Bignon, Mignet, Michelet, Fauriel — wo können wir ihnen ein Gleiches entgegenstellen? Oder gar Thiers?! Wie mancher deutsche Gelehrte, der vielleicht sein Leben lang nichts gethan, als mit Ameisenfleiß das chronologische Fachwerk der Geschichte ausgestäubt, sieht nicht mit stolz gerümpfter Nase über des kleinen Mannes rhetorisches Buch hinweg! Er ahnt nicht, daß es eine ihm unerreichbare Kunst der Darstellung sei, die das Buch selbst zu einer geschichtlichen Thatsache gemacht; ihm ist's nicht „gründlich," nicht „gelehrt" genug, mögen nun seine gründlichen Bücher Leser finden oder nicht. Es ist freilich wahr, das Ganze ist mehr das geschickte Plaidoyer eines Journalisten, als eigentliche Geschichte, allein man vergleiche einmal damit die Rotteck'sche Darstellung, die in dieselbe Kategorie gehört, und die man auch der Form wegen rühmt, und man wird eingestehen müssen, daß unser Publicum in seinen Anforderungen fast allzu genügsam ist!

Man mag mir immer entgegnen, daß statt der Decennien, deren ein deutscher Gelehrter für seine historischen Forschungen bedarf, man in Frankreich dergleichen in wenigen Jahren, oft Monaten hinwirft, und getrost ins Publicum gehen läßt. Man mag mir auch ent-

gegenhalten, daß die größere Zahl der französischen Historiker, selbst der berühmteren, selbst derer, die man in Deutschland übersetzt, liest, verkauft, neu auflegt — daß selbst diese es unter ihrer Würde halten, Quellen und Archive selbst zu lesen, daß sie eigene Bureaux und Agenten *) herumsitzen haben, die als „historiens de Mr. Thiers“ oder wie sie sonst heißen, dem Hrn. Principal den historischen Stoff so zusammenlesen, daß dieser dann uns nur die Sauce drüberzugießen braucht — kurz all dergleichen Dinge, die Niemanden unbekannt sind, mag man ganz gut als Belege für französische Seichtigkeit anführen, allein, bei aller Achtung vor unserer Gründlichkeit, was hilft uns unsere historische Literatur, wenn sie größtentheils nur dazu da ist, in gelehrten Zeitschriften recensirt zu werden, und dann in Bibliotheken für immer abzusterben?

Und es wäre doch die heiligste Pflicht aller wahren Patrioten, dem deutschen Volk, dem es weder an Willen fehlt, noch an tüchtiger Vorbildung, endlich einmal das Gebiet der Geschichte zu erschließen, und die Historie loszumachen von den Schlacken, die in den Actenstuben juristischer Deductionsmänner oder den Museen trockener Forscher an sie gekommen. Man hat lange genug die Geschichte bloß als Magd gebraucht zu politischen Zwecken; die Liberalen und die Absolutisten haben ihre historischen Bücher der Nation aufgedrungen, oder aufgeschmeichelt, während der gelehrte Mann vom Fach sich gar nicht kümmerte um das, was außer seinem Zimmer vorging; es wäre endlich einmal Zeit, herauszutreten aus der bequemen Selbstgenügsamkeit, den vornehmen Ton der Schule abzulegen und der Nation eine andere Geschichte zu geben, als die ihr von den Sophisten beider Seiten, von Advocaten der Linken wie der Rechten bisher geworden ist. Quem sua non aetas, aetas jam nulla tenebit! Man forsche nicht bloß Geschichte, man schreibe sie auch, und bald werden die Klagen über Kälte des Publicums, Flachheit des Geschmacks u. dgl. gestillt sein. Geschichte allein kann uns rein halten von dem Miasma der Tagesleidenschaften und Tageslügen; sie muß uns das Leben in anderer Gestalt vorführen, als die Salbadereien des Freiburger Professors oder die Wendungen und Drehungen der „Historisch-politischen Blätter“ und ihrer Freunde in Belgien bisher es gethan haben. Euch, ihr Männer der Geschichte, kann es dann gelingen, die Nation zu eman-

*) Sie wählen dazu, weil unsere Landsleute als fleißige Handarbeiter auch im Auslande ihre Renomée immer erhalten haben, recht gern Deutsche!

cipiren von der bisherigen Despotie ausschließlicher Speculation und Contemplation, die uns dem Kreise des Lebens entrückt; euch wird es möglich werden, uns zu retten vor dem Abgrund jenes schauerlichen Materialismus, dem man unser geistiges Leben seit zehn Jahren und länger immer näher und näher treibt. — Aber daß man euch verstehe müßt ihr vor Allem menschlich reden.

Zweiter Artikel.

(Allgemeine Zeitung 4. April 1841 Beilage Nr. 94.)

Wir haben in unserem ersten Aufsatz den Gesichtspunkt angedeutet, von dem wir die deutsche Historiographie der Gegenwart betrachtet wünschten, und was der Geschichtschreiber gegenüber dem Publicum zunächst ins Auge zu fassen hätte, wurde dort, so weit es die allgemeine Skizze erlaubte, hervorgehoben. Wenn wir dort manches harte Wort sagten über die sonst so redlichen und schätzbaren Bestrebungen unserer historischen Literatur, so sind wir es jetzt der Billigkeit schuldig, an einem einzelnen Fall, was wir dort gesagt, nachzuweisen. Wir wählen dazu die Heeren-Ukert'sche Sammlung europäischer Staatengeschichten.

Es ist diese Sammlung nicht nur der großartigste und sprechendste Beweis, wie tief man in Deutschland das Bedürfniß gediegener historischer Belehrung gefühlt hat, sondern sie kann uns auch als ein ehrenvolles Document ächt deutschen Wesens und jener deutschen Ausdauer gelten, die bei Großem und Würdigem vor keiner Anstrengung furchtsam zurückbebt. In Frankreich z. B. sind Unternehmen von diesem Umfang keineswegs selten gewesen, allein es bedurfte dort der verschwenderischen Unterstützung eines Ludwig XIV., es bedarf der kräftigen Aufmunterung von Seite einer mächtigen Regierung, um Sammlungen der Art, welche Gränzen und Mittel eines Menschenlebens weit überschreiten, ins Leben zu rufen. In Deutschland hat man davon nie viel gewußt; es hat, gottlob, keines Hofs zu Versailles, keiner Akademie, keiner typographia regia bedurft, um die zersplitterte Nation im Gebiet der Wissenschaft vereint wiederzufinden. Es sind bescheidene Gelehrte, Privatleute, die das Riesenwerk, die Monumenta Germaniae, schaffen; es war ein Bonner Professor, dem das Corpus historiae byzantinae sein Entstehen verdankt. Auch die Sammlung der Staatengeschichten von Heeren und Ukert verdient hier ihren Platz. Perthes, den man unter den deutschen Buchhändlern

wohl den Mäcenas der Historie nennen könnte, der fast alle bedeutenden Namen dieser Wissenschaft an sich geknüpft hat, glaubte durch diese Sammlung dem lebendigen Drang nach historischer Belehrung am würdigsten zu entsprechen, und hat seit einer Reihe von Jahren keine Opfer gescheut, die schöne Idee eines deutschen Nationalwerks zu verwirklichen. Eine nur zu große Zahl seiner HH. Collegen zieht es vor, durch Charlatanerien das gute deutsche Publicum zu bestechen, und wenn das Buch „geht", ist ihnen alles Andere sehr gleichgültig. Sie sind die Wechsler und Taubenverkäufer im entweihten Tempel der Wissenschaft und verdienten es wohl, einmal der Zuchtruthe eines literarischen Erlösers anheimzufallen. Perthes, einer von den wenigen, die sich rein gehalten von dem immer mehr um sich greifenden Krämergeruch, hat auf gediegene Arbeiten mehr gegeben als kaufmännische Procente; der Umfang an Zeit und Raum, den er den Mitarbeitern gestattet, ist ein ehrenvolles Zeugniß für die tüchtige Gesinnung des Mannes, der etwas Anderes zu geben wünscht, als die Schaar historischer Fabricanten, deren Zahl Legion ist*); Namen wie Geijer, Dahlmann, Stenzel, Leo, Lappenberg, Pfister, Schäfer haben einen zu guten Klang, als daß Deutschland dem Unternehmen seine gerechte Aufmerksamkeit versagen dürfte.

Ob aber durch sein Unternehmen dem wahren Bedürfniß der Nation völlig entsprochen worden ist, ob durch eine solche Sammlung ihm überhaupt ganz entsprochen werden konnte — das sind andere Fragen, die mit Perthes' rühmlichem Bestreben nichts gemein haben. Was bedurften wir in Geschichte, als Perthes sein Unternehmen begann, und was bedürfen wir noch jetzt? Offenbar keine trockene Zusammenstellung lebloser Thatsachen; die hatten uns bereits (freilich in schauerlicher Form) ältere Sammlungen, wie namentlich die Hallische, gegeben. Eine klare, concise Uebersicht, eine geschmackvollere, geistigere Darstellung und Verarbeitung des Vorhandenen — dafür

*) Man muß das doppelt hervorheben in einer Zeit, die monatlich das merkwürdige Problem löst, „Weltgeschichten", „Kirchengeschichten", „Biographien" (natürlich immer „für alle Stände") zu produciren; man kann sich dabei eines seltsam gemischten Gefühls nicht erwehren; denn soll man mehr die Genügsamkeit des Publicums, die Geduld des Papiers, oder die beispiellose Fingerfertigkeit (denn mehr ist dabei doch nicht thätig) dieser Lieferungshistoriker bewundern, die der Buchhändler mit heroischer Geduld bezahlt und der deutsche Michel mit noch heldenmüthigerer Bonhomie kauft?

hätte? Man muß das auch wohl gefühlt haben, und tüchtige Männer haben in bescheidener Würdigung eigener Kräfte einzelne Glieder abgelöst vom Ganzen und ihre historische Kunst an einem Torso versucht. Wir haben Geschichten der fränkischen und der schwäbischen Kaiser, Darstellungen Gregors VII. und Innocenz des Dritten, die bei allen Mängeln den reichen Beifall, der ihnen geworden, wohl verdienen; haben sie es ja doch zuerst versucht, jene Gestalten, die unserer Pygmäenwelt immer mehr entrückt wurden, wieder in den Kreis lebendiger Weltanschauung herabzuziehen.

Und doch ist das die größte Schwierigkeit noch nicht. Bis dahin hatte der Geschichtschreiber wenigstens einen Faden, der ihn durch die reiche mannichfaltige Welt des germanisch mittelalterlichen Lebens hindurchführen konnte; mochte er nun die deutsche Nationalität, das Kaiserthum oder wen sonst zum Mittelpunkt seiner Darstellung wählen — genug, er hatte einen Mittelpunkt, der ihm als Pharus leuchten konnte. Wie wird's aber mit dem vierzehnten, fünfzehnten Jahrhundert? Wo soll er da anfangen, von wo ausgehen? Mit dem Sinken des Weltkaiserthums wie der Weltkirche zerbröckelt sich die kolossale frühere Geschichte in zahllose Individualitäten; wo da den rothen Faden finden, der durch all das Gewirr hindurchzieht? Wo soll er da die deutsche Geschichte suchen — in den Reichsstädten oder auf den Ritterburgen, beim Kaiser oder bei den Landesfürsten, wo soll er da seine Darstellung anknüpfen — an die Geschichte von Nürnberg oder Heilbronn, von Oesterreich, Baiern, Sachsen oder der Pfalz am Rhein? Die meisten haben in bequemer Sicherheit Oesterreich für Deutschland genommen, in der österreichischen Geschichte die deutsche aufgehen lassen, und damit indirect den vollen Jammer, die totale Zerrissenheit deutschen Lebens seit den letzten Jahrhunderten ausgesprochen. Sie haben Recht; Deutschland hatte keine Geschichte mehr.

Vielleicht hätte man besser gethan, mit dem sechzehnten Jahrhundert die Politik ganz aus dem Spiel zu lassen, und, einige größere Kriege abgerechnet, sich lieber ganz auf die Geschichte deutscher Literatur und Cultur beschränkt. Was uns das Fatum dort genommen, hat es uns hier reichlich wiedergegeben. Luther, Kepler und Lessing hätten für die einzelnen Epochen unserer neuen Geschichte als Abschnitte dienen können; die Kaiser hätte man gar nicht zu erwähnen brauchen, höchstens in einer Note Geschichten wie die Wegnahme Straßburgs, die Verheerung der Pfalz und dergl. berühren mögen. Aber da ist ein

Es war das Schwerste von Allem, eine deutsche Geschichte zu schreiben. Denn hier ist schon der Stoff, die erdrückende Masse der Specialitäten so ungeheuer, daß es aller Stärke des Geschichtsforschers bedarf, darüber hinwegzukommen. Neuere Untersuchungen haben sattsam gezeigt, wie es selbst an Feststellung der materiellen Richtigkeit der Thatsachen noch gewaltig fehlt; sogar der deutsche Fleiß, den seine Ausdauer bis zu den entferntesten Regionen des Orients und Occidents siegreich durchgeführt, ist noch weit entfernt, seiner eigenen Geschichte so durchaus Herr zu sein, wie er es über fremde längst ist. Dieses enorme Detail, das selbst der kecke, gewandte Geist Voltaire's nicht anders zu bewältigen wußte, als indem er das Nächstliegende der reichen Thatsachen in trockene, chronologische Repositorien zusammenzwängte, verlangt allein die Dauer eines Menschenlebens, um es ganz zu durchwandern, verlangt den kritischen Geist, die feinen historischen Fühlhörner eines Niebuhr, um aus der endlosen Spreu die reichen Goldkörner hervorzulesen. Spittler selbst, dem wir das umfassendste Wissen und schärfste Eindringen in das Detail der Geschichte zutrauen, Spittler, der mit einem so einzigen Talent dem haltlosen Stoff Consistenz, den zerstreuten Thatsachen Einheit zu geben wußte, der alle Staaten Europa's mit dem Geist der Kritik und Combination durchwandert, umging die deutsche Geschichte, wie ein verschleiertes Bild zu Sais. Sein Interesse für deutsche Zustände heftete sich an die kleinen Genrebilder der schwäbischen Regierungswirthschaft, er schrieb eine vortreffliche Specialgeschichte, eine allgemein deutsche nicht.

Aber nicht bloß einen Arbeiter will die deutsche Geschichte, sie will auch einen Künstler — mehr als jede andere. Die weit ausgesponnene Tradition der Urzeit, die Entstehungsgeschichte des sich allmählich individualisirenden Deutschthums, die fast fabelhafte Größe Karls, den Glanz der Ottonen, den riesigen Streit zwischen Germanischem und Romanischem unter den fränkischen Kaisern, den Prometheuskampf der Hohenstaufen — wo ist eine kecke Hand, die sich daran wagte, ohne die feste Voraussicht, dem Uebergewicht solcher Größen unmächtig zu erliegen? Karl der Große, Otto I., Conrad II., Heinrich III., IV., V., Friedrich I. und II., Gregor VII. und Innocenz III., und dazwischen das alte Ringen des Orients mit dem Occident in den Kreuzzügen, die Kirche, das Ritterthum, die Kunst — wo wäre der Künstler, der für das Alles die einfachen und doch großen Farben

hätte? Man muß das auch wohl gefühlt haben, und tüchtige Männer haben in bescheidener Würdigung eigener Kräfte einzelne Glieder abgelöst vom Ganzen und ihre historische Kunst an einem Torso versucht. Wir haben Geschichten der fränkischen und der schwäbischen Kaiser, Darstellungen Gregors VII. und Innocenz des Dritten, die bei allen Mängeln den reichen Beifall, der ihnen geworden, wohl verdienen; haben sie es ja doch zuerst versucht, jene Gestalten, die unserer Pygmäenwelt immer mehr entrückt wurden, wieder in den Kreis lebendiger Weltanschauung herabzuziehen.

Und doch ist das die größte Schwierigkeit noch nicht. Bis dahin hatte der Geschichtschreiber wenigstens einen Faden, der ihn durch die reiche mannichfaltige Welt des germanisch mittelalterlichen Lebens hindurchführen konnte; mochte er nun die deutsche Nationalität, das Kaiserthum oder wen sonst zum Mittelpunkt seiner Darstellung wählen — genug, er hatte einen Mittelpunkt, der ihm als Pharus leuchten konnte. Wie wird's aber mit dem vierzehnten, fünfzehnten Jahrhundert? Wo soll er da anfangen, von wo ausgehen? Mit dem Sinken des Weltkaiserthums wie der Weltkirche zerbröckelt sich die kolossale frühere Geschichte in zahllose Individualitäten; wo da den rothen Faden finden, der durch all das Gewirr hindurchzieht? Wo soll er da die deutsche Geschichte suchen — in den Reichsstädten oder auf den Ritterburgen, beim Kaiser oder bei den Landesfürsten, wo soll er da seine Darstellung anknüpfen — an die Geschichte von Nürnberg oder Heilbronn, von Oesterreich, Baiern, Sachsen oder der Pfalz am Rhein? Die meisten haben in bequemer Sicherheit Oesterreich für Deutschland genommen, in der österreichischen Geschichte die deutsche aufgehen lassen, und damit indirect den vollen Jammer, die totale Zerrissenheit deutschen Lebens seit den letzten Jahrhunderten ausgesprochen. Sie haben Recht; Deutschland hatte keine Geschichte mehr.

Vielleicht hätte man besser gethan, mit dem sechzehnten Jahrhundert die Politik ganz aus dem Spiel zu lassen, und, einige größere Kriege abgerechnet, sich lieber ganz auf die Geschichte deutscher Literatur und Cultur beschränkt. Was uns das Fatum dort genommen, hat es uns hier reichlich wiedergegeben. Luther, Kepler und Lessing hätten für die einzelnen Epochen unserer neuen Geschichte als Abschnitte dienen können; die Kaiser hätte man gar nicht zu erwähnen brauchen, höchstens in einer Note Geschichten wie die Wegnahme Straßburgs, die Verheerung der Pfalz und dergl. berühren mögen. Aber da ist ein

anderer Hafen. Es ist fast keine Bildung der Welt, die Deutschland nicht begierig eingesogen, keine ausländische Cultur, deren Elemente es nicht in sich aufgenommen. Von der üppigen Geistesfülle der Völker des Ganges, den Poesien Joniens, dem Geist Italiens nnd spanischer Sitte bis zum Siècle de Louis XIV. und der englischen Philosophie von 1688 — Alles hat seine Schößlinge nach Deutschland geworfen und hat dort in langem Gährungsproceß mit germanischem Geist sich verbunden. Alles das sorgsam aufzufinden und treu wiederzugeben, wäre des Historikers Pflicht, aber welch eine schwere Pflicht! Und dazu noch, wo ist die Persönlichkeit, die an ein mächtiges Nationalgefühl sich anlehnte und, wie Herodot, wie Livius von dieser Nationalität getragen, im Stande wäre, den Stoff zu beherrschen? Wir haben ja keine Geschichte mehr, Deutschland hat fast keinen Namen mehr — woher sollten wir eine Nationalität haben?

Schon nach dem Wenigen, was wir angedeutet, kann es kein Räthsel mehr sein, warum die deutsche Geschichte noch keinen würdigen Bearbeiter gefunden hat. Fast gleichzeitig mit den ersten, mehr juristischen als historischen Versuchen von Pütter hat Pfeffel, der gewandte französisch gebildete Weltmann, mit seiner gründlichen Gelehrsamkeit seinen Abrégé Chronologique für Welt= und Geschäftsleute geschrieben, der an Spittler'sche Concinnität erinnert und als bequeme Uebersicht der wichtigsten Thatsachen noch jetzt recht wohl zu brauchen ist. Die gründlichen, aber geschmacklosen Zusammenstellungen eines Heinrich, Häberlin u. s. w. waren natürlich nicht lesbar. Erst der treffliche Wilken verstand es, wenigstens den weitschichtigen Stoff zu verdichten und das kalte fleischlose Skelet der Hauptthatsachen in anatomischer Uebersicht klar vor Augen zu führen. Er hörte aber schon mit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts auf, und wir wissen nicht, ob Unlust über die undankbare Arbeit oder die Bangigkeit vor der wachsenden Masse der Thatsachen ihn von einer Fortsetzung des vortrefflichen Handbuchs abgehalten hat. Die Versuche dauerten fort; Vollendetes kam nichts zu Tage. Luden glaubte durch blühende Rhetorik und den längst vergessenen Schwung eines Turnerenthusiasmus mit den großen Thatsachen, die er berichtete, au niveau bleiben zu können, und ist an der kühlen Prosa einer Zeit, die er mißverstanden, gescheitert. W. Menzel hat bei der herrschenden Oede Glück gemacht mit einer deutschen Geschichte, der es keineswegs an Geist und Darstellung, aber an zureichenden historischen Studien gebricht; Kohlrausch endlich hat

mit seinem fließend geschriebenen, nicht zu weitläufigen Handbuch wenigstens das Gros des Publicums befriedigt und das zweideutige Verdienst gehabt, durch die große Verbreitung seines Werks wenigstens vor dem völligen Vergessen unserer vergangenen Geschichte zu schützen.

In der Heeren=Ukert'schen Sammlung hat Pfister die deutsche Geschichte übernommen. Pfister hatte früher eine sehr gute und gediegene Geschichte Schwabens geschrieben, also, dachte man vielleicht, muß er auch eine gute deutsche Geschichte schreiben können. Der conträre Schluß wäre vielleicht richtiger gewesen; denn aus dem bescheidenen Kreis schwäbischer Grafen und einer kritischen Untersuchung verwischter Provinzialzustände sich auf die große Bühne der deutschen Geschichte wagen — das ist ein gar zu kecker salto mortale. Und gewiß eine trockenere, nüchternere, leblosere Auffassung als die Pfister'sche war kaum möglich. Und dazu die unbeholfene, wortreiche Darstellung, dieses Sich verlieren in die abgestandene Alltäglichkeit längst bekannter Thatsachen und Jahreszahlen — nein, es ist zu arg, als daß man dem sonst trefflichen und verdienstvollen Verstorbenen zu Liebe hier ein Auge zudrücken sollte. Sein Buch hat uns um lange Zeit zurückgebracht, und es gehört ordentlich Muth dazu, nach solchem Mißlingen sich wieder an die deutsche Geschichte zu wagen. Doch wir müssen gerecht sein — Pfister selbst hat das gefühlt! ein paar Worte (Einleitung S. XII), die er hinwirft, zeigen recht gut, daß er das Unzureichende seiner Kräfte fühlte; ruft er nicht selbst dort schmerzlich aus: Ja, wer ein solches Werk zur einzigen Aufgabe seines Lebens machen könnte! Die Zeit freilich hätte es nicht allein gethan.

Andere seiner Mitarbeiter, namentlich Geijer und Dahlmann, haben es verstanden, wie man Sagengeschichten nordischer Völker, die mühsamen Früchte langjähriger Forschungen, auf wenige Blätter in beinahe antiker Kürze zusammendrängt, oder wie man Personen und Zustände mit wenigen Pinselstrichen wahr und treffend zeichnet. Pfister verliert sich schon in den ersten Bänden in eine unerquickliche Masse von Einzelheiten; in den letzten scheitert er völlig an der Unermeßlichkeit des Stoffs. Sprache und Darstellung sind nicht geeignet, die Mängel der Anordnung und Gruppirung vergessen zu machen. So hätten wir denn noch immer keine deutsche Geschichte; die wir alle Gebiete historischen Wissens mit reichem Ertrag durchwandert, zu einer Universalhistorie, die diesen Namen in Wahrheit verdient, die ersten Anfänge

gemacht, sind uns selbst und unserer eigenen Geschichte fremd, in der That eine gens incuriosa suorum.

Alle einzelnen Werke durchzugehen, wollen wir den Referenten gelehrter Journale überlassen; sie werden freilich zum großen Theil nicht darnach fragen, ob das Buch uns um eine Idee reicher gemacht oder die historische Kunst ihrem Ziele näher geführt habe — höchstens wird man mit Chiffonniersgeduld an die Einzelheiten das Messer der Kritik legen; ob Geist und Seele bei Abfassung des Buchs thätig gewesen, darnach wird wenig gefragt. Auf dem Wege freilich werden wir noch lange nicht zu einer guten Geschichtsdarstellung gelangen.

Wir haben das edle, uneigennützige Streben des Unternehmers, wie die redlichen Bemühungen aller Mitarbeiter, das wahre Verdienst einzelner Werke mit Freuden anerkannt; aber der Wahrheit die Ehre! Wenn die Geschichtschreibung der Nation näher treten soll, als sie es bisher gewesen, so muß es noch anders, ganz anders werden. Wir wiederholen es noch einmal: Laßt uns nicht bloß Geschichte forschen; wir wollen sie auch schreiben; und wenn wir sie schreiben, so geschehe es aus dem Leben, nicht bloß aus dem todten Buchstaben des bestaubten Folianten; denn

> Das Pergament ist das der heil'ge Bronnen,
> Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
> Erquickung hast du nicht gewonnen,
> Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Dahlmanns Geschichte von Dänemark.*)

(Allgemeine Zeitung 20. Mai 1841 Beilage Nr. 140.)

„Das heutige Dänemark stellt sich auf den ersten Anblick wie ein Vorland von Deutschland dar. Jütland hebt sich wie ein ausgestrecktes Schwert Germaniens, das die Meere getheilt hält. Wäre Karl dem Großen ein gleich kriegerischer Sohn gefolgt, so gehörte seit nun tausend Jahren die cimbrische Halbinsel zu Deutschland, die beiden Inselgruppen Jütlands, die Inseln jenseits des Limfiord, Mors und Wendila, welche in Stagens Horn ausläuft, und die fünische Gruppe, Fünen mit Alsen u.s.w. hätten sich angeschlossen, keine irgend fremdartigere Erwerbung für das Frankenreich, als die der Sachsen."

*) Hamburg, bei Perthes 1840. Erster Theil.

Die Geschichte dieses uns entfremdeten und doch verwandten Landes zu schreiben — dazu scheint uns kein deutscher Historiker mehr berufen als Dahlmann. Seiner eignen Persönlichkeit ist etwas von dem eigen, was den Uebergang von deutschem zu dänischem Wesen bezeichnet; seine mächtigsten Erinnerungen gehören den Gegenden an, wo die Gegensätze des abtrünnigen Tochterlandes und die Ansprüche des Muttervolks sich am lebhaftesten und feindseligsten berührt haben. Gerade durch jene Reibung hat aber bei ihm das Nationalgefühl an Consistenz gewonnen; von keiner Vorliebe zu dem fremden Stoffe fühlt er sich hingezogen; im Gegentheil, wo Deutsches und Dänisches sich berühren, kann er sogar widerstrebender Neigungen sich nicht erwehren. Nur mit Wehmuth sieht er, wie auch diese Mark vom Mutterlande allmählich sich loswindet, wie die Gränzen des alten Reichs sich immer schmählicher einengen, und bitter wirft er es Friedrich II., dem Hohenstaufen, vor (S. 362), daß er so leichtsinnig die deutsche Oberhoheit den lockenden Aussichten dänischer Freundschaft und Hülfe geopfert.

So lebhaftes Gefühl für nationales Wohl und Weh, eine so bestimmte Stellung zu seinem historischen Stoff durften wir bei Dahlmann wohl erwarten. Danken wir's ihm, daß er nicht, wie so manche, den trostlosen Versuch gemacht, sich auf den Standpunkt derer zu erheben, die auf dem hohen Thron einer mißverstandenen „Objectivität", sich selbst, ihre Schwäche und Haltlosigkeit den Augen der kurzsichtigen Menge zu entziehen suchen. Die Geschichte will Verfasser, welche die Menschheit lieben; sie will Charaktere, Gesinnungen — und die lassen sich durch alle Grazie des Styls, alle Kunst der Darstellung nicht ersetzen. Die gewaltige Materie, welche die dänische Geschichte (namentlich die ältere) uns bietet, sucht Dahlmann mit kräftigem Bemühen zu beherrschen und die rohe thatsächliche Masse durch historische Gestaltung zu beleben. Was bisher geleistet ward, bewegte sich bloß in den engen Gränzen historischer Forschung, und begab sich gleich vornherein jedes Versuchs, den spröden massenhaften Stoff künstlerisch zu formen. Dahlmann hat seine Aufgabe größer gefaßt, er hat die Forderung unserer Zeit nach tüchtiger historischer Belehrung wohl erkannt, und das Geschäft des Forschers mit der Kunst des Darstellers, so weit der unbiegsame Stoff es erlaubte, zu verbinden gewußt.

Das Bedürfniß eines Geschichtswerks über Dänemark, sagt er, welches die Forschung umfaßt, sie reinigt, verbindet, wieder aufnimmt,

und den Leser des Nachgefühls der vom Verfasser überstandenen Beschwerde mit einiger Großmuth überhebt, ist nur gesteigert. Die Hauptsache muß dabei freilich eine lebendige und innerliche Auffassung des historischen Stoffs thun, aus welcher die Verknüpfung zum Ganzen hervorgeht, ohne welche alle Stylistik mit ihren alten und neuen Künsten verlorene Arbeit ist." — „Nach langer Arbeit unter Bausteinen, fügt er treffend hinzu, wird man nicht alle Erde vom Kleide los, die Notennoth schleppt einem wie die Erbsünde nach. Gleichwohl habe ich nie für das Nachschlagen geschrieben, ich suche mir Leser."

Mit gedrängter, oft antiker Kürze führt uns Dahlmann durch die älteste heidnische Zeit hindurch; das Anlehnen an das Germanische oder Losreißen davon, der Sieg oder die Niederlage des Christenthums sind die Fäden, die ihn durch diesen verworrenen Knäuel von Mythus und Geschichte, von Zerstörung und Gründung, von Auswanderung und Ansiedlung hindurchleiten. Anskars aufopfernde Bekehrungsthätigkeit, Haralds und Knuds Erscheinungen, letztere scharf hervorgehoben und mit Meisterhand geschildert, sind die Haltpunkte, bei denen der Historiker länger verweilt, um uns vom Standpunkt besonnener, lichtvoller Forschung in die bewegte Normannenwelt einen Blick werfen zu lassen. Mit siegreicher Kritik, oft auch mit leichter Ironie die Widersprüche der alten Tradition enthüllend, sucht er mit raschen Schritten sich bis zum festen Boden bewährter Historie durchzukämpfen. Das alte Dänenland mit seinen „Harden" und „Syffeln", seinem scharf ausgeprägten exclusiven Volksrecht, seiner gewaltigen Bauerschaft, seinem beschränkten Königthum wird uns in einem eignen sehr belehrenden Abschnitt vorübergeführt, und wenn es hier an einzelnen Stellen dem Verfasser weniger gelungen ist, aus dem Ton des Forschers herauszutreten, so entschuldigt ihn das Massenhafte des zu verarbeitenden Stoffes, der unter seinen Händen erst Anordnung und Sichtung verlangte. Die Menge der mannichfachsten Vorarbeiten, das wüste Chaos von Thatsachen, Hypothesen, Irrthümern und historischen Vorurtheilen mag ihm die Arbeit oft mehr erschwert als erleichtert haben.

Noch hat das Christenthum bis dahin wenig Eingang gefunden, drum steht das nordische Staatswesen noch ungemischt da in seiner ganzen Eigenthümlichkeit; viel eigenthümlicher, als sich sonst germanische Nationen zu erhalten vermochten, sobald sie mit Romanischem und mit der Kirche in Berührung kamen. Doch nicht lange vermag sich das freie, selbständige Volksthum des Dänenstammes dem gewaltig

um sich greifenden Einfluß der Hierarchie zu entziehen. Es kommt ihr die Monarchie sogar freundlich entgegen, denn sie sieht in ihr eine Helferin, die lästige Suprematie der kräftigen Nation zu brechen, sie bietet dem Papst die Hand zum Bund, und der — es ist Gregor VII — ergreift mit freudiger Hast die Gelegenheit, auch den bis jetzt noch ungebeugten Nacken des nordischen Stammes unter die Weltkirche zu beugen. Das Priesterthum mit seiner Herrschsucht, das Königthum mit seiner wilden Ausschweifung, beide mit ihrem religiösen Terrorismus bereiten dem Volk harte Tage. „Knud der Heilige, der gewissenhafte Herr, dem es sonst so ernst am Herzen lag, daß seine Dänen ja keinen Fasttag weniger hätten als die übrige Christenheit, war im wilden Ungestüm seines Eifers im Begriff, seine eignen Bauern in Knechte und Bettler zu verwandeln" (S. 202). Darum unterliegt auch Knud dem gereizten Haß seines eignen empörten Volkes. — Aus der Masse dieser Einzelnheiten, dieser stets wechselnden Zustände strebt Dahlmann allmählich dem eigentlichen Glanzpunkt altdänischer Entwicklung und nationaler Thatkraft zu — der Zeit des großen Waldemar. Mit sichtbarer Vorliebe verweilt er bei dem thatenreichen Leben des gewaltigen Mannes und seines großen Freundes Absalon; fein andeutend läßt er uns durch den Gang der Ereignisse durchblicken und wahrnehmen, wie sich Dänemark allmählich von Deutschland emancipirt und das rüstige Volk nach langen Tagen schwerer Prüfung und innerer Zerwürfnisse seine selbständige Existenz begründet. „Der erste Gläubige an die Rettung seines versunkenen Vaterlandes, sagt er (S. 349) von Absalon, in der Rettungsarbeit aber mindestens der zweite, Stütze von zwei Königen, Stifter der künftigen Hauptstadt des Reichs, Beistand und Quelle seines Geschichtschreibers, und was Allem vorangeht, nach tiefem Verfall Wiedererwecker und Bannerträger eines kühnen vaterländischen Selbstgefühls. Wem die rauhen Winde von Jugend auf das Antlitz furchten, dem vergibt sich Seemannsweise: dem Axel aber legte der Schutzgeist Dänemarks das Steuer in die Hand und Bischofsstab und Schwert."

Die folgenden harten Zeiten, der Verfall des Reichs, die Anarchie durch Rebellion und Königsmord gefährlicher und schlimmer gemacht, werden uns mit lebendigen, oft grellen Farben geschildert. Wir sehen, wie das arme Land immer ärgerer Verwirrung, ja der Auflösung entgegengeht — da erscheint der dritte Waldemar als rettender Genius der dänischen Nationalität, und wir sehen bessere Zeiten heranbrechen

Bis dahin hat dieser erste Band die dänische Geschichte geführt. Im weitern Fortgang schon hat die Darstellung zusehends an Gestalt und Rundung gewonnen, das Interesse nicht selten die körnige, mannhafte Sprache Dahlmanns noch gehoben — bei weitem dem interessantesten Theile, der Fortsetzung, sehen wir entgegen. Die Zeiten der Union, der Reformation, der unumschränkten Monarchie ziehen die ganze nordische Geschichte mehr und mehr in den Kreis der dänischen herein, und die Geschichte seit den letzten Jahrhunderten nimmt an Reichthum und Fülle in hohem Grade zu. Das kleine Land, „das ausgestreckte Schwert Germaniens," durchlebt eine großartige und eigenthümliche Entwicklung — gerade gleichzeitig mit der allmählichen Auflösung und Vernichtung des großen Mutterlandes und seiner nationalen Ehre. Jetzt aber gehört Dänemark zu den Staaten, deren verschiedenartige, feindselig gemischte Elemente in dumpfer Gährung und lose mit einander zusammenhängend fortvegetiren; es ist an den Gränzen einer neuen Entwicklungsepoche angelangt und seine Geschichte seit 1660, das Verhältniß zu den Herzogthümern könnte politisch leicht noch lauter zur Sprache kommen, als historisch. Auch hier freilich kommt alles darauf an, welche Geltung im heutigen Europa sich das germanische Prinzip verschaffen wird.

Zweiter Band.

(Allgemeine Zeitung 25. u. 26. December 1841 Beilage Nr. 360 u. 361.)

Der erste Band von Dahlmanns Geschichte hat in diesen Blättern seine Anzeige bereits gefunden. Indessen, wenn gleich über Charakter und Inhalt des Werkes dort gesprochen ward, der zweite eben erschienene Theil enthält doch des Neuen und Eigenthümlichen zu viel, um nicht eine wiederholte Hinweisung auf den interessanten Inhalt des trefflichen Buchs nothwendig zu machen. Mancher mochte zwar überrascht sein — und wir wissen, daß es viele waren — den Verfasser noch immer nur bis zur Gränze des fünfzehnten Jahrhunderts gelangt zu sehen; mancher hoffte vielleicht schon auf die Revolution von 1660 oder wenigstens die Vorbereitung dazu; allein daß diesen Hoffnungen nicht entsprochen ward, bedarf kaum einer Entschuldigung. Dahlmann durfte die ganz bedeutende Entwicklung Norwegens und Islands, die neben der dänischen Geschichte herläuft und von ihr kaum getrennt werden mag, nicht aus den Augen lassen; er durfte, selbst auf die Gefahr hin, den le-

dern Gaumen historisch-belletristischer Näscher nicht ganz zu befriedigen, dem pikanten Stoff der spätern Zeit nicht auf Kosten des etwas sprödern der frühern Jahrhunderte den Vorzug geben. Danken wir's dem Manne ächt deutschen Wissens wie ächt deutscher Gesinnung, daß er, ohne für ein bestimmtes beliebiges Publicum und dessen Liebhabereien den historischen Stoff zu appretiren, nur auf den Leser geschaut hat, wo er ächten und ernsten historischen Sinn zu finden hoffen darf.

Eben weil aber hier ein ächt historischer Sinn, geschichtlicher Betrachtung zugewandt, selbst den rauhen Stoff nicht verschmäht, sondern bemüht ist, ihm Form und Leben abzugewinnen, scheint uns Dahlmanns Werk neben der bequemen Skizzirung des dankbarsten und pikantesten Thema's doppelter Erwähnung werth; eben weil hier ein Charakter vom guten alten Stoff selbst dem anscheinend ferner liegenden Stoffe die individuelle Wärme mitzutheilen sucht, die er für jede geschichtliche und politische Volksentwicklung empfindet, verdient Dahlmann doppelte Anerkennung in dieser wenig ermunternden Umgebung, in der nicht selten die historische Kunst selbst gegen das Nächstliegende und Wichtigste mit gut berechneter Kälte sich zu wappnen sucht. Man wird dem Verfasser, wenn er uns die Geden Islands oder die Tinge Norwegens, wenn er uns das innere Wesen jenes ganz eigenthümlichen demokratischen Lebens, das uns übrigens fern liegt, schildert, gewiß mit mehr Interesse folgen als dem historischen Diplomaten, der mit affectirter Gesinnungslosigkeit sich beim Heiligsten und Höchsten sorgfältig davor hütet, im Innern warm zu werden; man wird der schlichten, kunstlosen und doch eigenthümlich anziehenden und körnigen Darstellung Dahlmanns lieber folgen, als dem fein ausgedachten Wortgepränge des historischen Stylkünstlers, dessen fein gewundene Periode dem Geraden wie dem Schiefen als Folie und Rechtfertigung zu dienen vermag.

Dieser zweite Band hat aber noch ein ganz besonderes Interesse — das der anziehenden historischen Forschung. Er gibt uns über jene nordischen Zustände, die uns bisher nur in verkehrter oder matter Beleuchtung erschienen, Thatsachen und Urtheil genug, um einem längst gefühlten Bedürfniß, das Dahlmann zu befriedigen vorzugsweise berufen war, zu entsprechen. Mit dem kritischen Ernst und der Tiefe, die noch viel weiter geht als die gewöhnliche Gründlichkeit und Treue des historischen Combinators, mit jener ruhigen Umsicht, die Dahlmann zuerst als Forscher einen wohlbegründeten Ruf verschaffte,

mit jener Klarheit und Concinnität, die er von seinen Mustern, den Alten, entlehnt hat, drängt er uns die Ergebnisse weit auseinander liegender Forschungen und mühsamen Studiums fremder Zustände eng zusammen. Und allenthalben ist das Bestreben sichtbar, das Ergebniß kritischer Untersuchung aus dem Kreise der trocknen Forschung hinweg und auf den Boden der frischen Lebensanschauung hereinzuziehen. Bald ist es eine in kräftigen Umrissen gehaltene Schilderung des Orts, bald eine scharfe und durchsichtige Parallele der Zeiten, bald ein Hinweis auf das Jetzt, bald wieder eine ernste mitunter bittere Reflexion über die Gegenwart, welche sich dem Verfasser aufdrängt; bald sind es geheime tiefliegende Fäden der innern Entwicklung, durch deren Nachweis uns Dahlmann fortwährend erinnert, daß wir uns in der Geschichte, im Kreise der stets wogenden Bewegung finden, nicht bloß auf dem kahlen Boden trockner Forschung. Ueberall aber waltet das vaterländische Interesse vor, allenthalben zeigt er uns, daß der fremde Stoff ihn Deutschland nicht entfremdet; überall geht das warme Gefühl für deutsches Wohl und Wehe so sichtbar durch, daß wir es gerne glauben, wenn die Danomanie unserer Tage den deutschen Historiker mit mißbilligendem Blicke betrachtet. Fremde waren ja immer gewohnt, ihr Streben und ihre Tendenzen von Deutschen am wärmsten vertreten zu sehen; was Wunder, wenn sie erstaunen und grollen, daß deutsche Gesinnung ihnen plötzlich diese wohl ausgebeutete Quelle ihres Egoismus versiegen macht.

Gleich die ersten 70 Seiten des Buchs, den Rest der politischen Geschichte Waldemars IV. bis zur Calmarer Union enthaltend, bieten uns Stoff genug zu Reflexionen mancherlei Art. Waldemar IV., der Schlaueste der Schlauen, der zögernde Politiker, fängt sich doch zuletzt in den Schlingen seines Trugs und seiner kecken Gewalt, und ihm ist das traurige Geschick aufbewahrt, seine Größe von vordem mit gebrochener Kraft zu überleben. Oft von ihm getäuscht, oft in ihren Interessen getheilt, öfter noch durch sein schlaues Zögern entkräftet, sind es doch zuletzt die Hanseaten, deren weitgreifenden Bestrebungen Waldemar unterliegt. Nur durch Flucht kann er sich wenigstens die gewandte Benützung der Folgezeit sichern; aber die Städte der Hansa schreiben (1370) seinem Reichsverweser einen mindestens schmählichen und auch drückenden Frieden vor. Das stolze Dänemark tritt in materielle und politische Abhängigkeit zu den Kaufleuten der Hansestädte, und die dänische Aristokratie muß beschwören, „keinen Herrn zu

empfangen, es sei denn mit dem Rath der Städte", die unbedingtesten Handelsvorrechte waren ihnen ohnedieß gesichert. Das thaten die „Krämer" jener Zeit, und wir, die altklugen Epigonen, wie lange lassen wir uns noch vom frechen Egoismus fremden Wuchers beherrschen? — Für Dänemark selbst ward aber jene Niederlage der Anfangspunkt ganz eigenthümlicher Entwicklungen. Zwar kehrt Waldemar IV. noch einmal auf seinen Thron zurück, aber gelähmt und mit gebrochener Thatkraft. „Nachdem er 20 Jahre mit wunderbarem Erfolg gebaut, 10 andere Jahre wieder niedergerissen und 5 Jahre dafür gebüßt hatte", starb er und seiner Vorfahren „blutbespritzter Machtbau" fiel auseinander. Die emporwachsende Selbständigkeit einer mißvergnügten Aristokratie, die Bereitwilligkeit eines erwerbsüchtigen Clerus machte es einer besonnenen, umsichtigen Frau, wie Margarethe war, leicht, die drei Kronen wenigstens vorübergehend auf einem Haupt zu vereinigen. „Dem Gelingen der Calmarer Union", sagt Dahlmann S. 74, „stand entgegen: die Größe der drei Reiche, die alte Eifersucht der drei Völker, vor allem die Mitregierung der drei Reichsräthe, deren Interesse es war, jeder Verschmelzung entgegenzuarbeiten, denn die Trennung der Dialekte wäre zu überwinden gewesen. Gelang es indeß mit der Wahl des ersten Unionskönigs, so konnte durch ein tüchtiges Zusammenstehen gegen den gemeinsamen auswärtigen Feind, die Hanseaten, ächtes Gemeingefühl im Innern wohl erwachsen. Aber ganz anders war es in der Ordnung der Zeiten beschieden. Waldemars II. blutbespritzter Machtbau sank auf einen Stoß zusammen; Margaretha mußte es erleben, wie die friedliche Schöpfung ihres versöhnlichen Sinnes zu kleinlichen Zwecken kläglich mißbraucht und langsam untergraben ward. Die Union ward wie eine mißlungene Ehe zum Gegenstand des Widerwillens der Vereinten, und es war ein großes Mißgeschick, daß das Band erst im vierten Menschenalter unter entsetzlichen Gräueln endlich zerriß." Alles das entwickelt uns der Verfasser mit Kürze und doch reicher factischer Ausstattung; die Kämpfe der kühnen Hanseaten, die innern Zerwürfnisse der Reiche, interessante Episoden wie das Treiben der kühnen Flibustier, der Vitalienbrüder, geben dem ganzen Bilde Leben und Colorit.

Im Folgenden führt uns Dahlmann auf den innern Zustand Norwegens. „Die Bevölkerung des großen norwegischen Landes war durch Natur und Geschichte in 20 bis 30 Gebiete, meist Fylken (Völker) genannt, zerfällt. Manche hießen auch Lande, Marken oder Reiche.

Jedes Fylke hatte seinen König für sich, falls nicht das Kriegsglück hier und da ein paar Fylken unter einer Hand vereinigte. Aber man erkannte früh im Volk, daß, um nicht im steten Kampf der Fylken sich aufzureiben, man gegenseitig Recht geben und nehmen müsse." (S. 81) Und so trat der norwegische Bauer allmählich zu dem König der Fylken in Verhältnisse, die gegen sein Wissen wie gegen seinen Willen das herbeiführen mußten was er gerade zu vermeiden wähnte, die Vereinigung Norwegens unter einem Königthum. Harald Schönhaar war berufen diese Vereinigung zu vollenden. Gewaltig zugleich und listig gewandt verschmähte er kein Mittel, die alte Bauernverfassung zu erdrücken und das neugebildete Reich mit einem tüchtigen Zusatz monarchischen Elements zu durchdringen. Die alten freien Tingverbände wurden in ihrer Entwicklung gestört, monarchische Beamte (Jarls) mußten die Centralisation und mit ihr die Unterdrückung der alten Freiheit befördern. Es gelang ihm, aber mancher tapfere Normanne mied die Heimath, um den Untergang der Freiheit dort nicht zu erleben. Das alte Fehderecht, die ungehinderte Seeräuberei fand jetzt ihr Ende und der ungezügelten Kraft des norwegischen Volksgeistes fehlte ein Ziel, an dem sie sich hätte äußern können. Mancher suchte jetzt sein Glück anderswo, weil er die neuen Fesseln der Heimath nicht zu ertragen vermochte. So war dem Jarl von Möre ein Sohn geboren, Rolf, der so stark von Wuchs war, „daß kein Pferd ihn tragen mochte, man nannte ihn nur den Gänger Rolf. Eines Sommers, als er von einem Seezuge kam, wagte er es in Wigen Schlachtvieh zu rauben, um seine Mannschaft zu versehen. Darob ward der König, der allen Raub im Lande streng verboten hatte, hocherzürnt und sprach in der Landesversammlung von Wigen Verbannung aus dem Reich über ihn. Jetzt schiffte Rolf nach Frankreich und kriegte sich dort durch die Waffenarbeit von mehr als einem Menschenalter bis zum ersten Herzog von der Normandie und dem furchtbarsten Vasallen Frankreichs hinauf. Von ihm stammt Wilhelm der Bastard ab, welcher England eroberte, von ihm durch Seitenverwandtschaft der berühmte Tancred, der im zwölften Jahrhundert von der Normandie aus Neapel und Sicilien sich unterwarf." Aber auch die schönen Früchte der neuen Ordnung der Dinge blieben nicht aus. War der erste Widerstand der unbeugsamen Naturen einmal gebrochen, so mußte sich aus der losen Bauernverfassung ein fester geschlossener Staat, aus der anarchischen Freiheit des Einzelnen Sicherheit der

Rechte Aller hervorbilden. Es geschah, und König Harald konnte mit Zufriedenheit auf sein vollendetes Werk zurückblicken.

Aber die Theilung des Reichs, die Tyrannei des Nachfolgers Erich Blutart, den der Vater zum Oberkönig gemacht, brachte dem Reich wenig Segen. „Da erschien plötzlich, noch in dem Todesjahre des Vaters, Hakon, genannt Adelsteins Pflegling, fünfzehnjährig; er fand in Trondhjem bei dem Jarlen Sigurd gute Aufnahme, und als er die Bauern in der Landesversammlung um das Königthum ansprach und hinzufügte, sie sollten alle wieder Odelsbauern sein, ihre Stammgüter zurückhaben, da riefen die Thrönder insgesammt ihn zum König aus. Die Nachricht von seiner Erhebung flog wie Feuer durch trockenes Gras durch das ganze Land: Hakon sei ganz das Ebenbild seines Vaters, nur darin ihm unähnlich, daß er die alte Freiheit wiederbringe. Viele Bauern aus den Hochlanden kamen selbst, um sich zu überzeugen, andere schickten Wahrzeichen der Treue. Dem Aufgebot Erichs folgten wenige.“ (S. 90.) Er führt den Namen des „Guten“ in der Geschichte und gehört zu den größten Fürsten des Nordens. Er ist Christ und sein Volk noch im starrsten Heidenthum befangen; das Volk liebt ihn und haßt doch seinen Glauben, zu dem er es selbst gern führen möchte, manche schwere Stunde ward dem guten König durch die Erbitterung verursacht, womit das Volk seine Bekehrungsversuche aufnahm und Hingebung an den alten Glauben von ihm verlangte. Doch bricht sich das Christenthum allmählich Bahn. Die Norweger selbst aber schweifen wie bisher weit über die Gränzen der unwirthlichen Heimath hinaus. Das ist die Zeit (986), wo Amerika von ihnen entdeckt, wo Island zur Unterwerfung und Bekehrung auserwählt wird. Dahlmann gibt uns (S. 106 ff.) eine vortreffliche Schilderung des merkwürdigen Eilandes, eine Vergleichung seiner frühern und jetzigen Zustände und eine Geschichte seiner allmählichen Colonisation. Es bildet sich bald aus dem selbständigen Leben des Volks eine Art Verfassung heraus, die durch Ulfliot ihre Vollendung erhielt. „Durch Ulfliots Satzung gewannen die Bauern einen gewissen Antheil an der allgemeinen Gesetzgebung. Wer den Inhalt der neuen Ordnung nach allgemeinen Theorien über die Gewalt des Herkommens und die Nichtigkeit aller gemachten Gesetzgebung ermessen wollte, würde sehr irre gehen. Ich finde, daß man sich seines Lebens klar war. Man ließ Verhältnisse fahren, die durch die Auswanderung ihr Leben eingebüßt hätten.“ (S. 119.) In Norwegen selbst aber

wandte sich die neubegründete Kirche gegen ihre eigenen Pfleger, und Söhne der eifrigen Bekehrer unterlagen dem Joche der Hierarchie. Innere Gründe wie Einflüsse von außen trugen gleich mächtig dazu bei und im zwölften Jahrhundert ist das Gebäude der priesterlichen Obergewalt vollendet. „Mit Sigurds Tode," sagt Dahlmann S. 140, „eröffnete sich ein grauenvoller Abschnitt norwegischer Geschichte. Sehen wir, wie wir leben, heillosen Zeiten entgegen, weil die ewig wahren Begriffe vom Staate in einen Schleier künstlich eingehüllt werden, zu welchem Schelmerei den Stoff, das Christenthum die eingestickten Redensarten hergibt, so war es damals umgekehrt." Die Priester wachsen dem Monarchen über den Kopf und als zu Ende des 12ten Jahrhunderts König Sverrir auf dem Wege des Rechts wie des Frevels und der frechen Gewalt die geistlichen Ansprüche in ihre Schranken zurückweist, bildete sich gegen ihn die furchtbare Partei der Bagler d. h. Krummstäbe, denen Innocenz III. seinen mächtigen Schutz lieh. Erst mit König Magnus Lagabätter (1263) beginnt eine neue Epoche des norwegischen Reichs. In ihm überwog der Gesetzgeber den Beherrscher; mit seltenem fast beispiellosem Festhalten am Rechten und Edeln schuf er dem ermatteten Staat eine neue Form, ein ächtes Friedenswerk; Dahlmann hat uns die Geschichte dieser Umgestaltung (S. 332 bis 370) mit wohlthuender Wärme und Pietät geschildert.

Von viel größerer Bedeutung noch für die Kenntniß germanisch-skandinavischer Zustände ist die Geschichte der innern Verhältnisse. Was früher bloß angedeutet war, wird hier im Einzelnen nachgewiesen, und an dem Gange von König Haralds Centralisation lernen wir die altnorwegischen Zustände von den spätern scharf unterscheiden. „Die alte Ordnung von Norwegen war, daß jedem Reiche ein König vorstand, der sein Geschlecht von den Göttern herleitete. Sein Erbrecht auf das Königthum war nicht besser und nicht schlechter, als das des Bauern auf seinem Hof; ihm zahlten die Bauern gerichtliche Brüche für verletzten Frieden, ehrten ihn mit Geschenken, die nicht als Schuldigkeiten verstanden werden durften. Als der Schönhaar die Geschenke verwarf, Abgaben verlangte, meinten die Bauern, das heiße sie in Pächter verwandeln." (S. 296.) So konnte nur allmählich das monarchische Element im Volke Wurzel fassen; manches, wie das alte Stammgut- oder Odelsrecht mußte sogar wieder hergestellt, anderes konnte nur durch die Zeit dem stolzen Bauernvolk vertraut gemacht

werden. Und noch spät vermochte es das demokratische Bewußtsein des Norwegers nicht, sich vor der Macht des Monarchen zu krümmen; noch lange nachher hieß ihm der königliche Beamte ein „Sklave“, dem er Gehorsam zu versagen sich nicht bedachte. Manche von den Aeußerungen des widerstrebenden Selbstgefühls erinnert oft buchstäblich an unsere deutsche Geschichte, an den Untergang der deutschen Volksfreiheit, an die Mittel wodurch Merwinger und Karolinger das Starre der deutschen Demokratie zu brechen suchten; und wenn wir bei Snorre lesen, wie ein Norweger seinem Bruder, der in des Königs Dienst als Vogt treten will, den Vorwurf macht: Schande für dich und deine Verwandten, wenn du des Königs Sklave wirst — wem fällt da nicht der Bayer Ethiko ein, der lieber sein Vaterland mit seinen Getreuen verließ, als daß er länger den ungerathenen Sohn um sich gesehen hätte, der gegen Land und Lehen dem Kaiser Ludwig den Diensteid geleistet? — Auch in Anderm mahnen Haralds Mittel an Deutschland; er setzte dem festen, abgeschlossenen Volksthum der Bauern eine erbliche Lehensaristokratie der Jarls entgegen, ohne daß sein Werk ihn lange überdauerte. Seine Nachfolger handelten in andern Principien und König Magnus stellt endlich den Grundsatz auf: „Am besten fürs Volk wenn gar kein Jarl ist.“ Doch trat allmählich ein Anderes an die Stelle; man schuf sich aus den ansehnlichsten Bauern eine Art Feudalmacht. Freilich war theils die Einrichtung des neuen Standes selbst zu wenig in scharfe Gränzen eingeengt, theils das norwegische Leben überhaupt in zu gewaltig fluctuirendem Wechsel begriffen, als daß sich eine starre Lehensaristokratie hätte bilden können, und während alles andere gegen einander wüthet, zeigt sich keine Spur von Haß eines unterdrückten Volks gegen seinen Adel. „Das Jahrhundert bürgerlicher Kriege hat, ein heroisches Mittel! Norwegen vor einem durch Erblichkeit vom Volke abgetrennten Lehnsadel bewahrt, und seinen Bauerstand vor der Erniedrigung, die in Dänemarks Geschichten vom Waldemarischen Zeitalter her lange und immer längere Schatten wirft.“ (S. 310.) Nicht minder anziehend ist die Schilderung des Kriegs- und Landtagswesens; das Aufgebot der Waffenfähigen, wie die norwegischen Tingverbände (die uns ein beigefügtes Kärtchen noch klarer macht) veranlassen ähnliche Bemerkungen wie die andern Züge norwegischen Lebens; selbständige und eigenthümliche Entwickelungsmomente durchkreuzen sich hier mit starken Spuren des allgemein germanischen Charakters.

Auch Island und seine innern Zustände werden in einigen ausführlichen Abschnitten (S. 180—294) behandelt. Gesetzgebung, Verwaltung, ständische Verhältnisse, Straf- und Privatrecht sind der Darstellung einverleibt, vielleicht etwas ausführlicher als noth that, und über Poesie und Geschichtschreibung ein Abschnitt hinzugefügt, wo die scharfen Seiten des isländischen Wesens mit gewohnter Meisterschaft hervorgehoben sind. „Die Rechtsanstalten", sagt er S. 264, „geben die scharfe Zeichnung eines Volkslebens, seine Färbung und die weichern Umrisse fehlen. Wenn der Winter die schläfrige Natur überfiel und in sein großes Leichentuch schnürte, welches nur von siedenden Wassersprudeln und flammenden Vulcanen durchbrochen ward, wenn die Gerichtshöfe schwiegen, der Bauer draußen wenig mehr zu wirthschaften fand, ging ihm bei der Heimkehr aus Sturm und Kälte in sein Feuerhaus neben den Seinen und dem überwinternden fremden Gastfreunde eine neue Welt der Erinnerung auf. Gewiß, dem Isländer ward vor allen Söhnen des Nordens am meisten geraubt, als ihm seine Götter verleidet wurden, und das Christenthum siegte. Er verlor alles, worin er Meister war, seine alte Naturanschauung und mit ihr den bildlichen Grund aller seiner Wissenschaft; seine Lehre von Schöpfung der Welt und ihrem Untergang, welcher wohl nur in diesem Lande des Frostes und der Gluthen sich so durchbilden konnte, wie er in Voluspa dasteht, verlor allen zusammengesparten Reichthum der Phantasie, welcher der Sohn seiner Armuth war, und sein Trost für den Mangel an Kriegsfreude und Kriegsruhm — um in der Lehre des Südens ein Schüler zu werden und zu bleiben."

Mit dieser herrlichen Stelle brechen wir ab; wir müßten freilich noch manches Stück in seiner ganzen Ausdehnung geben, um das Werk in seiner vollen Wichtigkeit zu charakterisiren. Diese Anzeige aber sollte dem Leser nicht die Quintessenz in bequemen Excerpten mittheilen, sie soll das Publicum zur Lectüre des Werks selbst bestimmen. Deßhalb haben wir auf den reichen Inhalt hingewiesen, deßhalb die Verknüpfungspunkte hervorgehoben, die schon den Stoff unserm historischen Interesse näher rücken, als es auf den ersten Augenblick scheint. Aber nicht der Stoff allein, auch der Bearbeiter, und er hauptsächlich, hat einen gerechten Anspruch auf die theilnehmende Anerkennung deutscher Leser. Wohl möchte sich Mancher an einzelnen Stellen die Form elastischer, Mancher auch wohl flüssiger und dehnbarer wünschen; das verwöhnte Publicum ist durch die Pfennigslectüre zu

sehr verdorben, um einem ernsten, schlichten Sinn ohne Ueberwindung folgen zu können! Dahlmann aber schreibt aus seiner Seele, nicht aus dem Pergament; unter den Goden Islands, unter den Fylken Norwegens tritt das deutsche Wesen, das Interesse für die Gegenwart und ihr Heiligstes, treten die Beziehungen zum Leben nie in den Hintergrund. Eine gewisse Bitterkeit sogar scheint sich oft aus den Eindrücken der Gegenwart der historischen Betrachtung Dahlmanns aufzudrängen — eine Bitterkeit, die nur dann völlig verschwindet, wenn gesetzliche Ordnung, wohlwollende Begründuug ächter Freiheit in den nordischen Zuständen seine Betrachtung fesseln.

Noch zwei Bände verspricht uns Dahlmann; beim dritten ist er schon beschäftigt; wir wünschen ihm alle die Theilnahme und Ermunterung, die sein edles Streben verdient.

Dritter Band.*)

(Allgemeine Zeitung 8. April 1844 Beilage Nr. 99.)

In recht dankenswerther Weise hat uns Dahlmann kund gegeben, wie viel die Nation entbehrte, wenn eine Muße wie die seine der friedlich geordneten Thätigkeit entzogen war; er beschenkt uns mit zwei Werken zu gleicher Zeit: seiner Fortsetzung der dänischen Geschichte und der Geschichte der englischen Revolution. Ist letztere schon dem Stoffe nach ein Buch welches mit den wichtigsten Fragen moderner Staatsentwicklung im engsten Zusammenhang steht, so hat auch der dritte Band seiner Geschichte Dänemarks ein mehr als dänisches Interesse; denn die Zeit der Auflösung der nordischen Union (1397 bis 1523) ist mit Zuständen und Veränderungen der verschiedensten Art so mannichfach durchflochten, daß namentlich der deutsche Leser an dem frischen bewegten Bilde, wovon die Geschichte seines Schleswigs einen großen Antheil bildet, nicht kalt vorübergehen kann.

Wer einmal Gelegenheit gehabt in jenen Zeitraum genauer einzugehen, wird erstaunen müssen, wie hier bei Dahlmann mit dem gründlichsten Fleiß im Sammeln sich die ruhige und tief eindringende Schärfe und Präcision des Ordnens verbunden hat; durch den größten Reichthum der Thatsachen hindurchgeführt, fühlen wir uns doch von der Masse nicht beengt, und fortwährend wird unser Blick in das Wesentlichste des Entwicklungsganges offen gehalten. Gedrängt und lebendig schreiten die Ereignisse vorwärts; das Ganze von jener ein-

*) Hamburg. Perthes 1843.

fachen Würde und imponirenden Schmucklosigkeit der Darstellung gehoben, wie sie dem Stoff angemessen ist und aus des Bearbeiters Gemüth mit ungesuchter Natürlichkeit hervorquillt.

Die ersten Abschnitte eröffnen uns einen Blick in das Innere des altdänischen Staates; das Städtewesen, die Rechtszustände, die Kriegsverfassung aus den Zeiten der Union werden vor uns entfaltet, und mit schlagenden gedrängten Zügen die Gründe aufgedeckt „weßhalb es mit dem alten Volksstande der dänischen Bauern rückwärts ging.“ Im alten Dänemark hatten keine scharfen Standestrennungen stattgefunden; der Bauer that dem König im Kriege Reiterdienst; dafür erhielt er für sein Erbgut die Freiheit von bäuerlichen Lasten, und es hing nur von seiner Lebensweise ab, ob er dem einen oder dem andern Stand, der Bauerschaft oder dem Adel, wollte zugezählt sein: denn die Fähigkeit zum Adel lag in jenem Reiterdienst und der daran geknüpften Befreiung von gemeinen Lasten. Seit den Zeiten der Union wünschte man dies Verhältniß fixirt zu sehen; in Dänemark war es die Nähe Deutschlands und die Einwanderung des deutschen Adels was die Trennung förderte; „denn die herbe Trennung des Adels von der Gemeinfreiheit, sagt Dahlmann S. 65, ist deutsch, nicht skandinavisch; ihre Ausbildung ins Extrem erlangte sie erst durch die Verbindung mit Holstein, als im 16ten Jahrhundert ein Herzog von Schleswig-Holstein, der seinen Edelleuten den Blutbann über ihre Bauern gegeben hatte, König von Dänemark ward.“

Der neue Adel verstand die Zeiten trefflich zu nützen; seine Pflichten wurden beschränkter, seine Rechte und Einkünfte nur erweitert. Während der Bauer verarmte, sich zerstreute, schuf sich der Adel durch Kauf und Tausch große zusammenhängeude steuerfreie Landgüter, hier Stammhöfe (Saedegaarde) genannt. Auch dem Königthum gegenüber wußte er trefflich Rechte abzutrotzen, alte Lehensdienste zu vermindern, und bald konnte „der Adel, anfangs durch keine Kluft von dem Besitzer eines stattlichen Bauernhofes getrennt, auch nicht besser wohnend als dieser, den übrigen Ständen als eine eigne Menschenart von besserem Blut entgegentreten“. (S. 68.) Geistliche, Aristokratie und Königthnm arbeiteten ihrerseits auch dem Verfall des freien Bauerwesens in die Hände, bald waren selbst die alten „Edelbauern“ vereinzelt, geschwächt, in ihrer kriegerischen Stärke gebrochen, und gingen mit ihren politischen Rechten dem Untergang entgegen. Treffend ruft hier Dahlmann aus: „Man spricht so gern: Wie viele Freiheit be-

darf denn der Mensch? Genug, wenn es zu Hause in der Verwaltung gut steht;" und bemerkt nicht daß man ebenso weise spräche: „Wozu denn das kostspielige Dach auf eurem Hause? Es ist ja heute Sonnenschein!"

Das Bild des preisgegebenen Bauernstandes zu vervollständigen greift Dahlmann dem Gang der Ereignisse vor, und läßt uns einen Blick thun in den Zustand der folgenden Jahrhunderte; die Schilderung ist wahr und erschütternd, von Dahlmann in ihren Farben nicht gemildert: „denn, sagt er, ist's nicht mit der Gegenwart genug, soll man denn auch der Vergangenheit schmeicheln?" Damals war es, im 16ten Jahrhundert, wo Jagdgesetze jedem das Recht gaben einen Wilddieb den er ergriff auf der Stelle zu blenden oder zu tödten, wo auf Bauernhöfen in der Nähe von Jagdrevieren nur ein Hund gehalten werden durfte, und auch dem mußte man das eine Vorderbein über dem Knie abhauen! Den scheußlichen Druck, den die übermüthigen Junker über jene schutzlose Classe verhängten, ihr geistiges und materielles Verkommen, ihr Dahinleben in Unruhe, Arbeit und Schmutz hat unser Geschichtschreiber aus zeitgenössischen Berichten mit ergreifender Lebendigkeit geschildert, und darauf hingewiesen wie selbst die dürftige Schutzwehr des Gesetzes vor der Gewalt kraftlos war, und seit der Einführung der königlichen Unumschränktheit vieles früher nur Mißbräuchliche zur gesetzlichen Norm ward. „Denn, fügt er hinzu, der neue Sklavenstand in christlichen Staaten fand auch den Beifall der Könige."

Es sind die Regierungen der Könige Erich, Christoph, Christian I., Johann und Christian II., welche Dahlmann in dem vorliegenden Bande schildert; die Erzählung der Thatsachen gruppirt sich ohne künstlichen Pragmatismus zu einem Ganzen, und in Zeichnung von Persönlichkeiten und Zuständen bewährt der Darsteller zugleich jene sichere schlagende Ueberlegenheit des Forschers der seinen Stoff bewältigt hat, und den einfachen schlichten Sinn des Mannes wie man ihn jeder Geschichtschreibung wünschen muß. Dänemark bildet ihm in der Geschichte der drei nordischen Kronen den Mittelpunkt, aber auch über das große Ganze der Union und ihren innern Zusammenhang hält er uns die Betrachtung fortwährend offen. Trefflich sagt er (S. 151) von dem entsetzten Erich: „Ihm war die herrlichste Aufgabe, die ein Sterblicher haben konnte, deutlich vorgezeichnet, die drei Söhne einer Mutter mit einander auszusöhnen, den Bauer und den Bürger

zu schützen gegen Adel und Hanse, eine Regierung recht eigentlich von vornherein zu gründen, wozu unter allen drei Reichen in Norwegen am besten vorgearbeitet war. Wer die Krankheiten unseres Welttheils kennt, der weiß auch was ein zusammengewachsenes Skandinavien ihm bedeuten würde. In Erichs langer Laufbahn klingt diese Saite auch nicht ein einzigesmal an."

Wir sehen wie durch das ganze 15te Jahrhundert hindurch das Werk der Vereinigung allmählich anfängt sich aufzulösen, und der endliche Bruch tritt aus dem Zusammenhang des Erzählten als eine nothwendige Folge hervor. Schon mit Christophs Regierungsantritt (1440) und seiner Beschwörnng einer Handfeste thut man in Dänemark den ersten entscheidenden Schritt zur Zerstörung von Margarethens Werk; das künstlich geschaffene, in sich nicht volksthümliche Gebäude der Vereinigung verliert eine Stütze nach der andern. Und doch wirkt der Gedanke des Verbundenseins auch in den Zeiten der Trennung in Einzelnen wieder mächtig fort; es war, wie Dahlmann sagt, der Fluch der grundgesetzlich vereitelten Union, daß sie einen beständigen Stachel in den Gemüthern zurückließ. So gelangen wir in die Zeit Christians II. Die Jugend und Erziehung des Königs, seine innere Entwicklung, sein Verhältniß zur Düveke, die drohend heranreifende Uebermacht der verhaßten Aristokratie, die Verwicklungen der Reformation, und Christians eigne Neigungen und Abneigungen sind meisterhaft zu einem Ganzen verschmolzen, und wir haben in diesem Theil der Geschichte ein historisches Gemälde, das als Musterstück gelten kann, wie man im anspruchlosesten Gewande eine engverbundene Reihe gewichtiger Ereignisse nur durch sich selbst sich erheben und in wirksamer Lebendigkeit vor die Augen des Betrachters treten läßt. Mit Christian II. und seinem Sturz hat die skandinavische Vereinigung ihr Ende erreicht; Dahlmann schließt die Darstellung mit den Worten: die Union war von Anfang her ein Grundsatz der Herrschaft, war niemals Volkssache. Die Dittmarschen und die Schweden haben das Ihre gethan, sie aus den Angeln zu heben. Als die Tage der Reformation erschienen, welche der Union endlich einen Boden im Volk und ein tieferes Verständniß ihres Werthes verhießen, ging sie vollends zu Grunde durch den Blutdurst und die Zaghaftigkeit des zweiten Christian.

Die interessanteste Episode in diesem dritten Bande — wenn man die Kämpfe der Dittmarschen ausnimmt — bietet bei weitem das Verhältniß von Schleswig-Holstein und sein Heranziehen zu Dänemark

In den Zeiten der Unruhe und Bedrängniß zu König Erichs Zeit hatte die Noth beide Lande, Schleswig und Holstein, obwohl verschieden redend und von verschiedenen Gesetzen, eng an einander geknüpft; mit Erichs Entsetzung und der Erhebung Christophs (1439) war dem Herzog Adolf der erbliche Besitz der Herzogthümer zugesagt worden. Aber als nach acht Jahren schon König Christoph jung und kinderlos dahinstarb, warf man seinen Blick auf Herzog Adolf; war er König, so war Schleswig-Holstein ohne Blutvergießen an die dänische Krone zurückgebracht. Die Wünsche des Volks gingen freilich nach einer andern Richtung als die diplomatische Berechnung dänischer Politik; niemals wären die Schleswiger Freunde der unmittelbaren Verknüpfung mit Dänemark gewesen, sie besorgten mit Grund, „es könne aus der Personalunion auch die Realunion wiederkehren, und die Holsteiner konnten den Fürsten für ihren Freund nicht mehr halten, wenn er aus ihnen, wäre es auch nur für seine Lebenszeit, ein Nebenland Dänemarks oder gar Skandinaviens machte."

Herzog Adolf schien auch für das Beste seiner Erblande wohl bedacht; aber er starb (1459) ohne genaue Sorge getroffen zu haben, und alles war unbestimmt; Dahlmann glaubt, der Herzog habe, verliebt in seines Neffen, des neuen Königs von Dänemark, Vergrößerung, in Betracht seiner Erblande selbst allmählich seinen Sinn geändert. In den Herzogthümern wollte man keinen Dänen; Schleswig wollte mit Holstein, nicht mit Dänemark sein. „Auf dem Zusammenhang beider Lande, heißt es S. 205, beruhte die politische Stellung, welche sie seit Gerhard dem Großen im Norden einnahmen. Soweit die Meinungen der Einzelnen auch auseinandergingen, über diesen Hauptpunkt war man sich klar. Die Abneigung der Herzogthümer, die Rechte der Schauenburg an ihren Besitz, gaben dem Dänenkönige wenig Aussicht auf gesetzlichem Wege zur Herrschaft zu gelangen; was am Rechte fehlte mußte durch Intrigue ersetzt werden. Gegen die königliche Zusage ward die Wahl vollzogen, ehe die Wähler alle versammelt waren (1460); Bestechung half nach, und König Christian von Dänemark ward als gewählter Herzog der Holsten ausgerufen. Mit gerechtem Unwillen klagt die gleichzeitige Chronik von Lübeck, daß die Lenker der Herzogthümer vergessen, wie ihre Vorfahren manches Jahr gegen dänische Herrschaften mit Macht gekämpft, und wirft ihnen bitter vor: sie wurden durch Eigennutz verblendet und überantworteten das gemeine Gut des ganzen Landes um kleinen Gewinnst."

Dahlmann ist weit entfernt die Familie der Pogwische und Brockdorfe wegen ihres Kampfes gegen Christian zum Himmel heben zu wollen, aber streng wird das Unritterliche und Falsche in der Art des Erwerbens gerügt, und im Einzelnen gezeigt welch materielle Folgen für die Lande es gehabt daß der neue Herzog die Abfindungssummen der gerechteren Ansprüche aus holsteinischem und schleswig'schem Gute, das er dem Adel verpfändete, hatte aufbringen müssen. Die ganze schlimme Folge der späteren Ereignisse faßt er in einem zusammen; „man opferte, sagt er, den altgewohnten Segen eines sichtbaren Fürsten gegen einen seltnen Besucher auf, der mit leeren Taschen kam um mit vollen davonzugehen, verwandelte einen sich genügenden unabhängigen Boden, den Günstling zweier Meere und eines aus dem Herzen von Deutschland dringenden Stromes in ein Nebenland, in ein Opfer fremdartiger Strebungen." Hamburg ward jetzt genöthigt denselben Weg zu suchen wie Lübeck; „das zweite Auge des Landes schloß sich zu."

Dahlmann versichert uns im Vorwort, sein Vorsatz, auch die Geschichte Dänemarks seit dem sechzehnten Jahrhundert zu beschreiben, sei in keiner Weise erkaltet. „Mein Absehen, fügt er hinzu, bleibt vielmehr nach wie vor darauf gerichtet gerade der Gegenwart scharf unter die Augen zu treten." Daß er durch Forschung und Gesinnung dazu gerüstet, hat er früher und jetzt wieder genügend beurkundet.

W. Wachsmuths Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter.

(Allgemeine Zeitung 16. Juli 1841. Beilage Nr. 197.)

„Nicht der aus dem Schutt der Zeiten
Wühle mehr Erbärmlichkeiten,
Sondern der den Plunder sichte
Und zum Bau die Steine schlichte;

„Nicht das Einzle unterdrückend,
Noch damit willkürlich schmückend,
Sondern in des Einzlen Hülle
Legend allgemeine Fülle."

Deutschland scheint berufen die politische und sociale Errungenschaft der französischen Revolution sich auf friedlichem Wege anzueignen, und man fängt allmählich an, sich jenes Berufs jetzt um so klarer bewußt zu werden, als bei der langsam aber mächtig heranbrechenden

Emancipation unseres Nationalgeistes ein bloß sklavisches Anschließen an fremde Orginale, ein passives Aufnehmen jenseitiger Formen nicht mehr zu besorgen steht. Je siegreicher aber dieses Bewußtsein in die Gemüther der Einzelnen einzudringen beginnt, je nachhaltiger es wirkt trotz sophistischer Abläugnung und Verdächtigung, um so weniger kann uns die Vorliebe überraschen, womit sich die große Majorität der Gebildeten auf das Studium jener Zeit geworfen hat. Mit gewohnter Ausdauer und Intensivität hat sich denn auch der forschende Geist der Kundigen einem Stoff zugewandt, wo zwar Schweiß und Mühe genug, aber auch Anerkennung und Theilnahme mehr zu finden war als bei Behandlung längst entschwundener Zeiten. So haben seit Archenholz, Posselt und Joh. Müller unsre bedeutendsten historischen Talente jenem Gebiet eine mehr als vorübergehende Aufmerksamkeit geschenkt, und selbst Niebuhr, der sich so gern losmachen möchte von der ihm lästigen, ja verhaßten Gegenwart, hat sich dem Gewicht jener Ereignisse nicht überall völlig entziehen können.

Die französische Revolution, wie sie das ganze sociale Leben emancipirt hat von drückenden Fesseln, hat auch der Anschauung des Lebens, der Geschichtschreibung einen höhern Impuls gegeben und sie zuerst aus der dumpfen Zimmerluft ins freie Leben, aus der pergamentenen Darstellung zu plastischer Fülle und Vollendung gerufen. Die französische Revolution mit ihrem Reichthum und Mannichfaltigkeit, ihrem das Individuum fast erdrückenden Stoff hat unsern gründlichen und gelehrten, ehrlichen und trocknen Historikern zuerst mit erschreckender Wahrheit gezeigt, wie weit sie mit allen ihren Lucubrationen hinter dem raschen Gang der Zeit selbst zurückgeblieben; sie ist ihnen deßhalb ein warnender Signalschuß geworden, sich aufzumachen von ihrer wüsten Insel, das erste beste Schifflein zu besteigen, um hinüberzukommen aus der bestaubten Bücherwelt auf den frischen thatenreichen, leider früh mit Blut getränkten Boden des neu erwachenden verjüngten Lebens. Daher auch die bange Scheu, die unsre pedantische Historie, die dürre Gelehrsamkeit gerade vor der französischen Revolution hegt; sie fühlt, daß sie da mit ihren Citaten, Chronologien und Genealogien (wofür die Nachwelt ihnen danke!) nicht ausreiche, und mit einem vornehmen Ignoriren der unwürdigen Gegenwart ziehen sie es vor, irgend ein obscures Pünktchen aus irgend einem unbedeutenden Fleck der speciellsten Specialhistorie mit verzweifelter Genauigkeit zu beleuchten.

Vielleicht scheuen sie auch die Gefahr, die wie allenthalben dem Lockenden und Anziehenden auf dem Fuß folgt; denn bei Begebenheiten, die weit hinter uns liegen, die, wenn man so sagen darf, abgeschlossen sind, da können wir mit ganz erträglicher Ruhe und Unbefangenheit von der Wirkung auf die Ursache und vom Grund auf die Folge blicken; wir können ohne persönliche Erregtheit die Thatsache als etwas gleichgültig Existirendes reflectirend an uns vorübergleiten lassen. Wo aber die Thatsache mit allen ihren Wirkungen noch so ganz im Gestalten, im Fortbilden begriffen ist, wie bei der französischen Revolution, wo das ganze Stadium der Entwicklung, weit entfernt abgeschlossen zu sein, erst recht im Zuge ist, wo wir arme Epigonen gerade in der Mitte stehen zwischen einer kaum erfaßten Vergangenheit und einer schon anpochenden Zukunft, wo die geschehenen Dinge in wahrhaft erschreckender Größe noch in die Gegenwart hereinragen und die Saat der Drachenzähne jeden Augenblick noch neue Gepanzerte aus der Erde aufsteigen macht — da sieht es mit allem dem, was man sonst als historische Unbefangenheit, Objectivität u. dergl. nennt und rühmt, gewaltig unsicher aus. Wer wollte den drückenden Alp der letzten Vergangenheit, die jeden Augenblick uns aufstößt, von sich wegzuwälzen wagen, wer ihn in die rechte Sehweite zurückdrängen und die Zeitgenossen in fertige historische Gestalten verwandeln? Daß es wohl möglich wäre, hat ein Meister unter uns mit gewaltiger Energie, aber Vorwalten des Subjectiven, schön gezeigt; daß es aber unendlich schwer ist, davon gibt die Masse der erscheinenden Revolutionsgeschichten ein allzu sprechendes Zeugniß.

Alle leiden mehr oder minder an der Erbsünde des ganzen historischen Stoffes. Wenn der eine alles gut und schön findet, so lange es seine Begriffe von bürgerlicher Moral und seine Humanitätstheorie nicht verletzt und sich dabei meistens doch zum wenigsten den Sinn für sittliche Größe rein bewahrt hat — so mäkelt der andere in kleinlicher Beschränktheit an allem dem herum, was er und seine egoistische Zeit nicht fassen, geschweige denn würdigen kann. Wo der eine sich demüthig beugt vor den politischen Orakeln — Theorie und Praxis — der Männer von 1789, da nimmt der andere sein Compendium zur Hand und kanzelt die Enthusiasten tüchtig ab. Einen andern, der gewohnt ist die sichtbare Hand Gottes, die leibhaftige Nemesis allenthalben in der Geschichte zu erblicken, bringt seine Theorie von der Vorsehung in gewaltigen Conflict mit dem oft sehr ungöttlich Geschehe-

henen, der oft sehr schwer aufzufindenden himmlischen Vergeltung, während wieder andere ihre Ansicht vom freien Handeln des menschlichen Willens mit dem oft seltsam fatalistischen Gang der Revolution nicht vereinbaren können. Hier sucht ein Gutmüthiger die Revolution zu rechtfertigen, und nachdem sie bereits fünfzig Jahre um alle politischen, socialen und kirchlichen Verhältnisse ihre Polypenarme schlingt, gibt er sich die undankbare Mühe, über das Recht ihrer Existenz zu grübeln. Ein andrer sucht uns zu beweisen, wie alles so hätte kommen müssen und nicht anders, wie alles von der Ballhaussitzung bis zu Fouquier Tinville's Tribunal nichts anders seien als nothwendige Glieder in einer engverbundenen Schlußreihe. Mit einem Wort, es hat sich in die historische Anschauung dieselbe Unsicherheit, dasselbe unpraktische, mitunter recht naseweise Raisonnement eingedrängt, das in den Theorien unsrer Politiker noch reich genug wuchert; es pulsiren in ihr dieselben Neigungen oder Abneigungen, es durchgähren sie dieselben Leidenschaften, oft auch derselbe Coteriegeist und die nämliche Verketzerungssucht, die das, was wir politisches Leben nennen, noch immer vorzugsweise charakterisiren. So die Charaktere in der Revolution, welch einseitige, schiefe, oft mit stolzer Unparteilichkeit prahlende und doch fast immer grob parteiische Beurtheilung haben sie nicht erfahren! Lafayette und Necker hier, Talleyrand, Fouché und Barrère dort, ja Mirabeau selbst, wie oft sind sie bis zum Himmel erhoben, wie oft bis in die tiefste Hölle hinabgestoßen worden! Nur mit den ordinärsten Schurken und plumpen Betrügern ist man leicht fertig geworden; an andern, von der Gironde an bis zu Danton, St. Just und Robespierre hat man oft mühsam herumgezerrt, bis man ein Gespenst bekam, das dem Orginal so ähnlich sah wie die Kammer von 1841 der von 1798, wie Robert Macaire den Männern des Bergs. Wie oft hat nicht der Parteihaß der Reactionäre oder die Bornirtheit unseres ordinären Liberalismus einen Charakter wie Robespierre bis zum Unkenntlichen verzerrt und einen Mannequin daraus gemacht, wo möglich noch schrecklicher als das leibhafte Orginal war. Wie Wetterfahnen sind die Historiker zwischen den Extremen herumgefahren und haben sich zuletzt wie Thiers dazu bequemt, alles so lange vortrefflich und nothwendig zu finden, als es im Besitz der Gewalt ist. Sie machten aus ihren Geschichten einen compendiösen Moniteur, einen papiernen Talleyrand, der die Zeit des Umschlagens immer richtig augurirt. Das Ganze, von einem Wasserschwall seichter Rhetorik umfluthet, mit

etwas moralischer Salbaderei überkleistert, gab gar häufig eine Geschichte der Revolution, die gewöhnlich noch einem guten Antheil politischen Schulmeisterthums als Folie zu dienen verdammt war.

Es läßt sich — und das hätte man sich immer gestehen sollen — hier nicht mit der kalten Objectivität der Stoff behandeln; die Thatsachen wollen nicht mit Glaceehandschuhen hübsch sanft und zierlich angegriffen oder mit diplomatischer Zweideutigkeit dargestellt sein; es gehört eine bestimmte Ueberzeugung, eine feste Persönlichkeit, eine klar ausgeprägte Weltanschauung dazu. Darum haben wir auch aus den Händen der Meisten nichts empfangen als Lob- oder Verdammungsreden, Apologien oder Sündenregister. Ein Mann hat es wohl verstanden, den naheliegenden Stoff der Gegenwart zur Historie zu machen, allein nur solche Studien, nur eine so rücksichtslose Offenheit, nur diese kräftige, jugendlich frische Weltanschauung, wie sie Schlosser besitzt, war im Stande, ein so reiches, lebensvolles und mit so rascher Gedrängtheit ausgestattetes Werk zu liefern. Darum kann auch die Masse, die erst erfahren, nicht studiren will, weder Höhe noch Tiefe eines solchen Werks bemessen; sie wendet sich am liebsten zu Mignet und Aehnlichem, wo sie bei sallust'scher Darstellung, weltmännischer Klarheit und Uebersichtlichkeit, einer pointenreichen Gewandtheit des Charakterisirens, das Trostlose der fatalistischen Ansicht des Verfassers zur Noth vergessen kann.

Der Verfasser des vorliegenden Werks, das in vier Bänden die französische Geschichte von Ludwig XVI. bis auf unsere Tage umfassen soll, und dessen erster Band etwa mit dem Sturz der Monarchie und den Septemberscenen schließt, der Verfasser hat alles das recht gut gefühlt, und gleich im Anfang kündigt er seine Ansicht, sein „politisches Glaubensbekenntniß“ unumwunden an. Wir können die ausführliche Stelle, die wir meinen (S. 96 bis 100), natürlich hier nicht mittheilen, sind aber ehrlich gestanden in einiger Verlegenheit, Wachsmuths Ansicht kurz und bestimmt zu bezeichnen. Fragt man uns zwar, ob Wachsmuth jenen tiefsinnigen Beurtheilern menschlicher Dinge sich anschließe, die da glauben, die französische Revolution sei bloß eine Finanzfrage gewesen und es habe sich bloß um ein Deficit von ein paar Millionen gedreht, so antworten wir nein; denn eine solche Meinung bezeichnet Wachsmuth mit Recht als „Barbiergeschwätz“. Oder ist er Fatalist à la Mignet und tröstet er sich mit dem trostlosen Schiboleth aller Servilen, aller Philisterseelen: es habe eben so

kommen müssen? Keineswegs. Vielmehr findet er diese Ansicht mindestens bedenklich. Oder macht er sich's bequem, fragt nicht lange nach den Gründen, greift frisch zu und denuncirt ein paar harmlose „Philosophen" oder die gutmüthigen Freimaurer und Illuminaten als „Urheber" (sic?!) der Revolution? Auch das nicht. Im Gegentheil, er erklärt sich sehr stark gegen diesen historischen Denunciantismus. Was er nun aber von seiner eigenen Ansicht sagt, ist zwar ganz gut und enthält unbestreitbare Wahrheit, wird uns aber über das eigentliche punctum saliens doch nur ungenügenden Aufschluß geben. „Ein gerechtes Urtheil, sagt er, kann hier nicht anders als über das gesammte menschliche Weltleben lauten, daß die dem menschlichen Geist räthselhafte Mischung von Freiheit und Nothwendigkeit ihre Aufklärung nur in dem Geist Gottes hat. Wird die göttliche Waltung in der französischen Revolution abgeläugnet, so ist die Verwilderung derselben ein Werk des Teufels; wird der Mensch als willenloses Organ in der Hand Gottes dargestellt, so muß das menschliche Nachdenken einer trostlosen Niedergeschlagenheit über den Weltplan Gottes verfallen. Dem Menschen und dem Christen ziemt es, dem Unbegreiflichen Raum zu lassen; der ist voll Dünkel, der da wähnt, alles aus irdischen Bedingnissen, aus menschlichem Wollen und Treiben erklären zu können; wer aber den Menschen zur bloßen Maschine macht, verläugnet den Adel der Menschheit; der eine so wenig als der andere gibt den Schlüssel zur Lösung der Weltbegebenheiten." Und dann: „die folgende Geschichte wird sich darauf beschränken darzuthun, wie das geworden sei, was ward; unparteiisch in der Bezichtigung der Schuldigen, gewissenhaft und im Interesse der Humanität."

Man wird sich nicht verbergen können, des Verfassers Glaubensbekenntniß hat etwas Schwankendes, Unbestimmtes, Verzagtes. Und in der That tritt das in der Beurtheilung oft recht grell hervor. Er scheut sich mitunter recht geflissentlich, rund und derb von der Leber wegzusprechen, oder mit einem entschiedenen Pinselstrich Personen und Zustände, Licht wie Schatten zu geben; mit jener ängstlichen Behutsamkeit, die aus den trefflichsten Motiven entspringt und den deutschen Gelehrten bei jedem Schritte verräth, hütet er sich wohl, die Sache etwa zu hart anzufassen. Es ist das freilich nicht jenes diplomatische Schwanken, jene schielende Halbheit, die beiden Parteien verstohlen die Hand drückt, es ist nicht jene vornehmthuende Charakterlosigkeit, die alles Schlechte, wenn es einigermaßen civilisirt auftritt, gut findet — kurz alle die

Flecken des absichtlichen Gesinnungsmangels, womit manch schönes Talent seine historischen Schilderungen herabgewürdigt hat, wird man bei Wachsmuth nicht finden, sondern eher ein allzugroßes Mißtrauen in sein eigenes Urtheil ist es, was bei ihm verschiedenemale störend auffällt. Sein gründliches Wissen und seine redliche Gesinnung hätten ihn billig an manchen Stellen kühner machen dürfen, und wer z. B. Schlossers markige, oft scharfe aber immer tiefgreifende Schilderungen kennt, der wird bisweilen lächeln müssen über die Aengstlichkeit, womit Wachsmuth Niemanden zu viel, eher zu wenig thut, Keinen zu schwarz, eher etwas zu weiß zu malen sucht. Doch wir erkennen es gerne an, es hat das in dem redlichsten Streben nach Unparteilichkeit seinen Grund. Der Verfasser hat, wie alle unbefangenen Kenner der Quellen, mit gerechtem Unwillen erkannt, wie ein reactionärer Geschichtschreiber (v. Schütz) die ausgebreitetste Quellenkenntniß, den reichsten Vorrath geprüfter Thatsachen bald zu mühseliger Apologie des Verkehrten und Schlechten, bald zu ungeschickter Anklage des Großen und Reinen mißbraucht hat; er ist deßhalb mit steter Anerkennung des kritischen Vorraths, den Schütz gibt, oft da polemisch oder rechtfertigend aufgetreten, wo parteisüchtige Verblendung selbst mit den besten Waffen Fehlstreiche geführt hat. Manche schiefe Darstellung wird berichtigt, manche leicht hingeworfene Anklage mit Gründen abgewiesen, manche schlau umhüllte Sünde der andern Partei ehrlich aufgedeckt. Wir glauben nicht, daß die Anhänger der Reaction, die wie sie selbst blind sind, auch die Geschichte blenden möchten, und bald in schlauer Verknüpfung sich fremdartiger Thatsachen, bald in kecker Verdrehung offenkundiger Wahrheiten Trost und Rechtfertigung suchen — wir glauben nicht, daß die Wachsmuth sehr Dank wissen werden für seine uneigennützige Gewissenhaftigkeit. Wem es aber um Wahrheit aufrichtig zu thun ist, der wird ihn deßhalb doppelt achten in einer Zeit, wo die historische Lüge oft so glänzende Geschäfte — en gros und en détail — gemacht hat. Daß er aber etwas schärfer seine Individualität hervortreten, sein Gemüth und Wesen etwas gewichtiger in die Wagschale der Darstellung fallen lasse, das Kind allenthalben beim rechten Namen nenne — glauben wir für die nächsten Bände wenigstens hoffen zu dürfen.

(Allgemeine Zeitung 17. Juli 1841 Beilage Nr. 198.)

Welchen Standpunkt zu dem bereits Geleisteten Wachsmuth sich und seinem Werk anweise, spricht er selbst (Vorrede S. VI) aus: „Es ist in der That nur wenigen Geschichtschreibern Frankreichs im Revolutionszeitalter darum zu thun gewesen, die einfache, unverhüllte Wahrheit der Verkündung oder Bekämpfung von Ideen des Zeitgeistes, dem Prunk schönrednerischer Declamation und dem Reiz pikanter Zeichnung vorzuziehen. Auch ist die Aufgabe einer durchweg beglaubigten, mit unbefangenem Geist und ohne Partei-Interesse zu schreibenden Geschichte in diesem unserer Zeit und unserm Interesse so nahe liegenden Gebiet welthistorischer Erscheinungen nicht minder schwer zu lösen als bei andern großen historischen Fragen, wo Entlegenheit des Zeitalters die Zeugenprüfung erschwert. Niemals ist so viel und so unverschämt gefabelt und das Gefabelte so willig geglaubt, so eifrig wiedererzählt worden, als in Begleitung und Folge der französischen Staatsumwälzung u. s. w." Der Verfasser hat sich deßhalb das doppelte Ziel gesetzt, „jegliche Thatsache durch Zeugnisse aus sichern Quellen zu beglaubigen und die Ergebnisse der Quellenforschung mit voller Wahrhaftigkeit und Parteilosigkeit darzustellen." Und daß Wachsmuth darin Ausgezeichnetes leisten würde, durften wir erwarten. Mit unermüdlicher Sorgfalt hat er vom Moniteur an bis zum Père du Chesne, von Buchez's reichhaltigem Werk bis zu den Schreibereien eines Bertrand de Moleville und Rivarol alles verglichen und über viele Punkte neues und überraschendes Licht verbreitet. Ueberall ist in seiner Erzählung ein Streben nach Vollständigkeit, in seinem Urtheil ein äußerst gewissenhaftes Bemühen, allenthalben Bewährtes zu geben, sichtbar, und künftigen Bearbeitern des Stoffes wird Wachsmuths Werk unentbehrlich sein.

Wir dürfen dabei freilich nicht verkennen, wie eben diese erstrebte Vollständigkeit, dieses Hingeben an rein kritische Forschung der Darstellung nicht selten Eintrag thut. Die Notennoth schleppt sich allenthalben dem Verfasser nach, und so sehr er sich bemüht fließend und anziehend zu erzählen, so war es doch kaum zu verhindern, daß nicht unter der Masse des Stoffs die leichte Form der Erzählung bisweilen litt. Bei der Menge der Thatsachen, wo selbst weniger Bedeutendes sorgfältig erwähnt wird, sind wir zu häufig an die Einflüsse des Moniteur erinnert, aus dem Wachsmuth nur ungern sich entschließen konnte, etwas Unwichtigeres wegzulassen; bei dem Reichthum von An-

gaben, Bemerkungen, Berichtigungen im Text wie in den Noten müssen wir nicht selten den verlornen Faden der Erzählung erst aufsuchen oder vermissen den Mittelpunkt, um den sich die ganze Darstellung bewegt. Zum Glück ist das eine Ausstellung, die sich nicht auf alle Theile des Werks bezieht; hat der Stoff mehr Einheit und Rundung, so gewinnt auch des Verfassers Styl an Leichtigkeit und Gewandtheit; bei der steigenden Masse der Facten aber hat ihn bisweilen die Materie zum Nachtheil der Form bewältigt.

Ueberblicken wir den Gang des Einzelnen, so werden wir an verschiedenen, oft sehr entscheidenden Stellen jene Unsicherheit wiederfinden, die in des Verfassers Glaubensbekenntniß hervortritt. Einigemal ist er sogar dem Fatalismus in die Hände gefallen oder hat sich damit getröstet, daß er die Thatsache als „fait accompli" betrachtete. So von der berühmten bei den einen mit Abscheu, den andern mit Enthusiasmus genannten Nacht vom 4. August heißt es (S. 168): „Das Werk dieser Nacht, wo die edelste Frucht der Revolution im Feuer patriotischer Begeisterung reifte, hat eben so scharfen Tadel als rühmende Anerkennung gefunden; es heißt Bartholomäusnacht des Eigenthums so gut als der Mißbräuche; Mirabeau und Sieyes so gut als Lally Tolendal fanden, daß das Ungestüm zu weit ging. Uebereilungen und Unbilden, zu denen der Enthusiasmus fortriß, straften sich schon in den nächsten Jahren; Besonnenheit hätte sie verhindert; aber es gibt Mächte, welche über den Haufen zu werfen nur im Sturm gelingt, Krankheiten, wo nur eine Radicalcur zur Genesung führen kann." Das heißt bei Leuten, wie die Royalisten quand même waren, wie ein Bertrand, Rivarol und Consorten sich in ihren Memoiren zeigen, war freilich an ein billiges Ausgleichen nicht zu denken; wo man aber nicht schnell ausbessern konnte, mußte man zerstören. Der Hr. Verfasser bedenke wohl, daß nachher der völlige unvernünftige Bruch mit dem Alten, die Vernichtung alles wahrhaft Guten, bloß weil es alt war, ja der Umsturz der Monarchie selbst und die Tyrannei der gesetzgebenden Gewalt, bloß in den Prämissen versteckt lag und mit denselben Symptomen begleitet erschien, wie jene denkwürdige Nacht. Die Octoberscenen, der Bürgereid des Clerus u. s. w. entsprang alles aus der unseligen Uebereilung jener Nacht. Was ist nicht alles seit jener Nacht bis zur charte vérité von 1830 „im Feuer patriotischer Begeisterung" beschlossen, decretirt und — zu Papier gebracht worden! Hat es aber deßwegen

auch die kalte Witterung überdauert? — In der That, man möchte dabei den altpersischen Brauch anempfehlen, zwar im Rausch zu berathen, aber das Berathene nüchtern noch einmal genau vorzunehmen. Mirabeau's unglückselige Abwesenheit in jener Nacht gab dem edlen aber unbesonnenen Enthusiasmus wie dem nach wohlfeiler Popularität gierigen Ehrgeiz alles Uebergewicht. Darum schreibt*) er auch damals an seinen Oheim ziemlich mißmuthig: „Ich war immer der Ansicht und bin es jetzt mehr als je, daß das Königthum der einzige Rettungsanker ist, der uns vor Schiffbruch wahren kann."

Bei Schilderung der Charaktere hat Wachsmuth, wie allenthalben, zunächst Unbefangenheit und Vollständigkeit zu erstreben gesucht; es werden alle einigermaßen bedeutenden Männer genannt, wenige in scharfer Zeichnung hervorgehoben. Was Wachsmuth von Mirabeau sagt (S. 156): „Demagog, doch nie gemeint das Volk herrschen zu lassen, Kämpfer für die Freiheit mit dem Streben, an das Ruder der Regierung zu kommen, in Opposition gegen die bisherige Macht, um selbst Machthaber zu werden, keiner Partei angehörig, allen überlegen, als Redner in Kraft und Feuer unvergleichlich, als Volksrepräsentant überhaupt auf einer Höhe, wo die Erinnerungen an sein früheres durch den Sturm der Leidenschaften bewegtes Leben und die ihm anhaftenden sittlichen Makel sich verwischten", ist sehr richtig und treffend, und wir hätten nur gewünscht, der Verfasser wäre noch etwas länger bei diesem Titanen verweilt. Bei einer solchen Persönlichkeit, wo wie bei Bonaparte Geistiges und Sittliches in ewigem Conflict stehen, darf der Historiker den allgemeinen Kreis der Geschichte etwas zur Biographie verengern, um so mehr, da wir von Mirabeau zwar geistreiche und treffende Skizzen und Porträts genug, aber noch keine einzige plastische Darstellung seines ganzen Wesens besitzen. Auch sind wir über die Zeit hinaus, wo ein Mensch wie Dumouriez Mirabeau mit der bequemen Phrase: supérieur en scélératesse et en talents glaubte abfertigen zu können und hundert andere ihm nachbeteten. Auch Barnave hätte wohl eine ausführliche Charakteristik verdient. Daß ihn Stein in einem Brief an Gagern in einem Anflug von übler Laune einen Schwätzer genannt und mit den Lameths zusammengeworfen hat, darf den ruhigen Geschichtschreiber nicht abhalten, der edlen Seele und

*) Siehe die Denkschriften, die Montigny herausgegeben hat unter dem Titel: Mémoires de Mirabeau T. VI. S. 172 ff.

dem herrlichen Talent des jungen Kämpfers volles Recht widerfahren zu lassen. Seine Irrthümer, seine politischen Illusionen, sein rasches unbedachtes Wort „war denn das Blut so rein"? hat der Unglückliche hart genug gebüßt.

Die Zeit vom October 1789 bis zum Julius 1790 nennt Wachsmuth „die Zeit des Organisirens und des scheinbaren Einverständnisses zwischen König und Nationalversammlung"; die unmittelbar folgende bis zu Mirabeau's Tod ist richtig als eine „Zeit der Erbitterung" bezeichnet. Die Stellung Mirabeau's in seinen letzten Tagen, das Zweideutige, Unentschlossene in allen Schritten des Hofs, das Treulose seiner Versicherungen, so wie die unvernünftigen Maaßregeln des Adels und der Clerisei werden uns lebhaft geschildert, aber auch die Umtriebe der Demokraten, der Enthusiasten wie der kalt berechnenden Schurken hat er den Thorheiten der Andern gegenübergestellt. Hier entfaltet Wachsmuth eine Unbefangenheit und eine parteilose Ruhe, die von dem größten factischen Reichthum begleitet ist und das Werk jedem werth machen muß, dem es um Belehrung und nicht um Partei- oder Schulgeschwätz zu thun ist. Nicht nur aus dem Moniteur und den Memoiren, aus beinahe allen bedeutenden Journalen bekommen wir oft sehr ausführliche Auszüge; aus Frérons und Desmoulins kecken Invectiven und Verleumdungen, aus Marats fluchwürdigen Pamphleten erhalten wir fast allzu zahlreiche Belegstellen; überall aber lernt man den Werth gründlicher Forschung schätzen.

Die folgenden Ereignisse, von Ludwigs Flucht bis zum 10. August, hat der Verfasser in ihrer allmählichen Entwicklung vortrefflich verknüpft. Der zehnte August ist das Ziel, worauf Gironde, Jacobiner und Cordeliers seit des Königs Flucht hinarbeiten; mit dem zehnten August hat die leitende Partei, die Gironde, ihre Höhe und den Punkt ihres Stillstandes erreicht. Derselbe Barbaroux, der sich offen rühmen konnte, die „heilige Insurrection" vom 10. August organisirt zu haben, mußte vier Wochen nachher in kraftlosem Grimme zusehen, wie der verbrecherische Danton dieselben Horden bereits zum scheußlichen Morde mißbraucht. Was Wachsmuth von diesen Gräueln erzählt und über Danton (S. 519) hinzufügt, hätte wohl mit weniger Behutsamkeit ausgesprochen werden dürfen. Ja es war wirklich „der jesuitische Lehrsatz, daß der Zweck die Mittel heilige in seiner ganzen Furchtbarkeit," und wir glauben, die Revolution bietet noch blutige Belege genug zu dem Grundsatz: Salus reipublicae *summa* lex esto, und seinen äußersten Consequenzen.

Denkt man sich nur noch die Selbstanbetung und den Heilandsglauben Robespierre's hinzu, so hat der Terrorismus nichts Ueberraschendes. Der Grundsatz von einer unbedingten Höhe des Staatszwecks, der jedes Mittel erlaube, von einer Politik, wobei die kleinbürgerliche, pedantische Moral „vertagt" werde, mußte ja dahin führen und wird immer dahin führen. Eine gute Lehre für uns Enkel, wenn wir sie zu benützen verständen!

Wir schließen diesen fast zu lang gewordenen Bericht mit dem aufrichtigsten Wunsche, des Verfassers Reise nach Paris möge ihm recht reiche Ausbeute geboten haben für die folgenden an Interesse und Bedeutung zunehmenden Bände. Möge Wachsmuth neben den Pflichten des Forschers die des Darstellers nicht vergessen und sein Werk wird in Perthes' verdienstvoller Sammlung mit gerechter Auszeichnung genannt werden.

Zweiter Theil.

(Allgemeine Zeitung. 2. November 1842 Beilage Nr. 306.)

Bei Epochen, die unserer Lebensanschauung so nahe liegen und mit allem unserem Denken und Fühlen in so enger Beziehung stehen, wie die französische Revolution, ist die erste und heiligste Pflicht des Historikers, die Unparteilichkeit, viel schwerer zu erfüllen als dort, wo das Geschehene und Erzählte an unserm innern Menschen als etwas Aeußerliches und Gleichgültiges kalt vorübergeht. Wer wollte sich aber auch vermessen hier ganz parteilos zu urtheilen, hier stets das Richtige zu treffen, wo auf tausend Wegen die Thatsache ein politisches und persönliches Interesse anregt, wo bei jedem Schritte der Stoff der historischen Betrachtung mit Lebensfragen der Gegenwart zusammenfällt? Doch der redliche Wille, durch ruhigen Forschungsgeist unterstützt, vermag auch hier viel; man muß nur nach Kräften die Wahrheit sagen wollen, so wird auch die Schwierigkeit des Könnens wohl zu überwinden sein.

Wachsmuths Geschichte der französischen Revolution *) ward bei ihrem ersten Erscheinen bereits in diesen Blättern besprochen und es wurde schon damals der redliche unbefangene Wille des Verfassers offen anerkannt; jetzt beim zweiten Bande, wo die Schwierigkeiten noch

*) Hamburg 1840. Erster Theil. 1842. Zweiter Theil.

mächtiger sind, muß man jene Anerkennung um so lauter wiederholen, je weniger sie anderwärts Nachahmer gefunden hat. Es sind die Perioden der Republik und des Terrorismus, welche dieser Band behandelt; wie viel Gelegenheit war da nicht für einen gelehrten deutschen Historiker seine politische Theorie, seine Verbesserungsvorschläge aller Orten auszukramen, allen Parteien von den Feuillans bis zum Berge ihre Lectiönchen zu geben, oder in pathetischem Schwunge über die Gräuel der Schreckenszeit sich zu ereifern! Wachsmuth hat alles das weislich unterlassen; nur sehr behutsam tritt er mit subjectivem Urtheil hervor, wo er durch das Gewicht der Thatsache selbst eindringlicher belehren kann. Er hat sich den Genuß versagt z. B. die Gironde auf jeder Seite zu hofmeistern, deßwegen aber nicht versäumt schlagende Thatsachen zu Charakterisirung ihrer Schwäche hervorzuheben. Sie ist ihm „Die Partei des Landes gegen die Partei der Hauptstadt, des Mittelstandes gegen den Pöbel, der guten Gesellschaft gegen den Sansculottismus, der Idee und des Talents gegen die Ränke und rohe Gewalt, der Parlamentarischen gegen die Demagogen, der Gesetzlichen gegen die Anarchisten, der Enttäuschten und Reuigen gegen die Fanatiker, Heuchler, Wüstlinge und Bluthunde." Das Urtheil ist treffend zugleich und mild, und man kann es Wachsmuth nur Dank wissen, daß er nicht nach Art historischer Nivellirer alle die Menschen der Revolution unter eine gemeinsame Rubrik der Schurkerei und Bosheit hat unterbringen wollen. Er erkennt bei allem dem die schwachen Seiten der Girondisten offen an, weist auf ihre Energielosigkeit, ihren Mangel an Einheit, ihre südliche Indolenz hin und läßt uns so in der Ferne schon den Sieg der Leute ahnen, die ihnen gerade hierin unendlich überlegen waren. Wer wollte es unserm Verfasser verargen, wenn er mit einer gewissen Vorliebe bei den gewaltigen und doch so weichen, den so großartig antiken und doch so phantastisch unsichern Charakteren der Männer der Gironde verweilt, wenn er die Vergniauds, Guadets, Gensonné's und wie sie alle heißen, wohl zu sondern weiß von den Chabot, Bazire oder gar Billaud und Robespierre? Er sieht in ihnen nicht das Ideal politischer Vollendung, hütet sich auch ihren Untergang in französischer Manier als hochtragisches Epos zu behandeln; im Gegentheil er findet ihn gerecht. „Fleckenlos steht Lanjuinais da; Brissot, Guadet, Barbaroux u. s. w. hatten an dem König und den Feuillans verschuldet, daß auch sie die Reihe traf." Er zeigt uns daß sie ihrem ganzen Wesen nach die Revolution

nicht beenden konnten; er findet sie erschöpfend durch das Jacobinische Spottwort „Staatsmänner" bezeichnet; denn, sagt er, „sie hatten politischen Ehrgeiz, sie waren herrschsüchtig, aber sie bauten an den Formen und wurden durch den Andrang der rohen materiellen Gewalt, die sich heuchlerisch auch mit einer Form brüstete, über den Haufen geworfen." Nirgends zeigt sich Wachsmuths ruhig unbefangener Sinn in einem schöneren Lichte als beim Bericht über die Verurtheilung des Königs. Die Girondisten, so eifrig bemüht ihn zu retten oder wenigstens Zeit zu gewinnen, stimmten bekanntlich im entscheidenden Augenblick für seinen Tod. Was war also natürlicher für die Kurzsichtigkeit gewöhnlicher Historiker, als das Motiv in einer Feigheit finden zu wollen, die sonst freilich und bis zum Augenblick des eigenen Untergangs, niemals Charakterzug der Girondisten war! Wie gern gefällt sich aber menschliche Unzulänglichkeit in solchen Vorwürfen, wie wohl that es manchem, hinter seinem warmen Ofen, den „Königsmördern" von 93 den Stab in aller Bequemlichkeit brechen zu können, und sich in einem Schwall von salbungsvollen Tiraden oder heftigen Vorwürfen ergehen zu dürfen! Wachsmuth ist davon ebenso weit entfernt, als es ihm einfällt, die Blutthat entschuldigen zu wollen; aber er hat einen viel richtigern Blick ins menschliche Gemüth gethan, wenn er das Moment persönlicher Furcht nur bei Wenigen als entscheidend betrachtet, die Besorgniß vor dem Ausbruch eines Pöbeltumultes, die Furcht inconsequent zu erscheinen, die Einsicht in das Unvermeidliche dagegen als gewichtige Motive hervorhebt. Anklagen und verdammen ist leicht, und wie mancher der unter gegebenen Verhältnissen höchstens im „Sumpf" seinen Platz ausgefüllt hätte, hebt den ersten Stein auf! Um so mehr der Anerkennung werth ist unseres Verfassers unbefangener Sinn; die weißen, wie die rothen Jacobiner, Bertrand de Moleville wie die Verfasser der histoire parlementaire werden ihm freilich wenig Dank dafür wissen.

Dieselben Vorzüge müssen wir bei Schilderung der eigentlichen Schreckenszeit rühmen. Auch hier kein rhetorischer Dunst für oder wider, keine donnernden Invectiven und keine gleißende Entschuldigung. Die grausenhaften Bilder des Terrorismus werden weder nach Mignets Art mit einem stumpfen Fatalismus, der sich philosophisch nennt, als nothwendig anerkannt und ihre grellste Seite in reflectirende Floskeln eingehüllt, noch wie Thiers thut eben wegen ihrer Nothwendigkeit auch als gerechtfertigt hingestellt. Beide freilich haben immerhin das Ver-

dienst einer ganz bornirten Auffassung jener Zeit ein Ende gemacht zu haben; schimpfen und schreien, Robespierre und Danton, St. Just und Barrère alle in die bequeme Kategorie ordinärer Verbrecher zu verweisen, zwischen einem Mörder gewöhnlichen Schlags und ihnen gar keinen Unterschied zu machen — das war meistens der breite und leichte Weg mit jenen Erscheinungen von schrecklicher Größe und Eigenthümlichkeit fertig zu werden. Unter Mignets und Thiers' Händen dagegen sind die St. Justs und Genossen zu philosophischen Abstractionen, zu verkörperten Begriffen geworden, und es war von da nicht mehr weit zu der modern französischen Anbetung Robespierre'scher Centralisirung und Jacobinischer Energie. Wachsmuth läßt sich auch hier bloß von der Thatsache leiten; der Grundsatz, den Robespierre selbst ausgesprochen: „Ce n'est pas aux phrases, mais à la conduite et aux faits qu'il faut juger les hommes," hat unsern Verfasser bei Betrachtung aller dieser Zustände sicher geführt. Er macht einen scharfen Unterschied zwischen der schmutzigen Gemeinheit und thierischen Ausschweifung des Capuciners Chabot und seiner Gesellen, der corrupten aber genialen, frech atheistischen aber bei allem großartigen Genossenschaft Dantons, zwischen dem redlichen aber mißleiteten Willen edler Männer, wie Gregoire und Carnot, und zwischen der verdienstlosen, wohlberechneten Tugend und dem teuflisch kalten Egoismus des kosmopolitischen Kleeblatts, Robespierre, St. Just und Couthon. Und selbst hier, selbst an den äußersten Enden des Bergs hört Wachsmuth nicht auf Individualitäten von Individualitäten zu sondern, statt sie in beliebter Art zusammen zu werfen. Treffend ist St. Just gezeichnet, als ein Mann „von ungemeiner geistiger Tüchtigkeit und Charakterstärke, der schärfste Denker der Partei, aber kalt, von eiserner Starrheit in seinen terroristischen Ansichten, ohne menschliches Gefühl," und es wäre vielleicht von Interesse gewesen aus seinen merkwürdigen, in einer seltsamen philosophischen Kunstsprache geschriebenen Reden einzelnes hervorzuheben, um den „Apokalyptischen" wie man ihn nannte, zu charakterisiren. Eine ähnliche Erscheinung eines durchaus speculativen Wütherichs hat wenigstens die Geschichte neben ihm nicht aufzuweisen. Andere Repräsentanten des reinen Terrorismus, die nicht bloß zum Schweife des Dictators gehören, werden mit derselben Schärfe umrissen, und ein Mann wie der ehrliche Lebas, den fanatische Anhänglichkeit an Robespierre trieb, wohl unterschieden von dem diabolischen Schöngeist Barrère, oder von Menschen wie Collot d'Herbois

und Billaud Varennes, bei denen die geistige Impotenz nur durch moralische Verruchtheit überboten wird. Auch Danton mit seiner Corruptheit der alten Zeit, seiner geistigen Kraft und seiner Mirabeau'schen Intuition wird mit parteilosem Ernst beurtheilt; Wachsmuth hat sogar nicht versäumt von dem was in Dantons Natur als Gemüth und Menschengefühl bisweilen durchbricht, einzelne Züge hervorzuheben.

Ungeachtet dieser Milde und Schonung an den Stellen, wo es der menschlichen Natur und ihren Irrthümern gilt, ist unseres Verfassers Werk weit entfernt das schwere Gewicht der blutigen Thatsachen auch nur im mindesten zu verringern. Es ist uns im Gegentheil, wenn wir die Lecture des Moniteur und dergl. ausnehmen, nie ein Buch vorgekommen, wo der Terrorismus in einer so abschreckenden Gestalt vorübergeführt wurde wie hier. Eben weil alle rhetorische Künstelei gemieden wird, weil keine fatalistische Dialektik uns das Gräuliche seiner Unvermeidlichkeit wegen zu verkleinern sucht, und weil auf der andern Seite keine selbstgefällige Sittenpredigt, keine gehässige Anklage den Eindruck schwächt, eben deßhalb erscheint unserm Auge das Ganze in seiner erschrecklichen Nacktheit. Wir sehen, es war dem Verfasser vor allem um quellenmäßige Wahrheit zu thun; keine unbewährte Thatsache schleicht sich in die Darstellung ein, aber statt dessen werden uns mit historischer Ruhe Zahlen und Facten angegeben, gegen die weder historische Apologetik noch Skepticismus ihre Waffen zu erheben vermögen; die Mordscenen in Paris, die Mitrailladen zu Lyon, die Noyaden in Nantes und die tausend andern Gräuel werden „sans phrase" erzählt, aber auch nicht verborgen, wie in der Vendée die Kämpfer für Thron und Altar es trieben. Robespierre selbst wird im Verhältniß am strengsten aber ganz gerecht beurtheilt. Sein Grundsatz, nicht nach Worten, sondern nach Thatsachen müsse man richten, erhebt sich über seiner Leiche als drohende Devise, und Wachsmuth hat sich nicht verführen lassen in der „Tugend", die er auf der Zunge führte, das eigentliche Wesen des egoistischen Fanatikers zu finden. Er legt ihm wohl den Glauben an seine Sache bei, aber „seinem Fanatismus", sagt er, „bietet im Rücken die Heuchelei und der Machiavellismus die Hand." Seine Enthaltsamkeit und äußere Sittlichkeit inmitten eines Meeres von Verworfenheit und ungezügelter Ausschweifung, schlägt Wachsmuth nicht zu hoch an; Temperament macht das bei manchen Naturen leicht, politische Berechnung hier nothwendig. Unläugbar ist: „seine nie ruhende Waffe war Verdächtigung.

und Anklage; seine Hülfsmacht hiebei der Ruf der Tugend, der Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit, den er durch unermüdlichen Wortprunk von seiner tugendhaften Gesinnung und seinem Bestreben das Volk zum Glück zu führen und durch den Contrast zwischen seiner einfachen Lebensweise und dem Prassen der Hebertisten und Dantonisten erlangt hatte." Wir glauben, damit ist Robespierre's oft für zu bedeutend gehaltene Natur hinlänglich charakterisirt; vielleicht hätte es sich der Mühe gelohnt durch eine nähere Schilderung St. Justs den eigentlich psychologischen Kern der Schreckensmänner zu ergründen; gerade weil bei ihm die ganze Maschine ein lebendiges System, ein philosophischer Organismus geworden ist, gerade weil er an geistiger Kraft und Charakterstärke alle Männer des Berges weit überragt, dürfte von ihm aus noch am ersten eine Erläuterung jenes historischen Phänomens zu hoffen sein.

Mit derselben Gründlichkeit und Treue entfaltet uns Wachsmuth auch den weiteren Gang der Revolutionsgeschichte bis zum Feldzug von Aegypten, womit dieser Band schließt. Alle Seiten des damaligen Lebens werden berücksichtigt: die Kämpfe in Paris wie in den Provinzen; die Kriege an den Gränzen wie in der Vendée; die Umwälzungen im Mutterlande wie in den Colonien; die Veränderungen im socialen wie im wissenschaftlichen Leben. Die Kämpfe im Innern — freilich der Hauptfaden — werden mit einer Ausführlichkeit geschildert, die zwar von dem weitgehenden Studium des Verfassers die erfreulichste Kunde gibt, die aber nicht selten die Uebersichtlichkeit verschwinden läßt. Alle Namen, die nur einigermaßen auf Erwähnung Anspruch machen, werden genannt, alle Einzelnheiten berührt, und aus dem ungeheuren Schutt der Noten und Notizen erhebt sich, gesichtet, doch immer noch weitläufig genug, das Resultat der Forschung. Das Massenhafte des Materials zu bewältigen und alle nur mögliche Sorgfalt auf Erforschung und Sichtung der Quellen zu wenden, war wohl des Verfassers Hauptzweck: er hat ihn rühmlichst erreicht; die Materie durch die Form zu bezwingen und das Massenhafte durch eine leichte lebendige Darstellung vergessen zu machen, ist ihm weniger gelungen. Wer Belehrung sucht, wird sie nirgends besser und gründlicher als bei ihm finden; wir fürchten aber, das fastidiöse Lesepublicum werde sich durch den Reichthum der Thatsachen und die nicht immer durchsichtige Anordnung abstoßen lassen. Indessen wer für alle Classen des Volks schreiben will, wird keiner gerecht sein, und Wachsmuth behält

immer noch einen guten Theil der ernsten und wißbegierigen Lesewelt für sich, wenn auch der großen Masse das Resultat seiner Studien in allerlei Canälen verdünnt zugeführt werden wird. Jene formelle Gewandtheit haben wir namentlich da vermißt, wo wir recht lebhaft an französische Bearbeitungen erinnert wurden — bei Schilderung der Kriege, z. B. des Feldzugs von 1796. Wir sind zwar überzeugt, Wachsmuths Darstellung ist treuer, richtiger und von französischem Pomp wie von prahlerischer Emphase frei; allein die Lebendigkeit der Auffassung, die Hervorhebung des Wesentlichsten und die Kunst das Ganze in Einem geschlossenen Rahmen erscheinen zu lassen, finden wir bei den Franzosen viel vollendeter. Ueber der Menge gleichartigen Details verliert man zu leicht die Totalübersicht, und vor den aufgehäuften Steinmassen ist oft die feinere Structur des Baues kaum zu erblicken.

Doch unseres Verfassers Hauptzweck lag im Gebiete der Forschung, und Niemand wird ihm abstreiten, daß er diesen erreicht. Die möglichste Vollständigkeit der Belehrung zu erlangen, hat Wachsmuth denn auch eine Reihe von Beilagen hinzugefügt, unter denen namentlich eine von allgemeinem Interesse ist und manchen über die historische Glaubwürdigkeit des Moniteur enttäuschen wird. Es ist ein Brief des Redacteurs an Robespierre (vom 18. Junius 1793) worin derselbe den Zorn des Dictators gegen die Pariser Journalistik vom Moniteur abzuwenden sucht. Er macht dabei namentlich geltend, wie verdient sich das Blatt gemacht habe „die Provinzen über die Revolution vom 2. Junius aufzuklären" (éclairer), er rühmt es, daß jetzt die Zeit vorüber sei, wo man — aus Furcht die Abonnenten einzubüßen — habe die Reden beider Parteien, die sie im Convent hielten, mittheilen müssen, und rechnet es sich namentlich zum Verdienst an schon damals die Reden des Berges genauer und ausführlicher gegeben zu haben als die der andern. Wir können Wachsmuth nur Dank wissen, daß er uns den Brief dieses Ehrenmannes in extenso mitgetheilt und die Wahrheitsliebe des zu hoch gestellten Blattes gehörig aufgehellt hat; auch über die Gegenwart veranlaßt jene Mittheilung zu mancherlei Reflexionen, und es wird uns für den Historiker späterer Generationen bange, der die Geschichte moderner Zeiten aus „den authentischen und officiellen Verhandlungen" zu schreiben unternimmt.

Dritter Theil.*)

(Allgmeine Zeitung, 20. u. 21. Januar 1844 Beilage Nr. 20 u. 21.)

Es ist eine rühmliche Erscheinung für unsere Geschichtschreibung, daß sie Stoffe aus der Zeitgeschichte mit ruhiger, kritischer Forschung zu bewältigen sucht — Stoffe, bei welchen zudem die vaterländische, deutsche Gesinnung dem Historiker wie verhüllt und vertagt erscheinen muß. Was Napoleon bei Zeitgeschichten als mißlich bezeichnet hat, die „Nähe der Zeiten" mit allen Verkehrtheiten und leidenschaftlichen Stimmungen, mit ihrer vollen reichen Aussaat von Lüge und Irrthum, das ist bei seiner eignen Geschichte in einem ungewöhnlichen Maaß eingetroffen, und es gehört eine mit dem dreifachen Erz der unbefangenen Wahrheitsliebe umpanzerte Brust, ein unbestechlicher Stoicismus der historischen Kritik dazu aus dem Wust der bewußten und unbewußten Verdrehung bis zum festen Kern der geschichtlichen Wirklichkeit vorzudringen Man braucht nicht einmal in Anschlag zu bringen welch ödes Gefühl den Patriotismus des Historikers anwandeln muß — denn darüber setzt die gründlich gelehrte deutsche Historiographie sich am leichtesten hinweg — und es bleibt genug um den gewöhnlichen Fleiß des kritischen Sammlers vor der Riesenarbeit abzuschrecken. Um so rühmlicher für uns daß sich allmählich ein Ergebniß festzustellen anfängt, das man schon für bedeutender halten kann als bloße Vorarbeiten und Sammlungen des Materials.

Für Stoff haben die Franzosen gesorgt: keine Seite des Bonaparte'schen Wesens und Wirkens die nicht ausgeputzt und in gewohnter Weise ausgebeutet ihren Bearbeiter gefunden hätte; hat man nicht förmlich die — theils sehr apokryphen — Aussprüche des Kaisers in Lexikonsform rubricirt und sie nach Stoffen vertheilt, um für jedes beliebige Thema ein maaßgebendes dictum des vergötterten Idols zur Hand zu haben? Ist doch selbst dem sehr entschiedenen Liberalismus es begegnet sich für den abgefallenen Sohn der Revolution zu begeistern, und ganz andere Leute als Norvins und Bignon, oder Las Cases und Montholon haben mit den wohlberechneten Aeußerungen einer sentimentalen Resignation, wie sie auf St. Helena laut wurden, einen lächerlichen Reliquienhandel getrieben. Doch auch damit wurde zum Theil das nothwendige Material zum Aufbau des Ganzen ver-

*) Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Dritter Band Hamburg 1843.

vollständigt; wenn auch nur das Material, denn historischen Gehalt werden die bonapartistischen Apologien der ersten fünfzehn Jahre nach dem Untergang so wenig behaupten als die groben Anklagen der Gegner. Epoche machend für Napoleons Geschichte in Frankreich wurden einzelne Bearbeitungen, theils weil deren Verfasser außer dem Kreise des schroffen Parteikampfes standen, theils weil sie aus reichem Material zuerst Licht und Ordnung schufen; wir rechnen dahin Pelets treffliches Buch über Napoleons Stellung im Staatsrath, dann Thibaudeau's gediegene Werke, von denen die kleine Arbeit über die Consularzeit einen der lichtvollsten Beiträge zu seiner Geschichte bildet, endlich Bignons stoffreiche, geistvolle und trefflich geschriebene Apologie des Bonaparte'schen Wesens. Es war kein geringer Beweis von Napoleons Kenntniß der Menschen und seinem durchdringenden Blick in alles das was ihm diente, daß er aus Hunderten seiner Getreuen gerade Bignon in seinem Testament ausersah der historische Anwalt seiner Thaten zu werden. Ein Zeitgenosse, mit aller Bildung und diplomatischen Routine der alten Zeit, und doch von ganz freiem Blick in das innerste Gewebe der Händel seiner Epoche, zum Bonapartisten durch seine ganze Natur geschaffen, in der Sophistik bis zur Meisterschaft geübt, und von jener glatten marklosen Darstellungsgabe, die anzieht und unterhält ohne kräftig und eigenthümlich zu sein — fürwahr der Verbannte auf St. Helena hat gut gewählt, und der alte Diplomat aus Bonaparte's Schule hat durch die zehn Bände seines Werkes dem Meister alle Ehre gemacht.

Das größere Werk von Thibaudeau hat Verdienste anderer Art: weder in der Uebersichtlichkeit des wohlgruppirten Stoffes, noch in der Präcision des Ausdrucks kann es dem Buche Bignons zur Seite stehen; aber Thibaudeau ist kein Sophist; er sieht klar, soweit ein ehrlicher Revolutionär der alten Schule von 1789 bis 1793 klar sehen konnte, und wo er befangen ist er es wider Willen. Er ist kein Bonapartist mit Leib und Seele, es ist mehr der Geist des Widerspruchs und des Hasses gegen die Restauration was ihn bisweilen zum Kämpen des corsischen Despotismus macht, und die liebe Eitelkeit des Franzosen wächst manchmal dem bessern Gefühl des Rechts und der Freiheit über den Kopf. Von allen seinen Landsleuten gibt er das ausgedehnteste, Bignon das anziehendste Material; jener hat keine Erscheinung der bonapartischen Geschichte zu übersehen, dieser aus dem reichen Schatz diplomatischer Urkunden das Pikanteste, Neueste und Zweckdienlichste auszuwählen gesucht; Thibaudeau gibt vieles, Bignon viel.

Es war vor dem Erscheinen dieser Bücher, namentlich Bignons, ohne den viele Partien im tiefsten Dunkel blieben, nicht möglich in Deutschland eine Geschichte Napoleons zu schreiben, wenigstens keine die den Namen auch nur halbwegs verdiente. So blieben denn auch bis in die dreißiger Jahre alle Versuche auf diesem Gebiet mangelhaft unbrauchbar und durch die befangenste Ansicht verdunkelt. Die ersten Jahrzehnte nach dem Befreiungskrieg war es das alte franzosenfressende Teutonenthum, das durch die Geschichten des französischen Kaisers durchspukte — ein wahrer Höllenbreughel den man zurecht machte, und Niemeyers Heldenbuch, worin Napoleon mindestens wie ein blutsaugendes Ungethüm geschildert wird, Heerens Staatengeschichte, dessen spätere Auflagen die schmückenden Beiwörter in schimpfende verdrehten, waren nicht die einzigen Erscheinungen dieser Art. Die Nemesis blieb nicht aus. Es kam eine junge Generation, welche noch in der Wiege gelegen als die Fremden unser Heiligstes mit Füßen traten, welche nichts gesehen von den Kriegen und unsern überrheinischen „Freunden" die sie führten, nichts von der Rheinbundszeit, der Proconsulartyrannei, dem Spionenwesen, dem Aussaugsystem, dem frechen Trotz gegen menschliches und göttliches Recht, den kleinen Bonapartes diesseits, und der geistigen wie sittlichen Gebrochenheit aller Zustände; man hatte der jungen Generation nur so gelegentlich etwas davon erzählt wie es gewesen, lieber ihr gerühmt wie es anders geworden, und die junge Phantasie fühlte sich mächtig angeregt durch das Bild des gefesselten Prometheus, der fern war und darum lieblicher anzuschauen. Mißmuth mit der Gegenwart, der banale Weltschmerz kamen hinzu; bald hatten wir Bücher genug die uns die hingeschwundene Größe des Kaisers in ihrem Epigonenschmerz bejammerten, und die bitterlich darüber weinten, daß die goldne Zeit des großen Kaiserthums für sie so ohne Vollgenuß dahingegangen. Die Producte die wir meinen sind bereits der verdienten Vergessenheit anheimgefallen; sie bieten jetzt höchstens Interesse um zu zeigen wie jede Ueberspanntheit der Auffassung eine schärfere Reaction hervorruft.

Bedeutend war dann in dem letzten Decennium die Schlosser'sche Beurtheilung Napoleons, ein tiefgehendes Probestück ächt historischer Kritik, und der erste Anfang einer Räumung des ungeheuern Schuttes der sich um die geschichtliche Wirklichkeit aufgethürmt hatte. Aber es blieb Fragment, war auch in Ton und Haltung durchaus mehr Kritik als Geschichte, und es ist dem Verfasser noch das schwere Geschäft vorbe-

halten eine vollständige Darstellung als ein historisches Ganze am Schluß seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu entfalten.

Was uns nun hier von Wachsmuth geboten wird, ist eine sehr dankenswerthe Fortsetzung seiner Geschichte der Revolution, und behandelt in einem starken Bande die Geschichte von 1798 bis 1812, also Erhebung und Glanz der Bonaparte'schen Größe. Die frühern Bände des Wachsmuth'schen Werks fanden bereits ihre ausführliche Besprechung; den zweiten namentlich haben wir seiner besonnenen unparteiischen Kritik, seiner historischen Ruhe wegen der seltsamen Verirrtheit eines Parteischriftstellers rühmend gegenübergestellt. Auch der vorliegende Band theilt diese Vorzüge. Es wird uns die ganze unverkümmerte Einsicht in das reiche Material geboten, alles Vorhandene in seinem relativen Werth verglichen, und von den Leistungen auf dem Gebiet des behandelten Stoffes ein ruhiges, kritisch bewährtes Resultat vor Augen gelegt. Das war trotz der unermeßlichen Literatur über Napoleons Geschichte, und zum Theil eben wegen ihr keine kleine Sache; es bedurfte des unermüdlichen Fleißes und der treuen sorgsamen Prüfung alles Details, wie sie Wachsmuth jetzt und früher erprobt hat; und wenn gleich durch das sichtbare Streben nichts Einzelnes zu übergehen bisweilen der leichten lichtvollen Uebersichtlichkeit des Ganzen Eintrag geschieht, so wird doch der Leser von ächt historischem Sinn auch ohne kunstvolle Darstellung durch den Reiz der mächtig zeugenden Wahrheit gefesselt. Wachsmuth hätte manches kürzer fassen, anderes mit mehr Schärfe hervortreten lassen dürfen, es hätte auch mancher andere aus dieser reichen Kenntniß und Sichtung des Materials wenigstens einzelne Partien in mehr ebenmäßiger künstlerischer Vollendung hervorgebildet, allein das Wachsmuth'sche Buch behält trotzdem seinen vollen unverringerten Werth. Es ist wahr was er uns sagt — bei jeder Geschichte ein rühmenswerthes Verdienst, bei der Bonaparte's ein hohes, selten und schwer zu erringendes Ziel. Und diese Wahrheit bietet uns der Verfasser in dem schlichten schmucklosen Gewand dessen der nur Wahrheit sagen will, um die zierliche Glätte der Form weniger bekümmert ist als um den bewährten Kern des Stoffes, er bietet sie mit aller parteilosen Ruhe eines Mannes der eine warme Ueberzeugung in sich trägt, aber vor jeder Berührung mit den Kämpfen der Gegenwart sein Archimedisches noli turbare circulos meos ausruft. Der Charakter des deutschen Gelehrten stellt sich hier von einer bezeichnenden, jedoch ehrenwerthen Seite dar: der Mangel an prakti-

scher Energie neben innigem Durchdrungensein von einer festen Ansicht, die ängstliche Scheu das Kind beim rechten Namen zu nennen neben einer ruhig und fest gewonnenen Ueberzeugung, sind Züge denen wir nur in der historischen Behandlung deutscher Geschichtschreiber begegnen. Die ängstliche Sorgfalt ja nicht ohne einen beinahe juristischen Beweis ein Urtheil auszusprechen findet sich auch in einzelnen Stellen bei Wachsmuth; die muthmaßlichen Urheber des Rastadter Gesandtenmordes, wie er sie andeutet, durfte er wohl bestimmter bezeichnen, und es heißt die Vorsicht zu weit treiben, wenn man eigne Aussprüche, die in sich das Gepräge der Wahrheit tragen, mit einem Fragezeichen versieht (S. 260, 293)! Man muß aber anerkennen daß diese Scheu mit Entschiedenheit aufzutreten mehr in der scrupulösen Gewissenhaftigkeit des sehr billig und unbefangen denkenden Verfassers, als in dem Mangel an moralischem Muthe seinen Ursprung hat; denn an freimüthiger Bezeichnung der Dinge, wie sie waren, fehlt es dem Wachsmuth'schen Buch gewiß nicht. Selten sind, wenn man Colletta und Schlosser ausnimmt, der weiße Jacobinismus in Neapel, die Blutthaten der Coterie die im Namen Ferdinands IV. herrschte, und der Edelmuth der neapolitanischen Republicaner schärfer hervorgehoben worden als da wo Wachsmuth laut rühmt, „daß sich in die kurze Zeit der Existenz einer parthenopäischen Republik mehr Tugend und Bravheit zusammendränge, als in Jahrhunderten früherer Geschichte Neapels zu finden sei." (S. 47.) Auch die deutschen Geschichten, so vorsichtig er ihre wunden Stellen berührt, finden (S. 199) ihre gebührende Bezeichnung, und es hat dem Verf. weder an Fähigkeit noch an Muth gefehlt die Wahrheit — wie er sie gefunden — auch in der unverhüllten Gestalt des Wahren erscheinen zu lassen.

Es thut recht noth bei dieser fortdauernden Fluth charakterloser Apologien des Bonapartismus heutiger und früherer Zeit, oder bei den wohlfeilen Ausbrüchen der modischen Gallophagie, eine Geschichte den Deutschen anempfehlen zu können, welche ihnen aus bewährter Forschung ein sicheres Ergebniß, keine Rhetorik, keine historische Dialektik, sondern nur Wahrheit zu geben von Anfang bis zu Ende bemüht ist. Diese einfache Darstellung der Thatsachen ohne Prunk der Rede, die bis zur Kälte gesteigerte Ruhe in der Schilderung einer Zeit die man zu preisen sich erfrecht, dieses unerbittliche Hervorholen aller der schlagenden Züge die der historische Sophist mit blendendem Wortkram verhüllt, wirken mächtiger auf empfängliche Naturen als die gewaltigste Beredsamkeit

feindseliger Invective. Weder die glänzenden Resultate der Consularzeit, noch die großsprecherischen Berichte der kaiserlichen Regierung, weder die lügenhaften Bulletins, noch die heuchelnden Insinuationen von St. Helena, weder die wohlberechneten Actenstücke des Moniteur, noch die trefflich geübte diplomatische Sophistik Bignons vermag unsern Verf. irre zu leiten; mit dem sichern Tact des gründlichen Kenners entschleiert er überall das gern Verhüllte, und beleuchtet mit Thatsachen, Ergebnissen, Zahlen den Werth all der gewichtigen Lügen die vom 18. Brumaire an bis zum 5. Mai 1821 gemacht oder veranlaßt worden sind. Ein erfreuliches Zeichen daß vor dem ruhigen, wahrheitsliebenden Sinne früh oder später die autorisirte officielle Lüge immer ihren Urtheilsspruch findet!

Dazu hat nun Wachsmuth ein gutes Stück Wegs gebahnt; deßhalb ist er auch — ein leicht erklärlicher Mangel — nicht selten von der kritischen Partie seines Werks überwältigt worden. Die Masse der Einzelheiten hat die klare Gesammtanschauung bisweilen getrübt; aus der großen Menge von Thatsachen, die einzeln alle kritisch belegt sind, ist es ihm nicht immer gelungen das Charakteristische, Treffende hervortreten zu lassen, und im ganzen Werke muß der Leser zuviel die Mühe des Aufsuchens und Prüfens mit durchmachen. Es herrscht zu oft der Ton der Kritik vor; die sonst trefflich gewählten Noten, die in die Quellen eine gute Einsicht gewähren, drängen bisweilen den Text in den Hintergrund, und manchmal wird wohl auch etwas das zum Zusammenhang der Erzählung gehört in die Noten geworfen, um dort zu verschwinden. Wenn der Verfasser das Blutbad zu Cairo, vom 21. bis 23. October 1798, mit treuen Farben schildert, so mußte er wohl im Text das berüchtigte Wort Bonaparte's anführen, das er mit trockener Ruhe an Marmont schreibt: „Wir haben gestern viel Lärm hier gehabt — — ich mußte mit Bomben und Haubitzen auf die Moschee feuern, um ein verschanztes Quartier zu nehmen; das hat eine bedeutende Wirkung gethan .... die Stadt hat eine gute Lection bekommen, deren sie sich, denke ich, lange Zeit erinnern wird.“ Wer so phlegmatisch von einem Gemetzel schrieb, das 5000 bis 6000 Menschenleben gekostet hat, darf sich mit dem Autor des on est tranquille à Varsovie wohl in Parallele stellen, und es war Wachsmuth's Pflicht diesen bezeichnenden Zug des ägyptischen Siegers nicht in den Noten verloren gehen zu lassen. Aehnliche Fälle wiederholen sich in anderer Weise. Wenn unser Verfasser Anekdoten und Bonmots, deren so un-

zählige fabricirt worden sind, aus dem Gebiete der ernsten Geschichte verweist, so verdient er Dank; doch durfte er wohl historisch bewährte Züge, die zur Charakterisirung des Mannes trefflich dienen, mehr hervortreten lassen als er gethan hat. Bonaparte's Besuch bei Necker, sein Benehmen bei den Mönchen auf dem Bernhard, seine Briefe an Josephine, und ähnliche Details sind ohne Wirkung auf den Gang der Ereignisse geblieben; aber den Mann zu zeichnen können sie trotzdem vortrefflich dienen.

So brauchbar und tüchtig alles Einzelne zur Charakteristik Bonaparte's genannt werden muß, zu einer abgeschlossenen Totalanschauung seines Wesens gelangt der Verfasser nicht. Der Leser der im Stande ist zwischen den Zeilen zu lesen, wird sich aus den mitgetheilten Thatsachen die Folgen wohl ziehen können, aber er ist zugleich berechtigt von dem Geschichtschreiber Ergebnisse eigner Anschauung zu fordern, da ohne Subjectivität die Geschichte nur Chronik bleibt. Von Bonaparte's allgemeinem Verhältniß zur modernen Cultur, seinem Kampf gegen das Individuelle und Nationelle, seiner Beschränktheit im Auffassen von Völkern, seinem Unglauben an das Lebensprincip der modernen Entwicklung, seinem innern Schwanken zwischen guter und böser Natur, bis ihm eine dämonische Nothwendigkeit das Schlechte unentbehrlich macht, von allem dem und vielen andern Zügen des größten Antagonisten gegen die heutige Menschheit sagt uns Wachsmuth nur wenig; er läßt uns mehr errathen, aus dem Vorhandenen ein eignes Urtheil bilden, und da des Vorhandenen sehr viel und vielerlei ist, wird es dem Ungeübten oft schwer werden aus Facten ein geschichtliches oder biographisches Ganze zu gestalten. Wachsmuth hat Recht, wenn er über den innern Zustand Frankreichs nach 1806 reflectirend die Bemerkung voranschickt: „Politisches Erbübel des menschlichen Geschlechts ist die Neigung zur Willkür; die Gesetzgebung hat nur eine sehr unvollständige Erlösung davon zu Wege gebracht; das Princip des Bösen ist stark geblieben; gesetzliche Verfassung, wo Freiheit und Macht nach gebührendem Maaße vertheilt sind, ist ein prekäres Product der Vernunft, dem von der Leidenschaft ohne Unterlaß Gefährde bereitet wird; hat das Volk gesetzliche Freiheit, so dehnt es ihre Gränzen aus, wirft das Gesetz über den Haufen, und es herrscht die Willkür; hat die Regierung gesetzliche Macht, so strebt sie nach Unbeschränktheit, und das Gesetz wird umgangen oder zu hohler Form, oder ganz gebrochen, um dem Gebot der Willkür Platz zu machen.“ (S. 461.) Wachsmuth

sieht in dem erstern das Wesen der Revolution, in letzterm die Geschichte Bonaparte's; er hält ihn „dem Erbübel der Machtsucht verfallen, die in ihm wirke wie ein Fieber, wie Heißhunger, wie eine böse Geschwulst die immer fort wächst und die gesunden Säfte in sich absorbirt." Gewiß sehr richtig, aber schwerlich erschöpfend; Bonaparte's eignes Hervorgehen aus der Revolution, sein unglückseliges Verkennen des alten Europa, wie er es vorfand, seine romanische Natur, seine angeborne Abneigung gegen jedes individuelle Leben wirkten ebenso mächtig in ihm als die allgemein menschliche Sucht nach Gewalt. Die vorwiegende Tendenz der modernen europäischen Geschichte seit drei Jahrhunderten geht nach Nationalität und nationell selbständiger Gestaltung; und gerade das ist es wogegen Napoleon in seiner blühendsten Zeit seine gewaltigsten Kräfte aufbietet. Seine Niederlage war eine innere, voraus zu bestimmende Nothwendigkeit der neuern Geschichte, die Ereignisse von 1813 und 1814 waren die letzten Kreuzzüge der christlichen Welt, in denen sich germanische, slavische und romanische Nationen gleich verbunden wiederfinden, wie in den großen Kreuzfahrten des Mittelalters.

Darum müssen wir auch die entschuldigende Vergleichung ablehnen, die Wachsmuth zwischen Bonaparte und Alexander, Karl dem Großen, Otto und andern anstellt (S. 203); uns dünkt, man könnte ihn ebenso gut und besser mit Attila, Dschingischan und ähnlichen Helden der Zerstörung vergleichen. Alexander hat seinen hohen Beruf die orientalische Welt mit der jugendlich frischen Cultur und den kräftigenden Lebenselementen des hellenischen Occidents zu durchdringen so glänzend erfüllt wie der poetische Achilles den seinen; für den frühen Tod im Jünglingsalter hat er ewigen Ruhm im Munde des Menschengeschlechts eingetauscht, und eine Blüthe des Orients die noch Jahrhunderte überdauerte, eine Annäherung der zwei gewichtigsten Welttheile, ja die ganze Brücke des Uebergangs von der antiken zur modernen Geschichte, wozu der Makedonier den gewaltigsten Grundstein gelegt, sichern ihm einen Ehrenplatz im Pantheon der Geschichte. Die „menschenliebende Tugend (φιλόφρων ἀρετά), die Pindar preist, war dem Sohn Philipps nicht fremd; heroische und menschliche Natur sind hier zu einem milden Ganzen so verschmolzen wie Anmuth und Würde in den Gebilden des Praxiteles. Und Karl der Große? War es Eitelkeit, wenn der Versöhner romanischer und germanischer Volkselemente im Christenthum dem mächtigen Zug des Schicksals folgte und sich zu Rom den

Purpur auferlegen ließ? War es gewöhnliche Herrschsucht, wenn Otto nachher, was sein schlichter Vater noch vor dem Tode ersehnte, vollendet und die Sendung Karls von neuem erfüllt hat? Oder wo ist da die innere Aehnlichkeit zwischen ihnen, den gewaltigsten Söhnen einer großen Zeit die sie begreifen, deren Impuls sie folgen, und dem Manne der eine Riesenkraft im Kampf gegen das Menschliche und Göttliche in der Zeit zersplittert hat, um erstorbene Formen künstlich neu zu beleben? Die Thaten Alexanders, Karls und Otto's haben in ihren fruchtbaren positiven Folgen Jahrhunderte umspannt und beherrscht; die hunnisch-mongolische Ländermasse heterogener Elemente, ohne innern Lebenstrieb, von ephemeren Kräften gehoben und durch neue Formen ergänzt, mit einem Wort die Monarchie Bonaparte's, wo ist sie? Worin unterscheidet sich die Wirkung des größten Kopfes der modernen Welt von den zweideutigen Segnungen des Erdbebens, Sturmes und des vulcanischen Ausbruches? Nein; das Jahrhundert das Bonaparte überwältigt darf mit dem gerechten Stolz des Siegers sein gedenken; und die Nationen die es gethan, haben darin vor sich selbst und der Nachwelt das Zeugniß ihres bewährten Berufs zu künftiger Entwicklung vor Augen gestellt. Jene Parallelen sind aber schief; Bonaparte's Stellung war eine exceptionelle, und gerade darin liegt ein wesentlicher Theil seiner eigenthümlichen Größe.

Bei einem Werk, das so entschiedene Vorzüge besitzt, wie das Wachsmuth'sche, ist es dem aufmerksamen Beurtheiler wohl erlaubt auf die Mängel mit strenger Gerechtigkeit hinzuweisen; unsere privilegirten Anstalten literarischer Kritik beschränken sich ohnedieß zum größten Theil sehr buchstäblich auf das epitomatorische Geschäft des „Referenten." So können wir denn auch die Stellung nicht billigen die Wachsmuth unserer eigenen Geschichte eingeräumt hat; ohne just deutsche Geschichte zu schreiben, konnte und mußte ein Historiker Napoleons alle erwähnenswerthen Kräfte der Action und Reaction gehörig hervortreten lassen. Napoleon an sich ist keine Geschichte; nur gegenüber gehalten den ihm widerstrebenden Elementen gewinnt seine Gestalt eine feste und bestimmte Begränzung, drum durften weder unsere eigenen Zustände, noch die Geschichte der andern Staaten so ganz nebenher erwähnt werden. Es ließe sich allenfalls noch bestreiten ob ein Geschichtschreiber Napoleons verpflichtet war die grausige Geschichte von Kaiser Pauls Strangulirung ausführlich zu schildern; ganz gewiß durfte er sie aber nicht so flüchtig berühren wie Wachsmuth (S. 185) gethan

hat, und ihre gewaltigen Einwirkungen auf die Lage von Europa mit so wenig Nachdruck hervorheben. Ohne Pauls Tod war der Erfurter Tractat einer Theilung Europa's zwischen kosakischem und bonapartischem Despotismus schon 1801 völlig vorbereitet: Frankreich sah keinen Tag von Trafalgar, und Preußen war ohne Schwertstreich in französische Fesseln gebracht. Die blutige Katastrophe vom 23. März 1801 gab dem allem eine andere Gestalt; weil moskowitische Oligarchen ihren Kaiser schmachvoll mordeten, ward — so seltsam sind die Wege des Weltgeistes — der Despotismus Bonaparte's schon früh zu gewaltsamen unnatürlichen Schritten gezwungen, und dadurch seine Stellung in sich erschüttert.

Fühlbarer ist die Lücke die durch geringere Berücksichtigung deutscher Geschichten nothwendig entstehen mußte; ein paar Proben, und man mag urtheilen. Das erste grobe Attentat das Bonaparte gegen die freilich dürftigen Trümmer eines „deutschen Reichs" sich erlaubte, war die Besetzung von Hannover (1803); wie, wird man erstaunt fragen, war es möglich daß ein ansehnliches Land, geschützt durch eine treffliche brave Armee, so ganz elend und ruhmlos dem Verfahren fremder Gewalt unterlag; wie war es möglich daß ein Reich, in welchem denn doch dreißig Millionen Menschen lebten, die nicht alle zu Bedienten geworden waren, so gar keinen männlichen Schritt that zur Wahrung seines unzweideutigsten Rechtes? Auf die letzte Frage mußte der Historiker wenigstens mit einem Wort Auskunft geben über deutsche Verhältnisse; und was die erste betrifft, so durfte er sich nicht entheben eine Schilderung zu liefern von jener Regierung in einem deutschen Lande, die in dem Augenblick wo es das Heiligste galt, in einem officiellen Aufruf das Heer ermahnte „seine Bajonnette mit Mäßigung zu gebrauchen"! Wachsmuth hat dieß gewiß gekannt, auch die Haltlosigkeit dieser Zustände tief empfunden; um so weniger konnte hier die historische Erwähnung durch ein Citat eines fremden Buches (S. 273) ersetzt werden.

Ein anderes betrifft den Krieg von 1805. Es mußte die Stellung derer, in deren Händen damals Deutschlands Schicksal lag, gezeichnet, es mußte die Verblendung, das ganze hohle Wesen aufgedeckt werden, um den raschen niederschmetternden Sieg Bonaparte's nach den ersten Schlachten in seinen moralischen Gründen aufzuklären. Und darüber sind wir ja trefflich unterrichtet; wir haben ja in des Ritters v. Gentz hinterlassenen Schriften den ganzen dithyrambischen Brief-

wechsel zwischen ihm und dem „deutschen Tacitus“, wir können dort die sehr verfrüheten Siegesrufe von Seite zu Seite lesen, können sehen wie selbst ein Kopf von der Stärke eines Gentz den General Mack über einen Erzherzog Karl stellt, und mit unbeschreiblicher Naivetät den „Theaterkönig“ Bonaparte verhöhnt, weil derselbe so ganz arglos seinem Untergang entgegen gehe — wir haben das alles, und möchten mit dem homerischen Sänger ein bitteres νήπιοι, mit den bonapartischen Bulletins ein „les insensés“ oder les „perruques“ ausrufen. Warum hat unser Verfasser diese wahrhaft erschütternde Katastrophe, so reich an tragischen und historischen Momenten, mit einer an Farblosigkeit streifenden Kälte berichtet, und die Lage Deutschlands so ganz übergangen?

Auch in der Schilderung der Kriegspartei wie sie seit 1805 und 1806 in Berlin laut ward, ist Wachsmuth etwas kurz; welchen Antheil Joh. Müller an dem damaligen Bramarbasiren genommen, hat er — vielleicht aus Schonung für den armen Stubengelehrten — ganz übergangen. Sein Abfall zur neuen Sonne — trotz aller Entschuldigungen ewig eine entehrende That — wird mit trockener Kürze wie etwas ganz Gewöhnliches berichtet. Wir könnten noch manches ähnlichen Falles gedenken, zum Theil selbst solcher Punkte die sogar französische Historiker aus der deutschen Geschichte hervorzuheben für nöthig hielten. Welche Rückwirkung das bonapartische System schon vor dem Rheinbund auf die deutschen Staaten ausübte, was man da von ihm gelernt und nachgeahmt hat, welche Rolle nachher den deutschen Regierungen zugefallen, das alles durfte, in einer Geschichte Napoleons von deutscher Feder zumal, nicht unerwähnt bleiben.

Die Wachsmuthische Darstellung hat dieselben Vorzüge und Schwächen wie in den früheren Bänden: einfache schlichte Erzählung, bisweilen von dem massenhaften Stoff bewältigt, bisweilen auch in etwas zu langathmige Perioden ausgedehnt, bezeichnen auch hier des Verfassers Wesen und die Art seiner Studien. Ein paar unreine Wendungen hätten wohl gemieden werden können: daß eine der „spitzfindigsten Emergenzen des Mittelalters in Kaiser Paul einen Champion fand“ (S. 42), oder daß Napoleons „Neufürstenthum in Prosperität“ war (S. 247) — sind Ausdrücke der Schule, die man dem französischen oder englischen Historiker nicht verzeihen würde.

Doch genug der Ausstellungen; sie zeugen für die Aufmerksamkeit womit wir das Buch gelesen; das gerechte Lob womit wir diese Bemerkungen eröffneten, wird deutsche Leser ermuntern ein Gleiches zu thun.

Mehr wollten wir nicht; der Verfasser mag sich gern mit dem alten Spruch getrösten: „Wahrlich in schwierigem Werk Allen genügen ist schwer!"*)

*) In einer kurzen Besprechung des Werkes von Rath (Allg. Ztg. Bl. N. 71, 11. März 1844) finden sich noch folgende Wachsmuths Geschichte betreffende Stellen:

Mit dem Werke Wachsmuths verglichen, bietet der vorliegende „geschichtliche Versuch", wie ihn der Verfasser bescheiden genannt hat, mancherlei Eigenthümlichkeiten; Stellung und Individualität, Lebensansicht und Plan bei Abfassung eines Buches können da so verschieden einwirken, daß selbst ganz verwandte Stoffe, in den Thatsachen unverändert dieselben, doch in Gruppirung und Verarbeitung bei jedem Zug an die verschiedene Subjectivität der Verfasser erinnern. Wachsmuth ist gelehrter Historiker, Rath Militär und in der Geschichtschreibung erst Dilettant; doch hat in vielen und wesentlichen Partien der Dilettant hier den Mann von Fach überholt und den Anforderungen einer lesbaren anziehenden Darstellung besser entsprochen. Wachsmuth strebt nach Vollständigkeit und Wahrheit; keine Thatsache, keine Notiz, keine Controverse läßt der gewissenhafte Forscher sich verdrießen ins Reine zu bringen, aber auch dem Leser wird die Arbeit des Studirzimmers, die mühevolle Kritik und Sichtung nicht überall erspart; und während der Verfasser bei einem vielbestrittenen Stoff wohl zu entschuldigen war, wenn er die Belege des Gegebenen in anerkennungswerther Genauigkeit vor Augen gelegt, so war es dem Leser auf der andern Seite auch nicht zu verdenken, wenn ihn die Notenlast bisweilen ermüdete oder den klaren Hinblick auf den innern Zusammenhang ihm verdüsterte. Rath hat es dem Leser darin leichter gemacht: Noten, Kritik, Belege hat er nicht sich, aber dem Publicum erspart; der Leser wird nur selten gestört durch die Citatenmasse, das Erbübel deutscher Geschichtschreibung, das sich mit Centnergewicht an den raschen lebendigen Gang der Ereignisse anklammert, und das es so verzeihlich macht, wenn die guten Leute lieber den lesbar geschriebenen Halbroman zur Hand nehmen, als sich durch alle die holprigen Kreuzwege der Forschung und Kritik mit dem Verfasser hindurchquälen.

In einer Zeit wo wir immer noch die ephemeren Producte des historischen Industrialismus zahlreich auftauchen sehen, und wo dem Wissensdurst des Volkes oft ganz unverdaute Kost, oft die schalsten Brühen, aus dem schalen Gebräu französischer Buchfabricanten abgeschöpft, zur Befriedigung geboten werden, da war es fürwahr ein Bedürfniß dem größern Publicum eine Geschichte Bonaparte's zur Hand zu geben, die ohne rednerischen Putz, mit der einfachen Kraft der Wahrheit, detaillirt und doch nicht zu breit, gründlich und doch in einer zugänglichen Form, einen vielmißhandelten Stoff vor Augen führte. Solche Bücher sind immer erwünscht, auch wenn sie in manchem den strengeren Forderungen historischer Kunst nachstehen; erfreulich ist der Wißbegier ernster Leser ein tüchtiges Handbuch empfehlen zu können, erfreulicher noch die Wahrnehmung wie auch andere Männer von wissenschaftlicher Bildung als die „vom Fach", durch das lebhafte Bedürfniß das sich allenthalben regt, sich angespornt fühlen die Geschichtschreibung aus den ehernen Banden des tödtenden Buchstabens zu lösen, und auch ihrerseits an der erst begonnenen Brücke zwischen der Geschichtschreibung und dem Leben fortzubauen.

Rommels Geschichte von Hessen.

(Allg. Zeitg. 28. u. 29. Aug. 1841 Beilage Nr. 240 u. 241.)

Die historische Wissenschaft hat unter den Folgen unserer politischen Zersplitterung nicht so viel gelitten, daß ihr jeder Stoff wäre entzogen worden; im Gegentheil ist ihr an reichem Detail, an Massenhaftigkeit der zugeführten Materie wenigstens extensiv das ersetzt worden, was ihr an politischer und nationaler Intensivität gebrach. Das Volk, das Land, dem wir gehören, hat unsere Historie aus den Augen verloren; an den Stamm, die Provinz und deren Geschichte hat sie sich mit desto mehr Zähigkeit und gründlichem Eifer festgehängt, und wenn ein warmes Nationalgefühl bei unsern Schulhistorikern noch immer zu den Seltenheiten gehört, so wird man einen gewissen ehrbaren, oft spießbürgerlichen, oft auch der deutschen Pietät innig verwandten Provinzialgeist desto seltener vermissen. Seit Möser und Spittler haben es viele — und fürwahr nicht die schlechtesten — räthlicher gefunden, vor der Trostlosigkeit des deutschen Bewußtseins sich in die Geschichte eines Ländchens oder Städtchens zu vertiefen statt an die allgemein deutsche sich zu wagen. Darum haben wir auch Special- und Provinzialgeschichten genug und zwar zum Theil ganz vortreffliche; eine allgemein deutsche, die genügen könnte, ist noch immer ins Reich der pia vota zu verweisen.

Es war Deutschland die eigenthümliche Entwicklung beschieden, seit Jahrhunderten sich seiner Einheit beraubt und dafür seine einzelnen Theile in einem regen organischen Leben begriffen zu sehen. Welch große Vorstufe zu unsrer nationalen Wiedervereinigung und Größe ist das Bewußtsein, daß unsere einzelnen Glieder nicht in lebloser Gleichgültigkeit erstarrt sind wie in den Ländern der Centralisation, daß vielmehr dem ganzen jetzt noch losen Aggregat vereinzelter Staatskörper eine Fülle von Lebenskraft, Thatenlust und Durchbildung innewohnt, wie sie von den veralteten Monarchien Europa's keine mehr besitzt. In dieser Epoche des Uebergangs, in der wir leben, wo die einzelnen Individualitäten des Germanenthums allmählich der Höhe isolirter Ausbildung entgegenreifen und kein anderes Bedürfniß empfinden als aus ihrer Isolirung herauszutreten, dürfte daher auch die ausschließliche Cultivirung der Specialgeschichte ihre letzten Triumphe feiern. Es könnte eine Zeit kommen, wo der historische Wissensdrang der erwachten Nation wieder im Universellen die Befriedigung suchen würde, die eine zersplitterte Generation im Speciellen und Speciellsten gefunden hat.

Freilich fehlt es nicht an Specialgeschichten, deren Bedeutung und Inhalt wohl auch die allgemeine zu ersetzen vermag. Solche verdienen auch in einer Zeitung, wie die Allgemeine ist, eine mehr als gelegentliche Besprechung; denn wenn auch dieses Blatt es sich sonst zu Grundsatz macht, zum Nachtheil des Allgemeinen und Nationalen nicht das Specielle und Provinzielle zu bevorzugen, so darf es hier eine Ausnahme machen, wo der umfassendere Kreis der Specialgeschichte die Sphäre der allgemeinen nicht nur berührt, sondern an den bedeutendsten Stellen durchschneidet.

Unter den deutschen Specialgeschichten namentlich der letzten Zeit nimmt Rommels Werk einen wenig bestrittenen Vorrang ein. In keiner verbindet sich der Reichthum der Thatsachen mit kritischer Verarbeitung des Stoffes und ächt historischer Darstellung so eng wie hier; wenn wir deßhalb darauf aufmerksam machen, so geschieht es nicht um ein Werk, dessen sieben bereits erschienene Bände sich beim Publicum eine wohlverdiente Achtung erworben haben, als eine neue wohlwollender Anerkennung erst bedürfende Erscheinung zu empfehlen. Wir heben nur gerade den letzten Band deßhalb hervor, weil hier eine Partie behandelt ist, wo das hessische Interesse mit dem allgemein deutschen sich so eng verknüpft, daß selbst dem stolzesten Verächter der Specialhistorie ein völliges Ignoriren derselben schwer sein wird. Den Kreis, den sich nun Rommel für seine Bearbeitung wählt, bezeichnet er selbst (Vorrede S. XI) also: „Nach möglichst vollständiger Erforschung, Sichtung und Aufklärung aller Thatsachen und Momente des ihm gegebenen Stoffes ein solches organisches Ganze darzustellen, wie es sich dem großen Körper Deutschlands in seiner historischen Entwicklung als einzelnes Glied natürlich anschließt." Die an den Specialhistoriker bisweilen gestellte jedenfalls überspannte Forderung, alle speciellen Zustände in ihrem welthistorischen Zusammenhang und ihrer Verbindung mit den leitenden Ideen der Zeit nachzuweisen, ist dadurch abgewiesen, und wer die deutschen Specialgeschichten kennt, kann für eine so bestimmte Fixirung des historischen Gesichtskreises Rommel nur Dank wissen. Es ist ein Hauptvorzug seines Werks, daß er seine hessische Geschichte, da wo sie in das Allgemeine eingreift, nicht zu einer bloßen Auseinanderbreitung der universalhistorischen Zustände machte, nur das extensive Wissen erweitert und so das Charakteristische der provinziellen Zustände verwischt. Es tritt das namentlich bei dem neuesten Bande hervor, der die hessische Geschichte in ihrer Verbindung

mit den Ereignissen des dreißigjährigen Kriegs behandelt; sehr geschickt weiß der Verfasser hier den allgemein deutschen Hintergrund jener Umwälzung vorwalten zu lassen und uns wie unser Interesse dennoch auf hessischem provinziellem Gebiet zu erhalten.

Landgraf Moriz I., an dessen Persönlichkeit sich die ganze in diesem Band erzählte Geschichte hinzieht, verdiente wohl sein Andenken in den deutschen Herzen aufgefrischt zu sehen. Wenn man sich oft und mit Recht beklagt, seit der Reformation das Nationale in der deutschen Geschichte allmählich verschwinden, Egoismus und Particularismus an die Stelle treten zu sehen, so thut es doppelt wohl auf einen Fürsten zu stoßen, wo das allgemein deutsche, das ächt patriotische Interesse provinzielle und Parteirücksichten so mächtig überwiegt. Freilich ist Moriz eine zu vereinzelte Erscheinung, als daß sein Streben und Wollen inmitten der feilsten Selbstsucht, des politischen und oft auch religiösen Indifferentismus viel hätte wirken mögen; wer aber Charaktere nicht bloß nach dem Gelingen beurtheilt, wer nicht dem glücklichen Sieger allein Weihrauch zu streuen gewohnt ist, wird auch dem freien selbständigen Ringen eines Mannes, der gegen die Zeit und ihre Mittelmäßigkeit anstrebt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein Charakter wie Moriz in eine andere Zeit versetzt, hätte sich durch dauernde Schöpfungen verewigt; in die traurige Epoche des dreißigjährigen Kriegs geworfen, kann er nur eine Sisyphusarbeit üben und der Zerstörung machtlos zusehen. Es ist Rommels Verdienst, diesen Charakter aus „dem Schutt der Zeiten" gleichsam hervorgeholt und der deutschen Geschichte einen Fürsten wiedergegeben zu haben, der allmählich der Vergessenheit anheim gefallen zu sein schien, denn es war uns bis jetzt nur vergönnt an Maximilians von Bayern Geschichte, wie sie uns Wolf aus den Urkunden gibt, den geheimen Gang der Ereignisse zu betrachten, und gewiß konnte die katholische Sache in keinem glänzendern Licht erscheinen als an die alles leitende, alles fördernde Persönlichkeit des Bayerfürsten geknüpft; die Protestanten und ihre Führer, des Pfalzgrafen machtloser Ehrgeiz und Selbsttäuschung, Sachsens zweideutige Halbheit, eines Anhalt und ähnlicher Leute alltäglicher Egoismus mußten, gegen Maximilian und seine Hülfsmittel gehalten, ein gar armseliges Gegenbild bieten. Das hat auch wohl recht wackere Historiker veranlaßt, die Sache des Protestantismus mit der Sache der protestantischen Führer zu verwechseln und beide mit mitleidigem Achselzucken oder herbem Tadel abzufertigen.

Moriz von Hessen allein wäre Maximilians ebenbürtiger Gegner; seine Geschichte muß man der des Bayerherzogs entgegenhalten, um zu erkennen, daß auch auf jener Seite für etwas Höheres gefochten ward als für irdisches Gut und selbstische Zwecke.

Man müßte ganz ins Detail eingehen, um das reiche vielbewegte Leben des unermüdlich thätigen für seine Ueberzeugung alles wagenden Landgrafen zu schildern; man müßte seine Geschichte mit der pfälzischen, sächsischen u. s. w. vergleichen, um die ganze Kluft zu erkennen, die ihn von einem Friedrich V. und Johann Georg trennte. Er ist schon lange vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, schon in jener ängstlich gedrückten Zeit des verhaltenen Grolls, der schlechtverhehlten Parteisucht, der eigentliche Hebel und Mittelpunkt aller gegen die spanisch-österreichische Hegemonie und den Druck Roms gerichteten Bestrebungen. Wo sonst nur Eitelkeit auf der einen, feiler Egoismus auf der andern Seite, hier unbedachte Raschheit im Entschließen und Langsamkeit im Handeln, dort Lauheit für alles Gemeinsame und Patriotische sichtbar ist, da erhebt sich Moriz über alle die schwächlichen Rücksichten einer schlaffen undeutschen intriguirenden Zeit und sucht dem schwerfälligen Körper, den man Union nannte, Leben und Kraft einzuhauchen. Allenthalben ist er thätig, bald in energischem Auftreten, bald in gewandtem Versöhnen, nichts entgeht ihm; bald muß er hier die Erbitterten besänftigen, bald dort wieder die Gleichgültigen ermuntern; er ermüdet nicht, selbst auf die Gefahr hin, seine tiefe innere Kraft an trostlosen Kleinigkeiten zersplittern zu sehen.

Religiöse Uebereinstimmung und politische Nothwendigkeit drängten ihn zum Band mit dem Ausland, namentlich mit Frankreich hin; Heinrich IV. selbst fühlte vor dem deutschen Fürsten eine Achtung, die auf lange persönliche Bekanntschaft und eifrig unterhaltene Verbindungen basirt war.*) Es ist bekannt, wie namentlich auch Kurpfalz schon früher in engen Verhältnissen zu Frankreich stand, und Jedermann weiß, wie in Ton, Bildung und Sprache der Hof zu Heidelberg und seine Affilirten allmählich anfingen das deutsche Element durch das französische zu verdrängen. Da thut es nun wohl zu sehen, wie Moriz bei allem Verkehr mit dem Ausland, bei aller fremden Bildung,

---

*) Dem Briefwechsel zwischen beiden Fürsten verdankt ein anderes gleichzeitiges Buch Rommels seinen Ursprung: Corréspondance inédite de Henri IV, Roi de France et Navarre, avec Maurice Landgrave de Hesse etc.

die ihm wohl vertraut ist, seinen patriotischen Sinn und das biedere Gemüth der „alten Zeit deutscher Nation" sich rein bewahrt hat. Man muß sehen, wie derb, deutsch und offen er von der schlau verhüllten welschen Diplomatik, die sich unter allerlei wohlklingenden Namen birgt, den dichten Schleier herabreißt; man muß ihn reden hören, wenn er über die „Praktiken" der Gegner und die naive Einfalt seiner Freunde, die sich davon bethören ließen, sich ausläßt. Man glaubt in dieser trostlosen Zeit Ulrich v. Huttens Stimme herübertönen zu hören.

Von Anfang an hatte sich Moriz keine Illusionen gemacht und daher auch keine Inconsequenzen begangen. Wo die andern schrieben, deducirten, intriguirten, aus unzeitiger Furcht oder von Privatvortheil gelockt lau waren, wo sie sich vor entschiedenem Handeln so lange scheuten, bis der rechte Moment verloren war, da suchte sie Moriz — freilich vergeblich — stets zur That, zum klaren Bewußtwerden ihrer Stellung hinzudrängen. So suchte Kurpfalz Ferdinands Kaiserwahl zwar aufzuhalten, hatte aber doch zu wenig Muth zu thun, wozu es unter jenen Umständen befugt war, die Theilnahme an der Wahl zu verweigern. Es protestirte halb und halb und — wählte. Moriz erklärte von Anfang an: „er wollte lieber seinen Hals darstrecken und abhauen lassen als einen solchen Kaiser aduliren." Darum trug auch sein nachheriges Auftreten weder den Vorwurf des Abfalls noch der Inconsequenz. Ihn trieb die glühendste Begeisterung für seinen Glauben; diplomatische Kälte und Abgemessenheit wird man deßhalb eher bei ihm vermissen als die heiße Theilnahme einer für eine große Idee sich opfernden Seele. Selbst seine Feinde erkannten das an, und ein Diplomat der Gegenpartei gestand: „Moriz sei zwar ein gewaltiger Calvinist, aber keineswegs parteisüchtig und aufrührerisch." Wie es aber solchen Naturen in solchen Zeiten geht — ohne äußere Mittel ist all ihr Widerstand fruchtlos. Ein Gustav Adolf konnte freilich da siegen, wo Moriz in erfolglosem Bemühen unterlegen war.

Rommel macht uns mit allen den Details bekannt, die er über des Landgrafen Thätigkeit und sein Verhältniß zur Union aus den Orginalurkunden geschöpft hat. Sein Eifer in der böhmischen Sache, der Scharfblick, womit er von Anfang an den Gang der Dinge voraussah, die unermüdliche Rüstigkeit, womit er bald sprechend bald schreibend, bald durch Unterhändler bald persönlich thätig die Langsamen zu begeistern, die Furchtsamen zu ermuthigen, die Schwankenden und Zweideutigen zu gewinnen suchte — das alles hat uns der Verfasser, durch

großen Reichthum an Stoff unterstützt, mit wohlthuender Wärme und Interesse geschildert. Ueber vieles in den Unterhandlungen, was bis jetzt noch nicht völlig klar war, haben wir von ihm Aufschluß erhalten; manches, was ganz unbekannt war, hat er aus den besten Quellen aufgeklärt.

Daß Moriz nicht wie andere nach dem ersten Mißlingen verzweifelte und mit der Schlacht bei Prag seine Hoffnungen und Ansprüche an die Gewissensfreiheit begrub, das trug ihm freilich schlechte Früchte. Spinola's und Tilly's Horden bedrängten sein Land, bis er zum Aeußersten genöthigt ward. Aber auch dann opferte der edle Fürst nicht seine heilige Ueberzeugung dem Genuß des Augenblicks; lieber legt er die Regierung nieder ehe er sie auf Kosten seines Glaubens beibehalten hätte. „Die Entsagung, sagt Rommel S. 665, „des Landgrafen Moriz war ein patriotisches, seinem Hause und seinem Lande gebrachtes, durch den Erfolg gerechtfertigtes Opfer; nicht ohne Ahnung der persönlichen Unannehmlichkeiten, womit ihn der Verlust des fürstlichen Ansehens, die Thatenlosigkeit des Privatlebens, die Ungeduld seines eignen Temperaments bedrohte: aber wohl überlegt und allseitig vorbereitet, damit nicht der Hauptzweck dieser Entsagung (der bedrängten Lage des Landes und des Hauses eine andere bessere Richtung zu geben) durch die Hinterlist der Feinde oder die Unvorsichtigkeit der Freunde vereitelt und der in seinen Fundamenten schon erschütterte Staat seiner letzten Stützen beraubt würde.“ Es war der einzige ehrenvolle Ausweg; von den Feinden bedrängt, von seinen eignen Verwandten zu Darmstadt mit Trug und Verrath umgeben, vom Uebelwollen seiner Ritterschaft gehemmt — blieb ihm nichts übrig, als der 34 Jahre lang geführten Regierung (1627) zu entsagen. Der noch immer rüstige und kraftvolle Mann sucht jetzt in stillen wissenschaftlichen Beschäftigungen seine Befriedigung: Dante und Macchiavell sind die Lieblingsschriftsteller, womit er die letzten 5 Jahre seines Lebens zubringt. Ein hoher Genuß ward ihm noch kurz vor seinem Ende zu Theil: Gustav Adolf als den Wiederhersteller der deutschen Freiheit auf deutschem Boden zu begrüßen. Von ihm für seinen Glauben und sein Geschlecht Schutz zu erhalten, war die tröstliche Hoffnung, womit er zu Grabe ging.

Wir haben bloß des Landgrafen Persönlichkeit hier hervorgehoben, obschon der ziemlich starke Band auch an interessanten Aufschlüssen anderer Art reich genug ist. Moriz bildet freilich den eigentlichen Mittelpunkt der Darstellung; allein die ungemein reichen Quellen,

die Rommel zur Hand waren, wobei eher der Ueberfluß als der Mangel hinderlich war, ließen wohl erwarten, daß auch die übrigen Seiten der Landesgeschichte nicht vernachlässigt seien. Und gewiß, wer sich auch nicht für Specielles sonst interessirt, wird z. B. in Rommels reichen Nachrichten über eine ziemlich abliegende Partie der deutschen Geschichte, nämlich die Entwicklung des landständischen Wesens, treffliche Belehrung finden. Vieles andere gehört ebenso gut der allgemein deutschen als der hessischen Geschichte an. Auch über die vielbesprochene Rottenburger Quart ist von dem, was vor das Forum der Geschichte gehört, eine klare und durchsichtige Darstellung gegeben. Anziehend sind auch die Auszüge aus dem Tagebuch, in dem Landgraf Moriz auf einer Reise durch Frankreich (1602) seine Notizen niedergelegt hat.

Den ganzen zersplitterten und oft weit auseinanderliegenden Stoff, dessen sich nicht leicht ein anderer deutscher Specialhistoriker rühmen kann, hat Rommel mit einer Klarheit und Uebersichtlichkeit verarbeitet und gruppirt, die nur an wenigen Stellen an der Materie Schiffbruch gelitten hat. Was aber noch mehr ist, Wärme und Leben in der Darstellung, siegreiche Durchdringung des oft sehr spröden Stoffes wird man selten vermissen. Nur Mißverständniß einer solchen Aufgabe und ihrer Lösung kann übersehen, wie hoch das anzurechnen ist. An Einzelnheiten splittern, den trefflichen Forscher, der sich durch einen Berg von historischem Schutt zum Licht durchgearbeitet hat, von oben herab mit gerümpfter Nase zu betrachten, ist eine gar leichte Sache; sich in seinem Streben dadurch nicht irren zu lassen, unermüdlich treu die Pflichten des Forschers und Darstellers zu verbinden, dazu gehört mehr als die flache Erudition historischer commis voyageurs oder die leicht zu erwerbende Routine in hochklingenden Schulphrasen.

F. C. Schlosser.

Geschichte der Weltbegebenheiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

(Allg. Zeitg. 12. 13. u. 14. Februar 1842 Beilage Nr. 43, 44 u. 45.)

Bei einem Buche, wie das vorliegende ist, kann es die Absicht des Referenten nicht sein den Verfasser oder sein Werk als eine neue Erscheinung dem Publicum empfehlend vorzuführen oder das eigentliche Geschäft des kritischen Recensenten daran zu üben. Einzelheiten herauszureißen,

daran zu mäkeln, wäre ohnedieß Sünde gegen ein würdiges Product des ächten historischen Geistes; sich in kritische Diatriben über Specielles einzulassen, liegt dem Zwecke dieser Blätter eben so fern als Berichte über Schöpfungen eines ausschließlich gelehrten Sammlerfleißes. Wenn aber eine kraftvolle unabhängige Persönlichkeit einen Stoff der deutschen Geschichte mit deutscher Gesinnung behandelt, wenn, wie hier geschieht, kalte historische Forschung mit dem wärmsten Sinn für alles Patriotische und Nationale sich verbindet, da kann und darf ein Blatt, das sich die Aufgabe gestellt hat, neben seiner allseitigen politischen Thätigkeit die geistigen Regungen unseres Volkes mit theilnehmender Aufmerksamkeit zu verfolgen, nicht schweigend vorübergehen. Es ist eine solche Pflicht um so dringender, als — wir wissen nicht weßhalb — gerade Bücher wie das genannte nicht selten von den kritischen Journalen von Profession entweder ganz ignorirt oder mit ein paar wohlmeinenden Gemeinplätzen flüchtig abgethan zu werden pflegen.

Schlossers historisches Verdienst im Allgemeinen hier lobpreisen zu wollen wäre ebenso überflüssig als eine feindselige Beurtheilung seiner Gesinnung und Art unnütz wäre; nur die wesentlichsten Momente seiner Charakteristik mögen hier hervorgehoben werden. Seine Subjectivität und ihr Verhältniß zum historischen Stoff wie zum Publicum, seine verschiedenen Entwicklungsperioden, seine durchaus nationale Stellung in der Gegenwart, wie sich dieselbe auch in diesem seinem letzten Werke kundthut, hierbei einen Augenblick zu verweilen dürfte hier der passendste Ort und jetzt die geeignetste Zeit sein.

Es läßt sich bei Schlosser die Geschichtschreibung von der Persönlichkeit um so weniger trennen, je stärker bei allen Theilen jener diese durchschimmert, je unumwundener und selbstbewußter dieses Hineintragen der Subjectivität in die Anschauung der Thatsachen von ihm zum leitendeu Princip gemacht worden ist. Wenn er irgendwo die Bemerkung fallen läßt, daß ihm am Ende bei der ganzen historischen Betrachtung der Wust der Thatsachen an innerer Bedeutung gering erscheine im Verhältniß zu der Art, wie die bedeutendsten Geister aller Zeiten das Leben aufgefaßt hätten, so ist das der Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung und läßt uns einen klaren Blick thun auf den Standpunkt, den er sich selbst dem historischen Stoffe gegenüber angewiesen hat. Im Gegensatz zu ihm hat sich in unsern Tagen eine eigne Art diplomatischer Historiographie geltend gemacht, die von reellem Wissen und feinem historischen Tact nicht selten sehr unterstützt ist, sich wohl

auch mit dem vornehmen Namen der vorzugsweise „objectiven" selbstgefällig schmückt, die immer bemüht ist das Rechts und das Links in gutem Humor zu erhalten, und die sich, bisweilen in der besten Gesinnung, bestrebt recht gesinnungslos der Geschichte gegenüber zu treten. Eine so kalte und herzlose Auffassung des Heiligsten und Gewichtigsten, was menschliche Gemüther berühren kann, ist freilich in manchen Kreisen das einzige Gewand, worin die Geschichte erscheinen darf; allein nur Mißverstehen konnte so weit gehen, für diese Manier die Alten als Gewährsmänner anzuführen. Gerade das Alterthum ist von Gesinnungsmangel und Kälte so weit entfernt, als Gesinnungsmangel dem Geiste republicanischer Freiheit widerstrebt; gerade dort sind die Meinungen, Ansichten und Stimmungen der Verfasser selbst in demselben Grade mit der Darstellung verwachsen, als der Stoff in edler Ruhe und Unparteilichkeit vom Subject gesondert wird. Schlossers Geschichtschreibung schließt sich an die Muster der Alten an; der größte Theil seines Lebens war ihrem Studium gewidmet, und in einer Geschichte dieses Alterthums hat er uns selbst die vollendetste Schöpfung seiner geschichtlichen Kunst hinterlassen. Dort, wie sonst, sehen wir aber überall seine Persönlichkeit durchschimmern; dieser ernste ächt historische Sinn, diese nüchterne kritische Sichtung des Details, verbunden mit dem wärmsten Gefühl für alles Menschliche und Große, dieses unerschütterliche Festhalten an dem sittlichen Princip — das alles erinnert uns jeden Augenblick daran, wie die Persönlichkeit des Mannes ist, den wir lesen. „Der Verfasser, sagt er in der Vorrede zu seinem letzten Werke, wird stets dem Grundsatz treu bleiben, den er gleich am Anfang seiner Laufbahn bekannt hat, daß jede Nachäfferei (sei es eines alten oder eines neuen Schriftstellers), jede Art Affectation, Malerei, poetische Prosa, Rhetorik, Declamation der ernsten Geschichte nicht bloß unwürdig, sondern auch um desto geschmackloser sei, je mehr sie dem Geschmack der Romanleser und der Leute, welche an der Art dramatischer Kunst, die jetzt auf unsern Theatern erscheint, Vergnügen finden, entsprechen mag."

Schlossers Geschichtschreibung ist nicht aus Büchern, sondern wesentlich aus dem Leben geschöpft, und es gehört zu den sündlichsten Mißverständnissen, an ihm den bloß gelehrten Historiker, den fleißigen Forscher allein rühmen zu wollen. Deßhalb die für den Laien oft gewaltsame Kürze, womit er aus dem Wust der Citate dem Kern der Thatsache, aus der Dunkelheit der Untersuchung dem Licht des Resultates zustrebt, deßhalb die entschiedene Abneigung gegen jeden todten

Prunk mit Entdeckung diplomatischer Notizen und seine Verachtung gegen jedes banausische Grübeln im Detail. Je mehr Schlosser sich selbst klar geworden ist, desto offener und rücksichtsloser hat er sich gegen jede ausschließliche Kritik ohne historische Frucht ausgesprochen, und manches strenge, oft harte Urtheil über Producte des gelehrten Sammlerfleißes, denen der historische Geist fehlt, kann jedem, der sein Wesen kennt, nicht auffallend sein. Eben so wenig wie um ausschließliches Verlieren ins Detail der Thatsachen ist's ihm um historische Schilderung im engern Sinn zu thun; Zustände, Vordergrund, Hintergrund, Umgebung wird man selten bei ihm mit der Sorgfalt eines historischen Malers ausgeführt oder gar bis ins Minutiöse des historischen Genrebildes verfolgt finden. Es ist interessant zu sehen und könnte manchem unserer historischen Künstler als Lehre dienen, wie ein Mann, der die Zustände der verschiedensten Zeiten in lebensfrischen Bildern vor seiner Seele trägt, sich absichtlich hütet durch Schilderungen Eignes in fremde Zeiten hinüberzutragen. Hier huldigt er der strengsten Objectivität; hier läßt er, oft auf die Gefahr hin die Bequemlichkeit der historischen Lecture zu erschweren, am liebsten die Quellen selbst zeugen, und die altkluge selbstgenügsame Kenntniß längstgeschwundener Verhältnisse, womit mancher Historiker mit Walter Scott'scher Genauigkeit das Detail abschildert, nöthigt ihm ein ungläubiges Lächeln ab; ja bei einzelnen Erscheinungen dieser Art spricht sich sein Widerwillen in unverhaltener Mißbilligung aus. Der historische Kern, dem er allenthalben zustrebt, ist der Mensch und seine Entwicklung; um ihn läßt er alles andere in ungezwungener Einfachheit und Wahrheit entstehen; nichts äußerlich Glänzendes, nichts scheinbar Großes hält ihn von dem einen Princip entfernt; nichts vermag seine historische Beurtheilung dabei zu bestechen; das allgemein Menschliche allein ist ihm das Historische. In freier selbständiger Bewegung läßt er die historischen Charaktere sich vor uns entfalten, es sind keine todten Gestalten, die ein geheimnißvolles Wesen an einem unsichtbaren Faden sich bewegen läßt,

> mit trefflichen, pragmatischen Maximen,
> wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen;

es sind nicht Schachfiguren, die er selbst nach Belieben aufstellt, gruppirt, um wie historische Künstler mit ihnen nach Willkür zu spielen. Er läßt sie nicht prächtig reden oder declamiren; er hütet sich auch vor der leisesten Hinneigung zum falschen Pragmatismus; er läßt sie erscheinen wie sie sind, oft in allzu kunstloser Anordnung, aber immer

mit dem wahren historischen Hintergrunde. Da kann es uns denn nicht befremden, wenn wir allenthalben ein frisches kräftig pulsirendes Leben in seiner historischen Darstellung finden, da wo die historischen Detailmaler mit aller Kunst, mit allem eignen Colorit nur — Bilder, Schemen hervorzubringen vermochten. Den Menschen allein und seine That, das Leben, will er schildern; darum meidet er jede provinzielle, jede bloß staatengeschichtliche Auffassung und wendet sich überall der universalhistorischen Darstellung zu. Alle seine historischen Werke sind in dieser Weise gehalten und man gelangt selten dazu, ein abgeschlossenes individuelles Leben eines Staates, einer Provinz mit der Loupe bis ins kleinste Detail zu beobachten; selbst bei dem Speciellsten und Detaillirtesten ist es jener universalhistorische Grundton, der sich durch das ganze Gemälde leitend hindurchzieht. Dabei ist er jedoch stets von dem reichsten thatsächlichen Stoffe unterstützt, und ein historisches Reflectiren und Philosophiren ohne genaue Kenntniß des Speciellen ist ihm ein Unding, das er in kritischen Aufsätzen eben so bitter gerügt hat als das geistlose Verlieren in die chaotische Masse. Eben diese Verbindung des Universellen mit dem Speciellsten, dieses genaue Eingehen in die Theile mit unablässiger Berücksichtigung des großen Ganzen ist es, was sich an vielen Stellen bei ihm auf eine so bewunderungswürdige Weise hervordrängt. Darum gelingen ihm auch die Epochen am meisten, wo ein gewaltiger Uebergang die Entwicklung des Menschengeschlechts bezeichnet, wo großartige Umwälzungen den Untergang der einen, das Entstehen einer andern Generation begleiten, wo eine allgemeine Idee der Bildung oder Zerstörung in dem unermeßlichen Stoffe nachzuweisen ist. Darum wird man in seiner Geschichte des Alterthums den Untergang der hellenischen Welt mit so großer Spannung verfolgen, darum wird eben dort das Sinken Roms selbst neben Gibbon eine so bedeutende und eigenthümliche Stellung einnehmen. Aus demselben Grunde dürfte der letzte Theil seines achtzehnten Jahrhunderts sich in die Reihe seiner vollendetsten Schöpfungen erheben. Weil er aber unmittelbar aus dem Leben schreibt und mit allem, was seine Persönlichkeit bewegt und erfüllt, voll Wärme zur historischen Betrachtung herankömmt, werden ihm auch die Partien der Geschichte am meisten entsprechen, wo er die engsten Berührungspunkte mit unserer Zeit findet. Hier schreibt er sich aus sich selbst heraus, nicht mehr aus dem todten Zeugniß der Quelle; hier durchdringen sich die Resultate der Vergangenheit und der ungewisse Ausgang der Gegenwart aufs in-

nigste. Das ist es, was der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts selbst in weiteren Kreisen gebührende Anerkennung verschafft hat, was seine Geschichte der Revolution schon früher so bedeutend machte.

Nur wo Leben ist, ist ihm Geschichte. Zeiten ruhigen Genusses, Epochen des friedlichen Bestehens oder auch Stagnirens wird Schlosser entweder mit flüchtigem Fuße durcheilen, oder sich lieber ihrer Darstellung so viel wie möglich entziehen. Wo aber großartige Gegensätze sich durchdringen, wo sich aus dem Sturme der Zerstörung neues Leben erzeugt, wo auf den Trümmern einer sinkenden Welt sich eine neue aufbaut, dort unter den Trümmern und aus der Verwüstung die menschliche Individualität mit kräftiger Hand hervorziehen, die Fäden der Entwickelung verknüpfen, Altes von Neuem sondern, das alles zu einem großartigen Ganzen verbinden — hierin wird sich Schlosser als Meister zeigen. Liest man daher seine Geschichte der Zeit Alexanders des Großen oder die Darstellung der römischen Kaiserzeit mit dem wärmsten Interesse, zollt man seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts den lebhaftesten Beifall, so muß man gewiß von Herzen wünschen, die Geschichte der französischen Revolution in ihrer neuen Umarbeitung recht bald vollendet zu sehen, damit er dann noch Muße gewinne, eine Hoffnung zu realisiren, die er in der Vorrede zu seinem jüngsten Werke hingeworfen hat, nämlich eine Darstellung der Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts. Eine solche Epoche, der Untergang des Mittelalters, das Emporblühen einer neuen Bildung, einer neuen Weltordnung wäre ein Gegenstand wie geschaffen für Schlossers Feder und für die Gegenwart von der umfassendsten Bedeutung.

Er hat freilich die Sechzig bereits überschritten; sein warmer Eifer für alles was Leben und Literatur, namentlich deutsches Leben und deutsche Cultur angeht, ist aber noch der eines Jünglings. Da ist nichts von jener egoistischen Behaglichkeit, die, selbst im sichern Port angelangt, dem Toben der Wellen gleichgültig zusieht, lächelt und schweigt. Mit derselben Energie und Entschiedenheit, wie im kräftigen Mannesalter, ebenso wahr und rücksichtslos kämpft er allenthalben gegen alles was er als verkehrt erkannt, für die klar und unverrückt dastehende Ueberzeugung. Da sucht man vergebens jene vornehme Kälte in Zeitinteressen, welche sich der Gegenwart in thörichtem Hochmuth entzieht, und, weil sie der Gegenwart fern steht, jeder Zeit fremd ist; vergebens jene stolze Verachtung jüngerer Bestrebungen und jüngerer Erfahrungen, denen die alt und grau gewordene Gelehrsamkeit so oft das Recht der

Existenz versagen möchte. Wo eine nationale Frage angeregt wird, macht er sie mit der wärmsten Theilnahme sich zu eigen; wo in Religion, Politik oder Wissenschaft der ächte Fortschritt, die wahre Freiheit eines ernsten, strengen Fürsprechers bedarf, bleibt Schlosser nicht gleichgültig. Und diese durchaus nationale Seite seiner historischen Wirksamkeit ist es, die im gegenwärtigen Augenblick ganz besonders hervorgehoben werden sollte; diese Anzeige wird sich's daher wesentlich zur Aufgabe machen, auch an dem jüngsten Werke des Verfassers dieses Element in den Vordergrund treten zu lassen.

Beide Bände dieses Werkes, die in den letzten zwei Jahren erschienen sind, schließen sich dem Titel nach als Fortsetzung an die „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" an, welche der Verfasser vor 25 Jahren schrieb. Allein ein flüchtiger Blick reicht hin den Abstand wahrzunehmen, der den ältern Theil des Werkes vom jüngeren trennt. Der Verfasser erklärt selbst, daß der Zweck, den er bei beiden im Auge gehabt, nicht bei beiden derselbe sei. Die früheren Bände sollten als Leitfaden, als kritische Uebersicht einem Publicum dienen, das, selbst ohne tiefere factische Grundlage, von seinen mündlichen Vorträgen einen universell gehaltenen Ueberblick der allgemeinen Geschichte verlangte. Damals fehlte es an einem Buch, das den Forderungen einer ächten historischen Kritik auch nur einigermaßen entsprochen hätte. So entstand ein Werk, das aus tiefen historischen Studien unmittelbar hervorgegangen selbst wieder historische Studien verlangt; Form und Darstellung lassen uns keinen Augenblick vergessen, daß wir es mit dem Forscher zu thun haben. Jetzt ist das Publicum und dessen Bedürfniß ein anderes geworden; Forschungen, Quellenstudien, kritische Bearbeitungen haben uns die letzten Decennien in reicher Zahl gebracht; das Publicum will lesen, will Geschichtschreibung; die trockene Forschung genügt ihm nicht mehr. Wer wie Schlosser mit so umfassenden Studien und einer so tief gehenden Kritik des Details wie des Ganzen eine so innige Verachtung alles gelehrten Prunks, aller Citatenkrämerei, alles historischen Schubkärnerthums verbindet, dem mußte es sehr erwünscht sein, daß die Durcharbeitung eines großen Theiles der vorhandenen Materie ihm jetzt die Möglichkeit bot sich mehr zur eigentlichen Darstellung und historischen Verknüpfung zu wenden. Wem wie ihm das nationale Interesse ein so hochstehendes ist, dem mußte jener Fortschritt unserer geschichtlichen Forschung ein mächtiger Impuls sein die früher betretene Bahn zu

verlassen und auch in diesem Werke wie in seinen andern der letzten Zeit Geschichte zu schreiben, nicht bloß zu forschen. Dieß erklärt uns den veränderten Gang, die von der früheren so verschiedene Darstellung, das Bestreben auch in der Form dem erweiterten Bedürfniß zu genügen, und während wir uns dort auf dem Boden gelehrter Untersuchung befinden, werden wir hier überall an des Verfassers neue Bearbeitung des achtzehnten Jahrhunderts erinnert.

Es ist aber nicht bloß diese äußerliche Veranlassung, was dem letzten Theile des Werkes eine veränderte Gestalt gibt; auch manch subjectiver Einfluß Schlossers selbst mußte dem Buch ein eigenthümliches Colorit, ein von dem frühern verschiedenes Gepräge geben. Mochte auch die Weltanschauung, die Philosophie der Geschichte, welche sich Schlosser vor 20 Jahren im reifen Mannesalter gebildet, keine wesentlich verschiedene sein von der des bejahrten Mannes — wer wollte sich rühmen nichts Besseres mehr in sich aufzunehmen, stehen zu bleiben in dem engen Kreise einer früh abgeschlossenen Lebensanschauung oder das neue junge Leben, das sich außen regt, ganz zu ignoriren? Und zumal bei einem Geist, wie der seinige ist, bei dieser ewig jugendlichen Frische, dieser ungeschwächten Theilnahme für das Wohl und Wehe der Nation, bei dieser kräftigen unverkümmerten Natur, die nun einmal unfähig ist sich außerhalb der gesunden Sphäre des Lichtes wohl zu fühlen, da durfte man wohl erwarten, daß zwanzig bedeutungsvolle Jahre innerer Entwicklung nicht spurlos vorübergegangen seien.

Damals trennte er noch aufs strengste die Weltgeschichte, die kritische Erforschung des ganzen factischen Stoffes, von der Universalgeschichte, der eigentlich historischen Verknüpfung des Innern und Innerlichen, der Entwicklung des geistigen Zusammenhanges in dem unermeßlichen Detail, dem Nachweis aller der tausend geheimen Fäden, die in dem äußern Leben in Staat und Literatur zerstreut das Gesammtbild der menschlichen Geschichte ausmachen. Dort will er bloß sichten und forschen, und wo sich philosophische Reflexion, wo sich eine weiter greifende Totalansicht ausspricht, da ist es mehr der unwillkürliche Ausdruck einer gebornen historischen Natur, als Absicht und Wille. Anders in der Universalgeschichte: hier wird Alles, Inneres wie Aeußeres, zu einem großen Gesammtgemälde vereinigt; ohne Pragmatik aber mit wahrhaft pragmatischem Sinne Ursache und Wirkung verbunden; der Geschichte des Staats und der Cultur, gerade weil sie Wirkungen sind, beinahe mehr Raum und Geltung ein-

geräumt als dem gewöhnlichen Verlauf von Regierungswechseln, Kriegen, Schlachten und Friedensschlüssen. Erinnern wir uns nun, daß das erste größere historische Werk Schlossers unter dem Titel „Weltgeschichte,“ seine bis jetzt einzig dastehende Geschichte des Alterthums als „Universalgeschichte“ sich ankündigte, so ist der veränderte Standpunkt seiner historischen Auffassung damit hinlänglich bezeichnet. Seit dem Erscheinen des letzteren Werkes (1826) hat Schlosser die bloß „weltgeschichtliche“ Behandlung aufgehoben; seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine „Universalhistorie“ im schönsten Sinne des Worts, und auch die neuesten Bände seiner „Weltgeschichte,“ die jetzt vor uns liegen, sind trotz dem gleichlautenden Titel von den frühern Bänden der Auffassung und Behandlung nach wesentlich verschieden. Sie gehören seiner zweiten Periode, der universalhistorischen Behandlung an.

Als Schlosser die ersten Bände seiner „Weltgeschichte“ schrieb, drängte sich daher neben dem Ergebniß der Forschung nur an einzelnen Stellen die reife und ausgebildete Weltansicht des vierzigjährigen Mannes hervor. Es war dieselbe Schärfe in Sonderung der Personen und Zustände, dieselbe Klarheit über sich selbst, das nämliche Festhalten an dem sittlichen Princip und derselbe ächt historische Blick, der über dem Detail nie das Universelle übersieht — kurz alle die Vorzüge, welche heute noch, nur kraftvoller und ausgebildeter hervortreten. Der Schüler der Spittler'schen und Plank'schen Bildung, der Jünger einer wissensstarken, gründlich gelehrten und doch so geistesfreien und kräftigen Zeit, wie die Zeit seiner Bildungsjahre war, sprach sich, wenn auch nur an einzelnen Stellen, doch unverhalten und eigenthümlich aus. Daran schloß sich die erste Bearbeitung der „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (1823), von der „Weltgeschichte“ dem ganzen äußern Charakter nach wesentlich verschieden. Hatte er dort bloß aus den Quellen geschöpft, so schrieb er hier Geschichte aus dem Leben und für das Leben; hatte er sich dort durch die Pergamente des Mittelalters zur Klarheit durcharbeiten müssen, so war es hier ein Stoff, den er zum Theil mit durchlebt, dessen Quellen er oft in sprechenden Zeugnissen fand; ein Stoff, noch unbewältigt und doch in seiner politischen Bedeutung schon das ganze europäische Leben im Kleinen wie im Großen durchdringend. Hatte er dort mit einer gewissen Selbstüberwindung sich auf Ordnen und Sichten des Details beschränkt und (wenigstens in den ersten Bänden)

das subjective Urtheil mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, so tritt er hier mit überraschender Kühnheit Personen und Zuständen in eine Nähe, die doppelt gefährlich ist bei dieser beengenden Gleichzeitigkeit des Stoffes. Durch großartige Quellenkritik und eine wirklich pragmatische Combination ist dieses Buch schon für den Gelehrten von hohem Werth; wer aber noch andere Anforderungen stellt, der wird sich in gleichem Maaße befriedigt finden. Es ist namentlich eine ganz vortreffliche und ungemein tief gehende Kritik der Revolutionsgeschichte; Personen und Verhältnisse werden kurz, aber in scharfen unvertilgbaren Zügen vor unsern Blicken skizzirt, über dem Detail die ächte Philosophie, die ächte Sittlichkeit, als Bedingung für die Dauer menschlicher Schöpfungen, nie vergessen und das alles durch den umfassendsten Reichthum factischen Stoffes unterstützt. Nirgends künstliches Machen von Geschichte, nirgends die Phraseologie der Schule, allenthalben Geschichte im antiken Sinne des Worts. Und dabei trotz allem Hervortretenlassen der Subjectivität, bei allem Geltendmachen eigner Ueberzeugung finden wir allenthalben die edelste Unparteilichkeit, die nirgends richtet, wo Menschen zu richten nicht berufen sind, und eine Ruhe, die nur dann in gerechten moralischen Unwillen übergeht, wenn kalte berechnende Schurkerei das Heiligste gemein, das Gemeinste heilig sprechen will. Indessen ist die Geschichte hier nur in einen Rahmen gefaßt, vieles nur in Umrissen hingeworfen, manches nur angedeutet; allein wenn selbst die neue Bearbeitung die weitere Ausführung und das Colorit geben wird, so muß jene erste Auffassung stets ihren wenn auch in andern Vorzügen begründeten Werth daneben behalten.

Zwischen der „Weltgeschichte", deren dritter Theil seinem Erscheinen nach mit dieser Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zusammenfällt (1823) und dieser letztern ist aber ein Unterschied bemerkbar, der uns in diesen Jahren eine seltsam veränderte Entwicklung von Schlossers historischer Anschauung vermuthen läßt. Dort zunächst Kritik der Quellen und Sichten des Stoffes, hier hauptsächlich die genetische Entwicklung einer großen Weltumwälzung, wie sie aus ihren Grundprincipien die erste Phase ihrer Resultate gestaltete; dort eine kalte, oft trockene Verknüpfung des Geschehenen, hier eine rasche, lebendige, von dem Stoff ganz durchwärmte Darstellung; dort selten, nur in den spätern Theilen und auch da nur behutsam ausgesprochene Urtheile, hier eine tief erkannte, klare und oft kühne Beurtheilung

von Männern, Meinungen und Triebfedern, worüber jeder und hätte er sein Ohr auch nur an die gewöhnlichsten Quellen der oberflächlichsten Tagesgeschichte gelegt, ein Urtheil zu haben glaubt. Kurz der innere Unterschied zwischen den zwei Büchern ist zu auffallend, als daß man nicht in diese Zeit den Anfang einer neuen und wichtigen Epoche von Schlossers Geschichtschreibung zu setzen berechtigt wäre.

Auf das achtzehnte Jahrhundert folgte die Erscheinung der „Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur." Vierzigjährige Studien des Alterthums sind hier niedergelegt, aus dem unermeßlichen Detail die Summe mit antiker Klarheit und Gedrängtheit hervorgezogen, das Gränzenlose, wie Goethe sagte, für den Geist begränzt. Die volle Bedeutung des classischen Werkes ist von berufenen Freunden des Alterthums und von tiefen Kennern des Staats= und Weltlebens genügend anerkannt worden. Kaum waren die letzten Bände der alten Geschichte erschienen, so folgte die „Beurtheilung Napoleons". Man sieht es dem Verfasser leicht an, daß er aus dem Alterthum herüberkommt; und ein ächt antiker Charakter kann es auch wagen, Verhältnisse der Gegenwart und der allerjüngsten Vergangenheit dieser großartig kühnen Beurtheilung zu unterwerfen. Daß er an diesem Stoffe nicht gescheitert, ist der sicherste Bürge für den unverwüstlich festen und selbständigen Kern in Schlossers Natur.

Wer diese einzelnen Schöpfungen seines Geistes aufmerksam verfolgt und verglichen hat, dem werden die Veränderungen nicht entgangen sein, welche die „Weltgeschichte" von 1817 von der von 1840 unterscheiden. Schon das Durcharbeiten aller großen historischen Stoffe wie des Alterthums, der Revolution, Napoleons, mußte Schlossers Anschauung immer mehr auf das allgemein Menschliche, auf das Universalhistorische hinweisen und ihn dem Kreise einseitiger Durchforschung detaillirter Geschichten mehr und mehr entrücken. Die geistigen Einflüsse der letzten Zeiten, die manchen absorbirt, viele abgeschliffen, auf die meisten stark influenzirt haben, mußten auch seinen eigenthümlichen Kern nur stärker hervortreten lassen. Je mehr Modephrase das ächte Wissen verhüllte, dialektischer Trug politische und religiöse Wahrheit künstlich entstellte, um so kraftvoller mußte sich seine eigentliche Natur und ihre unbeugsame Energie hervorbilden; je mehr man reagirte, desto schroffer mußte seine Abneigung gegen alles Schwächliche und Ungesunde, desto kräftiger seine Opposition

gegen vieles werden, was die Gegenwart, im Sold und ohne Sold, andächtig preist und bewundert. Schlosser hat von einem deutschen Gelehrten alles, nur nicht die pedantische Abneigung gegen Großes und Umfassendes, nur nicht die zufriedene Behaglichkeit beim Genusse des Erworbenen, nur nicht das egoistische Festhalten am Mißbrauch, bloß weil der Mißbrauch alt ist. Jeder jugendlich kräftigen, frischen, aus der Seele sprechenden Richtung läßt er ihre Geltung, selbst wenn sie die seine nicht ist; nur wo er schlechte, feile Gesinnung findet oder zu finden glaubt, da regt sich sein sittlicher Ernst mit unerbittlicher Strenge. Deßhalb seine unumwundene Opposition gegen viele Götzen der Gegenwart, und die Unzufriedenheit des bejahrten Mannes mit so vielem, wobei sich der selbstsüchtige, optimistische Trost beruhigt. Jener sittliche Ernst, der in den früheren Werken mit Vorsicht und Zurückhaltung hervortrat, äußert sich jetzt oft mit Strenge, ja mit Bitterkeit; der Schmerz über das Schlimmerwerden bricht nicht selten mit einer Stärke und einem verzweifelnden Pessimismus hervor, der Jüngere erschrecken und beunruhigen mag. Freilich gehört Schlosser seiner Geburt und Erziehung nach einer bessern Zeit an; wundern wir uns deßhalb nicht, wenn des greisen Mannes Erfahrung die Gegenwart und nächste Zukunft oft noch trüber ansieht als andere, deren Lebensweg in die nächste Zukunft noch weiter hineinragt, die der Hoffnung selbst nach bittern Täuschungen sich noch nicht ganz entschlagen können. Auf seine historische Behandlung hat aber das einen wesentlichen und stark hervortretenden Einfluß. Viel strenger scheidet er jetzt aus, was dem Leben und der klaren Anschauung des Lebens nicht unmittelbar dient; viel consequenter noch als zuvor strebt sein gerader, unverwandter Sinn dem nationalen Ziel seiner Geschichtschreibung zu; viel stärker als je macht sich bei ihm eine praktische Tendenz geltend, und bald im ernsten Ton des Warners, bald mit dem Charakter einer fast verzweiflungsvollen Resignation hält er uns den historischen Hintergrund vor Augen, mit dem das Bild der Gegenwart sich abschließen müsse. Die gelehrte Trockenheit und der philosophische Nebel haben an ihm einen unerbittlichen Gegner, je mehr ein lebendiger Einfluß der Geschichtschreibung auf die Nation dadurch ausgeschlossen wird.

Bei diesem tiefen Gefühl für die Interessen des Volks, bei dieser selbständigen Erhebung über patriotische Phrasen (franzosenliebende wie franzosenfressende) mußte ihm sein Beruf um so höher und bedeu-

tungsvoller erscheinen, als Geschichtschreiber Lehrer der Nation zu werden. Bei allem angebornen Hang für historische Forschung, für ruhige, in sich abgeschlossene Quellenstudien, bei aller natürlichen Abneigung sich nach einem vielköpfigen Wesen zu richten, das man „Publicum" nennt, ward ihm doch immer klarer, welche Bedeutung eine Geschichtschreibung haben müsse, die nicht bloß forsche und kritisire, die sich vielmehr zum Vortheil der Lesewelt alles gelehrten Schuttes, aller Citatennoth möglichst entschlüge. „Wenn der Verfasser", sagt er in der Vorrede zu seinem neuesten Werk, „einer gewissen Art Popularität und Lesbarkeit eifrig nachstrebt, so geschieht dies bloß aus dem Grunde, weil er in den fünfundzwanzig Jahren sein eigentliches Publicum nach und nach besser kennen gelernt hat." Und: „der Verfasser übergibt diesen Band der Weltgeschichte dem Theil des Publicums, welcher aus dem Bücherschreiben kein Handwerk macht, mit um so größerem Vertrauen, als seit der Erscheinung des dritten das Bedürfniß vorzugsweise für Gelehrte zu schreiben für ihn mit dem zunehmenden Alter aufgehört hat." „Allerdings, fügt er hinzu, setzt ein Buch, wie diese Geschichte, eine gewisse Bildung, gewisse Kenntnisse voraus, für alle schreiben zu wollen darf man sich nur dann einfallen lassen, wenn man sich nicht scheut den wenigen Weisen und Edlen unter den Menschen zu mißfallen, um den Thoren und Unwissenden zu gefallen, die überall das große Wort zu führen pflegen."

Er will „weder Künstler noch großer Mann in seinem Fache" sein, er will „nicht als höchstes Muster, als unbedingte Regel für andere gelten"; nur eins — von dem systematischen Buchmacher will er sich unterschieden wissen als ein Mann, der aus seinem Wesen und seinem Gemüth als Schriftsteller „nicht heraustreten mag und will, wenn er es auch könnte." Wer ein so erhabenes Ziel verfolgt und es mit solchen Kräften thut, der ist gewiß auch berechtigt ein Geltenlassen seiner Individualität, ein freies Bewegen auf dem Boden der ihm eigenthümlichen Lebensansicht zu fordern, und wo eine ganz geistige Schöpfung aus dem innersten Wesen eines Gedankens heraus so selbständig und frei sich entwickelt hat, da ist die Kritik am wenigsten befugt an Einzelnes sich zu heften und von Einzelnem beurtheilend auszugehen, sie müßte denn gerade den ganzen Mann als unhistorisch verwerfen.

Dieses kühne Durchdringen des unermeßlichen Details, dieses Bewahren einer gesunden, lebensfrischen Natur inmitten des massen-

haften, schwierigen, oft unangenehmen Stoffes, dieses Hervorfinden des historischen Kerns aus dem dunkeln Schacht der mannichfaltigsten Forschung, diese einfache Natur gepaart mit dem tiefsten Eindringen in das Geheime und Verschlossene, dieses Entferntsein von jeder Art von Künstelei und pretiösem Tone, dieses glückliche Bestreben allenthalben für die Thatsache die wahren historischen Dimensionen aufzufinden — wer wollte läugnen, daß alle diese Vorzüge verbunden nur Wenigen gegeben, daß sie nur das Erbtheil einer ächt historischen Natur sind? Bei wem für wahre Geschichte ein ernster, empfänglicher Sinn verschlossen liegt, der wird bei dem Studium von Schlossers Werken lebendig und erwärmt werden; wem ungesunde, der einfachen, unverkümmerten Natur feindselige Elemente dieselben vergiftet haben, der muß sich bei Schlossers Auffassung unangenehm berührt und abgestoßen fühlen.

Ueber Schlossers Darstellung ist so viel gesagt worden, und man glaubte darin nicht selten die ganze Beurtheilung seiner Leistungen so aufgehen lassen zu dürfen, daß es zu einem Schiboleth unserer literarischen Kritik geworden ist, über das Spröde, Ungefügige seines historischen Styls zu klagen. Man ist so weit gegangen und hat von leichter und nachlässiger Ausarbeitung bei einem Manne gesprochen, dem eine solche Ausdauer im Durchdringen des Stoffes, ein so unverwandter Blick auf den eigentlich historischen Kern, ein so unläugbares Streben aus dem Dunkeln zum Licht zur andern Natur geworden ist. In einer Zeit aber, wo Modelaune oder die Tyrannei moderner Scholastik dem Styl das Recht seiner Individualität verkümmern möchte, wo man in allen möglichen Tonarten spricht und schreibt, nur nicht in der angebornen, wo eine kunstvolle Stylistik die wahre stylistische Kunst zu verdrängen scheint, da ist eine einfache, ungeschmückte und aus dem innersten Wesen eines Mannes hervorgehende Darstellung ein seltenes Gut. Wo das Pikante des Tons so oft den Gehalt des Stoffes verdrängen, wo affectirte Naivetät oder hohles Pathos nicht selten die einfache, schlichte Wahrheit umhüllen muß, wo wir bald einem deutschthümelnden, bald einem vornehm diplomatischen, bald einem gesucht archaistischen, bald einem frivolen Tone geschichtlicher Darstellung so oft begegnen, da darf man eine ächt historische, in der kunstlosesten Einfachheit sich bewegende und doch stets belebte und warme Darstellung gewiß nur um so höher achten. Erinnern wir uns dabei einer Stelle aus der Vorrede, wo

er sich als einen Mann bezeichnet, „der aus seinem Wesen und seinem Gemüth als Schriftsteller nicht heraustreten mag und will, wenn er es auch könnte", erinnern wir uns dabei der Mahnung, „daß man in Deutschland wohl thun würde sich in der Geschichte weniger über Methode, Manier und Ansichten zu streiten, als man thut. Wenn jeder aushebt, nach seiner Art behandelt, was ihm anziehend erscheint, so wird man am wenigsten Fabrikarbeit erhalten." (IV. 1. S. XII.)

Wir gehen zu dem Werke selbst über. Die beiden jüngst erschienenen Bände ihrem factischen Stoff und historischen Gehalt nach einzeln hier durchzugehen kann unsere Absicht nicht sein. Wir wählen deßhalb ein paar wesentliche Punkte aus dem jetzt erschienenen Bande; sie betreffen unsere vaterländische Geschichte und sind geeignet die Eigenthümlichkeit Schlosser'scher Auffassung am schärfsten hervortreten zu lassen. Der größte Theil dieses Bandes umfaßt die Geschichte der westeuropäischen Staaten, zunächst die Verhältnisse der pyrenäischen Halbinsel, dann die von England, Frankreich und Italien während der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Stoff ist hier mitunter ein sehr spröder, und insofern es zunächst dem Ergebniß der Forschung, dem Sichten und Sondern der kritisch bewährten Thatsache gilt, schließt sich das Buch mehr an die früher erschienenen Bände der „Weltgeschichte" an; in Rücksicht auf Ton, Auffassung und Manier freilich ist es davon wesentlich unterschieden und verläugnet die Zeit und die Stimmung nicht, welcher es zunächst angehört. Das Mittelalter ist es und dessen Charakter, den uns Schlosser hier in universellen Umrissen und doch vom Detail der Forschung unterstützt vorführen will, und zwar zunächst das sinkende Mittelalter. Seine Natur scheint uns aber, wie wir bereits oben bemerkt, gerade ganz besonders dazu geeignet Perioden des Uebergangs, Epochen gewaltiger Umgestaltung in lebendigen und scharfen Zügen zu skizziren; Zeiten des Verfalls einer alten, Emporwachsen einer neuen Welt sind ja auch die Theile, die man in seiner Behandlung der antiken wie der modernen Geschichte für die gelungensten erklärt. Je weniger er sich aber blenden läßt von einer prahlenden Außenseite, je entschiedener er allenthalben aus dem Knäuel der Verhältnisse den Menschen und seine Entwickelung hervorzuheben, inmitten der glänzendsten Immoralität das sittliche Princip festzuhalten bemüht ist, desto eigenthümlicher und anziehender mußte eine Darstellung gerade dieser Partie

des Mittelalters von ihm werden. Geschichten voll blühender Rhetorik, Darstellungen die hart an die Gränzen des Romans streifen, oder auch nur unverarbeitete Massen des Stoffes fehlen uns nicht, aber die trockene dürre Wahrheit rund herauszusagen hat man selten Muth und auch dann nicht immer Tüchtigkeit und Wissen genug gehabt; um so dankenswerther ist für uns die Schlosser'sche Auffassung. Er erscheint hier ganz als derselbe wie dort, wo er die sinkende Hellenenwelt, wo er Rom in der Zeit des Triumvirats oder wo er den Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts und dessen Verdorbenheit schildert; ja er läßt hier seine Subjectivität noch stärker und unumwundener als sonst hervortreten. Die politische Nichtigkeit erfüllt ihn mit tiefer Verachtung; die sittliche Gesunkenheit, die sich hinter frommen oder loyalen Phrasen, hinter glänzender Rhetorik oder äußerem Prunke von Wissenschaft und Kunst birgt, macht seinen moralischen Unwillen lebhaft rege; nicht selten wird er an Analogien der neuen Zeit erinnert und seine kraftvolle unverblümte Kritik äußert sich dann in freimüthigen, oft bittern und strafenden Worten. Wir sehen allenthalben das Ziel durchschimmern, welchem er zustrebt, nämlich den völligen Untergang des Mittelalters; was er hauptsächlich hervorhebt; sind nur die Elemente und Bedingungen dieses Untergangs. Dazwischen stete Rückblicke auf die Gegenwart; ihre retrograden Bestrebungen und ihre Schwächen werden in scharfer, nicht selten kaustischer Weise berührt. Namentlich werden aber die deutschen Verhältnisse, die Spaltungen der Kirche, der immer stärker werdende Drang nach einer Reform hervorgehoben; die Wärme des Tones, die scharfe Zeichnung von Personen und Zuständen springen hier noch mehr in die Augen, aber auch die sittliche Beurtheilung wird um so bitterer und schneidender, je höher und theurer ihm das Vaterland ist, dessen Wohl und Wehe es gilt.

Der erste Band hatte die deutsche Geschichte unter Karl IV. etwa bis 1365 geführt; den dort abgebrochenen Faden nimmt der zweite wieder auf. Karl IV. ist bereits im vorhergehenden Bande treffend charakterisirt; seine Selbstsucht, sein unentschiedenes Schaukelsystem, wo es das allgemeine Wohl gilt, seine halb poetische, halb theologische Bildung, die sich überall kund thut, sein Bestreben mit Papier und Verordnungen zu regieren oder „im Geiste der neuern Zeit durch Reden, Schreiben, Decretiren das zu leisten, was er durch die That nicht vermochte", das alles ist schon dort an verschiedenen

Stellen hervorgehoben. „Petrarcha", heißt es S. 558, „der Schmeichler aller Großen und der Tyrannen Mailands ließ ganze Dampfwolken duftenden Lobes des gelehrten Kaisers entweder in schmeichelnden Versen oder in bombastisch rhetorischer Prosa aufsteigen; diese können aber das Auge des Freundes der ernsten Wahrheit so wenig verdunkeln als Voltaire's und d'Alemberts ähnliche Briefe an Friedrich II. und Katharina II. sein Urtheil bestechen können." Die Geschichte der goldnen Bulle ist ebendaselbst in gedrängter Kürze zusammengefaßt und über Kaiser Karl die Bemerkung hinzugefügt: „das Ceremoniell, Kleidung, Feste, Geschirr, Feierlichkeiten, Rangbestimmung und prunkende Repräsentation war Karls Hauptstudium, und selbst im Ornat und in Gold und Purpur zu figuriren sein liebstes Vergnügen; seine Bestimmungen über die neuen byzantinisch-slavischen Auszeichnungen eines Kaisers, einer Kaiserin, der Kurfürsten sind daher in ihrer Art meisterhaft" (S. 583).

Im zweiten Bande kommen wir auf Karls Wirksamkeit in Italien, seinen zweiten Römerzug und die immer weiter greifende Macht der Viscontis. „Die beiden Visconti", heißt es da S. 351, „Barnabas und Galeazzo, gründeten ihre allen Grundsätzen und aller Menschlichkeit Hohn sprechende, Gott und der Welt trotzende Macht auf Reichthum, auf Söldner, die mit dem Blut und Schweiß der Unterdrückten bezahlt wurden, und auf jene Consequenz der Gewaltherrscher, welche Macchiavell in seinem Fürsten so glänzend als Regentenmoral dargestellt und die genialsten Männer unserer Zeit an Mehemed Ali bewundert und empfohlen haben." An einer andern Stelle heißt es in demselben Sinne: „Die mailändische Regierung war eine militärische, sie war ganz orientalisch, aber auch zugleich ganz national. Nach den Früchten zu urtheilen, sollte man fast schließen, daß eine solche Regierung für jene Gegenden wie für den Orient die heilsamste sei. Die Civilisation, mag man nun auf Kunst und Wissenschaft oder auf Landescultur, Gewerbe, Handel und Fabriken Rücksicht nehmen, hatte die höchste Stufe erreicht; die Herren, welche sich durch Miethlinge erhoben hatten, verfuhren wie die kräftigen Tyrannen des Orients, sie waren Beförderer jeder Civilisation, die ihnen nützen konnte, und nur der Sittlichkeit und Freiheit feindselig, weil diese ihrem Egoismus feindlich und fremd waren."

In dieser gedrängten und doch lichtvollen Weise werden alle italienischen Verhältnisse ihrem innersten Wesen nach aufgefaßt und dar-

gestellt; in Rom die innere Nichtigkeit und das völlige Unvermögen einer elenden Volksmasse dem Treiben eines Cola Rienzi, in der Lombardei die scheußliche Politik, die Grausamkeit und Gewissenlosigkeit der neuen Dynasten ihrer äußerlich glänzenden, das Auge bestechenden Macht gegenübergestellt; mit Petrarcha's hochfliegender Declamation und den poetischen Ergüssen seiner Briefe die rauhe, prosaische, hoffnungslose Wirklichkeit verglichen. An Petrarcha besonders, dessen Unnatur, höfischer Sinn, diplomatische Biegsamkeit und äußerliche Bildung Schlossers Individualität gleich unangenehm berührt, werden die Züge der Zeit mehrmals treffend nachgewiesen. „Was Petrarcha betrifft," sagt er schon im frühern Bande S. 590, „so weiß jeder Leser seiner Schriften, daß ihn, wie fast alle Rhetoren, Sophisten und Mystiker, die Eitelkeit überall hintrieb, wo irgend ein Tyrann glänzenden Hof hielt und von Wissenschaft schwatzte. Er war der Freund der wollüstigen Johanna, des grausamen Barnabas, des diplomatischen Kaisers, und derselbe Mann, der sein ganzes Leben hindurch nur von Contemplation, von Verachtung alles Irdischen redete, dichtete, schrieb, suchte im Leben unablässig die Gunst der Fürsten und Tyrannen, und rühmt als Greis am Rande des Grabes, als Segen des Himmels und als höchstes Glück, daß er diese Gunst erlangt habe." Petrarcha ist es, den die Viscontis bei Karls IV. Erscheinen als Diplomaten und Unterhändler zu gebrauchen hoffen; sie hatten ihm geschmeichelt und bauten auf den Einfluß, den er auf seinen gelehrten und poetischen Freund, den Kaiser, ausüben würde. „Dießmal hatte sich aber der eitle Mann über den Zauber des Nimbus, den sein contemplativer Schwulst um ihn geschaffen hatte, getäuscht: weder der Papst noch der Kaiser ließen sich mit ihm ein." Der ganze Zug war freilich ohne Erfolg; über dem äußern Prunk leerer Ostentation, dem Spielen der Kaiserrolle vergaß Karl seine politische Sendung; in Pergamenten und Diplomen gab man ihm Rechte und Versprechungen genug, in der That blieb alles wie zuvor. „Wer lernen will", fügt Schlosser bitter hinzu, „wie verschieden ebenso im Mittelalter wie in unsern Tagen die Geschichte, die den guten Deutschen diplomatisch und officiell mitgetheilt wurde, von dem war was wirklich vorging, der darf nur die Briefe, welche Karl nach Deutschland schrieb, und die ausführlichen ehrenvollen Friedensverträge, die er nach Hause schickte und die man in den gedruckten Urkunden des Trierischen Archivs findet, mit dem Stande der Dinge vergleichen, wie er aus den

italienischen Chroniken hervorgeht." Trotz dem prahlenden Zuge des Kaisers, trotz den Bannflüchen Gregors XI., trotz dem Kreuzzug den er predigte, dauert die Tyrannei der Visconti fort; sie lachen seiner geistlichen wie seiner weltlichen Waffen. Schon jetzt aber zeigt sich unter dem bessern Theile des Volks eine der Hierarchie sehr feindselige Stimmung, und der Verfasser einer Chronik von Piacenza behauptet geradezu: die Visconti hätten alle Unfälle, welche ihnen damals durch die Päpste zustießen, besonders dadurch verdient, daß sie vorher den Päpsten zur Erweiterung ihrer weltlichen Macht geholfen hätten.

Einen Trost für dieses unerfreuliche Bild findet Schlosser in dem Enthusiasmus für die republicanische Freiheit, wie er sich damals in Florenz durch die That zeigt, wie er sich in gleichzeitigen Geschichtsquellen naiv und unbefangen ausspricht. Der Contrast dieser lebendig bewegten Vergangenheit mit der Gegenwart, wo sein Auge nur Oede, moralischen Tod, Aberglauben, Sklavensinn und Armuth gesehen hat, veranlaßt ihn (S. 359) zu der düstern Bemerkung: „Im alten Griechenlande war es ebenfalls nicht anders; nur solche Zeiten scheinen der geistigen Entwicklung und der Freiheit günstig, wo die Organisation der Verwaltung mangelhaft und stehende Heere und Polizeien unmöglich sind, wo aber der Druck einen Gegendruck hervorruft und der Enthusiasmus die Leidenschaft entzündet."

Die folgende Erzählung führt uns in das Einzelne der italienischen Verhältnisse ein; die gewaltige Regsamkeit, die ganz Ober- und Mittelitalien durchdrang seit der republicanischen Erhebung der Florentiner und dem Kriege von Chiozza, die furchtbare Zerrüttung der Kirche bilden die Anknüpfungspunkte. Die Gegenpäpste Urban VI. und Clemens VII., die Kämpfe des erstern mit Neapel, das Starre und Unbeugsame seines Charakters, die allgemeine Entsittlichung, die auch den leisesten Versuch einer Besserung als Verbrechen von sich weist, die wilde Leidenschaftlichkeit in dem Handeln des Hauptes der Christenheit selbst machen ein trübes Gesammtbild aus und ernste Gedanken drängen sich der historischen Reflexion unwillkürlich auf. Die Gemeinheit in der Gesinnung der Untenstehenden wird nur durch die zügellose Herrschbegier der Lenker überboten; die Verworfenheit der Weltlichen hat nur in dem ungezügelten Egoismus der Kirche ihres Gleichen. „Dieß alles", ruft Schlosser aus, „ward mit dem Mantel Christi bedeckt, und kein Mensch wagte zu bezweifeln, daß jeder, der aus der Kirche einen andern Begriff von Gott, Kirche und

Religion aufstelle als den herrschenden, des grausamsten Todes würdig sei. So ist das Schicksal des Menschengeschlechts, das sich bald im Dunkeln gefällt, bald das Licht mißbraucht!" Einen noch schwärzern Schatten werfen die Verhältnisse der Fürsten im nördlichen Italien. Wer äußere Größe ohne sittliche Würde, wer Glanz und Macht ohne höheres Motiv zu bewundern fähig ist, mag sich an der Geschichte der Visconti und ihresgleichen weiden. Schlosser erkennt das eine an, hebt aber das andere mit vollem Rechte hervor. Er gibt zu, daß die „Tyrannei" der Visconti Ordnung, Zucht, Wohlstand, Gewerbe, Künste und Wissenschaft förderte und Polizei hielt; „aber trotz dem", fügt er hinzu, „war die Regierung ohne Scham und ohne Grundsatz, und die Geschichte, die es immer nur mit den Personen der Regierenden und mit ihren Umgebungen zu thun hat, kann nur schauderhafte Dinge berichten." (S. 360.) Darum darf die Geschichte das Treiben von Leuten, wie Barnabas und Galeazzo Visconti waren, trotz allem äußern Prunke, nicht verhüllen; Schlosser hebt die wesentlichsten Züge hervor, zeigt uns auf eine ganz vortreffliche Weise an der Persönlichkeit des feigen, tückischen und schlauen Johann Galeazzo Visconti das Wesen und die Eigenthümlichkeit einer solchen italienischen Tyrannennatur, berichtet uns, wie „der schleichende und heuchelnde" Neffe seinen grausamen Oheim überlistet, und wählt auch aus der Geschichte der übrigen Tyrannen die Züge hervor, die zum Verständniß des Folgenden unumgänglich nöthig sind. Das Sinken des einst so edlen Hauses Scala, das Treiben eines Franz von Carrara, die Verworfenheit des Albert von Este, und bei allen dieser grelle Contrast der geistigen Bildung, der verfeinerten Cultur und diplomatischen Größe mit der sittlichen Verworfenheit, bilden die wesentlichsten Seiten, aus denen sich das allgemeine Bild der italienischen Zustände jener Zeit gestaltet.

Daran knüpft sich die Geschichte der deutschen Verhältnisse in Karls IV. letzter Zeit. Wie der Kaiser nur eitlen Sinn für Prunk zeigt, Streben nach Kleinem und Kleinlichem, wie er unaufhörlich rührig ist im Ausfertigen von Pergamenten und Diplomen, und wie er sucht das Reich aus der Kanzlei zu beherrschen, wird ebenso treffend hervorgehoben, als sein Versäumen aller nationalen Interessen, sein Kaufen und Verkaufen, sein unsicheres Vermeiden jedes kräftigen und würdigen Handelns scharf getadelt werden. Der trostlosen Lage des deutschen Landes, wo die steigende Anarchie dem Einzelnen Gewaltthat und Selbsthülfe zur

Nothwendigkeit macht, werden dem egoistischen Streben und der lächerlichen Eitelkeit der Gewalthaber entgegengehalten. Während Deutschland sich unter Dynasten zersplitterte, Sitte, Zucht und Ordnung schwanden und selbst das Recht nur auf dem Wege der Gewalt zu siegen vermochte, macht der Kaiser eine zwecklose Prunkreise nach Frankreich, oder ist eifrig bemüht seinem Sohne Wenzel die Krone zu sichern. „Um die guten Deutschen," fügt Schlosser in seiner scharf charakterisirenden Weise hinzu, „darüber zu beruhigen, daß ihr Reich aufs neue an Böhmen verkauft wurde, hatte Karl selbst in einer eigenen Schrift bewiesen, oder auch beweisen lassen, wie vortrefflich Wenzel von Schulmeistern mit allerhand Kenntniß versehen worden und in seiner Kanzlei, wo freilich recht viel geschrieben und gesiegelt ward, stets neben ihm (dem Vater) hingepflanzt sei. Die Erfahrung hat freilich nachher bewiesen, daß Wenzel im Staube der Kanzlei stets an einen guten Trunk und bei den langweiligen Schulmeistern an die Jagd gedacht hatte."

Die Lage Deutschlands ist aber eine wahrhaft jammervolle. Dem Raub der Ritterschaft sucht man vergebens durch Verträge zu Landfrieden zu begegnen; deutsche Fürsten selbst, wie Eberhard der Greiner, stehen an der Spitze. Die Städte können selbst durch ihre drohenden Verbindungen nur eine nothdürftige Sicherheit begründen; denn zu der Habsucht, der räuberischen Gewohnheit der Ritterschaft, kommt noch der Kastenhaß gegen das aufblühende Bürgerthum; das ist ja der Moment, wo die Schlachten bei Sempach und Näfels vom völligen Sieg des demokratischen Princips über die sinkende Ritteraristokratie eine bedeutungsvolle Vorahnung geben. Durch ganz Süddeutschland herrscht deßhalb die namenloseste Verwirrung; allenthalben Fehden, Verwüstung, in der Noth rasch geschlossene und ebenso schnell wieder gebrochene Verträge. „Die Städte allein," heißt es S. 442, „sorgten für Sicherheit der Landstraßen und das sonderbare westphälische Vehmgericht, eine Anomalie, wie alles Andere, erinnerte zuweilen durch einen gerichtlichen Mord an Recht, Gesetz und Ordnung, leider auf eine sehr zweideutige und unordentliche Weise."

So ist die Lage des Landes, als Wenzel den deutschen Königsthron besteigt. Bald zu den Städten, bald zu den Rittern hingeneigt, regiert er in seinen slavischen Ländern in slavischer Weise; Deutschland wird ganz versäumt. Das Kanzleiwesen seines Vaters, das Regieren durch Decrete nimmt auch bei ihm eine wichtige Stelle ein; „wer nach Böhmen reiste, holte sich Urkunden und Privile-

gien, welche ohne vorhergehende Erkundigung ertheilt wurden. Nur gar zu oft stand eine Urkunde mit einer andern in Widerspruch und veranlaßte Verwirrung, Mord und Blutvergießen, statt ihnen abzuhelfen.“ Auch die Verträge zum Frieden existirten nur auf dem Papier; es war das einzige was Wenzel that, und auch das war ohne Erfolg!

Was Schlosser zur Charakteristik Wenzels sagt, zeichnet sich durch treffende Wahrheit wie durch hohe Unparteilichkeit aus. Er verbirgt die guten Seiten des Mannes nicht, wie so oft geschehen ist; er läßt aber auch seiner nichtswürdigen Nachlässigkeit und seiner oft bis zum Wahnsinn gesteigerten Willkür und Grausamkeit volles Recht widerfahren. Einige trefflich gewählte Züge zeichnen sein Privatleben; an der Wirthschaft, wie sie Wenzel in Böhmen trieb, wird seine ganze Regentennatur charakterisirt. „Wenzel war von dem kindischen Aberglauben, dem mechanischen Gottesdienst seines Vaters weit entfernt; er war gut unterrichtet und hatte natürlichen Verstand und viel Mutterwitz. In Beziehung auf die Kirchendisciplin hatte er seine eigenen Grundsätze, und wollte bei seinem oft Monate lang fortgesetzten Aufenthalt in den dichten Wäldern von den zu seiner tollen Jagd schlechtpassenden slavischen Fasten nichts wissen; man war genöthigt ihm nachzugeben. Der päpstliche Legat mußte ihn und seine ganze Hofhaltung von Haltung der Fasten dispensiren, seine Geistlichen mochten immerhin toben.“ ... Die Händel mit der Geistlichkeit, mit seiner Aristokratie, die ihn dann eine Zeit lang in Haft hielt, werden in ihren wichtigsten Punkten geschildert und darüber (S. 464) die Bemerkung gemacht: „deutlich erkennt man daß der Erzbischof und der Ritterstand weniger über Wenzels Grausamkeit, Heftigkeit und Rohheit, als vielmehr darüber erbittert waren, daß er in seinem Cabinet und bei seinem Kammerwesen Leute gebrauchte, welche viel richtige Einsicht und viel Energie bewiesen.

Doch hätte das alles Wenzel schwerlich um seine Krone gebracht. Unter seinen Slaven, denen seine Art Justiz nicht ungewöhnlich sondern national erschien, war er beim eigentlichen Volke fortwährend nicht unbeliebt; jetzt brachte ihn aber seine Geldnoth und sein Mangel an aller deutschen Gesinnung in andere Verwickelungen, die ihm zuletzt die deutsche Krone kosteten. Es hängt das mit den italienischen Geschichten zusammen. Dort hatten die frühern Zustände fortgedauert; Papst Bonifacius IX. war „rüstig, kräftig, thätig und ein guter Staatsmann, der daher auch gleich den wahren Staatsmännern unserer Zeit Moral und Religion, die im Verkehr sehr wenig Bedeutung

haben, zwar stets im Munde führte, aber dabei auf Waffen und Geld, welche im äußern Leben den Ausschlag geben, weit mehr Werth legte." Die weltlichen Tyrannen trieben ihr Wesen ärger als je zuvor. „Sophisterei, welche man jetzt diplomatische oder auch publicistische Weisheit nennt, entschuldigte jedes Verbrechen, wenn es dem Regenten Vortheil brachte." (S. 476.) — Und einen solchen Menschen, ja den verächtlichsten unter allen, Johann Galeazzo Visconti, erhob jetzt Wenzel zum deutschen Reichsfürsten d. h. er verkaufte ihm für elende 100,000 fl. die ganze Reichsgränze im Süden. Das ward, wenn auch nicht Grund, doch für seine Gegner Veranlassung ihn abzusetzen. „Die Vertheidiger Wenzels," bemerkt Schlosser S. 487, „wenn sie sagen, er habe nur Titel und nur dasjenige, was schon längst verloren gewesen, verkauft, bedenken nicht, daß die Ehre der Fürsten, welche Repräsentanten eines ganzen Volks sein wollen, nie eine Waare werden darf, wenn die ganze Nation das Gefühl ihrer Würde behaupten und einen moralischen Werth behalten soll."

Indessen auch diese schreiende Verletzung der Würde deutscher Nation hätte ihn allein schwerlich gestürzt, wenn nicht die Feindschaft der Aristokratie und die Rache des beleidigten Papstes Bonifacius es verstanden hätte, daraus eine Anklage zu bereiten und ihn in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Gerade die Geschichte dieser Absetzung läßt aber auf die Lage Deutschlands ein noch viel nachtheiligeres Licht fallen. Schlosser erkennt die Nichtigkeit Wenzels an und schildert sie in grellen Zügen; sein sittliches Gefühl ist aber zu mächtig, als daß er an dem schändlichen Verfahren von Wenzels Gegnern etwas zu Rechtfertigendes finden könnte; sie werden im Folgenden derb zurechtgewiesen. Für Deutschland ging aber in diesen Wirren ein kostbarer, unersetzlicher Zeitpunkt verloren. Während Wenzels Unthätigkeit verkauften die Fürsten, der Erzbischof von Mainz an der Spitze, die geistige Unabhängigkeit des deutschen Volks, die Rechte der Nationalkirche; daß Wenzel das geschehen ließ, war, wie Schlosser sagt, ein Verbrechen gegen die Nation, welche Absetzung und Aergeres verdient hätte. Während die anderen Staaten das Schisma benutzten, um die Ansprüche der absoluten Kirchenautorität in ihre Schranken zurückzuweisen, wurden die Deutschen „von ihrem König verlassen und von ihrem ersten Geistlichen schändlich verrathen."

So stark und unverblümt Schlosser die Tyrannei Wenzels und sein Versäumen aller nationalen Interessen hervorhebt, so werden doch

wie gesagt, die Motive der Gegenpartei damit keineswegs entschuldigt. Unser Verfasser ist von der tiefsten Indignation gegen sie durchdrungen. „Die Kurfürsten," sagt er S. 521, „benutzten den Unwillen der Nation, den Wenzel verdient hatte, um ihren König zu schrecken und Anarchie zu befördern, damit sie im Trüben fischen konnten; der Papst benutzte diesen Schrecken, um Wenzel abzuhalten, sich enge an Frankreich anzuschließen, und zugleich um ihn nach Rom zu locken." Die Absetzung selbst und die Rolle, welche dabei Johann von Mainz spielte, findet an Schlosser einen sehr strengen Beurtheiler, und die Andeutungen, die er gibt, enthalten gegen Wenzels Richter eine viel schwerere Anklage als gegen ihn selbst. Die ganze Lage des Reichs vergleicht Schlosser mit dem gegenwärtigen Zustande der Türkei und die einzelnen Belege rechtfertigen diesen harten Ausspruch. Mit dem Marbacher Bündniß (1405), der steigenden Verwirrung der Kirche und den Vorbereitungen zum Concil zu Pisa schließt dieser Band, und eine weitere Fortsetzung, die eine Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts umfaßte, ist vorerst, da sich der Verfasser der Vollendung seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zugewandt hat, in einige Ferne gerückt. Doch entläßt uns die Vorrede nicht ohne die Hoffnung, auch dieses Werk seinem Ziele zugeführt zu sehen.

Wir aber scheiden ungern von einem Werke, dessen unumwundene, freimüthige Klarheit, dessen ächt deutsche und biedere Gesinnung, dessen kraftvoller und allem Trüben, Ungesunden abgeneigter Geist wahrhaft wohlthuend wirkt in dieser drückenden Umgebung von Schwäche, schweigender Vorsicht und böser Gesinnung. Der Deutsche kann sich hier die Geschichte seiner Erniedrigung herauslesen; die ernsten, oft bittern aber nur allzugerechten Vorwürfe, die gegen uns dort ausgesprochen sind, müssen wir durch Thatsachen widerlegen. Aber freilich wie Tacitus sagt: **natura infirmitatis humanae tardiora sunt remedia quam mala; et ut corpora lente augescunt, cito extinguuntur,** *sic ingenia studiaque oppresseris facilius quam revocaveris!"*

F. C. Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Dritter Band.

(Allgem. Zeitg. 24. u. 25. Dec. 1842. Beilage Nr. 358 u. 359.)

Ueber Schlossers Leistungen im Allgemeinen und seine Stellung zur heutigen Geschichtschreibung ward schon früher in diesen Blättern

Bericht erstattet; es ward dort von seinen neuesten Bänden der Geschichte des Mittelalters ausgegangen, und das Verhältniß seiner frühern Werke nur gelegentlich berührt. Um so dringender möchte es deßhalb sein auch dasjenige unter seinen Büchern, das die rascheste und ausgebreitetste Theilnahme unter allen gefunden hat, hier in seinen wesentlichsten Zügen zu charakterisiren, um so mehr als Stoff und Behandlung desselben in unser unmittelbares Treiben und Leben selbst eingreifen.

Seit der Bearbeitung der alten Geschichte hat sich Schlosser entschieden der universalhistorischen Behandlung zugewandt. Nichts Einzelnes wird von dem Ganzen der historischen Entwickelung losgerissen und zum Genrebildchen ausgeschmückt, sondern überall durch die Masse der verschiedenartigsten Geschichten der allgemeine Lebensgang, das wesentliche Entwickelungsmoment nachgewiesen. Was nur irgend auf Umgestaltung der Zeit und der Menschen von innen nach außen oder von außen nach innen hingewirkt hat, Politik, Sitte, Poesie und Kunst, selbst Wissenschaft, wo sie ins Leben unmittelbar eingriff, werden in den Kreis der Darstellung hereingezogen, und so durch die allseitigste Beherrschung des ganzen historischen Materials, durch die reichste Kenntniß aller flüchtigen und länger andauernden Erscheinungen der Vergangenheit das Totalbild einer Zeit vor unsern Blicken entfaltet. Wie anziehend und belehrend eine solch universelle Behandlung gerade bei einem Stoffe, wie das achtzehnte Jahrhundert ist, für uns Epigonen sein mußte, braucht um so weniger hier ausgeführt zu werden, als die Aufnahme des Buchs bereits die genügende Antwort darauf gegeben und uns gezeigt hat daß wir keineswegs so apathisch gegen unsere Geschichte sind als man geglaubt, wenn man es nur versteht die fruchtbarste Partie derselben auszuwählen und in großem ächt historischem Sinne zu behandeln.

Das achtzehnte Jahrhundert enthält die innere Entwickelung derselben Principien und Zustände, die von 1789 an äußerlich hervortreten; was seit dem Zusammenkommen der Nationalversammlung in Staat, Gesellschaft, äußerem und innerem Leben der europäischen Welt sich umgestaltet hat, das bereitete sich in den ersten neun Jahrzehnten desselben Jahrhunderts in allen Adern des Lebens bald langsamer, bald rascher vor; und daß es sich vorbereitete, sahen Viele von gereiftem Blick, nur die leider nicht welche es am bittersten treffen sollte. Einen so ungeheuern Uebergangspunkt in der Geschichte der Menschheit, in welchem der Sturz der absoluten Monarchien, der mittelalterlichen Feudalstände, die totale Umgestaltung des socialen Lebens, eine ganz neue

Auffassung religiöser Ideen, die Wiedergeburt unserer Literatur, das Emporblühen einer wahren Philosophie sich begegnen und durchdringen, treu und lebendig zu schildern, erforderte einen immensen Ueberblick des riesenhaften Stoffes, ein inniges Durchdrungensein von dem Geiste der die Facta belebt und verbindet. Daß aber unser Verfasser dieß in bewunderungswürdigem Grade besitzt, tritt immer klarer und schärfer hervor, je weiter er sich in den Fortgang der Ereignisse vertieft und je bestimmter und unverrückter er bei allen zerstreuenden und abziehenden Details den großen Hintergrund des historischen Ganzen im Auge behält. Durch alle die Einzelheiten rein politischer Natur oder aus dem literarischen, socialen, kirchlichen Gebiet entnommen, sehen wir stets oder werden vom Verfasser ausdrücklich hingewiesen auf den gemeinsamen Mittelpunkt, in welchem alle diese tausend Fäden zusammenlaufen; und mag uns die Darstellung ins Cabinet führen oder ins englische Parlament, in die Pariser Salons oder auf die Studirstuben deutscher Theologen, in die Prosa des brittischen Lebens oder in die Poesie unserer wieder auflebenden Nationalbildung, überall erblicken wir als Hintergrund die ungeheure Umwälzung, zu welcher alle diese großen und kleinen Begebenheiten in näherer oder entfernterer Beziehung stehen.

Einen wesentlichen Grund der außerordentlichen Theilnahme, welche dieses Werk gefunden hat, glauben wir aber darin wahrzunehmen, daß unter allen Schöpfungen unserer modernen Historiographie keine in tieferem und innigerem Zusammenhange zum Leben steht als das Buch von Schlosser. Hier finden wir uns nicht auf dem staubigen Gebiet der leidigen Buchgelehrsamkeit die aus neun Büchern mühsam ein zehntes macht, oder jener dürren Forschung die über dem Particulären das Allgemeine ganz vergißt und die, in dem Bestreben das Detail recht zu durchdringen, die Herrschaft über das Totale verliert und den welthistorischen Stoff des Ganzen in einzelne zusammenhanglose Fasern zerreißt. Das Buch ist vielmehr aus unmittelbarer Anschauung einer großen Zeit, aus der gereiften Betrachtung eines reichen innern Lebens geschöpft; ein Mann der von der gründlichsten Forschung unterstützt, mit dem offensten und klarsten Blick das ganze Gebiet der Weltgeschichte durchwandert und dabei nie den Boden der Gegenwart aus dem Gesicht verloren hat, schildert uns hier mit all der frischen Lebendigkeit, die aus solch unmittelbarer Erkenntniß sich ergeben muß, Zeiten und Zustände die er zum Theil in ihrer Entwickelung

noch selbst durchlebt, unter deren nachhaltigem Einflusse aber wir alle fortdauernd stehen. Was wir in seiner Geschichte der alten Welt, in den neuesten Bänden seiner Geschichte des Mittelalters, in seiner Beurtheilung Napoleons überall mit gleicher Stärke ausgeprägt finden, jenes Entferntsein von aller unfruchtbaren Zusammenstellung des Geschehenen, jene stete Beziehung zum Leben und dessen Erscheinungen, jenes Offengeben der eignen subjectiven Ueberzeugung, jener unverrückte Blick von dem Gewesenen auf das was da ist, das alles tritt im „achtzehnten Jahrhundert" um so öfter entgegen, je mehr Anlaß dazu die Nähe und Verwandtschaft der geschilderten Zeiten giebt. Es wirkt dieß auf unser Gemüth in so eigenthümlicher Weise, daß wir vielmehr im Gegenwärtigen uns zu bewegen glauben; und so unparteiisch und frei von persönlichem Einflusse das Factische dargestellt ist, so kühn und unverblümt tritt aus allem doch die Individualität des Verfassers mit allen ihren Eindrücken und Beziehungen zur Gegenwart hervor. Indem wir so die Geschichte der letzten Jahrhunderte durchgehen, finden wir uns zugleich in unausgesetztem Rapport zu der innern Geschichte des jetzigen; und während uns der durchdringende Blick des Historikers die tiefsten Ursachen enthüllt, die jenseits der großen Revolution der jüngsten Zeit liegen, werden wir auch fortwährend auf die Wirkungen hingewiesen, die sich diesseits derselben ergeben haben und immer noch ergeben. Bei einem solchen Stoff ist es aber unmöglich das Individuelle zurückzudrängen und für den Leser selbst nur erfreulich einer kraftvollen, selbständig und klar entwickelten Persönlichkeit zu begegnen. Schlosser selbst erklärt in der Vorrede, „er mache durchaus keinen Anspruch auf Objectivität, wie seine gelehrten Landsleute das Ding nennten, oder künstlerische Virtuosität," und er beharre wie zuvor auf dem Grundsatze nur auf Thatsachen allein Bedeutung zu legen. Er glaube übrigens, fügt er bescheiden hinzu, daß von seinen eignen Meinungen dasselbe gelte, was von den Meinungen, Systemen und Doctrinen überhaupt im Verhältniß zu den Thatsachen gilt: Opinionum commenta delet dies, rerum veritatem confirmat.

Wer Thatsachen und Meinnngen, Geschichte und Raisonnement so schön zu sondern weiß, von dem läßt sich erwarten daß seine subjective Stimmung sich nur in reiner und edler Weise werde geltend machen. So finden wir überall die feste sittliche Haltung, die sich weder nach der Rechten noch nach der Linken leiten läßt, die unbesorgt um guten oder bösen Zweck der handelnden Personen, stets die Moralität der

Mittel beleuchtet, die selbst da, wo sie des erreichten Zieles sich freuen und das erlangte Gut rühmen muß, mit eben so bitterem Unwillen und ebenso schonungslos wie sonst die unreinen Irrgänge aufdeckt, auf denen die gewissenlose Politik der Einzelnen dazu gekommen ist. So sind wir überzeugt daß der Jesuitismus in allen Gestalten keinen offenern und natürlichern Gegner finden kann als Schlosser; wir wissen aber eben so gut, daß kein Historiker noch mit dieser parteilosen und doch so schneidenden Wahrheit als er die Motive und Mittel entschleiert hat, welche den Untergang jenes Ordens beschleunigt haben. Mit dieser gesunden und geraden Moral geht eine ebenso gesunde und verständige Religiosität Hand in Hand; so weit er entfernt ist einem exclusiven und verdammungssüchtigen Kirchenthum oder einer krankhaft frömmelnden Contemplation das Wort zu reden, ebenso wenig finden die Encyklopädisten und ihre saubere Genossenschaft an ihm einen milden und nachsichtigen Beurtheiler. Zwischen den beiden Extremen steht ihm seine klare und erprobte Ueberzeugung fest, und mit einer wohlthuenden Wärme spricht er sich über den sittlich anregenden und befruchtenden religiösen Glauben aus, in welchem er die erste und einzige Bedingung jedes gedeihlichen Volks- und Staatslebens erblickt.

Dazu gehört aber jener einfache und schlichte Sinn, jene deutsche Geradheit, die unsers Verfassers Wesen charakterisirt. Aller Schein, alles rein Aeußerliche verliert vor ihm seinen Glanz, während derselbe ungetrübte Blick aus unscheinbarer Hülle und allenthalben den reinen sittlichen Kern zu entkleiden weiß. Ein Beispiel statt vieler! Ein Mann von den glänzenden und bestechenden Eigenschaften, wie sie Gustav III. von Schweden besaß, mag leicht auch ein mehr als alltägliches Urtheil irreleiten; ist ja doch unser tüchtiger und braver Arndt an ihm zum Lobredner geworden. Anders Schlosser; der imponirende Eindruck äußern monarchischen Glanzes, zu welchem der Druck und das Elend des Volkes in trostlosem Gegensatze steht, vermag ihn so wenig zu bestechen, als er an der Pracht und der äußerlichen Größe der englischen Aristokratie zum Bewunderer werden kann. Den Hoffesten in Stockholm stellt er die Armuth der schwedischen Bauern entgegen, dem königlichen Prunk englischer Oligarchen gibt er als Kehrseite Noth und Hunger des englischen Fabrikarbeiters. Wer nach einer poetischen Darstellung der königlichen Künste und Belustigungen an Gustavs III. Hofe begierig ist, den verweist er um so lieber auf andere Bücher „als er sich einmal das undankbare Geschäft gewählt hat die Prosa der Armuth, die

nirgends Vertheidiger findet, gegen die vielen poetischen Lobredner der Künste des Reichthums in Schutz zu nehmen." „Wir können," fügt er hinzu, „keinen Gefallen finden an Verschwendung für irgend eine dem Norden fremde Kunst, die zu ihrem Gedeihen der Art des Reichthums bedarf, welche von ganz unbegränzter Armuth unzertrennlich ist und die nur ein Londonderry in seiner Petersburger Reise preisen kann. Wir freuen uns der Dichtung nicht, die Gustav III. trieb, obgleich sie den Hofliebschaften und einem Geschmack dem die Natur zu gemein scheint, angepaßt ist." (S. 143.) Wer den Menschen in der Geschichte sucht, den muß ein einziges Wort dieser Art mehr erfreuen, als hundert künstlerische Schilderungen erborgten Glanzes, dem des Volkes Elend als Folie dient; auch wenn uns bei Betrachtung des Lebens und der Geschichte die wehmüthige Wahrheit sich aufdrängt, die schon Macchiavell gelehrt hat, „daß Gott stets mit dem Starken sei, der sich nicht scheut und nicht schämt, und daß er sich von dem Schwachen abwendet." Freilich findet Schlosser einen Trost darin, daß dieser Satz nur für die sogenannten großen Verhältnisse gelte, wo die Orloffs und Potemkin, die Fouché und Talleyrands von Anfang an zu Hause waren. „Allein, fügt er bitter hinzu, wie viele Lobredner hat nicht Mehemed Ali in unsern Tagen unter denen gefunden, denen die Mittel zu einem glänzenden Zweck ganz gleichgültig sind, denen die elende und gedrückte Menge ein Pöbel ist, der keine Rücksicht verdient!" (S. 174.)

Wem für das Volk und namentlich für den armen und gedrückten Theil des Menschengeschlechts ein so warmes Herz im Busen schlägt, wer beim Anblick der Paläste und all ihres Goldes der dürftigen Hütten nicht vergißt, in denen der Arme sein mühevolles Dasein durchduldet, dessen politische Lebensansicht ist schon dadurch scharf genug bezeichnet. Gerade der vorliegende Band liefert uns aber den schlagendsten Beweis wie Schlosser von dem Jacobinismus jeder Art denke, und die wilde zügellose Anarchie, stamme sie aus welcher Quelle sie wolle, wird, wie alle Schriften Schlossers zeigen, an ihm nie einen gelinden Beurtheiler finden. Allein ebenso wenig können wir einen Augenblick im Zweifel bleiben, wie der von politischer Freiheit denken muß, der so freimüthig und kühn alle Gebrechen des äußerlich Großen und Imponirenden uns enthüllt, der so ganz ohne Rücksicht auch in die Erscheinungen der Gegenwart mit aller Schärfe des strengsten Urtheils eingreift. Schlosser hat gewiß für Friedrich II. seine vollste Anerkennung und Bewunderung

kund gegeben, indem er nicht allein den größten sondern auch den am meisten deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts in ihm erblickt; allein bei Betrachtung der drückenden Finanzmaaßregeln aus Friedrichs letzter Zeit kann er nicht umhin denselben Mann, den er als einen so weisen und wohlwollenden König, als einen in der neuern Geschichte einzigen Mann rühmt, einen Despoten zu nennen. Er fügt hinzu, daß er dieser drückenden Einrichtungen der innern preußischen Geschichte aus der einzigen Ursache, wiewohl ungern erwähne, weil „sich sowohl an Friedrichs als an Napoleons Beispiel zeigt daß auch der größte Regent, wenn er allein seinem Willen blindlings folgt und das Volk als eine Heerde, sich als den von Gott bestellten Hirten betrachtet, zu Maaßregeln schreiten muß die seinen eigenen Zwecken entgegen sind.“ (S. 318.) Die ganze Verwaltungsbehörde der französischen Regie, die Friedrich einführte, wird (S. 326) ohne Umschweife als eine „Zunft französischer Blutsauger“ bezeichnet und von Helvetius heißt es: „Helvetius, der alle deutschen und anderen Fürsten und Vornehme die nach Paris kamen, mit dem Blut und Schweiß der Franzosen königlich zu bewirthen pflegte, galt übrigens für einen braven und rechtlichen Mann, weil er niemals Verbrechen begangen hat und ganz freundlich und vom Ueberflusse mildthätig war.“ Schlosser deutet uns den furchtbaren Druck an, der aus dem neuen System für Einzelne erfolgt, und erklärt, auch Friedrich II. habe in der letzten Zeit seines Lebens wie Bonaparte die Abgötterei, welche das Volk, das nur Extreme kennt, mit ihm trieb, unverantwortlich mißbraucht. Eine Erläuterung dafür, daß es möglich war solches zu wagen, findet er in dem Glauben des Volkes an die Unfehlbarkeit der Regenten und Minister, einem Glauben den die Revolution freilich vernichtet habe, wovon er uns aber aus jener Zeit merkwürdige Proben zum Belege anführt. In ähnlicher Weise werden Friedrichs Einrichtungen, die auf eine Begünstigung des Geburtsadels abzweckten, durchgeführt; es wird zwar im Geiste jener Zeit ganz natürlich gefunden daß er den über Geburtsadel herrschenden Ansichten gemäß zu den höchsten Stellen nur Adelige befördert, es wird auch dadurch entschuldigt daß der König so durch den Adel und nicht auf eigne Kosten eine monarchische Repräsentation schuf, allein es wird nicht verschwiegen daß der König „trotz seines Sanscülottismus von Bürgerlichen und der ihnen nöthigen oder heilsamen Bildung sehr wenig hielt,“ dagegen aus dem Ertrag der betrügerischen Lottoanstalt die adelige Militäranstalt begünstigte.

Wenn Schlosser im Allgemeinen mit seinen Ansichten und Urtheilen durchaus mitten in der Gegenwart steht, so ist es insbesondere die deutsche Gegenwart und seines eigenen Volkes Wohl und Weh das ihn und seine ganze historische Auffassung angeregt und durchdrungen hat. Es ist jener patriotische, von Declamation und Phrasendrechselei ebenso weit entfernte als durch und durch biedere Sinn, dem wir bei jedem Schritte begegnen, und man sieht es war nicht die äußere Ehre, schriftstellerischer Weihrauch, auch nicht ein künstlerischer Gestaltungstrieb, weßhalb hier die Feder ergriffen ward, sondern ein innerer Drang, ein schwer zu bewältigendes Gefühl der Nothwendigkeit, das den Greis bewog noch einmal zu seines Volkes Frommen das Wort zu nehmen. Was alles die Kinder unserer Zeit bewegt, in Wünschen und Hoffnungen, Besorgnissen und bittern Stimmungen, das hat sich in des Verfassers Gemüth zu einem patriotischen Gefühl verbunden und in vielfachen Formen, bald anregend, bald warnend, hier ermunternd, dort ernst und strafend, sich einen Ausdruck verschafft. Je tiefer der Schmerz über die Zerrissenheit des Vaterlandes seine Brust bewegt, in um so lauterem Unmuth macht sich diese Stimmung geltend in herben Aussprüchen des Tadels gegen diejenigen alle, die einem einseitigen localen oder provinziellen Interesse die gemeinsame Einheit des großen Ganzen geopfert. Dazu giebt sich dem Verfasser in der von ihm erzählten Geschichte Anlaß genug und auch hier hat er den sonst so hoch gestellten Friedrich mit einem gerechten Vorwurf nicht verschont. In dem Stifter des Fürstenbundes kann Schlosser keinen Patrioten erkennen, und Friedrich selbst, so wie Johannes Müller, der „lose und eitle Sophist" werden deßhalb bitter getadelt. Es wird ohne Rückhalt gesagt, daß „es mit dem Ruhm der Erhaltung deutscher Freiheit, von der Niemand etwas entdecken konnte," nur eine Täuschung gewesen, und daß Friedrich nichts weiter bezweckte und erreichte als „die Eifersucht der deutschen Fürsten gegen ihren Kaiser, dessen Ansehen sie zum leeren Schatten gemacht hatten," zu Gunsten Preußens und zum Nachtheil Deutschlands zu benutzen. Der Localpatriotismus, der dabei thätig war, wird (S. 346) abgefertigt, und auch Stein, wegen seiner Eifersucht auf die „Dynastengewalt der Reichsfürsten, Grafen und Ritter," mißbilligend genannt.

Der Gedanke an deutsche Zustände wirkt bei Schlosser so mächtig, daß sich ihm allenthalben und ungesucht bittere Seitenblicke aufdrängen über Schattenseiten unserer Sitte und unseres Lebens, oft in herbem

Unmuth, aber immer in ächt deutscher Gesinnung unumwunden ausgesprochen. So bemerkt er bei Gelegenheit der Juniusbriefe (S. 397), „über deren Verfasser seien ebenso viele Bücher geschrieben worden als über die Lage des irdischen Paradieses, über die Stelle wo Hermann den Varus schlug, über den Pyramidenbau und den Ort wo Hannibal über die Alpen ging oder über die Urgeschichte der Völker." Auch an andern Stellen wird die schreibselige Thatlosigkeit des deutschen Charakters gegeißelt. Beamtenwesen und Kastenvorurtheile werden nicht geschont, einmal auch darauf hingewiesen, „wie grimmig noch jetzt jeder Deutsche, der einen Titel oder einen Orden hat, zu werden pflegt, wenn das was er im Stillen treibt laut wird" (S. 320), und als Georg III. von England in die Händel des Demagogen Wilkes sich persönlich einmischt, bemerkt unser Verfasser mit einem Seitenblick auf unsere Zeit: „Er bezahlte die Geldstrafen aus seiner Kasse, er erklärte, ... er werde in die Anstellung keines Mannes willigen, der an Gastmählern und Feierlichkeiten zu Wilkes' Ehren oder an Freudenbezeugungen zur Feier der unerschütterlichen Gerechtigkeitsliebe der Richter, welche die Diener des Ministeriums verdammt hätten, Theil genommen habe."

Welch ein Schatz von historischer und ächt philosophischer Erkenntniß in Schlossers Werk bewahrt liege, kann einem Jeden der sich dem Studium desselben ungetheilt hingibt, nicht verborgen bleiben; aber auch der flüchtigere Leser der die gesunde und derbe Speise mit dem leckern Gaumen historischer Gourmandise berührt, wird sich von dem Gewicht solcher Geschichte angezogen und gefesselt finden. Uns liegt kein anderer Zweck vor als über den Gang und Charakter des Werkes Andeutungen zu geben; deßhalb sei es uns vergönnt von dem reichen Inhalte desselben wenigstens das Bedeutendere zu skizziren. Und wenn der Verfasser selbst glaubt: „eine mächtige Reaction habe in politischen und religiösen Dingen einen solchen Conflict hervorgebracht, daß nur Extreme geltend gemacht werden könnten," so hoffen wir, diese düstere Ansicht werde ihre erfreulichste Widerlegung finden in der Anerkennung aller Gebildeten, die sie einer treuen und schlichten, von Partei und Extremen gleich weit entfernten Lebensansicht zollen müssen.

G. A. H. Stenzels Geschichte des preußischen Staats.

Hamburg. Perthes, 1841.

(Allg. Zeitg. 11. u. 12. April 1842 Beilage Nr. 101 u. 102.)

Die preußische Monarchie in ihrer ersten Entwicklungszeit steht in einem scharfen Gegensatze zu den meisten übrigen Staaten Europa's. Während Frankreich das Ziel seiner monarchischen Unumschränktheit erreicht hat, Oesterreich aufhört sich als Vertreterin deutscher Interessen zu betrachten und in der Mitte schwankt zwischen seiner natürlichen Opposition gegen Frankreich und einem ähnlichen Absolutismus, wie ihn dieser Staat ausbildet, sammelt Friedrich Wilhelm alle die Trümmer der protestantischen und deutsch nationalen Reminiscenzen, um auf ihrer Grundlage einen neuen Staat zu gestalten. Das Haus Habsburg und das Haus Bourbon, jüngst noch um die Weltherrschaft ringend, verengern mehr und mehr den Kreis ihres äußern Lebens; die alten Regierungsmaximen bilden sich zu stereotypen Ueberlieferungen aus; die zuvor noch so jugendlich frische Kraft der absoluten Monarchie fängt an inmitten eines trostlosen Stillstandes oder schrecklicher Erschöpfung zu verknöchern und hört auf mit neuen unverbrauchten Waffen ihre Rüstkammer zu füllen. England, wo ein mächtiger Nationalgeist und ein hartnäckiges religiöses Bewußtsein diesem Wesen kräftig widerstrebte, trat damals heraus aus dem innerlich erstorbenen Kreis der alten europäischen Staaten; Holland, in seiner Existenz bedroht, erhob sich noch einmal zur Höhe der alten republicanischen Zeit und ein Wilhelm III., Ludwigs XIV. ebenbürtiger Rival, einer der größten politischen Köpfe aller Zeiten, weiß den jugendlich ungeübten, zwar kraftvollen aber weit auseinanderliegenden und der Einheit entbehrenden Elementen des kirchlichen und politischen Protestantismus eine Stütze zu geben. Aus all den Kämpfen seit der Revolution von 1688 bis zur Thronbesteigung des Hauses Hannover geht England groß und das Princip seiner Freiheit glänzend anerkannt hervor; es wird von nun an der Strebepfeiler der ächt germanischen und im Geiste der neueren Zeiten historisch herausgebildeten Freiheit; England, die stolze und große Tochter, vermag daher auch allein dem Geiste der romanischen Welterschütterung von 1789, dem das germanische Mutterland einen Augenblick unmächtig unterliegt, siegreich zu trotzen und ihn zu bewältigen.

Auch Brandenburg unter Friedrich Wilhelm tritt zu dem alten Despo-

tismus wenigstens mittelbar in Opposition; es weiß doch die absolute Form seines Staats mit einem frischen, jugendlich emporstrebenden Geiste zu durchdringen; es enthält sich wenigstens alle individuellen Regungen in Politik, Religion, Wissenschaft gewaltsam zu erdrücken; es weiß auch materiell und militärisch da neue Hülfsquellen zu eröffnen, wo der alte Absolutismus in bedauerlicher Mittellosigkeit allmählich verleitet wird sich selbst und seinem Bau den Lebensinhalt zu entziehen. Friedrich Wilhelm rächt die deutsche Waffenehre an den Fremden; er am meisten von allen deutschen Fürsten kennt die Bedeutung einer Monarchie, welche wie die Ludwigs XIV. materiell und geistig Europa zu erdrücken strebte; er macht sich zum Vertreter der protestantischen Interessen, deren Hegemonie das starre Lutherthum, wie der starre Calvinismus, Sachsen wie die Pfalz, verloren hatten. Und wenn er gleich nicht ganz aufhört Landesfürst im Sinne jener Zeit zu sein, der das Allgemeine seinen provinziellen Intentionen nie ohne Noth opfert, es wird in ihm dennoch das bloß brandenburgische von einem allgemein deutschen Bewußtsein überwogen und in Momenten der tiefsten Erniedrigung unseres Volks drängt der innig und tief empfundene Schmerz einer deutschen Seele das bloße Preußenthum in den Hintergrund.

Jener mächtige nationale Kern, das klare emsige protestantische Wesen, das Friedrich Wilhelm als geistige Hebel seines neuen Staates gebraucht, geben aber selbst der starren Form einer Militärmonarchie einen biegsameren freieren Charakter, und sogar die beiden folgenden Regierungen vermögen diesen Charakter nicht ganz zu verwischen. Die geistlose Regierungswirthschaft unter Friedrich I., der grob materielle Despotismus unter König Friedrich Wilhelm I. sind nicht im Stande jenes geistige Element, womit der Schöpfer den neuen Staat belebt hatte, völlig zu verdrängen und hier ist es, wo nachher Friedrich die ersten Anknüpfungspunkte für seine Größe findet.

Die Geschichte Preußens darf eher als jede andere Staatengeschichte eine weitere Theilnahme fordern als die bloß provinzielle. Wo in der neuern Geschichte entwickelt sich ein Staat rascher, gesunder und vielseitiger als Preußen seit dem großen Kurfürsten? Wo ist ein Land, das aus beschränkten äußern Mitteln so schwell zu einer europäischen Bedeutung heranreift, wo ein deutscher Staat, der sich im 17. und 18. Jahrhundert so selbständig zu einem individuellen scharf ausgeprägten Leben hervorbildet? Alle gehässigen Erscheinungen

jener Zeiten, Soldatenherrschaft und Cabinetsregiment, nehmen in Preußen eine eigenthümliche und auf einem mächtigen Lebensprincip fußende Gestalt an, und Erscheinungen, die in andern Staaten nur das Bild des Todes und Erstarrens bieten, werden dort Vorbedingungen und Fundamente eines neuen Auflebens.

Die Regierungen der beiden ersten Könige von Preußen — Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. — hat man von jeher nicht mit Unrecht als nothwendige Uebergangsglieder in der Entwicklung des jungen Staats betrachtet; man hat es als ein hohes Glück gerühmt, daß auf den kriegerischen kraftvollen Friedrich Wilhelm sein Sohn, auf den verschwenderischen und eitlen Friedrich der sparsame nüchterne organisirende Friedrich Wilhelm I. und auf diesen wieder ein Mann gefolgt sei mit allem Genie begabt, um den reichlich vorhandenen materiellen Mitteln Gebrauch und Werth zu verleihen, und den Baustoff, den die andern ohne höhere Intentionen gesammelt, zum festen großartigen Bau zu verbinden. Die Einsicht in eine solche Nothwendigkeit war nun zwar im Allgemeinen vorhanden, allein es bedurfte eines ganz detaillirten Nachweises, um den Kern, der in jenen Regierungen eingehüllt lag, zu erkennen und die Prämissen die Friedrich II. vorfand in ihren eigentlichen Wesen zu würdigen. Es hat uns das bisher noch gefehlt, und wenn gleich der allgemeine Charakter jener Zeiten und Personen seine richtige Würdigung gefunden, so mußten wir doch noch mit Hülfe einer reichen thatsächlichen Masse in das Einzelne jener Regierungswirthschaft eingeführt werden, um etwas mehr als ein flüchtig raisonnirendes Urtheil mit hinwegzunehmen. Stenzel hat dieß gethan, und sein dritter Band, der uns vorliegt, beschäftigt sich ausschließlich mit der Geschichte der beiden ersten Könige von Preußen.

Schon die Natur des Stoffes mußte dem Bearbeiter die zu wählende Form ziemlich bestimmt vorzeichnen. Große Thaten, große Charaktere enthält die preußische Geschichte von 1680 bis 1740 nicht; ungewöhnliche Veränderungen, die mehr wären als Systemswechsel, staatswirthschaftliche Versuche, ruhige Reformen wird man dort vergeblich suchen, nicht einmal eine abgeschlossene Entwicklung, die sich zu einem bestimmten historischen Ziel abrundete, ist vorhanden. Alles ist nur die vorbereitende Entwicklungszeit für eine kommende Epoche. Die Bedingungen der spätern Erhebung, die materiellen Kräfte, auf die Friedrich sich stützte, wurden damals gesam-

melt; es sind mehr historische Prämissen als Resultate, die uns hier entgegentreten, da mußte denn auch des Bearbeiters erste Pflicht sein den zerstreuten, weit auseinanderliegenden Stoff zu sammeln, die oft sehr knapp zugeschnittenen Quellen tüchtig auszubeuten und all das mannichfaltige Detail der Regierung, Administration, Justiz ꝛc. in einem klaren und durchsichtigen Ueberblick zu vereinigen.

Wo nach außen so wenig Erhebliches geschieht, wo auch im Innern eigentlich durchgreifende Umwälzungen nicht vorgehen, da mußte man uns in das Speciellste der Verwaltungs- und Regierungsgeschichte einweihen; denn nur so konnte eine treffende Beurtheilung der Regenten möglich, ein genaueres Verständniß der folgenden Zeit leichter gemacht werden. Wenn aber, wie hier, der Stoff ein so entschiedenes Uebergewicht ausübt und nur durch ein weitschichtiges Detail zur historischen Klarheit zu gelangen war, da konnte eine eigentlich künstlerische Formung und Abrundung vom Darsteller nicht in demselben Grad wie sonst gefordert werden. Wie schwierig auch wäre es trockene statistische Notizen die nur durch ihre pragmatische Verbindung sich zu einem historischen Ganzen gestalten, in eine mehr als kunstlose Form zwängen zu wollen; Anmuth und Leichtigkeit mußten hier, wenn man nicht in ein Anekdotenjagen und frivole historische Leckerei verfallen wollte, von selbst zurücktreten. Die Thatsachen gut gruppirt und in ihrem wahren Zusammenhang verknüpft, das war die wesentlichste Forderung, die man an den Darsteller ernster Historie zu stellen berechtigt war. Stenzel hat diese Aufgabe begriffen und seine Darstellung sucht sich nie dem Charakter des Stoffes zu entziehen: jede Art von Affectation, Geziertheit und all die historischen Toilettenkünste sind dem einfachen biedern Sinne des Verfassers ebenso fern als sie dem Wesen des Stoffes widerstreben; ja er läßt sich oft zu sehr vom Stoff forttreiben, und wenn auch die Anordnung und Verbindung der zerstreuten Thatsachen und Notizen überall vortrefflich ist, die Darstellung selbst hat uns oft gar zu kunstlos erscheinen wollen. Man wird bisweilen versucht sein die Erzählung trocken und nüchtern zu finden, und unsere pikanten Historiker, die aus so wenig Stoff so viel „Geist" machen, oft wie der Allmächtige aus Nichts eine Weltgeschichte zu construiren wissen, werden ihr Mißfallen nicht immer zurückhalten. Indessen, wenn auch Stenzel an einzelnen Stellen dem Stoff zu sehr nachgegeben hat, auch da verliert er den historischen Hintergrund, dem er zustrebt, nicht aus den Augen, und es wäre in-

hohem Grade unbillig sein Werk, das aus der tiefsten Kenntniß des Details geschöpft ist und dessen Stoff der Bearbeiter durchgängig tüchtig beherrscht hat, mit jenen seltsamen Lucubrationen historischen Sammlerfleißes auch nur zusammenstellen zu wollen, wo durch das massenhafte Anhäufen des Materials die historische Fernsicht uns völlig verbaut und man an die Virgil'sche Schilderung des Cyklopen erinnert wird: Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum!

Uns selbst hat bei der Lectüre des Stenzel'schen Buches eine eigene Empfindung betroffen; wir stellten den Verfasser der „Geschichte der fränkischen Kaiser" mit dem Darsteller der „preußischen Geschichte" im Geiste zusammen und waren angenehm überrascht unsern Historiker zur ungezwungenen schmucklosen Darstellung, zum ungeschminkten Hingeben seiner Subjectivität fortgeschritten zu sehen. In der Geschichte der fränkischen Kaiser, wo der gewaltige Stoff freilich den Erzähler nicht so ruhig lassen konnte, sind noch starke Anklänge an die Nachwehen der Johannes Müller'schen Geschichtschreibung: manche Geziertheit, prägnante Schilderung mit Sallustischer Gedrängtheit, Livianische Ausführung der Details mit sententiöser Schreibart abwechselnd, machen auf den Kenner und Freund antiker Einfachheit einen störenden Eindruck und so gediegen und anziehend das ganze Werk ist, es hätte gewiß noch mehr gewonnen, wenn Stenzel bei einem so großartigen Stoffe, wie jener war, seiner einfachen, deutschen Individualität mehr nachgegeben hätte, statt einer ihm stets fremdbleibenden Künstelei des Styls nachzustreben. Davon ist er nun — und wir freuen uns deß — in seinem jüngsten Werke ganz abgekommen; nirgends Ziererei, pretiöse Wendungen, nicht einmal die bei andern so beliebten Ergüsse des brandenburg'schen Provinzialenthusiasmus; vielmehr überall schlichte, einfache, durch ihren Reichthum und ihre klare Bestimmung tüchtig belehrende Wahrheit.

Die Quellen zu der von Stenzel behandelten Epoche sind theils ziemlich spärlich vorhanden, theils liegen sie so zerstreut und fern auseinander, daß schon das trockene Zusammenfinden eines noch ziemlich wüst liegenden Stoffes eine lange und umfassende Thätigkeit erforderte. In Spezialgeschichten muß ohnedies oft das Ganze aus verlornen isolirten Notizen musivisch zusammengesetzt werden, wie viel schwieriger mußte hier, wo das Eingehen in das allerspeciellste Detail für das Verständniß so nothwendig war, schon die nackte Zusammenstellung der Thatsachen sein. Und man muß wirklich erstaunen, mit welch weit und tief gehender Sorg-

falt Stenzel überall den Quellen nachgeforscht, Alles von den bekannten Memoiren bis zu den verschollensten Berichten über Provinzialadministration und Finanzwesen benützt, sich ganz in die landesgeschichtlichen Einzelheiten vertieft und doch den allgemein historischen Gesichtspunkt nie aus den Augen verloren hat. Natürlich hat er sich enthalten ein picantes Rococo aus Anecdoten, Hofgeschichtchen, scandalöser Chronik und dergleichen für den fastidiösen Gaumen eines verwöhnten Publicums zusammenzustellen, oder umgekehrt uns mit statistischen Notizen, Tabellen und Steuerkatastern zu obruiren — vielmehr ist allenthalben die rechte Mitte getroffen zwischen provinzieller Beschränktheit und jener vagen schrankenlosen Skizzirung eines flüchtigen und amüsanten, aber flachen und unhistorischen Sinnes. Der thatsächliche Reichthum, das Hervorheben aller wesentlichen Seiten des preußischen Staatslebens geben dem ganzen Gemälde Leben und Colorit auch bei der kunstlosesten Erzählung und einer ganz ungesuchten Verknüpfung des Einzelnen. Daß aus dem Stoff, den Stenzel zusammengebracht hat, sich viel Unterhaltendes, Pikantes in Analektenform hätte herauslesen lassen, ist wohl möglich; wir bezweifeln aber sehr, ob sich ein anspruchloseres, historisch treueres und belehrenderes Ganze daraus hätte bilden lassen. Diese anspruchslose Einfachheit, dieses Verschmähen alles historischen Theatereffects, dieses Entfernsein von allem schmückenden Beiwerk, das der Sache selbst fern liegt, sind Vorzüge, die scharf hervorzuheben in unserer Zeit doppelt Pflicht ist; und wo hier die trockene geistlose Anhäufung des Materials, dort die flache geistreich thuende aber historisch inhaltslose Tendenzgeschichtschreibung uns bedroht, wo auf der einen Seite der nüchternste feindselige Stoicismus gegen jede Form anstrebt, auf der andern unwürdiges Kokettiren mit Rhetorik und Phrasenschwulst sich so breit macht, da ist's nicht gar selten, daß ein einfacher biederer Sinn, der in der historischen Betrachtung seiner Individualität zwanglos folgt, von beiden Seiten feindselig zurückgewiesen wird.

Was Cicero als erste Anforderung an den Historiker stellt, „nichts Falsches zu sagen", darf wohl als ein bescheidenes Verlangen bezeichnet werden, und auch minder ernste und gründliche Geschichtschreiber als Stenzel haben dieser Pflicht nach Kräften zu genügen gesucht. Größere Schwierigkeiten hat von jeher die zweite Forderung des römischen Staatsmannes, „nichts Wahres zu verschweigen", gefunden, und manch schönes historisches Talent hat sich beim besten Willen

durch mißverstandenen Patriotismus, aus falscher Schonung oder angeborener Weichheit des Sinnes, oft auch nur um die poetische und dramatische Gerechtigkeit nicht zu stören, zu jenem bösen gefährlichen Schweigen verleiten lassen. Eine feine sophistisch gewandte Zeit hat Wege genug, um das Bittere zu versüßen oder die rauhe eckige Wahrheit mit einer mildernden Hülle zu versehen. Der Geist ist stark, aber — das Fleich ist schwach und beim reinsten Willen übertäubt sich Vorliebe oder Antipathie oft so sehr, das aus purem Patriotismus und enthusiastischer Hingebung eine historische Todsünde über die andere begangen wird. Wir gestehen, daß wir Besorgnisse dieser Art jedesmal empfinden, so oft wir von einer preußischen Geschichte aus der Feder eines Preußen hören; denn die Borussomanie unserer Tage, deren Quelle wir gern respectiren, hat oft zu so ganz seltsamen Ausbrüchen geführt, daß man es dem historischen Sinn eben so wenig als dem patriotischen Gefühl eines Deutschen wird verargen können, wenn er gegen jede auch minder unnatürliche und krankhafte Aeußerung des Preußenthums mißtrauisch wird. Der einfache praktische, oft derbe Sinn süddeutscher Provinzbewohner fand sich von dem Dithyrambenton des modernen Preußenthums meist recht unheimlich berührt, und wir schreiben bloß der tactlosen Art, womit exclusiv brandenburgische Enthusiasten sich selbst und ihre Zustände verherrlicht haben, einen großen Theil der Kälte zu, die bisher den Süden vom preußischen Norden Deutschlands trennte und die — wozu es verbergen? — ihn immer trennen wird, so lange jene verzwickte, sich selbst betrügende, alles nationalen Gehaltes entbehrende Richtung den deutschen Kern mit einer preußischen Schale künstlich zu verhüllen strebt.

Stenzel gehört nicht zu den Preußen quand même, jenen Ultras des brandenburgischen Patriotismus, und wenn er gleich nicht ohne Vorliebe das Entstehen des jungen Staates in seinen verschiedenen Phasen verfolgt, so ist er doch sehr weit entfernt auch nur eine düstere Stelle mildernd oder schweigend zu verdecken. Wenn er Friedrich Wilhelms I. Regentenwirthschaft schildert, seine Sparsamkeit, Ordnungsliebe rühmt und in seinen Schöpfungen seine Bedeutung nachweist, wenn er uns die ursprünglich tüchtige und biedere Persönlichkeit des Königs charakterisirt, so wird man doch kein milderndes Wort, eine leise patriotische Entschuldigung, keine einzige fein diplomatische Wendung finden, wodurch die grellen Nachtseiten des zweiten Königs von Preußen verdeckt werden sollen. Der grob realistische Sinn, der

Mangel alles Rechtsgefühls, sobald sein despotisches Bewußtsein ins Spiel kam, die gräuliche Willkür des Soldatenkönigs und der Mangel aller höhern geistigen und religiösen Anschauung, die über die Gränzen seiner Katechismusbildung hinausging, werden von Stenzel in ruhigem Ton geschildert und eben durch diese parteilose ächt historische Ruhe der drastische Effect der Darstellung noch gehoben. Die persönlichen Vorzüge Friedrichs I. werden keineswegs in den Schatten gestellt, sogar manch unbilliger Vorwurf von ihm abgewandt, aber die geistige Leerheit des eitlen Mannes und die launenhafte Willkür seiner schwachen haltlosen Natur mit eben so viel Offenheit daneben gestellt. Stenzel bedarf dazu keines Raisonnements; das Gewicht der Thatsachen ist meistens so groß, das Ergebniß der Resultate so sprechend, daß jeder subjective Erguß für oder wider den Eindruck nur stören würde.

Das erste Hauptstück des dritten Bandes hat nicht bloß ein einseitig preußisches Interesse. Es treten aus der Darstellung von Friedrichs I. frühester Regierungszeit namentlich zwei Punkte von allgemeinerer Wichtigkeit hervor: der französische Krieg von 1689 und das neue Erwachen des geistigen Lebens, dessen e i n e Seite sich ebenso an Thomasius' Namen anknüpft, wie der geistige Fortschritt überhaupt mit der Persönlichkeit der Kurfürstin Sophie Charlotte innig zusammenhängt. Bei der Schilderung des französischen Krieges wird zwar der Antheil, den Preußen daran nimmt, wesentlich in den Vordergrund gestellt; es gruppiren sich aber darum Verhältnisse von hoher Bedeutung, die Erhebung Wilhelms III. auf den englischen Thron, Ludwigs XIV. schamlos freches Verfahren mit Deutschland, die eigenthümliche unsichere Stellung der Habsburgischen Politik und der hohe Werth, den selbst der unbedeutende Friedrich auf die Stellung Preußens zum Protestantismus zu legen wußte. Die Schilderung ist gedrängt aber reich; es ist nur das Nothwendigste mitgetheilt, aber so hervorgehoben und verknüpft, daß auch der minder Eingeweihte schnell die Sachlage aufzufassen fähig wird. An die Schilderung von Thomasius' reformatorischem und Sophie Charlottens geistreichem Treiben wird eine Geschichte der innern Verhältnisse angereiht, namentlich Eberhard Dankelmanns unbedingte Allmacht und sein Fall durch Wartenberg. In der letzterwähnten Katastrophe spricht sich die Unfähigkeit Friedrichs aufs grellste aus, und man weiß in der That nicht, soll man mehr entrüstet sein über die gewissenlose Art, womit der Günst-

ling zum Regenten Preußens gemacht, oder über die rechtlose Willkür, durch die er seines Einflusses wie seiner bürgerlichen Ehre beraubt wird. Stenzel bemerkt dabei sehr richtig: „Seine Feinde und der Kurfürst selbst würden eine Angelegenheit, welche so großes Aufsehen machte, daß unter andern sogar König Wilhelm III. mehrfach sein Erstaunen und seine Unzufriedenheit über das gegen Dankelmann beobachtete Verfahren äußerte, nicht fortwährend mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses bedeckt und ihr Verfahren vor den Augen der Welt sicher gerechtfertigt haben, wenn sie es gekonnt hätten.“ (S. 69.)

Ein zweites Hauptstück führt uns auf die Königskrönung Friedrichs. Die politische Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit dieses Schrittes für Preußen und seine Zukunft wird offen anerkannt, dabei aber der lächerlich eitle Sinn des neuen Königs, das Etikettewesen, die äußere Pracht und unsinnige Verschwendung für Nichtigkeiten der Repräsentation nicht verhehlt, und da konnte denn kein schrofferer Gegensatz aufgefunden werden als der oft ganz scurrile Hochmuth des ersten Königs von Preußen gegenüber dem großartigen, ächt politischen Sinn des großen Kurfürsten oder den derb praktischen Tendenzen Friedrich Wilhelms I. So trübe Gefühle die detaillirte Schilderung der ganzen geistlosen Despotenpracht, wofür man das Land aussaugte, erregen muß, so schmerzlich unser deutsches Bewußtsein ergriffen wird, wenn wir die nichtigen Dinge näher ins Auge fassen, womit sich unsere Fürsten beschäftigten, so müssen wir unserem Geschichtschreiber doch Dank wissen, daß er auch das Bitterste nicht verborgen hat. Der sehr zahlreiche Hofstaat, die elende Nachäffung des Versailler Unwesens, die ganz unnütze Vergeudung der nicht allzu reichlichen Hülfsquellen eines kleinen Landes werden von Stenzel sine ira ac studio berichtet. Wie weit jene Nichtigkeit ging, zeigt ein Zug in erschöpfender Wahrheit. Um das Treiben Ludwigs XIV. in allen seinen Nuancen nachzuahmen, glaubte der sonst sittlich sehr nüchterne und enthaltsame Friedrich des monarchischen Anstandes halber eine Maitresse halten zu müssen, und dazu war die Frau des Grafen Wartenberg auserkoren. „Das ganze Verhältniß des Königs und der Wartenberg“, bemerkt Stenzel S. 116, „bestand darin, daß die Gräfin in der Dämmerung während des Winters in einigen Zimmern, während des Sommers in einem kleinen Garten des Schlosses eine Stunde lang mit dem König auf- und abging. Auch hier schmeichelte die Kunst, wie es damals gewöhnlich war, wo sie zum Dienen herabgewürdigt wurde. Schlüter ließ über ein

Fenster des Portals, unter welchem der Eingang in das Zimmer war, in welchem sich der König mit der Gräfin Wartenberg aufzuhalten pflegte, ein Basrelief setzen: Venus ruht auf einem entschlafenen Löwen und hält in der Linken die Keule des Hercules, mit der Cupido spielt." Glaubt man nicht Satyre statt Geschichte zu lesen?

Stenzel enthält sich auch hier jeder bittern Reflexion, und die gleichmüthige Ruhe, womit er alles das anführt, ist bewundernswerth; was er aber über die Finanzen, über die Geldnoth, über die lächerliche Goldmacherei des Königs sagt, schneidet tiefer in das Wesen ein als jede Art von offenem Tadel oder feindseliger Bemerkung. Was da für ächte Wissenschaft und Kunst geschehen konnte, liegt auf der Hand, und unser Verfasser hat sich wohl enthalten in den Posaunenton des gewöhnlichen Patriotismus einzustimmen und alles Schwache bedeutend, alles Leere gehaltvoll, alles Glänzende und Scheinbare wirklich tüchtig zu finden. Er übergeht zwar nichts von all dem oberflächlichen Treiben einer bloß zum Prunk bestimmten Wissenschaft; er gibt uns recht interessante Nachrichten über Leibnitzens Thätigkeit, die Akademie rc.; wie es aber mit dem Schutz der Wissenschaft in der That aussah und wie es mit der Volksbildung stand, sprechen ein paar Worte nüchtern und in dürrer Wahrheit aus: „Es waren fremde, vorzüglich französische Sitten, Sprache, Literatur, Tracht und Bildung überhaupt, welche unter den höhern und nach und nach auch bei den niedern Ständen der Hauptstadt als Mode überhand nahmen, während an die geeignete Ausbildung des Volkes fast gar nicht gedacht wurde. Stadt- und Dorfschulen und Lehrerseminare für sie waren nöthiger als Hofakademien, was man freilich erst hundert Jahre später einsah. Zudem hatte natürlich vieles nur eine schöne Außenseite, glänzenden Tünch, der bald abfiel und das Innere in alter Gestalt, Rohheit und Unsauberkeit zeigte. Auf der einen Seite Freigebigkeit, welche an Verschwendung grenzte, auf der andern oft Mangel am Nothwendigen und auch bei der Verschwendung zuweilen noch Schein." (S. 225.)

Der detaillirten Schilderung der Finanz-, Polizei- und Justizverhältnisse u. s. w. genau zu folgen ist hier natürlich nicht der Ort; sehen wir wie Stenzel den Vater Friedrichs des Großen, den „Vandalen", wie ihn Voltaire nannte, auffaßt. Die Charakteristik, die von Friedrich Wilhelms I. Kindheit gegeben wird, ist gewiß höchst treffend: „Seine Fähigkeiten sind beschränkt auf das, was wir natürlichen Menschenverstand nennen. Seine Neigungen sind früh entschieden ausge-

prägt: Vorliebe für die Einzelheiten der Kriegsübungen, vorzüglich für große Soldaten und für Geld, Abneigung gegen allen Zwang, den er sich nicht selbst auflegt, gegen die Wissenschaft, ja gegen Bildung jeder Art, bis auf deren äußere Zeichen; heftiger und in den ersten Augenblicken unbezähmbarer Eigenwille und gefühllose Härte drängen sich hervor, wie auf der andern Seite derbe, fast bis an Rohheit streifende Gradheit in Haltung, Sitte und Rede, Widerwille gegen alle äußere Pracht, gegen jeden Schein und Heuchelei, unermüdliche, völlig auf das Praktische und Nützliche gerichtete Thätigkeit, ein von einfachen streng religiösen Vorstellungen seiner Pflichten unterstützter und rechtschaffener Sinn, der oft von Leidenschaft augenblicklich überfluthet, doch nach eingetretener Ruhe immer wieder sein Recht behauptet." Nachdem das erste Hauptstück die auswärtigen Verhältnisse geschildert hat, charakterisirt uns ein zweites die Regierung und Verwaltung des Staates. Hier lernen wir den unumschränkten Despoten in allen seinen Nuancen vortrefflich kennen. Den Widerspruch in Friedrich Wilhelms Natur, in welchem Rechtsgefühl und grobe Gewaltthat oft neben einander stehen, bezeichnet Stenzel mit den Worten: „Jedem soll und zwar von jedem sein Recht werden, auch von ihm, nur nicht gegen ihn — denn er ist das Recht selbst und dessen von Gott eingesetzter Verwalter. Er ist immer überzeugt, daß er Recht habe und verfährt darum eben ohne Scheu. Es ist schwer, fast unmöglich ihn vom Gegentheil zu überzeugen." (S. 308.) In der That ist sein eigensinniger Wille höchstes Gesetz und sein Federstrich entscheidet über Glück und Wohlstand von Tausenden. Die bürgerlich einfache Lebensweise des sonderbaren Mannes, seine Ordnungsliebe, seine Rührigkeit und sein eifriges Bestreben auch allen andern diese Rührigkeit einzuflößen hängen damit eng zusammen. Freilich waren von seiner groben despotischen Art die Leute zu behandeln auch seine Minister nicht ausgenommen und sein „hundsföttisches Cabinetsministerium" kam oft ebenso derb weg wie der geringste seiner Unterthanen. Ueber Friedrich Wilhelms pedantische und einfache Lebensart gibt uns Stenzel ebenfalls interessante Details, auch die sonderbare Marotte des Tabakscollegiums wird erwähnt. Der Grundzug seiner Verwaltung — despotischer Eigenwille und unbeugsame Härte — tritt allenthalben scharf hervor; auch wo er Gutes und Nützliches einrichtet, wird ihm durch die Form, in der es geschieht, eine gehässige Außenseite gegeben. So war die Besteuerung der Lehen an sich gewiß keine unbillige Maaßregel; sie

ward es aber durch die Art, wie sie von oben herab dictirt ward und durch des Königs unverhohlen ausgesprochenen Wunsch „den Junkers ihre Autorität zu ruiniren." So war die Verminderung der übertriebenen Besoldungen, die Beschränkung unnützer Hofchargen, wie sie sein Vater eingeführt hatte, ihrem Grundgedanken nach gewiß nur wohlthätig; aber die Manier, in der man's durchführte, die rücksichtslose Despotie, womit man alle Verhältnisse und Personen dem Grundsatz opferte, machte die Maaßregel drückender als es zuvor Friedrichs I. Verschwendung gewesen war. Es hatte seine großen Vortheile, daß Friedrich Wilhelm mit Geldbewilligungen so vorsichtig und langsam war; aber auch sehr nothwendige Bedürfnisse wurden mit der bündigen Resolution „Narrenspossen" von demselben Mann abgewiesen, der für die elende Soldatenspielerei solche Opfer brachte. Sparsamkeit war durch die frühere Regierung doppelt nöthig geworden, und man wird es Friedrich Wilhelm Dank wissen, daß er seine Hofverwaltung sehr genau beaufsichtigte und einen eigentlichen Hofstaat gar nicht duldete — aber unwürdiger Geiz war es an den kleinlichsten Ausgaben der Küche und des Kellers krämerartig herumzumäkeln oder sich von seinen Generalen zu Gerichten einladen zu lassen, die ihm selbst zu theuer waren. Auch der Ordnung und Ueberwachung des Beamtenwesens that eine kraftvolle Hand noth; von seltsamen Einsichten in das Staatsleben zeugt aber gewiß die Bestimmung, daß jeder Minister, der eine Stunde zu spät in die Sitzung kam, 100 Ducaten Strafe zahlen mußte! Daß freilich bei allem dem auch tüchtige financielle Resultate erwachsen mußten, versteht sich von selbst, und in sofern hat Friedrich Wilhelm für eine folgende Zeit vortrefflich gearbeitet, wenn er auch seine eigenen Unterthanen aufs erbarmungsloseste drückte und nicht selten ihr Eigenthum und Leben um einer Laune willen aufs Spiel setzte.

Einen seltsamen Gegensatz zu der pedantischen Knauserei des Königs bildet seine Soldatenliebhaberei. „Selbst ohne wissenschaftliche Bildung und ohne allen Sinn dafür, dabei gerade und durchgreifend, schätzte der König nichts höher, ja fast überhaupt weiter nichts als den ehrlichen treuen tapfern Soldaten, der den Befehl seines unbeschränkten Herrn ohne Einwendungen blindlings gehorsam und mit Nachdruck ausführte" (S. 344). Natürlich mußte das Militär einen wesentlichen Antheil an der Regierung bekommen, und da seine „lieben blauen Kinder" mit ihm in der unmittelbarsten Verbindung standen, praktische aber ganz rohe Leute, wie Leopold von Dessau, stets um ihn waren,

kann es nicht auffallen, wenn der strenge unbeugsame tyrannisch harte Charakter Friedrich Wilhelms den blauen Uniformen gegenüber in die gutmüthigste Nachsicht verwandelt ward. Am weitesten ging das bei dem berühmten Leibregiment und den „langen Kerlen", die er dazu aus ganz Europa zusammentreiben ließ. Die auswärtigen Fürsten wußten diese Schwäche trefflich zu benützen, und der zähe unnachgiebige Sinn des Königs, an dem sonst alle diplomatischen Künste und Cajolerien abprallten, widerstand niemals, wenn man ihn mit einem Geschenk von „langen Kerlen" zu gewinnen verstand. Mit Rußland trieb er einen ganz schmählichen Menschenwucher, ließ seine eignen Unterthanen aufheben und auf Peters des Großen Verlangen nach Rußland transportiren, wenn sie dieser zu seinen Fabriken bedurfte; dafür bekam er aber eine Anzahl langer Kerle! Einzelne Belege gibt uns Stenzel in Menge; auch das scheußliche Werbsystem, wie man es in Preußen trieb und die freche Verhöhnung alles Völkerrechts, die sich die Werber des Soldatenkönigs im Ausland erlaubten, hat unser Geschichtschreiber weder verschwiegen noch in mildern Zügen darzustellen gesucht. Wie viel feineren Sinn konnte man auch bei einem Manne erwarten, der in komischer Entrüstung den Hamburgern einen Pastor, den Generalstaaten einen berühmten Professor abschlug, weil sie die Werbungen in ihrem Gebiet nicht duldeten! „Man sieht, bemerkt hier Stenzel (S. 367), daß er seine Geistlichen und seine Professoren wie die Klingenschmiede und alle übrigen Unterthanen aus demselben Gesichtspunkt betrachtete, sich als unbeschränkten Herrn und sie so ziemlich als seine Leibeigenen ansah."

Dieser militärisch despotische Charakter zieht sich denn auch durch alle Zweige der Regierung hindurch, und Stenzel (S. 519) theilt ein paar Fälle mit, die uns das Urtheil unbefangener Zeitgenossen, „Friedrich Wilhelm sei geistesschwach", wohl erklären lassen. Die persönliche Heftigkeit des Autokraten, die feindseligen Einflüsterungen seiner militärischen Umgebung rissen ihn oft zu Schritten hin, die nicht einmal in dem Plan und Vortheil seines absoluten Systems lagen; wie mancher wackere Mann ward ruinirt, weil er der rohen Wachtstubengesellschaft mißfiel, und derselbe König, der keinen höhern Gott anerkannte als seinen Willen, ist nicht selten den niederträchtigsten Cabalen militärischer oder administrativer Abenteurer preisgegeben. Auch sein Christenthum ist kein Cultus der Liebe, bloß eine rauhe polizeiliche Fessel, so wie der Sittlichkeit, die er beförderte, nichts innewohnt als das Motiv

sklavischer Furcht und brutalen Drucks. Kein Wunder, wenn bei seiner Erscheinung im Volke der Schrecken vor ihm herging, man seine Nähe furchtsam vermied und die Freude nicht mehr wagte sich laut zu äußern. Man weiß einen Augenblick wirklich nicht, soll man den liederlichen sittenlosen aber wenigstens menschlichen und civilisirten Despotismus der Regentschaft und Ludwigs XV. nicht wirklich dem vorziehen, den Friedrich Wilhelm und seine Staatsmänner „zum Glück und Wohlstand des Volks" in Preußen organisirt hatten.

Was hier jede geistige Bewegung zerknicken mußte, das war freilich in anderer Hinsicht vortheilhaft und wohlthätig. Wo es eines individuellen Lebens nicht bedurfte und die todte starr bureaukratische Maschine ausreichte, da mußte ein geistesleerer pedantischer Despotismus, wie ihn Friedrich Wilhelm vertrat, vortrefflich wirken. Um ihn von seiner bessern Seite zu würdigen, müssen wir daher das Erstarren alles geistigen und nationalen Lebens, den Verfall ächter Religiosität und Bildung, die Rechtslosigkeit des Einzelnen einen Augenblick vergessen und dem sparsamen König in seinen administrativen und financiellen Operationen folgen, ihn sehen, wie er alle materiellen Hülfsquellen mit bewunderungswürdigem Scharfsinn ausbeutet und so seinem Nachfolger wenigstens die Prämissen schafft zu einer geistig kraftvollen und in sich starken Regierung. Stenzel hat uns in alle Zweige der Verwaltung und des Finanzwesens sehr genau eingeführt und durch Zahlen und statistische Angaben die Resultate mit einleuchtender Schärfe hervorgehoben. Wie eine bittere Satyre wird dem nachher das entgegengestellt, was für Wissenschaft und Kunst geschah. Das wüste gemeine Treiben eines Gundling, die empörende Verachtung, die der König und seine rohe biertrinkende Umgebung gegen alles Ideelle und nicht unmittelbar Nutzbare an den Tag legt, die Possenreißereien, zu denen der ganz ungebildete Mann Universitäten und Gelehrte zu brauchen sucht, machen einen zu widerlichen Eindruck, als daß wir es über uns gewinnen könnten, charakteristische Details hervorzuheben. Doch freuen wir uns das Bild unserer Geschichte im achtzehnten Jahrhundert in seinen einzelnen Schattirungen mehr und mehr vervollständigt zu sehen: Die sitten- und gewissenlose Regierung eines Augusts von Sachsen, der rohe und grob materielle Despotismus Friedrich Wilhelms im Norden, die schlechte und verworfene Wirthschaft der pfälzischen und würtembergischen Fürsten im Süden — welch ein Gemälde für einen Sueton, Procopius oder St. Simon! In der That, wenn die Unver-

wüstlichkeit des deutschen nationalen Kerns eines Beweises bedurfte, die Regenten des achtzehnten Jahrhunderts haben ihn bis zum Ueberdruß geliefert.

Anziehende, wenn auch keineswegs wohlthuende Episoden in diesem widrigen historischen Gemälde bilden die religiösen Händel in Thorn und die Vertreibung der protestantischen Salzburger. Wenn hier Friedrich Wilhelm die Sache der Unterdrückten verfocht, so war es nicht die höhere Einsicht in den Kern des Protestantismus und das Verständniß seiner eignen Stellung; ein gewisser Instinct und die sklavisch befangene Angewöhnung einer kirchlichen Lehre machte ihn dießmal zum Vertheidiger kirchlicher und politischer Rechte, an deren Unterdrückung er sonst einen guten Theil seines Regentenlebens gewandt hat. — Stenzels Darstellung der Salzburger Händel zeichnet sich durch Unparteilichkeit vor den meisten früheren desselben Gegenstandes sehr aus, und der sittliche Unwille, den die Behandlung der armen Protestanten in ihm erregt, gibt der Erzählung auch jene Wärme, die man in vielen Partieen des Buchs — schon des Stoffes wegen — vermissen wird.

Im letzten Hauptstück dieses Bandes sind es außer den auswärtigen Verhältnissen namentlich die Familiengeschichten, die Jugendzeit Friedrichs des Großen, dessen Streit und Aussöhnung mit dem Vater, welche das meiste Interesse in Anspruch nehmen. Die Stellung Friedrichs II. zu seinem Vater, die Thätigkeit des geistvollen Kronprinzen gegenüber dem steifen Formelkram Friedrich Wilhelms wird vortrefflich erzählt, und dieser letzte Abschnitt dürfte wohl zu den anziehendsten und am reichsten ausgestatteten Partien des ganzen Stenzel'schen Werkes zu rechnen sein. Der Schluß greift bereits hindeutend in die folgende hochwichtige Epoche hinüber, und Stenzel endet mit den Worten: „Der große Kurfürst legte in jeder Beziehung den Grund, auf dem Friedrich I., dann Friedrich Wilhelm I., doch jeder einseitig, fortbaueten, was dann Friedrich II. vollendete. Nach Friedrich I. noch ein ebenso für Schein und Glanz eingenommener schwacher Fürst: der preußische Staat würde sich in Erschlaffung aufgelöst haben; aber Friedrich Wilhelm I. tritt an seine Stelle. Nach ihm noch ein solcher jede andere Selbständigkeit erdrückender Fürst: der preußische Staat würde in Erstarrung übergegangen sein; da weckt Friedrich II. neues Leben. Die Nachwelt hat keinen Fürsten mit vollerem Recht den Großen genannt."

Vierter Band.

(Allg. Zeitg. 5. u. 6. Juni 1851 Beilage Nr. 156 u. 157.)

In dem Augenblick wo man in Berlin für manche bittern Eindrücke der Gegenwart eine Art von Trost in der Feier vergangener Größe zu suchen scheint, kommt ein Buch recht gelegen das in schlichter und ehrlicher Darstellung die werdende und wachsende Größe des Königreichs (1740 bis 1756) uns vorüberführt. Wir werden vielleicht in den Tagen der festlichen Enthüllung von Friedrichs II. Reiterstatue viel Phrase und Ueberschwänglichkeit zu hören bekommen. Um so erwünschter ist die einfache, getreue und schmucklose Geschichtserzählung eines Mannes der zur schönfärbenden Künstelei weder Beruf noch Neigung mitbringt, der sich zur beliebten Hof-Historiographie allenthalben in schneidendem Gegensatze befindet. Auch für uns, die wir außerhalb des Kreises officieller Feier stehen, ist ein Anlaß gegeben zu einem geschichtlichen Rückblick auf einen Fürsten dessen Name in allen deutschen Landen hoch und theuer dasteht, und wie ein stolzes Eigenthum auch von den nachgeborenen Geschlechtern geachtet wird; nützen wir alle die Erinnerung zur Selbsterkenntniß, nicht zur prahlenden Selbsttäuschung.

Wir lernen in Stenzels Buch zunächst Friedrichs Thun und Treiben in Rheinsberg kennen; seine literarischen und künstlerischen Neigungen, der Umgang mit den Freunden, der persönliche und briefliche Verkehr mit geistreichen und eleganten Köpfen, dieß alles zusammen bildet ein Idyll friedlicher geistiger Genußliebe, wozu sein ganzes späteres Leben in seiner äußern Bewegtheit und Anstrengung keinen Raum mehr ließ. Noch hatte auch jene Kälte und Menschenverachtung sich seiner nicht bemächtigt, die nachher aus einzelnen Aeußerungen herausspricht; er folgte noch ganz seiner gutmüthigen, großherzigen und freigebigen Natur, seinem lebhaften Freundschaftsbedürfniß, seinem Mitgefühl für das Unglück anderer, und die zarteren Saiten seines Wesens hatten noch nicht vor der herben und spröden Prosa des Lebens verstummen müssen. Aber auch hier schon lernen wir den künftigen Mann erkennen. Die Schmeicheleien der französischen Schöngeister betäuben ihn nicht, so wenig wie seine eigenen Neigungen und Schwächen ihn beherrschen. Der Ungerechtigkeit und der Verleumdung feind, ließ er sich schon jetzt überall nur von seinem gesunden, geraden Sinn lenken, war in den einmal gefaßten Entschlüssen unerschütterlich

fest, und stählte in sich selber die Energie eines hohen, ehrgeizigen Sinnes, statt dem ihm angeborenen Hang zur Weichlichkeit und zum Lebensgenuß nachzugeben. Es ist in dem Briefwechsel zwischen ihm und seinen Franzosen oder französisch gebildeten Freunden manches was uns an die verzwickte und zopfige Zeit, an die ausschließliche Herrschaft französischer Phrase und Manier erinnert, aber in dem Kronprinzen überwiegt überall ein großer verständiger Geist und jene gesunde Einfachheit des Urtheils die alle Mode und Manier überdauert. Auch im Spiel und in der Zerstreuung verwischte sich das Gepräge seines Charakters nicht; er spielte und scherzte, aber er konnte nicht leer oder weibisch tändeln. Eine romantische Anwandlung hatte dem Kronprinzen die Stiftung eines Bayardordens eingegeben, dem er und seine Freunde angehörten; aber auch in diesem Spiel entfaltete sich ein ernster, kräftiger Geist. Man trieb Kriegskunst, studirte die Feldzüge alter und neuer Zeit, und das Zeichen des Bundes war ein aus Schwertern zusammengebogener Ring mit der Inschrift: Es lebe wer sich nicht ergibt!

Der Umgang mit Voltaire und Voltairianern, das Studium der herrschenden Philosophie und die angeborne skeptische und skoptische Natur führte Friedrich immer weiter vom positiven Christenthum weg, während die Reminiscenzen an den Religionsunterricht seiner Jugend, der Anblick der theologischen Orthodoxie seiner Zeit nichts weniger als geeignet waren der antichristlichen Richtung in ihm ein Gegengewicht zu schaffen. Stenzel stellt dieß mit aller Treue und Offenheit vor Augen, während gefälligere Geschichtschreiber sich bemühten in Friedrich auch den Gläubigen zu retten. Vom momentanen Glauben und Ueberzeugtsein fiel er immer wieder in den Zweifel zurück; daher die widerspruchsvollen Aeußerungen in seinen Briefen. Der Zweifel behielt die Oberhand, und die materialistische Auffassung Voltaire's war auch die seine, obwohl er unendlich mehr Duldung und Zartgefühl gegen abweichende ehrliche Ueberzeugungen bewies als alle Encyklopädisten zusammen. Diejenigen unter den Nachgeborenen die ihm so gerne Dinge andichten möchten die ihm einmal fremd waren, möchten wir an eine Aeußerung in einem Brief an Voltaire erinnern, worin er von der Geschichte vor allem Wahrheit, ungeschminkte Wahrheit fordert. „Die meisten Fürsten, sagt er, haben eine besondere Leidenschaft für ihre Stammbäume, eine Art Eigenliebe welche bis zu den entferntesten Vorfahren hinauf steigt, und sie für das Ansehen ihrer Verwandten

Vierter Band.

(Allg. Zeitg. 5. u. 6. Juni 1851 Beilage Nr. 156 u.

In dem Augenblick wo man in Berlin für mar
drücke der Gegenwart eine Art von Trost in der F
Größe zu suchen scheint, kommt ein Buch recht gelegen
und ehrlicher Darstellung die werdende und wachsende G
reichs (1740 bis 1756) uns vorüberführt. Wir wer
den Tagen der festlichen Enthüllung von Friedrichs
viel Phrase und Ueberschwänglichkeit zu hören bekomm
wünschter ist die einfache, getreue und schmucklose Ge
eines Mannes der zur schönfärbenden Künstelei we
Neigung mitbringt, der sich zur beliebten Hof-Histori
halben in schneidendem Gegensatze befindet. Auch für
außerhalb des Kreises officieller Feier stehen, ist ein
zu einem geschichtlichen Rückblick auf einen Fürsten de
allen deutschen Landen hoch und theuer dasteht, und wie ei
thum auch von den nachgeborenen Geschlechtern geachte.
wir alle die Erinnerung zur Selbsterkenntniß, nicht z
Selbsttäuschung.

Wir lernen in Stenzels Buch zunächst Friedric
Treiben in Rheinsberg kennen; seine literarischen und
Neigungen, der Umgang mit den Freunden, der persönl
liche Verkehr mit geistreichen und eleganten Köpfen, dies
men bildet ein Idyll friedlicher geistiger Genußliebe, wo
späteres Leben in seiner äußern Bewegtheit und Anstr
Raum mehr ließ. Noch hatte auch jene Kälte und V
tung sich seiner nicht bemächtigt, die nachher aus ein
rungen herausspricht; er folgte noch ganz seiner gutmüthi
zigen und freigebigen Natur, seinem lebhaften Freundsch
seinem Mitgefühl für das Unglück anderer, und die zar
seines Wesens hatten noch nicht vor der herben und s
des Lebens verstummen müssen. Aber o on le[illegible] die ihm
künftigen Mann erkennen. Die Schmei franzö[illegible], möch
geister betäuben ihn nicht, so wenig wi [illegible] erinnern, w
Schwächen ihn beherrschen. Der Unge[illegible] [illegible] Wah
feind, ließ er sich schon jetzt überall nu[illegible] besondere
Sinn lenken, war in den einmal gefaß[illegible] welche bis
[illegible] das An

fassung durch:
ind manchmal
h modificiren.
Selbstbeherr=
emand wußte
ollte. Wäh=
leichgültigkeit
gelegenheiten
nur Pracht
früh genug
icht. Wohl
an Kriegs=
önig Künste
ewerbe und
Hof hal=
enuß hin=

Wilhelms I.
d. Nichts
hundert zu
chen neuer
Formen,
in Berlin
der Huldi=
er spottete
sich leere
war gleich
Verstandes,
mit Maß
auf wenig
Würde auch
r straffen
gte er sich
ie Todes=
her König

n Königs
als er die



nicht nur in gerader, sondern auch in den Seitenlinien einnimmt. Sagen daß unter den Vorfahren auch nicht besonders Tugendhafte waren, heißt die Lebenden auf unverzeihliche Weise beleidigen. Wehe dem profanen Geschichtschreiber der es wagt in das Heiligthum ihrer Geschichte einzutreten und Schmachvolles von ihrem Hause zu verbreiten! Es wäre verzeihlich wenn das nur auf väterliche oder mütterliche Vorfahren ginge, allein Verlangen daß fünfzig bis sechzig Ahnen immer ehrenwerthe Leute gewesen, heißt einer einzelnen Familie die Tugend zueignen und dem menschlichen Geschlecht großes Unrecht thun. Ich gab einst alle meine Vorfahren preis die nicht werth sind es zu sein, und als man mich tadelte, erklärte ich: jeder Ehrenmann sei mein Verwandter."

Das idyllische Stillleben in Rheinsberg hinderte nicht daß sich Friedrich ernstlich mit den großen äußern Fragen der Politik beschäftigte die ihn auf dem Thron erwarteten. In einem Aufsatz aus jener Zeit ergriff er ganz richtig die Verhältnisse und Interessen der Mächte, und faßte besonders scharf die Stellung Frankreichs zu Oesterreich auf für den Fall eines Erlöschens des habsburgischen Mannsstammes. Auch über seinen Regentenberuf war er sich vollkommen klar. Niemand war der Prätension königlicher Allmacht und Allweisheit entfernter als er; ihm war der Fürst nicht der unumschränkte Herr der Unterthanen. „Der Fürst, schrieb er schon in seinem Antimacchiavell, hat vorzüglich die Gerechtigkeit zu handhaben und das Volk zu schützen, kein Mensch aber hat ein Recht sich eine unbeschränkte Herrschaft über seine Mitmenschen anzumaßen. Die Gesellschaften sind nicht gebildet worden um der Wuth eines Schändlichen oder dem Interesse eines Ehrgeizigen zu dienen. Die Regierenden sollten der Welt ein Beispiel der Tugend geben; sie sind verpflichtet die irrige Ansicht über die Politik zu zerstören, die man für den Inbegriff aller Schurkerei und der Ungerechtigkeit hält, während sie nur das System der Weisheit der Fürsten ist." Eben diese Auffassung konnte aus ihm unmöglich einen Verehrer des damaligen monarchischen Deutschlands machen, vielmehr verbirgt er schon in diesen Tagen die verachtende Abneigung nicht die er gegen das Reich, seine Formen und seine einzelnen Regierungen empfand. War sein Vater noch voll Pietät und Unterwürfigkeit für das alte Deutschland gewesen, so war in ihm schon früh der R e i c h s fürst völlig verwischt, und der revolutionäre Gegner der alten Formeln scharf ausgeprägt.

Im einzelnen leuchtet auch wieder die Jünglings-Auffassung
seine Ansichten vom Staate, dessen Wesen und Zwecken sind mar
etwas ideal gefaßt, und mußten sich in der Praxis vielfach modi
Aber unzugänglich gegen die Horcher und Späher, voll Selbstb
schung, zeigte er sich schon in dieser jugendlichen Periode; niemand
was er von ihm und seinen politischen Absichten denken sollte.
rend er sich gegen Suhm mit bitterem Spott über die Gleichgü
und Unthätigkeit seines Vaters in den europäischen Angelege
erging, meinten die österreichischen Beobachter der Prinz liebe nur
und Glanz. Der alte erfahrene Seckendorf merkte zwar früh,
daß der Prinz sich verstellen könnte, tiefer sah er aber auch nicht.
hat einer und der andere bei dessen lebhaftem Ehrgefühl an
ruhm gedacht. Die meisten jedoch meinten: er werde als König
und Wissenschaften pflegen, Gelehrte begünstigen, Handel, Gewe
Ackerbau blühend machen, einen zahlreichen und glänzenden H
ten, sich mit seinen geistreichen Freunden dem friedlichen Genu
geben.

So überraschte ihn am 31. Mai 1740 der Tod Friedrich Wil
Die Anfänge des neuen Regenten sind überaus bezeichnend.
von der Freigebigkeit in Worten, von der Seligkeit sich bewu
sehen, von der Trunkenheit des Gebietens, woran die Flitterwoch
Regierungen so reich sind, noch weniger von dem Behagen an
Etikette und äußerer Repräsentation. Bei seiner Huldigung i
fehlten der Kurhut und das Reichskämmerersceptеr, und auf d
gungsmedaille war sogar das „von Gottes Gnaden" vergessen;
in seinen Briefen über das traditionelle Spielwerk, „an dem
Köpfe ergötzen". Aber in jedem Schritte den er thut, und
in den allerersten, eine bewunderungswürdige Sicherheit des
des Tactes und einer wahrhaft königlichen Würde. Ueberall
und richtiger Abwägung des Gemeinwohls, sparsam und
Bedürfnisse beschränkt, gerecht gegen alle, voll königlicher
gegen die bisher zunächst Stehenden, human mitten in d
Ordnung des Militär- und Beamtenstaats — so kündi
gleich anfangs als der König an, von dem Kaunitz, als ihm
nachricht zukam, ausrief: „Ach, wann wird denn ein so
das Diadem wieder adeln!"

Der Tod Kaiser Karls VI. gab der Politik de
die erste entscheidende Richtung. Friedrich selbst bezeichnet

Geschichte seiner Zeit schrieb, als Ursache des Kriegs: bereite Truppen, einen gefüllten Schatz und einen lebhaften Charakter; „Ehrgeiz und Interesse, sagte er, der Wunsch von mir reden zu machen, entschieden den Krieg." *) Die alten Rechtsansprüche auf Schlesien wogen bei Friedrich nicht schwer, und auch unser Geschichtschreiber mißt ihnen keine wesentliche Bedeutung bei. In einer ausführlichen Darlegung der rechtlichen Streitfrage kommt Stenzel zu dem Ergebniß daß der Rechtsanspruch für Preußen sehr zweifelhaft gewesen sei, nicht aber, wie Ranke behauptet, das Haus Brandenburg in gutem Glauben handelte und einen wohlbegründeten Anspruch für sich hatte. Dagegen legt unser Geschichtschreiber allen Nachdruck auf die Verhältnisse wie sie sich theils aus der großen Politik, theils aus den localen Zuständen Schlesiens ergaben. Auf provinzielle Quellen gestützt, hebt er die Bedeutung hervor welche die kirchlichen Verwicklungen in Schlesien übten, besonders jene steten Reibungen welche eine wachsende Erbitterung der Protestanten nicht gegen das kaiserliche Haus und gegen die österreichische Regierung, sondern vorzüglich gegen den Einfluß der katholischen Geistlichkeit hervorriefen. Mit dieser kirchlichen Erbitterung verband sich eine städtische Opposition namentlich in Breslau, die, wie wir von Stenzel ausführlich erfahren, gleich im Anfang von Friedrichs Einrücken mächtige Bewegungen im preußischen Sinne verursachte. Es waren diese Umstände viel eingreifender als die beiderseitigen Rechtsdeductionen, an denen das eine bemerkenswerth ist wie sich beide Theile auf die von Hugo Grotius aufgestellte Regel beriefen: daß kein Regent die ihm anvertrauten Länder ohne Einwilligung der Stände an eine andere Herrschaft überlassen könne. Beide Häuser, deren Häupter im wesentlichen sehr unbeschränkt regierten, und einen Einspruch der Stände dagegen sehr übel aufgenommen haben würden, suchten dennoch, aus einer tief im Hintergrund schlummernden Nothwendigkeit, in der gesetzlichen Zustimmung der Vertreter der Nation eine Stütze des Rechts, welche beide in ihrer unbeschränkten Regierungsgewalt nicht vollständig fanden.

Die doppelseitige Politik während des ersten schlesischen Krieges findet bei Stenzel keine schonende oder verhüllende Beurtheilung; er betont es daß das leichtsinnige Spiel mit dem was der gemeine Mann Treu' und Glauben heißt, sich nur zu sehr gerächt habe, indem Maria Theresia weit mehr als Frau denn als Fürstin verletzt wurde, und

---

*) Auf Voltaire's Rath ward die Stelle als zu aufrichtig gestrichen!

es dem König nie vergaß. Er überläßt die Rechtfertigung „den dazu bestimmten eigentlichen und uneigentlichen Staats-, Hof- und Haushistoriographen"; „für andere, fügt er hinzu, kommt es nur darauf an daß sie nach besten Kräften das was wahr ist erforschen, es dann unumwunden aussprechen und gerecht würdigen. Auch ist Friedrich in Wahrheit so groß, daß man nicht einmal nöthig hat das was sich in seinem Handeln nicht rechtfertigen läßt, irgend zu verhüllen." Daß im Manifest zum zweiten schlesischen Kriege die „deutsche Freiheit" paradiren mußte, zwingt dem Geschichtschreiber eine bittere Anspielung auf gegenwärtige Zeiten ab, wie er denn auch nicht verhehlt daß damals noch (1744, 1745) die nationalen Sympathien in Deutschland sich zu Oesterreich wandten, nicht zu Preußen. Aber auch die Größe die sich mit dem Wachsen der Gefahr bewährte, findet eine freudige und gerechte Würdigung. Als sich (1745) die drohenden Wolken von allen Seiten über dem jungen Preußenkönig zusammenziehen, war er fest entschlossen der Gefahr mit allem was Klugheit und Tapferkeit vermochten entgegenzutreten, und lieber ehrenvoll, das Schwert in der Hand, unterzugehen als mit Schmach bedeckt zu leben, und seine Entwürfe für Größe, Macht und Ansehen Preußens aufzugeben. „Ich arbeite Tag und Nacht um unsere Lage zu verbessern, schrieb er an Podewils. Die Soldaten werden ihre Pflicht thun, es ist keiner unter uns der sich nicht lieber den Hals brechen ließe als einen Fuß breit Erde aufzugeben. Mein Entschluß ist gefaßt: wenn wir uns schlagen, wollen wir es thun wie Verzweifelte. Das Spiel das ich spiele ist so hoch daß man den Ausgang nicht mit kaltem Blut ansehen kann." Podewils erschrak als Friedrich die vorläufige Anordnung traf daß im Fall einer Gefahr für Berlin die Landesbehörden und die Kostbarkeiten der Silberkammer nach Magdeburg gebracht werden sollten. Eben dahin oder nach Stettin sollte sich die königliche Familie zurückziehen. Und als die Nachricht kam von dem Friedensabschluß zwischen Oesterreich und Bayern, schrieb er: „Es ist geschehen was geschehen mußte. Wenn alle meine Hülfsquellen und Unterhandlungen versagen, alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich es vor unterzugehen mit Ehren als ein ruhmloses Leben zu führen. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heil des Vaterlandes und zum Ruhm Brandenburgs. Welcher Schiffscapitän, nachdem alle Versuche sich zu retten vergeblich gewesen sind, hätte nicht den

Muth die Pulverkammer in Brand zu stecken, um den Feind wenigstens noch in seiner Erwartung zu täuschen! Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt als die Feinde vor Wien, ihre besten Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann ein glücklicher Erfolg uns höher heben als wir je gestanden. Ich bereite mich auf jedes Ereigniß das da kommen könnte vor. Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen noch auch übermüthig. Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Mann, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglück das da kommt eine Stirn von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Man sieht er ist nicht von dem trägen Glauben derer befangen die ihre Hülfe außer sich suchen, aber er strengt alle Kraft an um der drohenden Kraft zu begegnen, und ist zugleich gefaßt zu unterliegen. Er hofft nichts, er fürchtet nichts. Er zweifelt, aber er verzweifelt nicht. Er findet sich nicht mit dem bequemen Trost ab daß „der Himmel" helfen werde. Hier sind seine Pflichten, hier will er sie erfüllen. Dem Himmel dankt er vor allem dafür daß er mit kaltem Blut an den Anordnungen arbeiten kann die er treffen muß.

So gelangt er zu dem Ziele das ihm der Dresdner Friede verbirgt. Aber in demselben Augenblick wo seine Feldherrnglorie sich zu voller Blüthe entfaltete, sagte er zu Darget: „Er sehe mehr wahren Ruhm darin für das Glück und die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sorgen, als sich mit der Beruhigung Europa's zu beschäftigen." An Maupertuis schrieb er mit dem ganzen Selbstgefühl der errungenen Siege, „aber größer, fügt er hinzu, hoffe er im Frieden zu sein." Und diese Wahrheit sprach er nicht aus in der Aufwallung augenblicklicher Freude, sondern in der festen Ueberzeugung seiner Pflicht, durch Erfahrung gereift, das in seinem Staate selbständig auszuführen was ihm in seiner Jugend als Ideal vorgeschwebt. Die Betrachtung dieser innern Verhältnisse, welche die zweite Hälfte des Buches ausfüllen, leitet Stenzel mit der Frage ein: inwieweit denn seine innere Politik dem Ideal entsprochen das er als Jüngling in seinem Antimachiavell sich entworfen? Er findet Ideal und Praxis ebenso oft in genauer Uebereinstimmung wie in schroffem Widerspruch. In der Wahl seiner

äußern politischen Mittel, in der Zweideutigkeit seines Verfahrens, in der nur nach dem äußern Vortheil des Moments berechneten Wahl seiner Verbündeten, in dem Herüber- und Hinüberspringen seiner Allianzen sieht Stenzel Züge derselben macchiavellistischen Politik die er als Jüngling bekämpft hatte. Aber diese Mittel waren nicht für egoistische Zwecke aufgeboten, sondern für die Idee mit der er eins ist, für die Gründung eines großen unabhängigen Staates welcher ein eigenes Leben frei entwickeln, in welchem er selber große und humane Regierungsgrundsätze verwirklichen kann. Daß es mit diesem Ziel Ernst war, und daß das Streben dahin den eigentlich belebenden Mittelpunkt seiner gesammten politischen Thätigkeit bildete, das zu zeigen ist die Aufgabe welche sich Stenzel in der zweiten Hälfte seines Buches gesetzt hat. Nur diese innere Thätigkeit macht es begreiflich wie er einen neuen Krieg unternehmen und zum Ende führen konnte. Bei sorgfältiger Betrachtung der Wechselwirkung zwischen den innern und äußern Verhältnissen hofft der Geschichtschreiber auch den Irrthum zu beseitigen als regle der glückliche Zufall, die Gunst des Augenblicks oder die Geschicklichkeit eines einzelnen Menschen das Schicksal der Staaten; er hofft die Ueberzeugung zu begründen daß die innern Einrichtungen, sofern sie mit dem Leben des Volkes in genauer Verbindung stehen, dessen Zukunft weit mehr bestimmen als diese Zufälle.

Stenzel schildert uns zunächst die Lebensweise des sparsamen und nüchternen Königs, der sich selbst die bescheidenen Genüsse von Rheinsberg als zu kostspielig beschränkte, und dem Worte stets treu blieb: daß der König nur der erste Diener seines Volkes sei. Weit entfernt von der unglücklichen Idee eines Königthums, wie es in den Köpfen der Stuarts und ihres Gleichen lebt, schrieb er noch am Ende seiner Tage: „Es gibt kein Wohl als das allgemeine des Staats, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufhörlich zurückrufen: daß er Mensch wie der geringste seiner Unterthanen, und daß er der erste Diener des Staates ist.“ Oder wie es in der prachtvollen Instruction an Karl Eugen von Württemberg heißt: „Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es nur durch die Wohlthaten, die sie über Menschen verbreiten, nicht durch Gewaltthätigkeiten. Glauben Sie nicht, daß das Württemberger Land Ihretwegen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen.“

In diesem Geiste sehen wir ihn selber regieren. Seine eigene Individualität ist es die überall in den einzelnen Zweigen des Staatslebens den Anstoß und die Leitung gibt; der Mechanismus war nicht viel besser als anderwärts. Selbst die Minister waren nur Vollstrecker des königlichen Willens; es blieb ihnen nur die untergeordnete Thätigkeit in Ermittelung und Zusammenstellung des Materials, Ausarbeitung von Denkschriften und dergleichen mehr, so daß sie nie zu einer selbständigen Thätigkeit gelangen konnten. Die Cabinetsräthe, durch deren Hände alle Civilangelegenheiten gingen, waren untergeordnete Cameralbeamte bürgerlicher Abkunft, niemals Adelige; sie hatten nicht studirt, waren aber geschäftskundig, thätig und seines Vertrauens würdig. So ging alles vom König aus, und kam zu ihm zurück. Er kannte keine Beschränkung in der Uebung seiner Gewalt als seine Ueberzeugung vom Recht und von der Nothwendigkeit; von despotischer Laune waren seine Handlungen nicht abhängig. Wohl aber rächte sich dieses Absorbiren aller politischen Thätigkeit in der Person eines Einzigen sehr bald: sobald einmal der schaffende und ordnende Geist fehlte und nichts als der Mechanismus zurückblieb, war die bewunderte preußische Monarchie um nichts stärker und lebenskräftiger als die andern Staaten des alten Europa, und fiel um so ruhmloser zusammen, je schmaler die materiellen Grundlagen seiner Größe waren, je blinder und hochmüthiger die Werkzeuge an die Vortrefflichkeit des Mechanismus geglaubt hatten.

Stenzel zeigt zugleich an dem Beispiel von Schlesien sehr treffend, wie die neue Ordnung der Dinge, die man auch nach Friedrichs Tod für das Arcanum preußischer Macht hielt, auf die alten Verhältnisse herüberwirkte. Bis dahin war in Schlesien verhältnißmäßig überhaupt wenig regiert worden. Jetzt folgten einander schnell Verordnungen, Patente, Edicte, Avertissements, Declarationen, Notificationen und Verbote, neue Formulare, Reglements, Instructionen u. dgl. m. Die österreichische Regierung hatte es sich und andern bequem gemacht und sich um wenig bekümmert, die preußische machte es sich und andern unbequem, indem sie sich um alles kümmerte, alles wissen, alles leiten, alles in Thätigkeit bringen, alles zum Vortheil des Staates ausbeuten wollte. Man kann indeß nicht läugnen, daß, so lästig und unbequem den neuen Unterthanen oft dieses Vielregieren sein mochte, doch in dem Land eine Menge von Hülfsquellen hervorgerufen und sehr viel nützliche und zweckmäßige Einrichtungen getrof-

sen wurden. Mit der alten noch übrigen Selbständigkeit der Stände, Städte und Gemeinden war es freilich vorüber; doch fand hier weniger als anderswo jene strenge Beamtenbevormundung Widerstand. Die leise Unzufriedenheit des lebenden Geschlechts wurde überhört, das nächste hatte sich daran gewöhnt und kannte es nicht anders. Die Nemesis ist freilich nicht ausgeblieben: jener Bureaukratismus ist tief mit dem preußischen Wesen verwachsen und ist auch auf die folgenden Generationen übergegangen. Als dann in unserm Jahrhundert Preußen das seltene Glück zu Theil ward, in Stein einen Regenerator zu finden, der den Staat auf dauerhafteren Fundamenten als selbst Friedrich II. aufzubauen vermochte, da konnte eben in Folge des Rückschlags des eigentlich preußischen Wesens das schwierige Werk nur theilweise und nur vorübergehend gelingen, und wir erleben es, daß vierzig Jahre nach Stein noch eine Secte mit dem Staat experimentiren möchte, deren eingestandenes Ziel nicht etwa nur über die Gesetzgebung von 1808, sondern selbst über das „allgemeine Landrecht" hinaus geht, ja die es, käme sie zur ausschließlichen Gewalt, dazu bringen könnte daß Preußen, über den zweiten und ersten Friedrich zurückgeschoben, wieder zu der harmlosen Existenz eines märkischen Kurfürstenthums gelangte, aus der es einige große hohenzollernsche Fürsten und ein rheinischer Edelmann zu europäischer Geltung emporgehoben hatten.

Das Bemühen Friedrichs die kastenartigen Stände-Unterschiede zu erhalten leitet Stenzel von der Vorstellung ab, welche man damals überhaupt von einem regelmäßigen Organismus des Staates hatte. Der Staat wurde als eine Maschine betrachtet in welcher die Menschen die einzelnen Räder bildeten, während der unbeschränkte Fürst von oben herab die gesammte Triebkraft war, und zugleich die völlige Leitung in seiner Hand hatte. Persönlich theilte Friedrich den Glauben nicht, als seien die Mitglieder besonderer Stände an sich fähiger zu öffentlichen Aemtern. Er erwiederte einem hannöverischen Grafen, der ihn bat seinen Sohn wegen seiner Geburt sogleich bei dessen Eintritt in das Heer zum Officier zu machen: „wenn sein Sohn dienen wolle, helfe ihm der Titel Graf zu nichts. Er werde befördert werden, wenn er sein Handwerk gut gelernt," und setzte eigenhändig hinzu: „Die jungen Grafen welche nichts gelernt haben sind in allen Ländern Ignorants; wenn par miracle ein Graf zu etwas gut sein könnte, so müßte er sich nichts auf seinen Titel zu gute thun, denn das sind nur Possen. Alles hängt vom persönlichen Verdienst ab." Die folgende

Geschichte hat den Beweis geliefert daß die künstlichen Versuche den Adel auf diesem Wege ausschließlich zu begünstigen weder den Staat noch das Heer gekräftigt oder auch nur vor einem jähen Untergang gesichert haben; man konnte Junker erziehen, deren „Autorität zu ruiniren" nicht allein König Friedrich Wilhelm I., sondern auch aller früheren großen hohenzollern'schen Fürsten erstes Ziel gewesen war; man konnte aber nimmer eine mächtige und gesunde National-Aristokratie, wie Deutschland sie bedarf, aus dem Cabinet heraus erschaffen.

Die Rücksichten die Friedrich gegenüber dem preußischen Kastenwesen nahm waren auch die Ursache daß seine edlen und wahrhaft königlichen Bemühungen den Bauer und Bürger zu heben nicht immer den gewünschten Erfolg gehabt haben. Stenzel stellt dieß sehr gut zusammen: auf der einen Seite zeigt er uns den lebhaften und ernsten Eifer des Königs durch Befehle, Verbote, Strafen rc. die Entfaltung bürgerlichen Wohlstandes zu mehren, auf der andern erscheint der Revers der Münze: der stille Widerstand dem alle diese Bemühungen begegneten. So befahl er mit aller Strenge die „gottlose Haushaltung" der Pächter gegenüber den Bauern abzustellen, die Leistungen der Unterthanen nicht zu erhöhen, die Diensttage und Frohnden zu verringern; aber es blieb sehr häufig beim Alten, denn die Beamten, die Pächter und die Gutsbesitzer waren mächtiger als die königlichen Edicte. Oder er bemühte sich die Aufhebung der Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit durchzusetzen, aber die Berechtigten widerstrebten; er setzte schwere Strafen auf die körperliche Züchtigung der Bauern; allein die Bauern wurden nach wie vor von den Beamten geprügelt. Stenzel führt Beispiele aus Schlesien an, wie scharf der gerechte und humane König dazwischen fahren mußte, um die übermüthigen Herren und Schreiber zur Raison zu bringen. Seine unzähligen Befehle und Verordnungen waren sehr gut gemeint, aber die Ausführung lag in der Hand der Beamten und zum Theil des Adels. Eigene Opfer konnte der König bei der Lage seines Staates für wesentliche Erleichterung des Bauern nicht bringen, also auch nicht den, der sie bringen wollte, entschädigen; gewaltsam durchgreifen wollte er nicht. Was die Einsicht und der große uneigennützige Wille eines Einzigen vermag, ward geleistet — die Maschine in ihren einzelnen Theilen war überall mangelhaft und widerspänstig.

Am erfolgreichsten war die Thätigkeit des Königs auf dem Gebiet der Justiz; der Grundsatz den er in seinem Antimacchiavell aus-

gesprochen: daß ein Hauptgegenstand für den König die Gerechtigkeit sein müsse, blieb auch auf dem Thron sein leitender Gedanke. Unablässig arbeitete er dahin, daß bei Urteln keine Parteilichkeit stattfinde, daß die Processe gerecht und schnell entschieden würden, und wies durchgehends die zahlreichen Gesuche derjenigen zurück, welche ihn darum angingen, unmittelbar in den Proceßgang einzugreifen oder eigenmächtig zu entscheiden, denn er wollte durchaus, daß Rechtssachen ihren gesetzlichen Gang gehen sollten. Er sagt in seinem politischen Testament von 1752: „Ich habe mich entschlossen, den Gang der Processe nie zu stören; die Gesetze müssen sprechen und der Souverän schweigen!“ Die ausnehmend seltenen Fälle, in denen er weniger in den Gang der Processe eingriff, als Urtel abänderte oder eigenmächtig entschied, hatten ihren Grund lediglich in der Ueberzeugung, daß, wenn nicht ungesetzlich, doch ungerecht entschieden worden sei, niemals in despotischer Laune. Er findet z. B. die Strafe eines Wilddiebs in Vergleich mit weit größeren Verbrechen zu hart, und will das Urtheil nicht bestätigen; oder er droht einem übermüthigen schlesischen Gutsbesitzer, der die Bauern quält, noch vor richterlichem Urtheil mit schleuniger Execution. Die neue Gesetzgebung Cocceji's begründete zugleich den preußischen Juristenstand, wies ihn auf seine eigentliche Bestimmung hin, und verschaffte ihm die Möglichkeit derselben zu leben. Sie gab ihm die Rechtspflege zurück, die größtentheils in die Hände der Verwaltungsbehörden gekommen war, und forderte für die Ausübung derselben wissenschaftliche Befähigung — auch eine Neuerung, die bekanntlich vor dem Richterstuhl neupreußischer Doctrin keine Gnade findet. Gegenüber dem feudalen Gelüste die Selbständigkeit der Justiz zu verkümmern, gegenüber den heuchlerischen Klagen von einer despotischen Allmacht der Rechtspflege, wie wir es heute hören, finden wir den absoluten König überall auf Seiten der Justiz. In den Conflicten zwischen seinen eigenen Domänenkammern, die bisher die Richter bestellt und die Rechtspflege geleitet hatten, und zwischen der Selbständigkeit des neuen Gerichtswesens stand Friedrich immer für die Justiz ein. Er verbot den Kammern sich in die Justiz einzumischen, er warf den Fiscalen vor, daß sie ungerechte Processe anfingen und die Unterthanen bei dem geringsten Fehler mit weit hergebrachten Ansprüchen und Untersuchungen chicanirten. Er wolle, sie sollten aus ihrem eigenen Vermögen unrechtmäßiger Weise verursachte Kosten ersetzen.

Eine mit solcher Consequenz durchgeführte Rechtsordnung befestigte das Wohlsein der Einwohner, indem sie die Einwohner gegen jede Willkür der Verwaltung durch die alleinige Herrschaft des Gesetzes sicher stellte. Mit Recht bezeichnet Stenzel als die nach und nach hervortretende große Wirkung dieser Einrichtungen, daß der Unterthan gewissermaßen erst durch sie das Selbstgefühl und das Bewußtsein eines Rechtsdaseins erhielt, das nicht mehr völlig von der vorübergehenden Laune des unbeschränkten Fürsten oder von der Willkür der Beamten, sondern von den Gesetzen abhing.

Auch in den kirchlichen Verhältnissen tritt Friedrichs große staatsmännische Betrachtungsweise vor die Augen, und dieß um so schärfer, je schwieriger für eine absolute Gewalt es gerade auf diesem delicaten Gebiete war, überall das Rechte und Verständige zu treffen. Seine Duldung gegen die Katholiken läßt sich am besten in Schlesien würdigen, wo Oesterreich eben durch seine Unduldsamkeit gegen die Protestanten sich die politische Opposition geweckt hatte, wo Friedrich selber versucht war, in den katholischen Elementen der Bevölkerung antipreußische Sympathien zu besorgen. Von den protestantischen Geistlichen verlangte er Demuth, und wollte sie daher nicht mit vielen hohen Titeln und Würden ausstatten. Sein Wunsch, die Gemeinden möchten bei Besetzung der Pfarrstellen mehr als bisher berücksichtigt werden, blieb ohne Wirkung. Besondere Erbauungsstunden und Conventikel zu halten, verbot er als abgesagter Feind der Frömmelei und Kopfhängerei. Die Geistlichen sollten den Gottesdienst in der Kirche halten und von aller „affectirten Singularität" abstehen. Die herrschende Orthodoxie, von der er sonst wenig hielt, schützte er auch wohl durch seine Polizei gegen dreiste und giftige Angriffe; aber er ließ seinen Arm nie mißbrauchen zur Ausübung kleinen theologischen Grolles. Der bekannte Deist Edelmann, dessen Schriften mit rücksichtsloser Heftigkeit das geoffenbarte Christenthum anfaßten, war mit dem beliebten Kunstgriff sehr bald nicht nur als Ungläubiger denuncirt, sondern auch als „verwegener Majestätsschänder, der die Unterthanen von der schuldigen Ehrfurcht abzuführen und zur Empörung zu verleiten bemüht sei." Friedrich verbot zwar die Schriften, aber er verfolgte und verbannte den Autor nicht, wie die Frommen wollten; er müsse, sagte er, manchen Narren in seinen Staaten dulden."

Der letzte Abschnitt des Stenzel'schen Buches ist mit der Darstellung der auswärtigen Verhältnisse ausgefüllt, wie sie dem siebenjäh-

rigen Kriege vorangehen. Die innere Thätigkeit hinderte den König nicht in allen kleinen und großen Verwicklungen auswärtiger Politik mit eifersüchtiger Wachsamkeit sein Recht und seinen Einfluß zu wahren. So in der ostfriesischen Sache gegen die Dänen; Friedrich II., sagt Stenzel bei diesem Anlasse, war nicht der Mann, der sich hätte von Dänen einschüchtern lassen, selbst wenn Russen hinter ihnen gestanden hätten. So war er auch dem vielverschlungenen Gewebe von Machinationen und Intriguen, woran in Paris, Wien, Petersburg und Dresden gewirkt ward, aufmerksam gefolgt und hatte seine Contreminen gelegt. Getreu dem Grundsatz, den er schon als Kronprinz ausgesprochen — „besser zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen" war er fest entschlossen, den Angriff nicht zu erwarten. Mit einem Hauptschlage, meinte er, werde sich die furchtbare Verschwörung gegen ihn in Rauch auflösen. Wenn er Sachsen überfalle, dann Oesterreich bedränge, so werde die Hauptlast des Krieges auf dessen Verbündete fallen. Er sagte das dem englischen Gesandten Mitchel nach Mittheilung der Nachrichten die er erhalten, und der Gründe die er für seinen Entwurf hatte. Mitchel stellte ihm vor, Oesterreich wolle ihn vielleicht nur reizen, den ersten Schlag zu thun, um dann Rußlands, und Frankreichs bundesgemäßen Beistand in Anspruch zu nehmen. Als er hierauf den König scharf ansah, sagte dieser heftig: „Glauben Sie daß meine Nase so groß sei um Nasenstüber zu bekommen? Bei Gott, das werde ich nicht leiden!"

So war er der Kopf und das Herz des Staates, der willenlos wie eine Maschine von dem Meister gehandhabt wurde; so prägte er allem was geschah seine große Eigenthümlichkeit auf. Das Mechanische freilich blieb mechanisch, ihm konnte über die Lebensgränze des großen Königs hinaus ein selbständiges und freies Leben nicht eingehaucht werden. Durch die Erfahrung belehrt, hat man die Maschine von ihrem Lenker unterscheiden lernen. Die Einrichtung der obersten Verwaltung, die unter einem solchen König so natürlich war, wurde bald unter den Nachfolgern zu dem Deckmantel unfähiger und schleppender Schreiberregierung, unter dem die Lombard u. s. w. ihren Weg gemacht haben. Der Mechanismus des Heeres ist neuerlich und wiederholt von Sachkundigen einer strengen, wenig günstigen Beurtheilung unterworfen worden. Die ausschließliche Beachtung einzelner Classen, ohne zugleich, wie Friedrich that, die bürgerlichen Kräfte zu wecken und zu üben, hat unter seinen Nachfolgern jene Ereignisse herbeigeführt,

deren tragische Katastrophe den Aufbau eines neuen preußischen Staates nothwendig machte. Da mußte denn freilich, wie es in der Städteordnung von 1808 heißt, das „sich dringend äußernde Bedürfniß einer wirksamen Theilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeindewesens" befriedigt werden, oder wie in einem andern Gesetze von 1808 gesagt wird, man mußte suchen „die Geisteskräfte der Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art in Anspruch zu nehmen und der Nation eine ihrem wahren Besten angemessene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung zu sichern." Friedrich hatte dieses in seiner Weise gethan, aber vermochte der Maschine den Athem nicht einzuhauchen, der nur von ihm selber ausging. Er konnte mit seinem Heere siegen, aber weder der Heereseinrichtung eine unzerstörbare Dauer geben, noch große Feldherren erziehen. Er konnte die Politik meisterhaft leiten, aber eine Schule von Staatsmännern und Diplomaten wird nur durch eine Ueberlieferung vieler Generationen gebildet, selbst Friedrichs Genie konnte die nicht extemporiren. So folgte der jähe Verfall und die Oede der Zeit der Blüthe und Macht rascher als in irgend einem andern Staate.

Preußen war ein zu junger Staat, ein Land von zu schmächtigen Dimensionen, durch die persönliche Größe seines Friedrich auf eine zu künstliche und schwindelnde Höhe gebracht, als daß nicht der Mangel an schöpferischen Talenten und Charakteren viel verderblicher hätte wirken müssen, denn irgendwo sonst! Der dünnleibige, nicht einmal territorial zusammenhängende Staat mit seiner kurzen Tradition und seinen noch so frischen kleinstaatlichen Reminiscenzen konnte die Mittelmäßigkeit seiner Leiter viel weniger vertragen, als ein großer massenhafter Ländercomplex mit mächtigen noch unausgebeuteten Hülfsquellen, mit einer vielhundertjährigen Ueberlieferung politischer Macht und Größe, mit einem Adel, welcher der lebendige Träger dieser Ueberlieferung ist. Dem jungen Soldaten- und Juristenstaate fehlten diese Factoren, er mußte die Lücke durch unermüdete Wachsamkeit und lebendige Action zu ersetzen suchen. Friedrich selbst verlangte schon in einer merkwürdigen Aufzeichnung*) für die Regierung seines Landes, „so lange es keine Consistenz und gute Gränzen gewonnen habe, Fürsten, die immer auf der Wache stehen, die Ohren steif halten, um auf ihre Nachbarn Acht

*) Des princes qui soient toujours en vedètte, les oreilles dressées, pour veiller sur leurs voisins et prêts à se défendre d'un jour à l'autre contre les projets pernicieux de leurs ennemis. Oeuvr. de Fréd. IX. 191.

zu geben, und Tag für Tag bereit sind sich mit den Waffen gegen verderbliche Plane ihrer Feinde zu vertheidigen."

Ein Gehen= und Geschehenlassen, ein Ruhen auf vergangenen Lorbeeren war nirgends so gefährlich für die Existenz eines Staates, wie in Preußen; es beruhte dessen Macht so sehr auf der Meinung und Schätzung der andern, daß von dem Moment an, wo die kühne, durchgreifende und zugreifende Politik der Gründer des Staates verlassen ward, nicht etwa wie sonst eine vorübergehende Schwächung, sondern eher ein völliger Umsturz zu befürchten war. Der alte Satz des römischen Geschichtschreibers: **imperium iisdem artibus retinetur quibus partum est**, wollte nirgends eine so stricte und genaue Anwendung wie bei Preußen, diesem **cadet** unter den europäischen „Großstaaten", das um seiner unwillkommenen und aufgedrungenen Existenz willen bei den Gliedern des europäischen Areopags eine ganz besondere Abneigung zu allen Zeiten geweckt hat, und im Falle seines Sinkens mehr als jeder andere Staat dort nur schadenfrohe Gegner finden wird. **Toujours en vedette, les oreilles dressées** — darin ist das Vermächtniß der Politik des großen König's kurz und bündig ausgesprochen.

Die Katastrophe von 1806 bewies schlagend, welche Folgen ein Vergessen dieser politischen Vorschrift für Preußen nach sich ziehen muß. Weder die Feldherren von Jena und Auerstädt, noch die Staatsmänner der Zeit erinnerten daran, daß dieser Staat einen König wie Friedrich den Großen gehabt hatte; die Unbrauchbarkeit der Maschine ward jetzt erst auf recht grausame Weise vor aller Welt bloß gelegt. Es war aus der Verlassenschaft der alten Zeit nichts Brauchbares mehr übrig als ein Volk, das beinahe anderthalb Jahrhunderte in Sparsamkeit, Arbeit, Zucht seine Kraft und seine Größe gefunden, mit welchem Regenten wie der große Kurfürst, König Friedrich Wilhelm und sein Nachfolger einen Staat von 2 bis 3 Millionen Einwohner zu einem Factor der europäischen Politik gemacht hatten. Alles andere, der militärische wie der bureaukratische Zopf, der alte Hochmuth wie das Zehren vom Ruhm einer gewesenen Größe, der in der Mehrzahl ärmliche Adel und das wohldressirte Beamtenthum konnten zu einem neuen Staate keinen Stoff liefern, wie sie den Ruin des alten nicht hatten aufhalten können. Ein Glück für Preußen, daß sich damals Männer fanden, die, obwohl nicht aus der Mark entstammt — so wenig wie die Hohenzollern — doch den Grund legten zu einem neuen Preußen. Ein Reichsfreiherr vom Rheine, ein Sol=

dat aus Niedersachsen, beide frei vom Aberglauben an die alleinselig-machende Gewalt eines Preußenthums, das todt war, beide von der klaren Einsicht in die Nichtsnützigkeit der Maschine durchdrungen, beide von dem besten Willen geleitet rücksichtslos den Schutt wegzuräumen, haben damals das Fundament zu einem verjüngten Staate aufgerichtet. Wir haben neuerlich erfahren, mit wie unsäglichen Hindernissen die das märkisch-pommersche Preußen bereitete, diese deutsche Politik zu kämpfen hatte, wie ihre Träger vom halbvollendeten Werke abgerufen wurden, und nur die dämonische Verblendung des corsischen Imperators ihnen die Möglichkeit schuf, den erst in der Reorganisation begriffenen Staat aus seiner tiefsten Ohnmacht wieder zu erheben. Dem nachfolgenden Geschlecht überließen sie die Mission, dieß neue Preußen, das mit dem Umbau von 1807 und 1808 begann, zu vollenden; sie hatten Fundamente gelegt, die dauerhafter waren, als der absolute Staat selbst eines Friedrich sie schaffen konnte.

Für ein Staatswesen, dessen Leiter so auf die Warte gestellt sind, ist alle experimentirende und dilettantistische Staatskunst verderblicher als für jedes andere. Die Gelüste feudalistischer Revenants, die mechanische und rein technische Routine potenzirter Schreiber, byzantinische Dialektik und Sophistik mit dem obligaten Sectengeist und der Unduldsamkeit des oströmischen Staatswesens werden für alle Länder verderblich; für keines aber so rasch, wie für Preußen, dessen Existenz und Größe im Gegensatz zu dem alten aufgebaut worden ist. Friedrich sagt von der Blüthezeit märkischer Feudalherren: ces petits tyrans, ayant partagé entre eux l'autorité légitime, foulaient impunément ceux qui cultivaient les champs; et comme il n'y avait point de domination assez bien établie pour faire respecter les lois, le pays était dans le désordre et dans la plus affreuse misère.*) Man kann, sagt er ein andermal, einen armen Teufel zwingen eine bestimmte Formel nachzusprechen, der er innerlich fremd ist, aber wenn man auf den Ursprung der Staaten zurückgeht, ist es ganz klar, daß der Souverän kein Recht hat, darüber zu entscheiden, wie die Bürger denken.**) Meine letzten Wünsche, sagt er in seinem Testament***), wenn ich den letzten Athemzug thue, werden dem Wohle dieses Reiches gelten. Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit

*) Oeuvres T. I. 242.
**) T. IX. 208.
***) T. VI. 219.

und Stärke regiert werden; möge es am glücklichsten unter allen Staaten sein durch die Milde seiner Gesetze, am billigsten verwaltet in seinem innern Haushalt, am tapfersten vertheidigt werden durch einen Krieger, der nur nach Ehre und edelm Ruhme dürstet; möge es so fortbestehen bis zum Ende aller Zeiten.

Wie Friedrich dem eigenen Volk als Vermächtniß die Aufforderung hinterlassen nicht träg sich im Ruhme der Vergangenheit zu sonnen und mit dem Stichwort „die Monarchie Friedrichs des Großen" die eigene Unzulänglichkeit zu bedecken, so hat er an die Monarchen aller Zeiten eine Mahnung gerichtet die nimmer verloren sein sollte. In seinen politischen Schöpfungen nicht allein, sondern auch in seinen schriftlich aufgezeichneten Werken. Eine so erhabene Vorstellung von dem Begriffe königlicher Mission hat nie ein Fürst auf einem Thron gehabt. „Der Fürst," sagt er, um von vielen Aeußerungen nur eine anzuführen,*) „der Fürst ist für die Gesellschaft die er regiert was der Kopf für den Körper ist; er muß für die ganze Gesammtheit sehen, denken und handeln, um ihr alle Vortheile für die sie empfänglich ist zu verschaffen." Wenn man will daß die monarchische Regierungsform den Sieg behauptet über die republicanische, so ist der Beruf des Herrschers ausgesprochen: er muß thätig und unbescholten sein, und alle seine Kräfte zusammennehmen um der Laufbahn die ihm vorgeschrieben ist zu genügen. Für alle Zweige des öffentlichen Lebens stellt Friedrich diese Forderung an den Regenten, so streng und scharf, wie er ihr selber in seinem ganzen Thun entsprochen hat. Darum ist die Feier, die seinem Andenken gilt, für hohe und Niedere ein Anlaß zu ernsten Gedanken; ernster und gewichtiger sollten sie nirgends sein als in Preußen selber.

Fünfter Band.

(Allg. Zeitg. 28. März 1855 Beilage Nr. 87.)

Die letzte Arbeit eines hochverdienten Geschichtschreibers, die er eben vollendet als ihn (3. Jan. 1854) ein jäher Tod hinwegriß, müßte schon unsere Pietät in Anspruch nehmen, auch wenn sie nicht die Charakterzüge des Verstorbenen, redliche und gewissenhafte Forschung und schlichte ungeschminkte Erzählung des Geschehenen, in so sprechender Treue wiedergäbe.

---

*) Oeuvres IX. 201.

Mit Gustav Adolph Harald Stenzel ist einer unserer tüchtigsten historischen Lehrer und Erforscher zu Grabe gegangen; noch in der vollen Thätigkeit gedeihlichen Schaffens ward er weggeholt, als er eben die Geschichte Preußens bis zum Ende des siebenjährigen Kriegs geführt, und sein Manuscript mit den Worten schloß: „Der Friede trat dann ein.“ Stenzel war ein geborener Anhaltiner; schon im väterlichen Hause und unter guten Lehrern nach alter sächsischer Weise mit einer soliden Schulbildung ausgerüstet, machte er eben seine Studien in Leipzig, wo er sich von der Theologie zur Philologie und dann zur Geschichte gewandt, als die Erhebung des Jahres 1813 die deutsche Jugend zu den Waffen rief. Der einundzwanzigjährige kraftvolle und hoch aufgeschossene Student eilte zu den Freiwilligen, und machte den Feldzug des Jahres 1813 in Ehren mit, bis ihn eine nicht unbedeutende Wunde, die er sich im Streit gegen Napoleons dänische Verbündete geholt, kampfunfähig machte. Nach dem Kriege finden wir ihn erst in Leipzig als Docenten der Geschichte habilitirt, später in Berlin, wo er neben seinen Vorlesungen die ersten literarischen Arbeiten vorbereitet, um dann, seit 1820 zum außerordentlichen Professor an der Breslauer Universität ernannt, in einen Berufskreis einzutreten welchem fast ununterbrochen sein ganzes übriges Leben angehört hat.

Er war noch während seines Berliner Aufenthaltes mit einer Schrift über die „deutsche Kriegsverfassung“ hervorgetreten, welcher er eine Uebersicht der Geschichte seiner anhalt'schen Heimath folgen ließ; beide Schriften legten von der tüchtigen Art des Mannes, seiner fleißigen und besonnenen Forschung, und seiner geraden, wahrheitsliebenden Natur ein gutes Zeugniß ab; doch waren sie nur die Vorläufer von Größerem. In den Jahren 1827 und 1828 erschien dann seine Geschichte „Deutschlands unter den fränkischen Kaisern“, die den wohlverdienten Ruf des Autors begründet hat. Wenn es als ein bleibender Ruhm der letzten Jahrzehnte bezeichnet werden darf, die ältere deutsche Geschichte kritischer und tiefer eindringend als es früher geschah erforscht und dargestellt zu haben, so ist die Geschichte der fränkischen Kaiser als einer der hervorragendsten Repräsentanten auf diesem Gebiete zu nennen. Scharfe Quellenkritik, überlegene Verarbeitung des zerstreuten und doch mächtig anschwellenden Materials, tiefes Eingehen in die Verhältnisse des rechtlichen, socialen und religiösen Lebens der Zeit machen das Buch bis heute zu einem für das Studium des

deutschen Mittelalters unentbehrlichen Werk. Man hört es dem Darsteller überall an daß er aus der vollen Kenntniß seines Stoffes schöpft; die Charakteristiken der Personen und der Zustände sind frisch und anschaulich, und die ausgeprägte ghibellinische Gesinnung des Autors hindert nicht daß er jeder Richtung jener inhaltschweren Zeit mit gleicher historischer Unbefangenheit gerecht wird.

Die übrige Thätigkeit Stenzels gehörte vorzugsweise der Erforschung preußischer Geschichte an. Außer dem eifrigen und fruchtreichen Interesse welches er der schlesischen Provinzialgeschichte und ihrer Quellenkunde zugewandt, ist es namentlich die „Geschichte des preußischen Staats" die davon Zeugniß ablegt. Neben diesem regen literarischen Wirken hat Stenzel als Lehrer eine segensvolle Thätigkeit entwickelt. Seine anregenden geschichtlichen Vorträge haben sich auch in einem größeren und gemischten Hörerkreis warme Anerkennung erworben, während aus seinem eigentlich akademischen Publicum manch tüchtig geschulter Jünger hervorging, in welchem die kritische Sorgfalt und der klare verständige Sinn des Meisters wohl zu erkennen ist. Die Jahre der politischen Erschütterung haben diese friedliche Thätigkeit eine Zeitlang unterbrochen, und auch Stenzel hat, wie so viele gleichgesinnte Männer seines Berufs, den Katheder mit der Arena parlamentarischer Kämpfe vertauscht. Zu Frankfurt, Berlin und Erfurt haben dann viele, die ihn bis dahin nur als Gelehrten kannten, den Geschichtschreiber der fränkischen Kaiser als einen braven und freisinnigen politischen Charakter kennen gelernt. Er gehörte, wie fast alle Männer verwandten Berufs die damals politisch hervorgetreten sind, der politischen Partei an, deren Geschichte sich an die parlamentarischen Mehrheiten von Frankfurt und Erfurt anknüpft; nach dem Scheitern der Partei ist er, gleich vielen andern Gleichgesinnten, resignirt zu seinem akademischen Beruf zurückgekehrt. Gleich ihnen hat er aus dem Schiffbruch doch Eines unversehrt mit heimgebracht: die eifrige patriotische Gesinnung, die so frisch in ihm war als in den Tagen wo er als Jüngling die Studirstube mit dem Lager tauschte. Er blieb, was nicht von allen zu sagen ist, ein gesunder Repräsentant der großen Zeit, in welche seine Jugend fiel; die krankhafte Mystik der folgenden Zeit hat so wenig Macht über ihn gewonnen wie der Pessimismus politischer Verzweiflung.

Wie er in den jugendlichen Tagen Nüchternheit und besonnenes Maß nie verläugnet, so war er auch nicht in der Lage durch excessiven

Eifer im Lager der Restauration eine wilde Vergangenheit abzubüßen. So wie ihn Hunderte gekannt haben, ehrlich, gerade, mit einem Zuge von Derbheit, der ihm wohl anstand, als Lehrer und Schriftsteller nicht von der wechselnden Convenienz, sondern nur von seiner ernsten Ueberzeugung getragen, so ist er bis an das Ende seiner Tage geblieben, ein rechter deutscher Mann, der in jedem Lebensverhältniß das ganz und vollständig war was er sein sollte. Es legt gewiß für beide Theile ein ehrendes Zeugniß ab daß, als der ehrwürdige Schlosser vor etwa fünfzehn Jahren veranlaßt war die Berufung eines jüngern Collegen zu beantragen, Stenzels Name es war den er in erster Linie nannte. Man hat es sich damals in Preußen angelegen sein lassen den trefflichen Mann dauernd für Breslau zu erhalten, und Stenzel lehnte ab; allein er hat später bisweilen mit charakteristischem Behagen dieses Rufes gedacht, in dem allerdings nicht eine gewöhnliche literarische Auszeichnung, sondern zugleich eine Anerkennung seines sittlichen und persönlichen Werthes lag.

Dieser körnige und gerade Sinn zeichnet auch seine Geschichte des preußischen Staates aus. An Sorgfalt und Fleiß in der Behandlung des Stoffes entspricht das Buch dem bewährten Namen des Verfassers; im Ton ist es nüchtern, ehrlich, wahrheitsliebend, wie der ganze Mann war. Er ist darum nicht weniger ein eifriger Bewunderer der Größe Preußens gewesen, aber es war seine Art nicht diesen Empfindungen einen pathetisch salbungsvollen Ausdruck zu geben, oder über dem Lichte den Schatten zu vergessen. Seine Darstellung, die in den „fränkischen Kaisern" eine warme, bewegte, bisweilen etwas manierirte Färbung an sich trug, ist gerade in diesem Werke besonders nüchtern, hie und da trocken, und bildet gewissermaßen einen kritischen Gegensatz, einmal gegen die diplomatisirend elegante, dann gegen die salbungsvoll beredte Tonart vieler Vorgänger. Bei dem Fleiß und der kritischen Sichtung, wie sie Stenzel eigen war, bleibt es darum lebhaft zu bedauern daß es ihm nicht vergönnt war das Werk bis zu Ende zu führen; der fünfte Band, an den es ihm selber nicht einmal mehr vergönnt war die letzte Hand anzulegen, enthält die Zeit von 1756 bis 1763, also in einer gedrängten Darstellung von 300 Seiten gerade die Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Der Einmarsch Friedrichs in Sachsen, die kopf- und herzlose Hofwirthschaft dort, welche die Truppen gewöhnlich verkommen ließ, die Capitulation der Armee füllt den ersten Abschnitt dieser Geschichte. Stenzel ist nach beiden Seiten hin gerecht; er erzählt ohne Schonung

das Treiben des Brühl'schen Regiments, aber er mag darum auch Friedrichs Verfahren gegen das sächsische Land und das Heer nicht loben. Die harten Maßregeln, wodurch man die armen Sachsen zwingen wollte ins preußische Heer einzutreten, erscheinen ihm, wie vieles andere in der Zeit, nur als ein charakteristisches Zeichen des durchgängigen Mangels an Achtung vor dem sogenannten gemeinen Manne, der damals Fürsten und Regierungen durchdrang. Ohne Schonung, sagt er, für die heiligen Gefühle der Anhänglichkeit und Treue, welche man vornehm für Vorurtheile nahm die keine Rücksichten verdienten, wurde das Volk immer noch, namentlich in Beziehung auf Kriegsdienst, nicht viel besser als eingefangenes Wild betrachtet. Der König von Polen, der seine sichere Bequemlichkeit auf dem Königstein hatte, verlangte, ohne sich weiter um das Elend seiner Truppen zu bekümmern, daß sie für ihn durch Hunger oder Schwert sterben sollten, und wahrhaft rührend, aber fast ebenso niederschlagend als erhebend ist die ausdauernde Treue der Sachsen gegen ihr angestammtes Fürstenhaus, das seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht den geringsten Anspruch darauf hatte geachtet und geliebt zu werden. Der König von Preußen dagegen verlangte daß die Sachsen für ihn fechten sollten, für ihn der ihr Vaterland im Frieden überfallen hatte, und es systematisch aussaugte, den sie daher als einen Fremden und Feind ansehen mußten, wenn ihnen gleich die Freunde ihres Fürsten noch weit übler mitspielten.

Wir folgen der Darstellung nicht in die detaillirte Charakteristik der beiderseitigen Mittel und Kräfte und der verschiedenen Verbindungen, worüber jede der kämpfenden Parteien zu verfügen hatte; es reicht hin darauf hinzudeuten was aus Deutschland geworden wäre, wenn die österreichisch- russisch- französischen Coalitionstendenzen gesiegt hätten. Maria Theresia hätte freilich ihr schmerzlich vermißtes Schlesien wieder erhalten, Sachsen hätte sich mit Magdeburg und Halberstadt vergrößert, aber es wären auch die Niederlande völlig unter französische Botmäßigkeit gerathen, an Schweden fiel wieder das ganze Pommern zurück, und Rußland hätte sich in Ostpreußen bezahlt gemacht. Eine Theilung Deutschlands, schmählicher als sie in den Verträgen von 1648 zugegeben war, mußte die natürliche Folge des Gelingens der gegen Friedrich gerichteten Entwürfe sein; daß es Ernst war mit solchen Planen, und sie nicht nur unvollzogenes Project blieben, wie man von dem Mai-Vertrag 1757 behauptet hat, zeigt Stenzel durch die Hin-

weisung auf die in Wien vollzogene (vor etwa vierzehn Jahren bekannt gewordene) Ratificationsurkunde jenes Theilungstractats. Ein Glück freilich daß die Vielfältigkeit der gegen Friedrich verbundenen Gegner ihr Gelingen hemmte; mit Recht sieht darin der Geschichtschreiber von Anfang an einen der wesentlichsten Vortheile von Friedrichs Stellung. Er machte, sagt er, als sein eigner Herr die Entwürfe, und führte sie selbständig aus; seine Gegner konnten sich überhaupt nur sehr schwer und nie völlig über einen Entwurf zum Feldzug einigen. Wie lange stritten sich nicht die französischen Bevollmächtigten in Wien mit den Oesterreichern über den Feldzugsplan von 1757! Wie gereizt ward nicht die gegenseitige Stimmung über die Forderungen Oesterreichs an Frankreich, weil natürlich jeder Theil für sein Interesse arbeitete! Die Franzosen wollten für sich am Rhein gegen Wesel und dann gegen Hannover thätig sein, die Oesterreicher verlangten sie sollten schnell gegen die Elbe vorrücken und ein Hülfsheer gegen Böhmen schicken, was die Franzosen geradezu abschlugen. Die Oesterreicher verlangten das russische Heer solle bis Oberschlesien vordringen; die Russen wollten nichts thun. Die einzelnen, durch weite Landstrecken von einander getrennten Oberbefehlshaber der mit Oesterreich verbündeten Heere führten dann, durch besondere Verhaltungsbefehle beschränkt, oder eigenwillig das was vertragen war ohne Uebereinstimmung aus, und fanden natürlich auch bei ihren Unterfeldherren den Gehorsam und die Unterstützung nicht die Friedrich sich verschaffen konnte.

In der Schilderung der hervorragenden Feldherren und ihrer Eigenthümlichkeit verweilt Stenzel länger bei Daun, dessen Gegensatz zu Friedrich er in zutreffender Weise herausstellt. Daun, sagt er, war ein ebenso wissenschaftlich gebildeter und kriegserfahrener, als unermüdet arbeitsamer Mann, dazu von unerschrockenem Muthe, seltner Kaltblütigkeit im hitzigsten Gefecht und von äußerster Ausdauer. Seine Kriegführung war seiner ganzen Natur, Auffassung und verantwortlichen Lage gemäß, methodisch und höchst überlegt. Er überließ nichts dem Zufalle, verzichtete weit eher auf Vortheile als daß er etwas aufs Spiel setzte, wollte keinen Hauptschlag thun ohne des Sieges gewiß zu sein, ging langsam und höchst bedachtsam, aber unverrückt auf das Hauptziel los, welches er ins Auge gefaßt hatte. Die reifliche Ueberlegung jedes Schrittes läßt ihn noch unentschlossener, sein Zaudern ihn noch ängstlicher erscheinen als er wirklich ist. Es fehlte dem methodischen Manne allerdings jene frische, das Heer belebende Thä-

tigkeit, welche vorzugsweise nach einem Siege diesen benutzt, vervollständigt und entscheidend macht; allein es ergriff ihn auch nicht hoffnungslose Verzweiflung, welche nach einem Verluste alles aufgibt. Er war der einzige Mann welcher das wahre Wesen dieses österreichischen Krieges als Oesterreicher von Geburt dem König Friedrich und Preußen gegenüber vollständig auffaßte und in seiner Handlungsweise ausdrückte. Es kam ihm weit weniger darauf an Friedrich zu schlagen, als von diesem nicht geschlagen zu werden. Er marschirte langsam und mit großer Umsicht, wählte seine Stellungen sehr sorgfältig, lagerte sich höchst vorsichtig, und verschanzte sich wo es irgend thunlich war. Er weiß daß er Friedrich II. dadurch besiegen wird wenn er sich nur von diesem nicht schlagen läßt. Das an Hülfsquellen reiche, alte, feststehende Oesterreich kann den Krieg, so schwer er ist, doch länger führen als das viel ärmere, erst aufstrebende Preußen.

Dieses jugendlich aufstrebende Preußen stellt König Friedrich im scharfen Gegensatze gegen Daun dar, dessen ganzes Verhältniß er richtig erfaßt hat. Friedrich muß vorwärts oder zu Grunde gehen. Er will und muß schlagen, und wieder und immer schlagen und zugleich siegen, und wieder und immer siegen. Die erste verlorene Schlacht bringt ihn an den Rand des Abgrundes. Er muß aber auch schnell und vollständig siegen, um zum Ende zu kommen; denn sein armer Staat kann die Last des Krieges nicht ertragen. Auch ungeschlagen würde Friedrich lediglich durch die Dauer des Krieges erliegen. Er muß daher den Feind immer angreifen wo er ihn findet; er muß, wenn der Angriff unmöglich ist, die Gelegenheit dazu herbeiführen, sich scheinbare oder wirkliche Blößen geben, was natürlich auch wohl einmal zu einer Niederlage führt, wenn der verachtete Gegner sich an dem Uebermuthe rächt. Friedrich hat im Unglück bei weitem nicht die materiellen Hülfsquellen eines reichen Staates wie Daun, aber desto größere in sich, in der Elasticität seines an Mitteln unerschöpflichen Geistes und in dem unbeugsamen Heroismus seines Charakters.

Diese Vorzüge zu erproben gab Friedrich schon der denkwürdige Feldzug des Jahres 1757 reichen Anlaß. Nach dem ersten Lächeln des Kriegsglücks, nach dem theuer erkauften Prager Sieg folgte Schlag auf Schlag: die Niederlage von Kollin, das Vordringen der Russen im Osten, das Mißgeschick und Ungeschick Cumberlands im Westen, Winterfelds Ueberfall bei Moys — das alles traf in erschütternder Folge auf einander, und schien die Katastrophe des Preußenkönigs

rascher herbeizuführen als es die Gegner selbst erwarten mochten. In dieser furchtbaren Lage — des Königs sämmtliche Länder von übermächtigen Feinden überzogen und zum Theil widerstandslos in deren Händen, sein schwaches Heer entmuthigt durch die Schlacht bei Kollin, durch die Verluste in der Lausitz, zu erschöpft durch Entbehrungen und Märsche um den überall vordringenden zahlreichen Gegnern die Spitze zu bieten, seine Brüder, seine Feldherren ohne Vertrauen, ja ohne Hoffnung auf die Möglichkeit eines günstigen Erfolges — stand Friedrich allein aufrecht gegen das halbe Europa, entschlossen zu siegen oder zu sterben, und ehe er das von ihm geschaffene Reich aufgebe, lieber sich mit dem Schwert in der Hand unter dessen Trümmern zu begraben. Ein wahrer, ein ächter König, ruft Stenzel aus, groß wie je einer der in der weiten Vorzeit auf einem Throne saß, und dessen Andenken unter den Preußen, unter den Deutschen mit Stolz genannt werden wird, solange ihre Sprache noch das Wort „Groß" bewahrt, solange noch ein Deutscher Gefühl für dieses Wortes Bedeutung haben wird.

Der Umschwung von Roßbach und Leuthen veränderte rasch die verzweifelte Situation. Diese gewaltigen Siege, die Wiedereinnahme von Breslau und der Rückzug der Ueberbleibsel des großen österreichischen Heeres nach Böhmen, dann die Aufhebung der Capitulation von Kloster-Zeven und die Wiederaufstellung eines hannoverischen Heeres in Niedersachsen, der fluchtähnliche Rückzug der Schweden nach Stralsund und Rügen, sowie das Zurückgehen der Russen gestalteten die Lage Friedrichs glänzender um, als sie im Laufe des Kriegs wieder geworden ist; die Feinde waren entmuthigt und mißtrauischer als je, es tauchten Friedenswünsche auf, die freilich vorerst noch keine Erfüllung fanden. Vielmehr stand noch ein Krieg von fünf Jahren bevor, an furchtbaren Schicksalswechseln reich wie kein anderer. Die Glorie von Roßbach und Leuthen, der theuer erkaufte Erfolg von Zorndorf erhielt rasch sein erschütterndes Gegenstück an dem furchtbaren Ueberfall von Hochkirch, der an Preußens Schicksalstage, dem 14. October, den Kern der Armee hätte vernichten können; zehn Monate später droht sich wirklich des Königs Verhängniß bei Kunersdorf zu erfüllen, und hätte sich wohl auch erfüllt, ohne die zaudernde Zurückhaltung der Russen. Es folgen dann jene schlimmen Tage wo Friedrichs Kräfte schmelzen, er keinen kühnen Einsatz wie in den frühern Tagen mehr wagen darf, einen Krieg der Vorsicht und Vertheidigung führen muß, ohne doch hindern zu können daß seine Kampfesmittel über kurz oder lang aufgezehrt sein

müssen. Der politische Umschwung mehr als das Schlachtenglück, so überlegen er auch in dieser letzten Epoche noch erscheint, kam dießmal dem großen König zu Hülfe; tief erschöpft, wie er selber sagt, einem Leidenden ähnlich der aus allen Wunden blutete, aber doch unverstümmelt ging die junge Monarchie aus dem Kampfe hervor. Die Gefahr, die Russen in Königsberg, die Schweden in Stettin, die Franzosen dicht am Rhein zu behalten, war glücklich abgewehrt; die Erscheinung einer solchen Persönlichkeit und ihre großen, siegreichen Thaten haben dem deutschen Nationalgefühl einen nachhaltigen Aufschwung gegeben, und der Ausländerei den ersten gewaltigen Stoß versetzt. Aber es blieb doch ein Bürgerkrieg; seit dem dreißigjährigen und dem orleanischen Kriege war Deutschland nicht so verwüstet worden wie jetzt, und Preußen selbst hatte nicht die leichtesten Wunden davongetragen. Wohl war der deutsche Waffenruhm glänzender wieder hergestellt als seit Jahrhunderten, aber es blieb auch als schlimme Erbschaft die tiefe Antipathie und die nachwuchernde Entzweiung der beiden an Siegen und Ehren reichen Staaten, sie bürgte dafür daß diese neu entwickelte Siegeskraft den Nachbarn nicht zu bedrohlich war!

Leopold Ranke.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

(Allg. Zeitg. 24. Mai 1842 Beilage Nr. 144.)

Werke wie das Ranke'sche wollen einen eigenthümlichen Maaßstab der Beurtheilung. Aecht künstlerische Productionen werden durch Referiren und Kritisiren ohnedieß nur einseitig erkannt, und dem Geist des Autors in allen seinen Anschauungen sichern Schrittes folgen, erfordert Studien und ein gereiftes Nachdenken über Stoff und Form, wie sie unsere Kritik vorauszuschicken nicht immer geneigt ist. So ergibt sich denn die eigenthümliche Erscheinung, daß bei unserer literarischen Beurtheilung nichts leerer ausgeht, als solch selbständige Erzeugnisse ächten historischen Geistes; von einem Parteigesichtspunkt aus gepriesen oder verdammt, in den Einzelheiten auseinander gerissen und von kritischen Anatomen in thatsächliche, historisch inhaltlose Partikelchen zerlegt zu werden ist das Höchste, was eine solche Schöpfung vor dem Forum unserer Journalistik erwarten darf.

Leopold Ranke's Werk hat sein Publicum gefunden, und so ungünstig die äußerste Rechte wie die äußerste Linke es aufgenommen, bei einem guten Theil der Nation ist ihm eine Anerkennung geworden, wie selten einem historischen Werk der jüngsten Zeit. Sollte der Grund aber nirgends anders zu suchen sein, als wo viele ihn finden wollen, in der glatten, anziehenden, eleganten Darstellung; sollte hinter der biegsamen Hülle kein tieferer historischer Kern verborgen liegen? Sollte sich in Ranke's Worten nicht zugleich die Stimmung eines großen Theils zeitgenössischer Bildung und Weltansicht aussprechen? Sollten wir in ihm nicht den Vertreter einer Richtung suchen, deren doctrinäre Stellung zur Lösung der bedeutendsten Zeitfragen sich auch außerhalb der historisch-politischen Bahn geltend gemacht hat?

Versuchen wir's mit der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen, indem wir zunächst Ranke's Stellung zu seinem historischen Stoff fester in's Auge fassen. Ranke will allenthalben der strengsten Objectivität huldigen: Autor und Stoff bleiben ihm ganz gesonderte Theile; er dehnt die Objectivität der Alten bis zu einer ängstlichen Gleichgültigkeit aus, die vom Stoff erwärmt zu werden voll scheuer Besorgniß sich hütet, und es ist ihm in der That gelungen jenes Ideal mancher Poeten, daß der Mensch vom Dichter nichts zu wissen brauche, in der Historie zu realisiren. Wo die Gegenstände der historischen Behandlung dem, was die Zeit bewegt oder den Motiven der Gegenwart ferner liegen, mag jene „objective" Kälte und Selbstverläugnung eher an ihrem Platz sein; unnatürlich und abstoßend muß sie uns erscheinen, wo das Höchste und Heiligste, wo Ueberzeugungen, die allein dem Individuum Werth und Gepräge geben, mit ins Spiel kommen. Es gibt Grunddifferenzen in der menschlichen Natur, die sich irgendwo, sei es in Politik oder Religion, eine concrete Gestalt suchen und als Ueberzeugungen mit der Subjectivität verwachsen; sie sind vorhanden, mit demselben Recht vorhanden wie wir selbst; warum sie künstlich zurückdrängen, warum sie beim Wichtigsten, bei der Anschauung des Lebens und der Geschichte, stiefmütterlich bei Seite stoßen? Daß aber einzelne Naturen so hoch über die Masse gestellt sind, um ohne alle Gebundenheit über das wofür wir andern kämpfen oder leiden, ein entscheidendes Endurtheil abzugeben, bezweifeln wir; daß es möglich sei einer fremden Zeit historisch sich zu nähern, ohne seiner eigenen anzugehören, daß man sich der Atmosphäre der Gegenwart so ganz entziehen und in luftleerem Raum fortleben könne, halten wir für

Selbsttäuschung. Und wenn schon bei minder bedeutenden Stoffen jene Verläugnung des eigenen subjectiven Kerns, jenes Umhüllen nationalen oder religiösen Glaubens zu Inconsequenzen führt, wie viel mehr bei einer Behandlung der Reformation! Der Leser kann sich nicht oben halten, ohne beim Autor selbst eine Ueberzeugung, sei es eine freundliche oder feindselige, zu finden, und der Autor — wie wollte er kalt bleiben bei einer Begebenheit, die von so geistigem Gehalt und so umfassenden äußern Folgen ist, daß man sich ihr nicht nähern kann, ohne von ihr durch und durch ergriffen und festgehalten zu werden? Auch Ranke hat dieß erfahren; dem großen unbezwinglichen Stoff ist seine „objective" Kälte und Gleichgültigkeit zum guten Theil unterlegen, und die Unmöglichkeit einen so welthistorischen Gegenstand ohne subjectiven Hintergrund anzufassen, ist durch die bereits erschienenen Theile seines Werkes genügend dargethan. Schwer ist es zwar das eifrige Bemühen zu verkennen, womit unser Historiker nach der Rechten und Linken hin eine parteilose Indifferenz zu bewahren sucht; ganz unläugbar ist das Bestreben in kunstreich geschaffenen Marmorformen den glühenden Stoff zu fesseln und zu bewältigen — dennoch bricht an andern Stellen um so ungesuchter eine ungewohnte subjective Wärme, eine Stärke der Ueberzeugung, und eine sonst mühsam zurückgehaltene Begeisterung hervor, die zu der abgemessenen, oft vornehmen Kälte des Historikers einen wohlthuenden und erquickenden Gegensatz bildet. Wie schön und ansprechend wird dann die Darstellung, wie ganz anders als bei der bloß formellen Schönheit der Einkleidung wird unser Inneres ergriffen! Man kann deutlich wahrnehmen wie das weitere Eindringen in den Stoff den Geschichtschreiber selbst mit fortgerissen hat, und vorzüglich in den letzten Theilen muß jene vorsichtige Abgemessenheit, jenes vorzugsweise formelle Bestreben dem mächtigen Eindruck des historischen Ganzen allmählich weichen. Sich über die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der Kirche in ihrer alten Gestalt offen und unumwunden auszusprechen scheut er sich anfangs noch; er deutet es an, er gibt es uns zu verstehen, aber er sagt es nicht geradezu. „Denn die Ideen, heißt es da, durch welche menschliche Zustände begründet werden, enthalten das Göttliche und Ewige, aus dem sie quellen, doch niemals vollständig in sich. Eine Zeitlang sind sie wohlthätig, Leben gebend; neue Schöpfungen gehen unter ihrem Odem hervor. Allein auf Erden kommt nichts zu einem reinen und vollkommenen Dasein: darum ist auch nichts unsterblich. Wenn die

Zeit erfüllt ist, erheben sich aus dem Verfallenden Bestrebungen von weiter reichendem geistigen Inhalt, die es vollends zersprengen. Das sind die Geschicke Gottes in der Welt." (I. S. 81.) Je weiter Ranke sich in seinen Stoff vertieft, desto mehr tritt dieser fatalistische Grundgedanke von einem nothwendigen unfreien Entstehen und Vergehen in den Hintergrund; die Menschen, ihre sittliche Größe, ihre selbständigen Bestrebungen treten in hellerem Licht hervor; wir erfahren jetzt, daß es die selbstthätige, bewußte Kraft der Reformationsmänner war, die im Augenblick der drohendsten Reaction dem „Princip" Inhalt und Stütze gegeben; wir hören unsern Verfasser plötzlich ausrufen (III. S. 300): „Wovon geht überhaupt alles aus, was ächtes Leben hat, als von der moralischen Energie, die, ihrer selbst gewiß, entweder die Welt in freier Thätigkeit zu durchdringen trachtet oder den feindseligen Kräften wenigstens einen unüberwindlichen Widerstand entgegenstellt?" Aber freilich wird dieser augenblickliche Ausbruch einer wärmeren Theilnahme schnell durch berechnete strenge Abgeschlossenheit der Form zurückgedrängt; kaum glauben wir den Darsteller gehoben und mit fortgerissen, so begibt er sich in seine gleichgültige „objective" Stellung zurück und tödtet uns mit seiner verständigen Klarheit, seinem besonnenen Abwägen beiderseitiger Interessen. Ranke ruft fast wehmüthig aus (I. S. 470): „Vom Treiben des deutschen Geistes hatte Karl V. keinen Begriff: er verstand weder unsere Sprache noch unsere Gedanken. Ein merkwürdiges Schicksal, daß die Nation sich in dem Augenblick ihrer größten eigensten innern Bewegung ein Oberhaupt berufen hatte, das ihrem Wesen fremd war, in dessen Politik, die einen bei weitem größern Kreis umfaßte, die Bedürfnisse und Bestrebungen der Deutschen nur als ein untergeordnetes Moment erscheinen konnten." Allein einen tieferen Unmuth über den Augenblick unseres nationalen Untergangs und unserer religiösen Zersplitterung haben wir bei Ranke nicht gefunden; er sieht Deutschland untergehen, sieht es verrathen, gönnt dem großen Volk auch wohl eine Thräne des Mitleids, aber tiefer zu empfinden, lauter diese Empfindung zu äußern, daran scheint der historische Wohlanstand ihn zu verhindern. Wir geben gern zu, daß auch in dieser Selbstverläugnung, in dieser „historischen Ruhe" eine hohe Stufe künstlerischer Vollendung erreicht ist; man kann es vielleicht bewundern, wenn Ranke in demselben Moment, wo gewöhnliche Menschen die Riesengewalt des religiösen oder politischen Stoffes mitfortrisse, sehr

gehalten und besonnen reflectirt oder das Gewicht der beiderseitigen Interessen mathematisch abwägt, allein wir können uns nicht überzeugen, daß etwas besonders Hohes damit erreicht ist, wenn die theilnahmlose Reflexion den Menschen und das was ihn bewegt völlig erdrückt hat.

Auch einem flüchtigen Beobachter kann es nicht entgehen, daß ein mächtiges ästhetisches Bewußtsein bei Ranke sehr bedeutend vorwaltet. Aeußere Schönheit des künstlerischen Ganzen wie der kleinsten scheinbar zufälligsten Nuancirung ist ihm von so überwiegender Wichtigkeit, daß sich meistens der Stoff mehr nach der Form bequemen muß, als umgekehrt; allein das künstlerische Resultat dieses Strebens kann man nur glänzend nennen. Denn die Anordnung der Theile zum Ganzen, die Verbindung zu einer historischen Einheit, die Gruppirung um einen gemeinsamen Mittelpunkt, wo findet sich ein Historiker unserer Zeit, der hierin Aehnliches geleistet hätte? Schon in seiner Geschichte der Päpste, wo so tausend Fäden nach allen Richtungen hin auslaufen und in ungesuchter Verbreitung der leitenden Hand scheinbar entbehren, wie vortrefflich weiß da nicht Ranke alle die getrennten Einzelheiten um einen leuchtenden Hauptpunkt zu gruppiren, wie scharf und bestimmt tritt nicht überall der Vatican als der eigentliche Focus aller der Bestrebungen hervor, die sich nach hundert verschiedenen Richtungen verbreiten, um sich alle dort wieder zu vereinigen! Bei dem jüngsten Werk des Verfassers war die Schwierigkeit noch größer. Denn da er sich sein Ziel viel weiter gesteckt, als das einer ausschließlichen „Geschichte der Reformation" gewesen wäre, da er zugleich das ganze Leben der Nation, wie es sich in jenem denkwürdigen Zeitalter nach allen Seiten hin entwickelt, sich zum Vorwurf seiner historischen Darstellung genommen, wie schwer war es da für die mannichfaltigen und scheinbar ganz heterogenen Seiten einen leitenden und verbindenden Mittelpunkt zu finden. Die religiöse und literarische Aufgeregtheit, die Luthers Erscheinung vorausgeht, die gleichzeitigen Versuche das Reich politisch neu zu construiren, die Kriege Karls V. im Ausland, die schweizerische Reformation, die Bildung neuer Kirchen, der Bauernkrieg, die Debatten auf den Reichstagen, die Kämpfe gegen die Türken, die Verirrungen der Wiedertäufer — wie wenig äußere Anknüpfungspunkte lassen sich zwischen all diesen isolirten Erscheinungen der Reformationszeit auffinden, und doch wie schön hat sie Ranke zu einem Ganzen verbunden! Zwei

leitende Gedanken dienen ihm als Ausgangspunkt, gleichwie sie für seine Darstellung der Hintergrund sind. Der eine ist die Geschichte der Reichsverfassung, der Untergang der alten und die Hervorbildung neuer Formen, der andere die religiöse Entwickelung des Protestantismus, wie er sich aus dem nationalen Kern des deutschen Volkes herausbildet und in Kirche wie in Lehre seine sichtbare, feste Gestalt sucht. Um diese Grundgedanken der damaligen Entwickelung gruppiren sich in der schönsten und innigsten Verbindung religiöse, politische und wissenschaftliche Erscheinungen der Zeit; bald als normale Folgen, bald als krankhafte Ausläufe und Verirrungen erscheinend lassen sich alle die verschiedenen Gestalten, in denen sich die deutsche Geistesentwickelung zeigt, von jenem gemeinsamen Grundgedanken aus in einem Blick aufnehmen und zu einem historischen Ganzen vor unserer Anschauung vereinigen. Gerade in Durchführung eines so bestimmten, klar hervortretenden Gedankens zeigt sich aber Ranke als Meister. Ohne auf die Endresultate zu sehen, verliert er selbst die leitenden Personen bisweilen etwas aus den Augen, um in ungestörter Ruhe die genetische Entwicklung historischer Grundideen verfolgen zu können. Durch alle die labyrinthischen Irrgänge der verschiedenen Entwicklungsphasen führt er uns mit sicherer Hand durch, bald holt er hier eine Erscheinung hervor um sein historisches Gemälde reicher auszustatten, bald verweilt er dort einen Augenblick um in scheinbarer Absichtslosigkeit uns einen Ruhepunkt zu gönnen; immer aber behält er sein historisches Ziel vor Augen, läßt auch hie und da schon eine Andeutung fallen über das Ergebniß der gegebenen Prämissen, bis er uns dem Punkte nahe geführt, wo er den Schleier kann fallen lassen und uns das Ganze des Gedankens in ruhiger, künstlerischer Vollendung erscheinen läßt. Die Gegensätze werden sich dann noch einmal scharf gegenübergestellt, ihre Widersprüche hervorgehoben und das Ergebniß erscheint als eine Nothwendigkeit, eine unabweisbare logische Folge aus gegebenen Prämissen. Es ist wahr, in dieser logischen Verknüpfung der Erscheinungen des Lebens liegt etwas Unhistorisches, Künstliches, und auch bei Ranke treten einzelne Partien in etwas gemachter, pragmatisirender Manier hervor; man spürt hier auf einmal einen ganz gefährlichen Einfluß der Subjectivität des Darstellers und der ästhetisch schönen Gruppirung; dem logisch strengen Hervorheben der Gegensätze muß sich bisweilen die geschichtliche Treue und Wahrheit fügen, allein es sind dieß einzelne

Schattenseiten, die aus einer vorzugsweise kunstreichen Darstellung ganz natürlich entspringen; sie haben nichts Auffallendes, wo dem Kunstprincip der Harmonie, Zierlichkeit und Anmuth der Darsteller alles — sogar seine eigene Subjectivität geopfert hat. Klarheit, Verständniß und Interesse wird durch solche Vorzüge ungemein erhöht und die historische Erzählung gewinnt ein beinahe dramatisches Interesse. Ein Knoten schürzt und löst sich; wir werden der verhängnißvollen Katastrophe nahe geführt und der Darsteller weiß immer eine Seite hervorzuziehen, die selbst im Falle einer unerwünschten Ueberraschung eine Art dramatisches Gleichgewicht herzustellen im Stande ist. Die Entwicklung der religiösen Bewegung, ihre Anfänge, ihre Fortbildung, das allmähliche Gestalten contrastirender Principien, die verschiedenen Phasen, in denen die neue Bewegung in Literatur, Staat und Kirche erscheint — alles das hat Ranke mit kunstreicher, wirklich meisterhafter Gewandtheit zu gruppiren gewußt; es ist eine Art Dialektik drin, die nicht immer sich auf ausschließlich geschichtlichem Boden hält, aber um so schärfer und bestimmter die Entstehungsgeschichte welthistorischer Ideen in die Augen fallen läßt. Auch die Geschichte der deutschen Landeskirchen, und ihr Lebensprincip, der zu Speyer (1526) ausgesprochene Grundsatz „in religiösen Dingen es so zu halten, wie man es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue", hat durch die scharfe, geistreiche Hervorhebung des Wesentlichen hohe Vorzüge, und recht charakteristisch wird dann resumirend geschlossen (II. S. 370): „Es sind die für die deutschen Geschicke entscheidenden Worte. Der Katholicismus würde sich nicht haben behaupten lassen, wenn das Wormser Edict förmlich wäre zurückgenommen worden. Die evangelische Partei hätte sich nicht auf legalem Wege ausbilden können, wenn man auf der Ausführung desselben bestanden hätte. Die Entwicklung der einen wie der andern Seite knüpft sich an diesen Moment."

In ähnlicher Weise weiß uns Ranke im Eingang die politischen Zustände des Reichs und die Versuche einer Reform von Seite der Stände vorüberzuführen. Hier das Streben Karls V. immer und um jeden Preis die bestehende Halbheit zu bewahren, dort das energische Wirken eines Mannes wie Berthold von Mainz auf die dauernde Gestaltung unserer Reichsverhältnisse, beide durch die äußern politischen Einflüsse bald begünstigt, bald gehemmt, daneben die weitverzweigten Intentionen der österreichischen Politik und die sich vom Bestehenden

immer mehr ablösende Stimmung der Nation — das sind Gegenstände von so mannichfaltiger und äußerlich verschiedener Natur, daß es eines sehr klaren historischen Sinnes bedarf, um das Eine und Gemeinsame auch nur hervorzufinden, das dem ganzen Gemälde den leitenden Grundgedanken, die genetische Harmonie gibt. Um wie viel schwieriger aber ist das Darstellen, selbst wenn jenes Gemeinsame unserm Blicke aufgegangen ist! Wie manche Geschichtschreiber begreifen ganz vortrefflich, wo das eigentliche Hauptmoment verhüllt liegt, wie viele wissen aus der historischen Spreu den fruchtbaren schöpferischen Kern recht wohl hervorzufinden, ohne bei allem dem das Talent zu besitzen diesen Kern auch in dem rechten Verhältniß von Licht und Schatten hervortreten zu lassen! Das auch dem gewöhnlichen in den Stoff nicht genauer eingeweihten Leser recht klar in die Augen springend erscheinen zu lassen, für das richtig Begriffene auch die wahre Form und Gruppirung zu finden — dazu reicht, wie uns Beispiele genug zeigen, selbst ein sehr gereifter und tüchtig entwickelter historischer Sinn nicht aus; hier tritt die Kunstform im engsten Sinne, die ästhetische Seite des Historikers in ihr eigentliches Recht. Gerade hier das wahre Verhältniß von Licht und Schatten zu finden, das Bedeutende reliefartig hervortreten zu lassen und aus dem ganzen Gewirr der verschiedenartigsten Thatsachen dem historischen Hauptmotiv den rechten Grad von Beleuchtung zu geben — das sind Punkte, die eine ausgebildete künstlerische Natur verlangen. Ranke aber, scheint uns, besitzt diese Natur in besonders hohem Grade. Keine einzige detaillirte Partie, wenn sie minder bedeutend ist, wird nachlässig bei Seite geschoben oder das Wesentliche gewaltsam als Pointe vorgedrängt: alles Einzelne erfreut sich vielmehr einer ganz sorgfältigen Ausstattung; ungesucht tritt ein Bild aus der Masse hervor, sei es ein historischer Gedanke oder eine Persönlichkeit, und das Verhältniß dieses Einen zu dem Verschiedenen und Mannichfaltigen, die Stellung, die ihm der Darsteller gab, das ist's was es uns so leicht macht den bestimmten Faden als Leiter überall festzuhalten und von dem Einen aus das ganze Gemälde zu überschauen.

Dabei zeigt sich denn eine ganz natürliche Erscheinung: eben weil wir immer einen Mittelpunkt haben, an dem es möglich ist uns festzuhalten; eben weil uns ein Hintergrund gegeben ist, den wir als Ziel der historischen Darstellung aus der Ferne erblicken, ist unsere Theilnahme fortwährend rege; wir lauschen der geschichtlichen Erzählung

wie der Entwicklung eines Schauspiels, die wir zwar im Allgemeinen ahnen, deren einzelne Ausführung zu vernehmen wir aber erst noch begierig wünschen. Die Darstellung wird anziehend, sie wird pikant, wenn der Darsteller selbst sich einigermaßen bemüht dieß dramatische Interesse rege zu erhalten. Und gerade das thut Ranke mehr als irgend ein andrer deutscher Historiker. Immer weiß er uns einen neuen spannenden Moment lockend hinzuwerfen oder ein Motiv anzuführen, dessen Entwicklung uns noch verschlossen ist; überall versteht er es auch in die nächste Zukunft eine Idee hereinragen zu lassen, die unsere Theilnahme spannen muß — und das alles tritt so eigenthümlich und bestimmt hervor, daß man es wohl als ein Erzeugniß der historischen Kunst betrachten und dem Verfasser als selbständige Schöpfung zurechnen darf. Seine einzelnen Abschnitte erinnern oft ganz auffallend an das Ende eines Actes im Drama; wir sind zu einem gewissen Abschluß gekommen, aber nur um einen stachelnden Antrieb, der in unsrer Seele zurückblieb, weiter zu folgen, nur um das Angedeutete, Geahnte klarer und bestimmter zu erkennen; und gleichwie der dramatische Dichter einzelne Schlaglichter in die nächste Zukunft darf fallen lassen, so versteht es Ranke vortrefflich durch eine Andeutung, einen Wink die Verbindung mit dem Folgenden herzustellen. Der Zusammenhang zwischen dem Einzelnen wird dadurch nicht im geringsten loser als er streng genommen sein soll; wir befinden uns fortwährend in dem Strome einer historischen Entwicklung; wir kommen mit dem Gelesenen zu einer Art von Abschluß und empfinden doch das lebhafteste Verlangen den geschichtlichen Verlauf noch weiter zu verfolgen. Manchmal treten diese Uebergänge bei Ranke in einer seltsamen aber immer pikanten, in die Augen springenden Weise hervor; wir fühlen recht bestimmt das Streben des Verfassers uns zu fesseln und bei der Entwicklung des Folgenden durch eine scharf hervortretende Pointe festzuhalten. So bei dem Wormser Reichstag, wo er uns gezeigt hat, wie die Hoffnungen der nationalen Opposition sich täuschten, wie der Kaiser wider Erwarten in Bund mit dem Papste getreten war, um die bisherige Verfassung der Kirche aufrecht zu halten, heißt es: „Ob es ihnen damit gelingen würde, war freilich eine andre Frage" — und damit schließt der erste Band, nachdem er uns so noch einen Zweifel, eine Hoffnung, eine Andeutung oder wie man es nennen will, die in die ganze folgende Zeit hineinragt, hingeworfen hat. Oder nachher, wo er uns die in der Nation entstehende Spaltung wegen

religiöser Interessen in ihrem ersten Keime schildert, heißt es (II. S. 181): „gleich im ersten Moment aber zeigte sich die ganze unermeßliche Gefahr, die man damit über sich hereinzog" — und daran knüpft sich dann ganz ungezwungen und natürlich die erste große Aeußerung der innern Auflösung — der Bauernkrieg. — Oder, als die deutschen Reformationsverhältnisse bis in die Zeiten der Packischen Händel geschildert, bricht er ab (III. S. 53): „Nicht minder lebhaft waren die Zerwürfnisse, die in Folge der Entwicklung der schweizerischen Kirche bereits unter den Evangelischen selbst ausgebrochen waren, und nach und nach auch schon zu politischer Bedeutung heranwuchsen. Wir können keinen Schritt weiter gehen, ohne sie näher ins Auge zu fassen. Es liegt darin einer der wichtigsten Momente für den Fortgang des ganzen Ereignisses." Und damit geht er auf die schweizerische Reformation Zwingli's über — Man könnte eine Menge solcher Beispiele hervorheben; ja beinahe jeder Abschnitt hat einen so raschen, zum Uebergang spannenden Abschluß; es genügt hier Ranke's eigenthümliche Darstellungsart zu bezeichnen. Es ist wahr, es gibt einen andern, einfacheren Weg den ernsten Leser zu fesseln und die Muster der Alten haben uns diesen Weg gezeigt; wir läugnen auch nicht, daß wir diesen Weg einem unverwöhnteren und minder leckern Publicum gegenüber, als das heutige ist, unbedingt vorziehen würden; allein wir wollen gerade in der Geschichtschreibung Niemanden das Recht seiner Subjectivität verkümmern; beherrsche ein Jeder seinen Stoff nach Kräften, stelle ihn dar wie seine Individualität es erlaubt und fordert, und die ächte, unverderbte geschichtliche Darstellung wird auf dem Wege uns am nächsten kommen.

Was ein guter Theil des historischen Publicums in Ranke's Werk vermissen wird, brauchen wir nicht mehr genauer hervorzuheben; wie die formellen und stylistischen Vorzüge aber bei ihm auf eine wirklich bedeutende Weise den Stoff durchdringen und beherrschen, ist für Jeden, der Ranke einmal zur Hand genommen, auch durch die kurzen Winke, die wir gegeben, hinlänglich bezeichnet. Wie unser Verfasser nun mit dem Stoffe der Reformationsgeschichte fertig geworden, wie ihm die Schilderung der Persönlichkeiten gelungen, wie weit er überhaupt seinem allgemeinen Charakter bei diesem Stoffe treu geblieben, darauf wollen wir in einem zweiten Artikel näher eingehen.

(Allg. Ztg. 23. u. 24. Juni 1842 Beilage Nr. 174. 175.)

Religiöse und politische Geschichte lassen sich niemals völlig trennen. So wie im Individuum, bisweilen ihm selbst unbewußt, das äußere Handeln aus einer tiefern religiösen Quelle stammt, so wird sich auch im großen Ganzen der Geschichte für jede großartige Bewegung eine religiöse Wurzel nachweisen und keine bedeutendere Entwicklung des Lebens von jener primitiven Quelle sondern lassen. In unsrer deutschen Geschichte aber ist jener Zusammenhang ein doppelt inniger; gerade hier läßt sich das Politische vom Religiösen isolirt nicht einmal denken, geschweige denn darstellen; das innerliche tiefverschlossene Leben unserer geistigen und sittlichen Entwicklung überwiegt an historischem Gehalt unendlich die armseligen politischen Resultate der letzten Jahrhunderte. Seit dem Religionsfrieden von 1555, dem dreißigjährigen Krieg, der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts wird niemand unsere Geschichte lieber im Cabinet und auf dem Schlachtfeld suchen wollen als in der labyrinthinischen Entwicklung unserer religiösen Anschauung; die reiche Masse großer Erscheinungen, welche wir seit dem 17ten Jahrhundert producirt, gehört dem ruhigen Denken, dem religiösen und philosophischen Gebiet viel ausschließlicher an als dem äußerlichen rein politischen Wirken. Es liegt in diesem Resultate für die politische Größe Deutschlands etwas Niederdrückendes, der oberflächlich praktische Sinn vieler findet sich dadurch abgestoßen, und es hat — selbst von eifrig patriotischen Gemüthern — keine Seite unseres Charakters bitterere Vorwürfe erlitten als dieser tiefste und eigenthümlichste Zug deutschen Wesens; nichts hat öfter die Schuld unserer politischen Passivität tragen müssen als jenes vorzugsweise religiöse Gepräge, das der deutschen Individualität eigen ist. Man ist zu weit gegangen und hat vergessen, daß noch keine Weltbewegung einen dauernden und umfassenden Einfluß ausgeübt, wenn ihr der religiöse Gehalt abging; man hat vergessen, daß seit der Gründung der Staaten im Orient, seit Hellas und Rom, dem Christenthum, den Kreuzzügen, der Reformation keine einigermaßen bedeutende Erscheinung die Menschen durchdrang, die nicht einen tiefern religiösen Kern in sich getragen hätte. Auch die Gegenwart mit allen ihren Wehen krankt an einer befriedigenden Lösung uralter Gegensätze — religiöser Art; seit Jahrhunderten ist es Deutschland, das in solchen Fragen stets als Vorkämpfer voranstand; es könnte eine Zeit kommen, wo die lange verhaltene Gährung eine hochwichtige und in die Zukunft

weit hinübergreifende Lösung fände. Wie, wenn das deutsche Volk, die gutmüthige beschauliche träumende Nation, dann auch die Errungenschaft von allem dem ruhig und sicher an sich zöge, was sie seit Jahrhunderten tief innerlich durchdacht und durchlebt, wofür sie gekämpft und gelitten?

Jener innige Zusammenhang zwischen dem Politischen und Religiösen war es, der Ranke bei Vorzeichnung seines historischen Zieles geleitet hat. „In Schule und Literatur", sagt er, „mag man kirchliche und politische Geschichte von einander sondern; in dem lebendigen Dasein sind sie jeden Augenblick verbunden und durchdringen einander." Und von diesem Gesichtspunkt ausgehend hält er sich von einer einseitigen Geschichte des Dogma's eben so fern, als von nackter Erzählung rein äußerlicher Thatsachen. Beides, das Politische wie das Religiöse, sind, wie bereits in unserm frühern Aufsatz hervorgehoben ward, die beiden innig verschlungenen Gegensätze, die Ranke allenthalben in ihrer Verbindung aufgefaßt hat. Beide scharf hervorgehoben, den geheimen Zusammenhang und die gegenseitige Einwirkung mit thatsächlichem Reichthum und ächt historischem Sinne dargestellt zu haben, ist ein Ruhm, der ihm vorzugsweise vor den Historikern der Reformation gebührt. Um die politisch-religiöse Bewegung des 16ten Jahrhunderts in ihrem vollen geistigen Umfang zu würdigen, mußte uns in einleitender Uebersicht wenigstens eine allgemeine Darstellung der frühern deutschen Geschichte gegeben die gegenseitige Ausbildung des mittelalterlichen Staats und der mittelalterlichen Kirche, ihre Kämpfe und ihr Verfall in kurzen Umrissen vorgeführt werden. Gerade da war aber Ranke's historischem Talent der glücklichste Stoff gegeben. Das ungeheure Material in lichtem Ueberblick zusammenzufassen, Unwesentliches in den Hintergrund zu werfen oder ganz wegzunehmen, das Bedeutende und Schlagende als geistreiche Pointen plastisch hervortreten zu lassen und die beiden leitenden Ideen wie Antithesen sich scharf gegenüberzustellen — darin hat sich Ranke von jeher als Meister bewährt, und auch die Einleitung zu seinem neuesten Werke gibt von diesem Anordnungs- und Resumirungstalent eine glänzende Probe. Karls des Großen politisch-kirchlicher Staat mit seinen mächtig auf die Folgezeit einwirkenden hierarchischen Elementen dient als Anknüpfungspunkt: wie die geistliche Macht schon unter den letzten Karolingern ihr Haupt mächtig erhob, aber am erwachten nationalen Bewußtsein der Deutschen scheiterte, wie man den Königen des Klerus Könige des Volks entgegenstellte, wie sich zu gleicher Zeit in den pseudo-isidorischen Decretalen die hierarchische Reaction schon

auf eine merkwürdige Weise geltend machte, wie aber wieder die sächsischen Könige, zumal Otto I., die Kirche in die Schranken der Untergebenheit zurückwiesen, die ersten Salier das Geistige und Kirchliche dem Materiellen und Weltlichen völlig unterordneten — alle diese großen Lebensepochen unserer Geschichte werden in gedrängten aber lichtvollen Bildern und mit der klaren Uebersichtlichkeit eines den Stoff völlig beherrschenden Meisters vorübergeführt. Das Wachsthum der königlichen Macht, die steigende Opposition der Aristokratie, die Abhängigkeit der Kirche und die Anfänge ihrer Emancipation stehen als selbständige Gruppen sich in dem ganzen Gemälde entgegen; alle aber werden zu einem geschichtlichen Ganzen glücklich verbunden. Es sind hier bloß historische Resultate, mit denen wir's zu thun haben; reif durchdachte und in klarer Bestimmheit hingestellte Resultate, die eigentlich fruchtbaren Körner aus der endlosen so oft vergeblich durchwühlten Spreu. Mit derselben antiken Concinnität wird der Kampf Heinrichs IV. mit Gregor berichtet oder vielmehr dessen Ergebniß herausgestellt. „Der Kaiser hatte erreicht, was sich durch Krieg und Politik erreichen läßt; fragen wir aber, ob er nun auch den Sieg davon trug, so müssen wir das verneinen, denn nicht immer auf den Schlachtfeldern werden die Siege entschieden. Die Ideen, welche Gregor verfocht, waren mit den mächtigsten Trieben der universalen Entwicklung verbündet; während er aus Rom flüchtete, nahmen sie die Welt ein." Die geistige und ideelle Macht der Kirche ging ihrer Vollendung entgegen; alle politischen und religiösen Regungen der mittelalterlichen Welt liefen dort, als in einem Mittelpunkt, zusammen; selbst die Hohenstaufen müssen unterliegen und ein Kaiser wie Friedrich I. muß sich vor Papst Alexander tiefer beugen als Heinrich vor Gregor. Vortrefflich macht hier Ranke auf das aufmerksam, was die Scene zu Canossa von der zu Venedig, die Zeit Heinrichs IV. von der Friedrichs I. unterschied. „Die venezianische Zusammenkunft Friedrichs I. und Alexanders III.," heißt es (I. S. 38), „hat meines Erachtens bei weitem mehr zu bedeuten als die Scene von Canossa. In Canossa suchte ein junger leidenschaftlicher Fürst die ihm aufgelegte Buße nur rasch abzumachen; in Venedig war es ein gereifter Mann, der Ideen aufgab, die er ein Vierteljahrhundert mit allen Kräften verfolgt hatte: jetzt aber mußte er bekennen, in seiner Behandlung der Kirche habe er mehr der Gewalt nachgetrachtet als der Gerechtigkeit. Von Canossa ging der eigentliche Kampf erst aus; in Venedig ward das Uebergewicht der kirchlichen Gewalt vollständig

anerkannt." Die Höhe der Kirche unter Innocenz, ihr Sinken, das Beginnen der Opposition im Schooß der Kirche selbst und von Seite des Staats, der Verfall der kirchlichen Suprematie und der Untergang der kaiserlichen Weltmacht bilden den Uebergang zu unsern deutschen Verhältnissen, wie sie sich in den verschiedenen Momenten des innern und äußern Lebens vor der Reformationszeit gestaltet haben.

Ein allgemeines, allmählich lauter werdendes Gefühl ruft nach Reform, nach einer politischen zunächst noch dringender als nach der religiösen. Die seltsamsten, oft nur zum Theil vergohrenen Ideen und Wünsche im Schooße des Volks treffen mit einer dunkeln Empfindung der Unbefriedigtheit, der Mißstimmung, wie sie sich in den Fürsten selbst zeigt, zusammen; es fehlte nur an einem Mittelpunkt, um den verschiedenen Bestrebungen Halt und Einheit zu geben; der war aber da, wo man ihn hätte wünschen sollen, nicht zu finden. Gerade der Kaiser war es, der ein halbes Jahrhundert mit einer zähen Energie, einem consequenten Phlegma, das einer bessern Sache werth gewesen wäre, sich dem nationalen Drang als Hemmschuh entgegensetzte; an ihm, von dem alles Rettung hoffte, scheiterte Alles. Diese merkwürdige Lage, diese so ganz eigenthümlichen Tendenzen und ihnen gegenüber die Stellung des Kaisers Friedrichs III., so wie sie Ranke zusammengedrängt hat, rechnen wir zu den besten übersichtlichen Darstellungen, die unsere Geschichtschreibung besitzt. Solch vernachlässigte oder stiefmütterlich behandelte Partien aus dem Staub hervorzuziehen, herauszuputzen und nett und spiegelblank in fesselnder Gedrängtheit zusammenzufassen versteht Ranke vortrefflich; selbst der von andern gar flüchtig behandelten oder als unwichtig bei Seite geschobenen Epoche des trägen Kaisers weiß er eine Bedeutung, ein Interesse abzugewinnen, bei dem wir gleichwohl keinen Augenblick vergessen, daß die Geschichte der Reformation das Hauptziel ist, dem der Verfasser zustrebt. Man kann von Ranke vielleicht nicht mit Unrecht sagen, daß kolossale, das Wesen einer Zeit oder eines Individuums nach allen Richtungen hin durchschüttelnde Bewegungen weniger im Kreise seiner Darstellungskunst liegen; das wahre Bild eines Mannes oder einer Zeit mit seinen gigantischen Dimensionen überragt dann gewöhnlich das Genrebild, das der Verfasser davon entworfen hat; große Leidenschaften, große Tugenden, große Laster erscheinen gar disciplinirt, wohlerzogen unter der Feder des Bearbeiters, und die feinen Pinselstriche, die einem Miniaturbilde passen, verschwinden nachdrucklos in den großen Fresco-

Umrissen. Gerade bei Friedrich III. aber war das nicht zu fürchten. Hier war seine feine diplomatische Charakteristik, seine psychologische Nüancirung des Details ganz an ihrem Platze; hier hatte er zwei bestimmte Richtungen, zwei sich bekämpfende Zeitideen, ein Streben nach Reform und ein Beharren beim Alten, denen er in beinahe logisch consequenter Ordnung nachgehen konnte; hier durfte er seiner Neigung das Einzelne zu schmücken und gewisse Lieblingspartien anspruchsvoller hervortreten zu lassen sich ganz hingeben. Mit theilnehmender Sorgfalt wurden auch die Zeit Friedrichs III. und die endlosen Reichstagsverhandlungen aus dem Schutte der Vergessenheit und Mißachtung hervorgezogen und ihre Darstellung mit dem ästhetisch feinen Sinn, der Ranke angeboren ist, ausgestattet, das minder Wichtige ausgeschieden, auf die beiden sich begegnenden Tendenzen conservativer und reformirender Art der wesentliche, ja ausschließliche Nachdruck gelegt. So führt er uns durch eine bisher ziemlich öde Partie unserer Geschichte rasch und mit Interesse hindurch; wir werden durch die kühn aber scharf hingeworfenen Umrisse in das Wesen der deutschen Verhältnisse ohne Breite eingeführt; wir erhalten eine Einleitung, reich an Thatsachen und doch durch die thatsächliche Masse die klare Uebersicht nicht verdüsternd. Wie vortrefflich es Ranke versteht Charaktere gewisser Art in ihrer Eigenthümlichkeit zu schildern und selbst minder bedeutenden Personen ein individuelles Interesse abzugewinnen, das hat er durch die Charakteristik Friedrichs III. glänzend bewährt. Es sind wohl die Schattenseiten des Mannes etwas bei Seite gedrängt und seine unselige Einwirkung auf die Entwicklung der Nation mag gar zu zart berührt sein; allein das Persönliche, die Subjectivität, der sich freilich auch eine respectablere Seite abgewinnen läßt als seiner politischen Rolle, kann man in so gedrängter Auffassung kaum schlagender skizziren. „Es ist in ihm," heißt es (I. S. 96), eine Sparsamkeit die an Geiz, eine Langsamkeit die an Unthätigkeit, eine Zähigkeit die an die entschiedenste Selbstsucht streift; allein all dieses Wesen ist doch zugleich durch höhere Beziehungen dem Gemeinen entrissen; es liegt ihm ein nüchterner Tiefsinn zu Grunde, eine ernste Ehrenfestigkeit; der alte Fürst hatte auch als Verjagter, als Hülfesuchender eine persönliche Haltung, welche die Majestät nicht sinken läßt. In demselben Styl waren seine Vergnügungen: wie wenn er einst in Nürnberg alle Kinder aus der Stadt, auch die kleinsten, die eben erst gehen gelernt, in den Stadtgraben kommen ließ: da weidete er seine Augen an dem aufwachsenden

Geschlecht, dem die Zukunft beschieden war; dann ließ er Lebkuchen bringen und vertheilen: da dachten die Kinder Zeit ihres Lebens des alten Herrn, den sie noch gesehen. Den vertrautern Fürsten gab er zuweilen ein Gelag auf dem Schloß. So abgemessen sonst seine Mäßigkeit war, so prächtig mußte es dann dabei hergehen; bis in die tiefe Nacht, wo er überhaupt erst recht zu leben begann, behielt er seine Gäste bei sich; auch seine gewohnte Schweigsamkeit hörte auf; er fing an von seinen vergangenen Jahren zu erzählen: seltsame Ereignisse, züchtige Scherze und weise Reden führte er ein; unter den Fürsten, die alle um vieles jünger waren, erschien er wie ein Patriarch."

Die verschiedenen Plane und Vorschläge zur politischen Umgestaltung des Reichs drängen sich nun: Friedrich III. stirbt und der neue Kaiser, ebenso feurig, rasch und thatenlustig als sein Vorgänger phlegmatisch, bedächtig und passiv gewesen war, konnte sich den dringenden Wünschen der Nation nicht länger entziehen; der Reichstag von 1495 bringt endlich positive Resultate. Die ständischen Entwürfe, obwohl im Sinn der Krone verkürzt, wurden angenommen. „Es ist in ihnen, sagt Ranke, ein großartiger Zusammenhang. Alle Deutschen wurden noch einmal sehr ernstlich als Reichsunterthanen betrachtet; Lasten und Anstrengungen sollten ihnen sämmtlich gemeinsam sein. Verloren die Stände hierdurch an ihrer Unabhängigkeit, so empfingen sie dafür nach ihrer alten Gliederung und ihrem Rang gesetzliche Theilnahme wie an dem höchsten Gericht so auch an der Regierung. Der König selbst unterwarf sich den Anordnungen dieser Gemeinschaft. Es war eine Mischung von Monarchie und Bundesgenossenschaft, in der jedoch dieses zweite Element offenbar vorwaltete, eine Einung in der Form der alten Hierarchie des Reichs. Für die gesammte Zukunft von Deutschland war es nun von hoher Wichtigkeit, ob diese Entwürfe auch ausgeführt werden würden." Um aber Beschlüsse solcher Art, die in das ganze Leben der Nation tief eingriffen, fruchtbar zu machen, bedurfte er auch der Kraft und Mittel sie durchzuführen — und die fehlten. Zwanzig Jahre lang dauert nun ein unerquicklicher Streit zwischen den monarchischen Prätensionen und ständischen Reformen; Armuth und Schwäche dort, Zähigkeit und Entfremdung der Theilnahme hier; Widerwille des Kaisers gegen durchgreifende dauernde Aenderungen, Widerwille der Stände ohne diese ihren Kaiser zu unterstützen — das sind die düstern Grundtöne, die unsere Reichsgeschichte während der ersten Decennien des 16. Jahrhunderts bezeichnen. Unser

Geschichtschreiber hat auch hier Gedrängtheit mit deutlicher Uebersicht, Kürze mit anziehender Lebendigkeit der Darstellung verbunden, besonders aber über den historischen Hintergrund uns den Blick fortwährend offen gehalten. Wir sehen die letzten Versuche einer dauernden Gestaltung für Deutschland scheitern, wir sehen über dem Bestreben der Krone alles Alte festzuhalten das ganze Gebäude der alten Reichsordnung durch die neue landesfürstliche Macht unterwühlt; wir vermissen immer mehr das Dasein eines gemeinsamen Gedankens, einer centralen Gewalt. Aber auch im Schooß der Nation gähren die Symptome einer neuen Zeit, und dieß ist der jetzt allmählich lichter durchblickende Hintergrund, dem uns Ranke zuführt; Städte und Ritter, sogar das Bauernvolk ist in einem Zustande gewaltiger Spannung und Gepreßtheit, die sich bereits da und dort in wilden Ausbrüchen Luft macht: das nationale Bewußtsein ringt unter den Vorboten gewaltiger Stürme nach einem Mittelpunkt in dieser trostlosen Zerrissenheit. Bald sollten es noch ganz andere Fragen sein, auf die sich der Geist der Nation wandte als rein politische. „Bei der engen Verbindung zwischen Rom und Deutschland", fügt Ranke (I. S 222) als Uebergang hinzu, „kraft welcher der Papst noch immer die mächtigste Reichsgewalt bildete, mußten endlich auch die geistlichen Verhältnisse wieder ernstlich zur Sprache kommen. Eine Zeit lang waren sie zurückgetreten, nur zufällig und gelegentlich berührt worden; jetzt aber zogen sie wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: der gährende, gewaltsame, der bisherigen Zustände überdrüssige, nach dem Neuen trachtende Geist der Nation stürzte sich auf dieses Feld; da man die Sache zugleich auf das gründlichste vornahm und von den äußern Einwirkungen zu einer Untersuchung der Berechtigung überhaupt fortschritt, so bekam die begonnene Bewegung eine Bedeutung, die weit über die Schranken der innern deutschen Politik hinausreichte."

Jene welthistorische Bewegung lernen wir nun in ihren vorbereitenden Erscheinungen kennen. Die äußere Lage des Christenthums, die Stellung der Kirche zu ihren Gliedern ist das Nächste, was uns in die Verhältnisse genauer einweihen kann. Schon hier — schon bei der religiösen Stellung des weltlichen Oberhauptes der Kirche — treten uns Keime einer tiefergreifenden Aufregung, Widersprüche aller Art entgegen; noch mehr in den Verhältnissen der Nation und des Kaisers zur Kirche. Was seit dem Anfang des 15ten Jahrhunderts sich unverhohlen geäußert, was bereits auf den Concilien zu Costnitz und Basel seine beredte

Fürsprache gefunden hatte, dem war noch nicht abgeholfen, das Bedürfniß nur gewachsen und oppositionelle Stimmen, früher nur von einer Seite ausgehend, sprachen sich jetzt allenthalben unumwunden aus. Schon war diese Stimmung ins Mark der Nation eingedrungen; sie übte bereits ihre Rückwirkung auf populäre wie gelehrte Literatur; und in der derben praktischen Poesie des Narrenschiffs und des Reinecke äußert sich dieses Streben eben so lebendig als in den höher liegenden und umfassenderen Tendenzen eines Erasmus und Reuchlin. Gerade hier, wo Ranke aus der Menge der mannichfaltigsten Thatsachen e i n e n bestimmten Gedanken nachzuweisen und hervorzuheben hat, läßt seine Darstellung nichts zu wünschen übrig; die vortrefflichste Gruppirung wird durch anziehende Lebendigkeit der Form und durch die innig zusammenhängende Einheit des Ganzen gehoben; auf verhältnißmäßig engem Raume wird uns das Thatsächliche mit Bewegtheit und Frische vorübergeführt. Daß der Ton des Erzählers durch unparteiische Ruhe und eine gewisse Indifferenz jeden Anstoß vermeiden würde, war von Ranke zu erwarten; eben hier tritt das subjective Urtheil völlig in den Hintergrund, selbst die leiseste, wohl verzeihliche sittliche Indignation über dieses und jenes wird meisterhaft beherrscht: es sind Thatsachen, unleugbare Thatsachen, deren Gewicht selbst der fortgeschrittenen historischen Sophistik unserer Tage schwer werden möchte. Mancher wünschte vielleicht noch mehr Detail, noch ausführlichere Belege der Corruptheit und innern Auflösung; manchem andern wird schon das Mitgetheilte zu viel und beschwerlich sein; wer vor nüchterner, ernster historischer Wahrheit nicht ganz zurückbebt, sei seine subjective Ueberzeugung welche sie wolle, der wird von dieser Darstellung des Verfassers gewiß nicht unbefriedigt scheiden. Das Wahre und Bittere ist hier mit so außerordentlicher Zartheit, mit einer — ich möchte sagen — so diplomatischen Courtoisie berührt, die schroffen Seiten mit so viel Gewandtheit umschifft, daß nur die reizbarste Empfindlichkeit einer entgegengesetzten Ueberzeugung sich verletzt fühlen könnte.

Alle diese Erscheinungen in Staat und Literatur sind aber immer nur Vorboten äußerer Art; bald fanden sie in der Kirche selbst ein Echo. Es entstanden „innerhalb der theologisch-philosophischen Welt selbst Irrungen, von denen neue Zeiträume des Lebens und Denkens sich datiren sollten." Dieß führt unsern Geschichtschreiber auf die erste Erscheinung Luthers. Des Reformators Jugendleben und früheste Bildung ist in kurzen Zügen aber mit eindringlicher Wärme geschildert.

Seine psychologische Entwicklung, das reiche innere Leben, das sich schon früh in ihm entfaltet, sein verzweifelnder Drang nach religiöser Befriedigung werden uns an einzelnen Momenten nachgewiesen und dabei die beiden Punkte überall vorgedrängt, die seiner Opposition gegen Tetzel den ersten Anstoß geben, seine theologische Ansicht von der Gnade und die scholastische Richtung, die er genommen. Wie gründlich und doch wie pikant weiß Ranke das alles nachzuweisen, wie ungezwungen verknüpft und doch im Innern wie harmonisch tauchen die einzelnen Lichtpartien aus der Masse hervor; wie anziehend sind selbst trockene Stellen behandelt und doch wie wenig der Stoff verflüchtigt; wie vielseitige Studien bilden die mühevolle Basis des scharf hingestellten Resultates, und doch wie wenig wird man durch Citate, gelehrten Apparat, Notennoth und dergleichen an Mühe und Arbeit erinnert!

Wir verlassen den weitern Verlauf dieser innern und religiösen Bewegung einen Augenblick, und es wird uns in einem gedrängten Bilde die äußere von Maximilians letzter Zeit zusammengefaßt. Maximilians Charakter in seinen Bestrebungen und in seinen Resultaten, seinen glänzenden Zügen und seltsamen Widersprüchen wird noch einmal in einer prächtigen Schilderung resumirt und daran dann die diplomatischen Verhältnisse, Unterhandlungen, Cabalen u. s. w. bis zu Karls V. Wahl angeknüpft. Dann kehrt Ranke zu Luther zurück. Wir finden ihn mit Cajetan zu Augsburg. Der stolze Cardinal dem bescheidenen gedrückten Mönche gegenüber, der eifrige Thomist im Streite mit dem Jünger der skotistischen Schule; die selbstbewußte Sicherheit des hochgestellten Dominicaners findet sich durch die Tiefe der Speculation des Augustiners überrascht, erschreckt, und sein verächtliches Hinwegsehen stößt in ihm auf eine Glaubensfestigkeit und Ueberzeugungstreue, die er in dem unscheinbaren Manne nicht erwartet. Auf diesem Wege wird aber der Bruch nur vergrößert; die Curie selbst greift daher zu einem andern passenderen Mittel, und was dem Cardinal Thomas de Vio nicht gelungen war, setzt des Diplomaten Miltiz nachgiebige Gewandtheit und schmiegsame Toleranz ohne Mühe durch. Solche Partien liegen nun ganz in Ranke's Feder; man kann mit weniger Worten zwei scharf gezeichnete Persönlichkeiten, wie Cajetan und Luther, sich nicht treffender gegenüberstellen; man kann die Natur und das Wesen eines Diplomaten wie Miltiz nicht charakteristischer zeichnen als es Ranke hier thut. Miltiz hat eine augenblickliche Versöhnung hergestellt; Luther ist sich der Kirche zu fügen bereit, als der ungestüme Eifer der Gegner, namentlich

Ecks, den Streit von neuem anfacht. Man beschließt eine Disputation zu Leipzig und damit wird der Bruch entschieden. Noch war sich Luther selbst seiner Stellung zur absoluten Autorität der Kirche nicht klar bewußt, noch hatte er sich selbst über manche Consequenzen nicht genauer befragt; jetzt, im heißen Wortgefecht, konnte mancher Frage, die bisher geschlummert, nicht mehr ausgewichen werden. Man sieht es kommen, jetzt erst wird beiden Seiten ihre Stellung bestimmt vorgezeichnet werden, denn bald kommt man auf die Berechtigung der päpstlichen Gewalt überhaupt, und dieß war die Lebensfrage; von ihrer Entscheidung hing die Gestaltung der neuen Bewegung ab, wie von ihrer verschiedenen Auffassung noch heute die Spaltung der Welt abhängig ist. Luther ward von Stufe zu Stufe fortgerissen; Autorität auf Autorität warf er zusammen, zwar selbst überrascht, aber im heißen Drange seines Glaubenseifers; damit war der ungeheure Riß in den Bau der alten Kirche geschehen. „Das Ergebniß", sagt (I. S. 408) Ranke, der die Geschichte mit spannendem Interesse bis zur entscheidenden Katastrophe beinahe dramatisch geschildert hat, „das Ergebniß der Zusammenkunft lag darin, daß Luther die Autoritäten der römischen Kirche in Sachen des Glaubens nicht mehr anerkannte. Anfangs hatte er nur die Instruction für die Ablaßprediger, die Satzungen der spätern Scholastik bekämpft, aber die Decrete der Päpste ausdrücklich festgehalten; dann hatte er diese zwar verworfen aber den Ausspruch eines Conciliums angerufen; jetzt sagte er sich auch von dieser letzten Autorität los; es blieb ihm nichts übrig als die Schrift."

Wie sich aus ihr fortan der eigentliche Kern seiner Theologie hervorbildete, zeigt uns der weitere Verlauf der Erzählung; an Luthers Verhältniß zu Melanchthon namentlich wird vortrefflich nachgewiesen, wie sich im Fortgang der neuen theologischen Bewegung die beiden Männer recht eigentlich ergänzten. Wenn solch feine Distinctionen, diese psychologische Nüancirung Ranke meist vortrefflich gelingen, so befriedigt er uns, wie bereits bemerkt ward, da weniger, wo es gilt großartige, schroff hingestellte, das gewöhnliche ästhetische Maaß überschreitende Persönlichkeiten und Zustände zu zeichnen. So hier in dem, was er von Huttens Theilnahme an der neuen Opposition sagt. Nicht als wenn er ihn schief auffaßte — im Gegentheil, es werden uns recht treffende Beiträge zu seiner Charakteristik gegeben — allein der ganze, der vollständige Hutten ist es nicht. Der wild glühende, sich verzehrende Patriotismus dieser großartigen Natur, das kräftig Ursprüngliche und leidenschaftlich Tobende, wie es aus seinen Pam-

phleten oder eigentlich Manifesten ans Volk sich ausspricht, dieses Sich-aufreiben durch eine ziellose, sich verflackernde Thätigkeit hat uns Ranke nicht hervorgehoben; jene seltsame Mischung des kalten Sarkasmus mit dem wärmsten tiefsten deutschen Gemüth, jene originelle Verbindung des mittelalterlich Chevaleresken mit durchaus modernen Ideen und Weltansichten, jenes Zusammensein einer verzweiflungsvoll trüben Stimmung über sein Volk mit dem unverwüstlichsten Glauben an dessen Größe und Herrlichkeit — in der That, Deutschland hat nicht viele Männer, in denen sich ein so weit ausgedehntes unermüdliches Handeln mit einer solchen Intensivität des Charakters verbände. Unser Geschichtschreiber hat auch hier, wie immer, durch Hervorhebung feiner Nüanzen den Mann zu zeichnen gesucht; außer der Offenheit und Gesinnungstreue wird die Unerschöpflichkeit seiner schriftstellerischen Ader gerühmt, auch anerkannt, daß er nicht ohne den Geist eigner feiner Beobachtung sei, hie und da „sich sogar in die heitern Regionen ächter Poesie erhebe.“ Den großen, den gewaltigen Hutten lernen wir aber nicht kennen. Sollte die Feder, die es der Mühe werth fand einen Friedrich III. zu reinigen und herauszuputzen, nicht auch im Stande gewesen sein einem Hutten ein würdiges Denkmal zu setzen? Doch rechten wir nicht mit dem Verfasser; seine Subjectivität scheint es uns zu sein, woran hier der historische Stoff Schiffbruch leitet. Auch im Folgenden ist ihm Aehnliches begegnet: Charaktere, die das gewöhnliche Niveau überschreiten, die nicht unter der Masse so leicht unterzubringen sind, erscheinen, dünkt uns, bei ihm immer in etwas verjüngtem Maaßstabe. Sie werden unvermerkt etwas wohlerzogener, ruhiger,*) ihre äußere Erscheinung beleidigt das ästhetische Gefühl nicht mehr; aber leider ist Leben und Geschichte nicht immer aus so versöhnlichen ästhetisch schönen Ingredienzen gewürzt. Auch bei Luther stößt einem oft dasselbe Gefühl auf. Wo er als ruhig deutscher Charakter handelt, wo jenes zähe Festhalten am Bestehenden, jener gemäßigte

*) „Die Leute würden sich entsetzen:
Sie sind nicht gewohnt solche Bärte breit,
Und Röcke so lang und Falten so weit;
— — — — — — —
— — — — Wollt ihr ruliren
Und in Gesellschaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unser einer,
Gepuzt, gestuzt, glatt — 's gilt sonst keiner.“
Goethe.

„historische" Fortschritt ihn leitet, wo er nach „conservativen" Principien dem revolutionären Streben verirrter Zeitgenossen entgegentritt, da schildert ihn Ranke mit einer Liebe und einer Sorgfalt, die einen subjectiven Antheil des Verfassers, eine gewisse Freude an seinem Helden klar durchblicken läßt; er freut sich recht innig an dem bewunderten Reformator so theure Züge seines Ideals verwirklicht zu finden. Anders dagegen, wo der derbe trotzige Grundton in Luthers Natur mit jener Verachtung aller Schranken des äußern Herkommens sich geltend macht, wo der „sassische Bauer" hervorbricht, wo seine kecke auffahrende Opposition gegen das ihm Feindselige sich in Wort und Schrift, nicht immer kunstgerecht schön, aber stets selbständig und deutsch vernehmen läßt. Seine wüthende Schrift gegen Heinrich von Braunschweig gehört z. B. dahin, seine rednerisch großartigen Manifeste, wie die Schrift an den deutschen Adel oder die von der babylonischen Gefangenschaft. Durch genaues Hervorheben solcher Seiten hätte Luthers Natur nichts verloren. Wir glauben gern, daß man anderwärts dieß unserm Geschichtschreiber als Parteilichkeit und Befangenheit vorrücken wird, und die einfältige Verkehrtheit, die in jenen eckigen schroffen Seiten Luthers ganze Individualität finden zu wollen affectirt, mag vielleicht über dieses Schweigen Ranke's ein bitteres Ach und Weh erheben. Solche Vorwürfe halten wir für durchaus ungerecht; wir glauben einen einfachen Erklärungsgrund in seiner schriftstellerischen Individualität zu finden; das Riesenmaaß solcher Erscheinungen widerspricht derselben, er kann und will sie nicht so schroff und wild gewachsen, wie sie erscheinen, vorführen; denn daß es ihm an Muth fehlen sollte solch unnormale, anticonservative, trotzig aufgeschossene Charaktere, so wie sie sind, zu schildern, das läßt sich von einem Geschichtschreiber, der es wagt ganz objectiv zu sein, gewiß nicht erwarten.

Desto besser gelingt ihm die Schilderung aller der verschiedenen politischen Tendenzen, wie sie sich um die Zeit des Wormser Reichstages regen und auf demselben hervorbrechen. Der junge Kaiser Karl ist jetzt in ein Verhältniß zum Papste gebracht, das von ihm ein energisches Auftreten gegen den ketzerischen Augustinermönch mit ziemlicher Gewißheit erwarten ließ; Rom stellt ihm zu Liebe die alte Inquisition in Spanien her, dafür opfert er jenem den neuen Reformator. Wie Karl V. über Deutschland dachte, Deutschland gegenüber handelte, das zeichnet Ranke hinlänglich, wenn er sagt (I. S. 469): „So hoch auch Karl V. die Würde des Kaiserthums schätzte, so liegt

es doch in der menschlichen Natur, daß der Mittelpunkt seiner Politik nicht in den deutschen Interessen ruhen konnte. Nur aus dem Complex seiner Reiche konnte die Einheit seines Denkens hervorgehen. Er fühlte sich immer als der burgundische Prinz, der mit so viel andern zahlreichen Kronen auch die höchste Würde der Christenheit verband. Insofern mußte er dabei stehen bleiben die Rechte des Kaiserthums als einen Theil seiner Macht zu betrachten, wie schon sein Großvater gethan; noch viel weniger als dieser konnte er sich den innern Bedürfnissen von Deutschland mit voller Hingebung widmen. Von dem Treiben des deutschen Geistes hatte er ohnehin keinen Begriff: er verstand weder unsere Sprache noch unsere Gedanken." Unter solchen Umständen erscheint Luther. Wie weit er vor dem Reichstag Recht finden würde, ließ die Gesinnung des Kaisers und seiner spanischen Diplomatie ahnen. Wie er auftrat, sprach, anregte — das alles zeichnet Ranke mit der Meisterschaft, womit er historische Bilder mit dramatischer Lebendigkeit zu durchdringen versteht. Was kümmerte den Kaiser der Eindruck, den Luther aufs Volk gemacht, was fragte er nach dem tiefen Nachklang, den sein Wort in tausend deutschen Herzen gefunden! Die Reichsacht ward ausgesprochen; der ungeheure Zwiespalt im deutschen Volke begann. . . .

IV. V. Band. Berlin 1843.

(Allg. Zeitg. 4. u. 5. August 1843 Beilage Nr. 216. 217.)

Es ist keine durchaus neue Erscheinung welche wir hier dem Publicum vorführen; vielmehr haben sowohl die ersten Bände von Ranke's vorliegendem Werk als seine historische Behandlungsweise überhaupt in diesen Blättern ihre ausführliche Besprechung gefunden. Was dort hervorgehoben ward, hat auch für jetzt seine wesentliche Geltung behalten; Ranke ist eine so fertige gereifte Erscheinung daß ein Wechsel oder ein gewaltsamer Uebergang in seinen historischen Gesichtspunkten kaum zu erwarten steht. Jetzt — vier Jahre nach dem ersten Hervortreten des Buches — ist auch beim großen Publicum ein gefaßteres Urtheil möglich geworden; die Stimmen des Parteigeistes an beiden Enden sind stiller geworden, und das Werk, das seinen verdienten Leserkreis unter einem großen Theil der Nation gefunden, darf mit Recht auch fordern daß eine selbständige historische Schöpfung in ihrem Gebiet als das was sie sein will angesehen und verstanden werde.

Die früheren Vorzüge und Eigenthümlichkeiten finden sich hier wieder, und wenn auch mancher Grundzug in Ranke's Natur mehr

zurücktritt, andere sich bewußter vordrängen, im Wesentlichen bilden diese späteren Theile mit den früheren ein innig zusammenhängendes künstlerisch abgeschlossenes Ganze. Dieselbe Gründlichkeit und Gediegenheit der Forschung, deren Mühe durch ein überlegenes Durchdringen des umfassendsten Stoffes dem Leser kaum bemerkbar wird, dieselbe lichtvolle Klarheit im Ueberschauen des großen Details, dieselbe Gewandtheit das Einzelne zum Allgemeinen zu gestalten und durch richtige Vertheilung von Licht und Schatten ein fixes scharf begränztes Gesammtbild zu schaffen bieten sich uns auch hier. Die Ereignisse vor unsern eignen Augen sich genetisch entwickeln zu lassen, durch das Labyrinth des Einzelnen einen leitenden Faden durchzuziehen und den festen Gang eines allgemeinen Princips, einer herrschenden Idee sicher im Auge zu behalten, beides hat Ranke stets trefflich in seiner Gewalt gehabt. Aus der Masse bedeutendere Einzelheiten überraschend hervorzuheben, durch Fixirung unserer Anschauung uns mit sich fortzuführen, zu fesseln, in pikanter Weise gewisse Lichtknoten ins Auge fallen zu lassen und manche Pointen in der Darstellung weit in den Vordergrund zu drängen, wer hat dieß — bis zur äußersten Gränze der historischen Kunst — mit mehr Sicherheit und mit einer so malerischen Gruppirung durchzuführen verstanden als Ranke?

Zustände und Individualitäten treu zu zeichnen und die feinsten Züge mit einem historischen Federstrich treffend anzudeuten, dieses ächt biographische Talent hat unsern Verfasser in allen seinen Werken wesentlich unterstützt; auch in den neuesten Bänden seiner Reformationsgeschichte begegnen wir demselben, und zwar in prägnanterer Weise als irgend sonst. Ein Vorwurf der ihm früher hier gemacht ward, als suche er historisch kolossale ungewöhnliche Persönlichkeiten ästhetisch zu mildern und die schroffen Seiten etwas abzuglätten, fällt in diesen neuesten Bänden mit der Art des Stoffes von selbst weg; Hutten ist todt, und der jugendlich ungestüme Luther ist besonnen, bedächtig geworden; unser Verfasser begrüßt ihn mit Freuden als „einen der größten Conservativen die je gelebt haben“, und die andern alle sind Charaktere welche zwar unser Interesse in hohem Grade fesseln können, denen aber jenes Riesenmaaß der Leiber, wie es Zeiten revolutionärer Aufregung mit sich bringen, völlig abgeht. Dagegen sind unter ihnen feine, tiefliegende, verschlossene Naturen von stark diplomatischem Anstrich, ein Karl V. und Moriz von Sachsen, gewiß würdige Objecte psychologischer Erforschung und historischer Schilderung,

oder auch eigenthümliche frische Individualitäten die aus dem breiten Strom der Mittelmäßigkeit auftauchen — beide versteht Ranke mit meisterhafter Festigkeit zu zeichnen. Der Kaiser, Moriz, Philipp von Hessen, Heinrich von Braunschweig, Albrecht von Brandenburg, wie treu und sicher sind sie festgehalten, Melanchthons furchtsame weiche biegsame Natur wie so recht in ihrem innersten Wesen aufgefaßt ist sie; Johann Friedrich, der unerschütterliche Glaubensheld, wie ergreifend und lebenswarm wird er uns vor die Seele geführt! Vortrefflich sagt er von Moriz (V. S. 327): „Eine Natur derengleichen wir in Deutschland nicht finden. So bedächtig und geheimnißvoll; so unternehmend und thatkräftig; mit so vorschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen in der Sache, und dabei so ohne alle Anwandlung von Treue und persönlicher Rücksicht: ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch Ideen, sondern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend"; und vom Kaiser (V. S. 113): „Karl V. ist zweideutig, durch und durch berechnet, habgierig, unversöhnlich, schonungslos und dabei hat er doch eine erhabene Ruhe, ein stolzes die Dinge gehenlassen, Schwung der Gedanken und Seelenstärke. Seine Ideen haben etwas Glänzendes, historisch Großartiges. Das Kaiserthum, wie er es faßt, enthält die Fülle geistiger und weltlicher Macht, und er nähert sich der Möglichkeit es herzustellen."

Das Gepräge der Zeit und ihre Individualitäten konnte hier nur günstig auf die Darstellung einwirken; und wenn es Ranke in früheren Partien nicht immer gelang für den gewaltigen Stoff die rechten Umrisse zu finden, so mußte er hier in seinem Bestreben um so glücklicher sein, wo eine Zeit des Uebergangs, der allmählichen Umwandlung zu behandeln war, wo trotz allem Wechsel die wesentlichen Resultate, zu denen die vergangenen Geschlechter es gebracht, von einer Generation der andern überliefert werden. Hier war in das innere Gewebe der Gegensätze, ihrer Kräfte und Mittel einzugehen; hier konnte er mit neuen diplomatischen Aufschlüssen (namentlich das Brüsseler Archiv hat ihm da Vortreffliches geliefert) die umfassenden Tendenzen einer Zeit beleuchten, deren Stoffe seine Natur verwandter ist als irgend einem andern. Mit überraschender Gewandtheit deckt er uns da oft das innerlich Verschlossenste bis zu seinen letzten Motiven auf, verweilt reflectirend und läßt uns beim Einzelnen den Gang des Ganzen in scharf ausgeprägter oft antithetischer Weise sich entfalten.

Weniger in dem verschiedenen Charakter der zuletzt behandelten

Epoche als in der innern Nothwendigkeit die aus dem ganzen Stoff sich ergab, mag eine andere Veränderung, und zwar keine unwesentliche, ihren Grund finden. Die kalte Gemessenheit des Verfassers tritt in den neuesten Bänden mehr in den Hintergrund als irgendwo; er hat wohl die Unmöglichkeit gefühlt ein solches Gebiet, das unsere innersten Ueberzeugungen scharf berührt, ohne subjective Theilnahme zu durchwandern; daher die „objective" Zurückhaltung, das sonst ganz sichtbare Bestreben sein persönliches Urtheil oder auch seine individuelle Stimmung zu verbergen, hier dem Drang dieselbe zu äußern gar nicht selten weichen muß. Die unbestimmte, oft schillernde Haltung in Lebensfragen, zu welchen wir eine ganz klar ausgesprochene Stellung verlangen, das absichtliche Niederhalten jeder Neigung oder Abneigung die aus der Gegenwart stammt, trat in den früheren Partien oft bis zum Uebermaaß hervor; auch hier zwar ist die Gegenwart ganz aus dem Spiel gelassen, und nur selten blickt eine entfernte Beziehung zu ihr durch; allein unverkennbar nimmt der Verfasser mehr subjectiven Antheil, tritt öfter selbst hervor, sein Urtheil ist offen, fester, und über dem geschilderten Stoff lernen wir zugleich des Darstellers persönliche Ansichten in bestimmteren Zügen kennen. Wir betrachten dies als einen wesentlichen Fortschritt, zumal da bei Ranke ein Extrem, eine parteiische Verdüsterung der Thatsachen am wenigsten zu fürchten ist, und auch seine Entschiedenheit sich in gemessenen Gränzen der Mäßigung und Vorsicht hält.

Wie ruhig er die ganze kirchliche Frage ansehe, davon gibt er selbst Zeugniß, wenn er am Ziel angelangt die Frage aufwirft: „Beruht denn die Einheit der Christenheit wirklich so ausschließend auf dem gleichen religiösen Bekenntniß?" und darauf antwortet: „irre ich nicht, so hat sie sich auch unter den Gegensätzen behauptet, die doch die gewonnene Grundlage nicht verläugnen können, sich unaufhörlich auf einander beziehen, einer ohne den andern nicht zu denken sind. Zuletzt ist der gleichartige Fortschritt der europäischen Cultur und Macht an die Stelle der kirchlichen Einheit getreten. Was diese verloren hatte, das Uebergewicht über die Welt, ist durch jene im Lauf der Jahrhunderte wieder erworben worden" (V. S. 426). Damit ist sein historischer Standpunkt gegeben, zugleich jedoch der Weg offen gelassen seine persönliche Meinung geltend zu machen. Ruhig aber treffend wird angedeutet von welcher Seite her das Werk des Friedens Hemmungen erlitt (IV. 199, 200), ein andermal seine Kirche gegen

den oft gemachten Vorwurf weltlicher Tendenzen mit Thatsachen vertheidigt (IV. S. 227), die wohlthätige Einwirkung der neuen Lehre auf die Reichszustände im Gegensatz dazu hervorgehoben (V. S. 430) und dem Protestantismus das schöne Lob gespendet zur Bewältigung destructiver Tendenzen, die in vielnamigen Secten auftauchen, am meisten beigetragen zu haben (IV. S. 5).

Auch über Persönlichkeiten urtheilt Ranke entschiedener als sonst, wenn er gleich sich bisweilen zu bedenken scheint und in die gewohnten Bahnen behutsam einlenkt. Als Melanchthon von dem Einfluß der Ereignisse überwältigt abfällt, den todten Luther brieflich desavouirt und den Weg der weltklugen Zweideutigkeit einschlägt, da regt sich bei unserm Verfasser ein bitteres Gefühl des Unwillens und er ruft aus: diesen Brief wollte ich hätte er nie geschrieben, aber leicht getröstet fügt er die kühle Bemerkung bei: „nun man sieht wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen übernommen, gerathen kann." (V. S. 77.) Anders bei Kurfürst Moriz; hier läßt er sich von geistiger Größe, die er übrigens gebührend anerkennt, nicht bestechen die düstern Seiten des sittlichen Wesens zu verschönern. Mit einer parteilosen, aber oft schneidenden Ruhe wird die ganze Gewissenlosigkeit dieses Mannes aufgedeckt, gleich anfangs in ihm das Zweideutige, Falsche seines Gemüths angedeutet (IV. S. 402), und als er mit dem Ausland gegen den Kaiser, seinen Wohlthäter, sich verschwört, die Zerstückelung des Vaterlandes stillschweigend zugibt, fragt Ranke: war ihm (Karl) denn nicht Moriz durch die Bande der Dankbarkeit höher als vielleicht irgend ein anderer Fürst im Reiche verbunden, und beantwortet die Frage mit einem bittern Hinblick auf die grundsätzliche Undankbarkeit die Moritz gegen Vater, Gemahlin und Verwandte stets bewiesen.

Es ist ein großer Vorzug in Ranke's Darstellung, daß er mit sicherm Tacte für das Einzelne, in kleinern Kreisen sich Ereignende, stets einen umfassendern Hintergrund hervorzuheben weiß; die Erscheinungen der deutschen Geschichte treten nicht isolirt auf, sondern in einem innigen Zusammenhang mit der Universalhistorie. Dieß hat er in den einleitenden Abschnitten zum vierten Bande, wo er für die folgenden Geschichten eine allgemeinere Basis sucht, trefflich bewiesen; wir treten da in eine Zeit herein, wo der Kampf mit der neuen Lehre anfängt von eingreifender Wirkung zu werden auf das gesammte kirchliche Gebiet, wo man aus einzelnen Zügen auf die Symptome eines bedeutenden Umschwungs zu schließen berechtigt ist. Er spricht

von Frankreich, von dem Bunde Franz des Ersten mit den Türken, bemerkt dabei daß vielleicht von allen Ideen welche zur Entwickelung des neuern Europa beigetragen haben, die wirksamste die sei von einer vollkommen selbständigen, von keiner fremden Rücksicht gefesselten, nur auf sich selbst angewiesenen Staatsgewalt, und fügt treffend hinzu: „Die Verbindung Franz des I. mit den Osmanen bezeichnet den Moment wo die militärische Kraft eines großen Reiches sich von dem System der lateinischen Christenheit, das bisher vorgewaltet, lossagte und nun erst selbständig auftrat." Damit ist sehr gut angegeben, mit welchem Hauptgegner die herrschende Kirche den Kampf zu bestehen hatte, der ganze weite Blick in die folgende Zeit, der Hinweis auf die Tendenzen der absoluten Monarchie, die Zersprengung eines einzigen bloß auf Gleichheit des Glaubens begründeten Weltstaates, alles das sehen wir in entfernten Umrissen während der folgenden Zeiten sich gestalten. So weist er uns auf England hin wo es wieder die monarchische Allgewalt war die der Kirche feindselig entgegentrat; wir sehen wie sich auch dort die Tendenzen des Zeitalters in zerstörender Thätigkeit regen, wir haben uns in dem ganzen Umkreis des betretenen Gebietes orientirt, wir kennen die Kräfte die sich für und wider regten, wir ahnen was selbst Frankreich und England ihrer Stellung nach für die Kirche thun werden, und wir begreifen die Wahrheit von Ranke's Satz, den er am Schlusse der Einleitung resumirend aufstellt: „Nur zwei Fürsten gab es, welche die natürliche Neigung hatten die alten Ideen aufrecht zu erhalten, den Papst und den Kaiser."

In ebenso klaren und sichern Umrissen wird die Stellung beider Kirchen in Deutschland vor uns gezeichnet; wir lernen ihre Kräfte und Mittel, ihre Besorgnisse und Hoffnungen im Einzelnen kennen; wir sehen die Anhänger der herrschenden Kirche in unruhiger Befürchtung einer größern Katastrophe an den kaiserlichen Vicekanzler sich anschließen, dem protestantischen Bündniß ein katholisches entgegenstellen, und auf der andern Seite dringt der Geist der neuen Lehre tief und mächtig zum Theil in den Schooß der bedrohten Kirche ein. In sich zu einer compacten Einheit verbunden, von außen durch keine weltliche Macht gehemmt, bricht sich das protestantische Wesen in den Jahren 1535—1539 auf eine für die katholische Kirche wirklich bedenkliche Weise Bahn, und seit es der neuen Lehre gelungen war zwischen den widerstrebenden Elementen die sich in ihr selbst fanden, eine Versöhnung zu stiften, steht Dogma gegen Dogma, Kirche gegen

Kirche, beide in scharfer Begränzung einander gegenüber. Aus allen widerstrebenden Tendenzen der Thätigkeit hier und dort ergab sich doch in dieser Zeit ein großes Resultat, das Ranke (IV. S. 134) in die Worte zusammenfaßt: „der Bund von Schmalkalden erfocht einen entschiedenen Sieg über den Bund zu Nürnberg.“ Was für Folgen aus diesem überraschenden, hier erfreulichen dort erschreckenden Resultate langjähriger Reibungen entstehen mußten, deuten als Uebergang zum folgenden die Worte unsers Verfassers an: „In dem innern Deutschland mußte das Vertrauen zur protestantischen Sache unermeßlich wachsen. Zugleich aber ließ sich voraussehen daß die gefaßten Beschlüsse an dem Hofe zu Rom, dem sie entgegengesetzt waren, Widerstand und Gegenmaaßnahmen der entschiedensten Art hervorrufen würden.“ Beide Erscheinungen treten auch in dem Gang der Ereignisse nachdrücklich hervor: auf protestantischer Seite günstige Verträge mit der weltlichen Regierung abgeschlossen, ungehinderte Bekehrungen und eine äußere politische Stellung, die es schon jetzt sehr erschwerte ohne große materielle Mittel ihrem Einfluß eine engere Gränze zu weisen; auf der andern Seite gegründete Klagen über des Kaisers unentschiedene Kälte, Klagen die zwar nicht ohne Eindruck auf ihn blieben, da sie vom Oberhaupt der Kirche ausgingen, die aber doch auch wieder nicht mächtig genug waren den vielbeschäftigten Kaiser in den Kreis ausschließlich kirchlicher Thätigkeit hineinzuziehen. Ein Bestreben mit seinen auswärtigen Feinden zum Frieden zu kommen, eine entstehende Neigung sich Frankreich zu nähern, mehr hatten für jetzt die dringend anempfohlenen kirchlichen Zustände in Karl nicht erweckt.

Auch in Karls V. auswärtige Händel, so weit sie für die Zustände des deutschen Protestantismus einen erläuternden Hintergrund bildeten, führt uns Ranke's Darstellung ein; wir sehen die Kämpfe mit Frankreich, den Türkenkrieg, den Zug nach Algier in lebendiger Raschheit an uns vorüberziehen und gleichzeitig die damalige Ueberlegenheit der neuen Lehre in Deutschland sich vollenden. Politisch war sie es schon; der Krieg gegen Heinrich von Braunschweig mußte selbst die Sorglosesten mahnen wie weit der Schmalkaldische Bund gehen durfte. Noch immer hielten aber die großen Fragen der europäischen Politik, das Habsburgisch-Burgundische Interesse Karls ganze Thätigkeit so umschlungen daß er bei allem Wechsel seiner Stimmung, bei allem Verlangen in die Ausbreitung der neuen Lehre hemmend einzugreifen nichts anderes zu thun vermochte als ab-

zuwarten und zuzusehen. Die Gefahr wird aber dringender, sie dringt selbst in das Herz der herrschenden Kirche ein, und im „heiligen" Köln erklärt sich der greise Erzbischof Hermann selbst mit entschiedener Vorliebe für Einführung der neuen Lehre. Hier verweilt unser Verfasser einen Augenblick, er tritt aus der Stellung des Erzählers heraus, gönnt seinem subjectiven Urtheil, das er sonst so streng niederhält, einen weitern Raum und erinnert daran daß jetzt die Protestanten, schon nicht mehr zufrieden mit nur gesetzlicher Duldung, anfingen sich in der Hoffnung zu wiegen ihr System könne das allgemein herrschende werden.

Je überlegener sich aber in diesen Jahren (1543, 1544) der Protestantismus fühlte, um so unabweisbarer mußte sich ihm die Besorgniß aufdringen daß er für diese Ueberlegenheit noch große entscheidende Kämpfe werde zu bestehen haben. Diese Kämpfe kamen bald; Karl V. hatte seinen letzten Krieg mit Frankreich beendet, er hatte sich Rom sichtbar genähert, und von nun an war die Bewältigung der neuen Lehre sein fest beschlossenes Streben. Ein meisterhaftes Gemälde, das jetzt Ranke vor uns entfaltet, fast mit etwas zu bewußter Kunst und Absichtlichkeit so geordnet und gruppirt, aber an stetiger Entwicklung von Ursachen und Folgen, an fesselndem Wechsel von Ruhe und Bewegtheit, an treffender Vertheilung von Licht und Schatten, an plastischem Hervorheben des Wesentlichen eines der ausgezeichnetsten Stücke moderner Darstellungskunst. Wir sehen die drohende Macht des Schmalkaldischen Bundes, wie sie mit stolzem Selbstbewußtsein und unthätiger Sicherheit den richtigen Moment und die wahre Lage der Dinge verkennt; wir bemerken wie plötzlich ermuthigt sich alle schlummernden Kräfte der katholischen Kirche erheben, das Zersplitterte sich vereinigt; hier steht der Kaiser mit seiner zähen Beharrlichkeit die ihn zum Siege führt, dort im Hintergrund erhebt sich Herzog Moriz von Sachsen, in dem uns der Verfasser jetzt schon den überlegenen Schüler des ergrauten Meisters ahnen läßt; alles sammelt, ordnet, rüstet sich zu einer Katastrophe, deren Hereinbrechen wir mit ängstlicher Spannung erwarten. Wir theilen die Stimmungen der handelnden Personen; eine dramatische Bewegtheit welche das Gemälde durchdringt nimmt unsere Theilnahme für und wider lebhaft in Anspruch, und in den Momenten wo sich der Knoten anfängt mehr und mehr zu verwirren, sind die Ereignisse so eigenthümlich spannend und pikant angeordnet und vertheilt daß des Lesers Interesse wie vom Roman angezogen scheint.

Unter den Ursachen des Schmalkaldischen Krieges sind es besonders drei Punkte welche Ranke als entscheidende Momente vortreten läßt: zuerst die Verweigerung des Conciliums, auf dem Karl als Nachfolger der alten Kaiser nicht nur Vorsitzer, sondern rechtmäßiger Lenker und überwiegender Chef zu sein hoffte, dann die Kölnische Sache die durch ihre contagiöse Gewalt seinen niederländischen Erblanden gefährlich zu werden drohte, wenn er dem Schmalkaldischen Bunde Zeit ließ die Lage der Dinge zu nützen; endlich die gewonnene Stellung der Protestanten, das Sichere und Gebietende in der Haltung ihres Bundes, wodurch sie sein politisches Gewissen noch mehr beunruhigten als sein religiöses. Freilich war ihre Stellung dem Kaiser an sich nicht feindselig; „ihre Einigung, bemerkt Ranke (IV. S. 375), hinderte sie nicht an dem patriotischen Wunsch sich ihm anschließen, irgend eine nationale Unternehmung mit ihm ausführen zu können. Da er ihnen religiöse Concessionen machte, so faßten sie Zutrauen zu ihm, und gesellten sich ihm am Ende mit herzlicher Hingebung bei." Aber diese Hingebung war eine auf persönliche Motive, auf Zugeständnisse des Augenblicks gegründete; sie beruhte nicht auf Uebereinstimmung der Principien oder kalter fertiger Ueberlegung; und „so geschah es denn daß sie eben in den Glaubensstreitigkeiten zuerst zu empfinden bekamen, daß der Kaiser keinen auswärtigen Feind mehr zu bekämpfen hatte." Vortrefflich deutet Ranke an wie sich allmählich zu dem Kampf für das rein Religiöse weltliche Tendenzen gesellt hatten, wie sie aus einer kirchlichen Gemeinschaft eine politische Macht, eine oppositionelle Verbindung geworden waren, und er bedenkt sich nicht das strenge Urtheil auszusprechen: „daß ihre Politik, wiewohl sie mit den lobenswerthesten Eigenschaften, namentlich reichsständischen Pflichtgefühls zusammenhing, dennoch fehlerhaft war, und diese Fehler, wie alle auf Erden, sich rächen mußten."

So bereitet sich die große Katastrophe vor; Luther selbst war nicht mehr, und die Bedeutung seines Todes deutet Ranke mit der schönen Bemerkung an: „Eine große Persönlichkeit bemerkt man nicht allein wenn sie gegenwärtig ist; man wird ihren Werth oft dann noch mehr inne, wenn die Stelle leer ist die sie einnahm" (IV. S. 397). Kaiser Karl erfaßte aber die Bedeutung des Augenblicks durchaus; Ranke hebt richtig hervor daß derselbe die Lage der Dinge nicht ausschließlich von ihrer politischen Seite ansah, sondern daß ihn zugleich die Idee beseelte auf einer verjüngten Grundlage der alten

religiösen Anschauung das Kaiserthum der frühern Zeit wieder aufzubauen. „Zugleich dort einen für die Regeneration der katholischen Kirche maaßgebenden Einfluß zu gewinnen, und hier die Stände zur Anerkennung der Beschlüsse des Conciliums mit Güte oder mit Gewalt zu zwingen, das war der Gedanke der ihn erfüllte" (IV. S. 409).

Gegenüber allen diesen Kräften die jetzt in Karls V. langsamer aber sicherer Thätigkeit einen Mittelpunkt fanden, thaten die Protestanten nichts den drohenden Sturm zu beschwören; sie hatten kaum eine Ahnung von dem was sich vorbereitete. Erst auf dem Regensburger Reichstag erwachten die Sorglosen, als schon alle Anstalten getroffen waren sie zu bewältigen; es war schon zu spät; denn „es gibt auch eine politische Strategik, und durch diese waren die Protestanten besiegt ehe der Krieg noch begann." Wir sehen den Abfall beginnen, die Muthlosigkeit um sich greifen, und der Ausgang des großen Drama's kann kaum mehr zweifelhaft sein. Gleichsam um uns einen Ruhepunkt zu geben und in mancher Hinsicht auch einen Trost, ehe wir die Niederlage und die Unterdrückung erfahren, geht Ranke jetzt auf das Tridentinische Concilium über. Eine tief eingehende Darstellung der Hauptfragen, gegenüber gehalten dem allgemeinen Standpunkt der Synode, gibt uns hier den Schlüssel zu der Weigerung der Protestanten sich dem Willen der Versammlung zu unterwerfen; nirgends verläßt der Verfasser mehr den sonst ängstlich festgehaltenen Gesichtspunkt der kalten Objectivität, und wir haben hier fast ebenso viel persönliches Urtheil als historische Thatsachen.

Er hatte in einem früheren Bande einmal die Bemerkung hingeworfen daß er das Tridenter Concilium als eine Rückwirkung der protestantischen Tendenzen ansehe, und hatte dabei auf Möhler hingedeutet, dessen Angriffe hauptsächlich auf eine entgegengesetzte Meinung sich stützten; ähnlich verfährt er hier. Es ist ein überwiegend apologetisches Element das sich in der Darstellung hervordrängt; er spricht für seine Kirche und vertheidigt sie durch Thatsachen gegen den Vorwurf die dargebotene Hand zum Frieden kalt abgelehnt zu haben. Er hebt hervor was man in Deutschland gefordert, und stellt dem gegenüber wie man diese Forderung befriedigt habe. „In diesem für die Deutschen bestimmten Concilium fanden sich beinahe keine Deutschen. Man hatte davon geträumt das Papstthum zu beschränken: in Trient hatte der Papst einen vollkommen überwiegenden Einfluß." Es sind dieß noch nicht die stärksten Vorwürfe die er aus-

spricht; Gedanke und Form erheben sich über die gewohnte Abgemessenheit Ranke'scher Darstellung; der ganze Abschnitt ist mit einer Wärme und subjectiven Theilnahme geschrieben die klar beweist daß es ihm hier nicht darum zu thun war sich persönlicher Gefühle und Ueberzeugungen, die mit uns aufwachsen, künstlich zu entäußern.

Er wendet sich zu den Angelegenheiten Deutschlands zurück; die Ereignisse des verhängnißvollen Jahres 1547, die Niederlage der Protestanten, die Gefangennehmung des Kurfürsten und Landgrafen werden lebendig und mit derselben gedrängten Raschheit geschildert die den Begebenheiten selbst eigen ist. Mit der Vollendung des kaiserlichen Triumphs schließt auch der vierte Band, und die Zeiten des Interims leitet er passend mit den Worten ein: „Siege werden bald erfochten; ihre Erfolge zu befestigen, das ist schwer."

Denn jetzt, nach erkämpftem Siege, stand Karln noch ein Gang mit seinem Verbündeten, dem Papst, bevor; sie waren entzweit, und des Kaisers weit ausgreifender Plan an der Spitze des Conciliums, von Rom unterstützt, ähnlich einem der Ottonen oder Salier der Kirche Einheit und Reform zu geben, entbehrte der ersten Grundlage. „Es war ein großes Schicksal, ruft Ranke aus, daß in dem entscheidenden Augenblick die Erbitterung zwischen beiden größer war als je." Um so glänzenderes Gelingen ward der kaiserlichen Sache auf einer andern Seite; der Widerstand im Reich ist gebrochen; mächtiger als seit Jahrhunderten ein deutscher König stand Karl jetzt da, und auf dem Reichstag macht sich der dürftige Rest innern Widerstrebens in so zahmer demüthig serviler Weise geltend daß unser Verfasser indignirt bemerkt: welch' eine Häufung des Gnädigst und Unterthänigst in einer Sache die sie mit gutem Recht hätten fordern können! Des Kaisers Lieblingsgedanke, das Interim, womit die katholische Kirche sollte aufrecht erhalten und doch den Protestanten die Möglichkeit gegeben werden sich an Karl anzuschließen, ward angenommen, der glückliche Moment zu kirchlichen und politischen Restaurationen eifrigst benützt, die Reaction ging ungehemmt ihren gewaltsamen Gang; endlich wird dem Kaiser auch die schöne Hoffnung mit dem Concilium eine Verständigung in *seinem* Sinne zu erlangen — da wendet sich die Gunst des Schicksals von Habsburg, und fast noch rascher als alles errungen war geht dieses und noch mehr verloren. Unser Verfasser hat über diese große Wendung der Dinge uns den Blick in den trüben Hintergrund fortwährend offen gelassen; wir sehen des

Kaisers Glück steigen, mit unheimlicher Schnelligkeit steigen, aber daneben wird uns das ahnungsvolle Gefühl eines nahen Wechsels stets rege erhalten; alle Elemente des Widerstandes, die dumpfe Gährung im Volke sehen wir in gleichem Verhältniß mit Karls V. Macht sich mehren. Die Katastrophe bricht herein; wir sahen sie mit Sicherheit kommen, und doch überrascht uns die Raschheit und Stärke womit sie kommt. Ranke hat in diesen Abschnitten alles aufgeboten was spannende, gewaltsam und ängstlich fesselnde Darstellungskunst vermag, mit dramatischer Bewegtheit drängen sich die Vorbereitungen zur Lösung des Knotens, Fingerzeige auf die nahe Entwicklung durchzucken das noch verhüllte Gebiet der Zukunft, kein Capitel endet ohne eine bedeutende Frage, eine ahnende Hindeutung auf die Katastrophe, und das Ganze rundet sich ab wie zu dem effectvollsten Schluß eines großen, alles bewegenden Drama's.

Wir unterdrücken die vielleicht begründete Frage ob die Kunst hier nicht zu viel gethan, und den einfachen Gang des Lebens gewaltsam zu jener Höhe poetischer und plastischer Abrundung gesteigert habe; für Ranke's Art und charakteristisches Wesen liegt darin jedenfalls ein bezeichnender Zug. Dem Leser aber wird es außerordentlich leicht gemacht das ganze innere Gewebe in einer Anschauung zu vereinigen und über die nothwendig eintreffenden Folgen sich die Augen offen zu halten; hier Karls Glück, seine gewaltsam benutzte Ueberlegenheit, dort die im Geheimen fortschleichende Thätigkeit des Auslandes, die Spannung mit dem eigenen Bruder, der schlimme Eindruck der religiösen Reaction, der Volkshaß gegen die übermüthigen Spanier, der Unwille über Landgraf Philipps schmähliche Behandlung. Die ganze Erhebung des Kurfürsten Moriz gewinnt dadurch einen innern Gehalt, den sie für den ersten Augenblick nicht zu haben scheint; aus einer Verschwörung des Einzelnen wird sie zu einer That der gesammten Nation, deren Unzufriedenheit wir in ihren einzelnen Stadien haben sich steigern sehen. Bemerken wir wie fein Ranke zwischen der Stimmung des Volkes und der Thätigkeit der Fürsten den innern Zusammenhang herzustellen weiß; hätte man nicht meinen sollen, fragt er sich selbst, die Nation in ihren verschiedenen Ständen beleidigt, in der Tiefe ihres Daseins angegriffen und in ihrer Zukunft bedroht, werde sich plötzlich einmal wie Ein Mann erheben? „Das ist", antwortet er, „nicht ihre Gewohnheit. Durch die Mannichfaltigkeit der herrschenden Gewalt ist ihre Aufmerksamkeit von je her zu sehr nach

verschiedenen Punkten hin zerstreut gewesen, als daß dieß so leicht geschehen könnte. Auch sieht sie gern ihre Fürsten sich vorangehen." (V. S. 202.)

Die Ereignisse sind ihrem Abschluß nahe; der Ueberfall des Kaisers, der Passauer Vertrag, der Augsburger Religionsfriede drängen sich in rascher Folge, und mit dem letztern ist endlich errungen was der Protestantismus kaum in weiter Ferne als ersehntes Ziel erstrebt hatte. Sie sind der Autorität der Concilien entzogen, ihr gesammtes Gebäude der neuen Lehre ist als gesetzlich geduldet anerkannt, der Wille des Papstes für sie nicht mehr bindend. „Es mag", sagt Ranke, „nur wie ein leichtes Wort erscheinen, wenn es heißt: der Friede soll bestehen, möge die Vergleichung erfolgen oder nicht; aber darin liegt die Summe der Dinge, die große Aenderung der Verfassung." (V. S. 390.)

Die Epoche der kirchlichen Reformation hat aber mit diesem Frieden ihr erstes Stadium vollendet; was unser Verfasser weiter noch hinzufügt, ist minder eine fortgesetzte historische Darstellung der folgenden Zeit als eine Ergänzung der frühern, durch resumirende Uebersichten und einzelne Hindeutungen auf die Zustände der nächsten Zukunft. Wir werden mit den Grundzügen der Kirchenverfassung des Protestantismus bekannt gemacht, ihre Mängel hervorgehoben und damit die Quelle spätern Verfalls angedeutet. Die ersten Dogmenstreitigkeiten im Schooß der neuen Lehre, der beginnende verhängnißvolle Kampf an welchem ihre Kraft und Einheit Schiffbruch leidet, werden uns in ihren Anfängen erzählt; dazwischen treten einzelne tiefliegende Lebensfragen hervor, deren Lösung erst die folgende Zeit zu bringen berufen schien. Am Schluß endlich läßt uns Ranke noch einen Blick auf den geistigen Zustand thun: von dort ist die neue religiöse Bewegung ausgegangen, dort muß auch ihre Rückwirkung im hohen Grade thätig gewesen sein. Auch hier reißt sich der Geist von der Ueberlieferung los; „er ist überall bemüht die Kenntniß welche die Alten besaßen zu erweitern und zu ergänzen. Gegen die Systeme, die sie gebildet ruft er den fragmentarischen Widerstand zu Hülfe, der sich unter ihnen selbst geregt hat, und schickt sich an aus eigener Kraft zur Anschauung der Natur der Dinge hindurchzudringen. Die gewonnene religiöse Ueberzeugung flößt ihm Vertrauen und Furchtlosigkeit ein: Forschung und Kritik werden ihre Natur." (V. S. 494.) In allen Zweigen des gelehrten Wissens wird uns diese Erscheinung

nachgewiesen, nur die Volksliteratur wird etwas kurz berührt, und doch hatten gerade dort die neuen Bewegungen ihre wirksamsten Folgen geäußert. Am Ziel angelangt, überblickt der Verfasser noch einmal das durchwanderte Gebiet; er läßt ein Schlaglicht auf die kommende Zeit fallen, die er als die Epoche der Gegenreformation bezeichnet; er hebt den Kampf hervor den im folgenden Jahrhundert alte und neue Kirche mit einander durchzuringen haben; er erinnert daran wie schwer es geworden zuletzt noch die geistige Selbständigkeit der Nation gegen die von beiden Seiten angerufene Theilnahme des Auslands zu schützen, was eigentlich erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einigermaßen geschehen sei, und schließt dann: „Eher konnten die ursprünglichen Bestrebungen, welche das Zeitalter das wir betrachtet haben erfüllten, nicht in voller Freiheit und Kraft wieder aufgenommen werden. Sie zielten dahin an den lebendigen Momenten der allgemeinen und nationalen Geschichte festhaltend eine allseitige und unabhängige Entwickelung der Nation hervorzubringen; sie verknüpfen die Anfänge unserer Geschichte mit ihrer fernsten Zukunft."

L. Ranke's preußische Geschichte.*)

(Allg. Zeitg. 5. u. 6. Aug. 1849 Beilage Nr. 217 u. 218.)

Bücher wie das vorliegende bedürfen im Grunde keiner besondern Einführung beim historischen Publicum; die Individualität des Geschichtschreibers und seine Art der Behandlung ist allen die sich für geschichtliche Lectüre interessiren bekannt genug. Die fleißige und scharfsichtige Forschung, die Kunst den Stoff mit malerischer Uebersichtlichkeit zu gruppiren und die eigenthümliche Gewandtheit einzelne bedeutende Momente besonders prägnant ins Licht zu stellen — diese Vorzüge haben auch diejenigen stets anerkannt die an Ranke's Haltung eine gewisse künstliche Objectivität, ein absichtliches Diplomatisiren tadelten, und in seiner Darstellung oft mehr Manier als wahre ungezwungene Kunst wahrnehmen wollten. Beides, die Licht- und Schattenseiten, werden die Bewunderer und Gegner auch an diesem Werke wieder herausfinden wie an den früheren; nur die Darstellung und Erzählung werden sie zwar ebenso klar und durchsichtig, aber

*) Neun Bücher preußischer Geschichte. Drei Bände. Berlin, 1848 und 1849.

schlichter und ungezwungener finden als in den andern Werken Ranke's.

Die „Neun Bücher" umfassen die Geschichte der Entstehung und Vollendung der preußischen Monarchie, wie sie sich in Deutschland als hervorragender unabhängiger Staat und in Europa als eine fünfte Großmacht herausgebildet hat. In gedrängter Uebersicht werden die älteren Zustände, seit der Zeit wo die Hohenzollern im deutschen Norden festen Fuß faßten, vorübergeführt; bei Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, wird länger verweilt, wenn auch vorzugsweise nur bei den Momenten welche die absolut militärische Gestaltung des jungen Staates und die Richtung seiner äußern Politik betreffen; die Perioden Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. sind dann schon mit ziemlicher Vollständigkeit dargestellt, der größte Theil des Werkes aber wie natürlich dem Wirken Friedrichs II. gewidmet. Drei Bücher von den neun umfassen die Entwicklung bis 1740, die sechs übrigen enthalten die Geschichte von Friedrichs erstem kriegerischen Thun bis zum Dresdener Frieden, und dann die friedlichen Jahre der innern Organisation und staatlichen Reform. Diese letzteren Partien sind durchweg kürzer behandelt, und der größere Raum ist der äußern Politik gewidmet, auf die sich auch Ranke's urkundliche Forschungen in Berlin selbst, in Dessau, Dresden, Paris und London vorzugsweise beziehen. Diese äußern Verhältnisse sind mit einer eindringenden Sorgfalt behandelt, wie das bis jetzt für diese Periode noch nirgends unternommen worden ist; ein reiches Detail und die historische Kunst des Darstellers jeden einzelnen bedeutenden Moment lichtvoll hervortreten zu lassen, jeden Uebergang psychologisch zu vermitteln und so die Dinge vor unsern Augen entstehen zu lassen, machen diese Partien des Werkes zu einer äußerst anziehenden und belehrenden Lectüre.

Die Entwickelung des brandenburgischen Kurfürstenthums zu einem geordneten, militärisch und administrativ wohlbestellten Staatswesen, die allmälige Emancipation des jungen lebenskräftigen, wenn auch wenig umfangreichen Staates, bis er die volle Unabhängigkeit erlangt und als ein neuer politischer Factor unter die vorhandenen europäischen Mächte eintritt — dies füllt die Geschichte des großen Kurfürsten und der beiden ersten Könige aus. Was aber bis dahin geschah, war, wie Ranke an einer Stelle richtig sagt, weniger in bewußtem Ehrgeiz geschehen als durch die Pflicht der Selbsterhaltung,

die darauf hin drängte eine nach allen Seiten unabhängige Stellung zu ergreifen. Die bewußte und consequente Richtung trat erst mit Friedrich II. ein; jetzt freilich mit einer solchen Fülle persönlicher Mittel ausgerüstet und nach Vorbereitung eines so trefflichen Materials, daß es nur eines sehr kurzen Zeitraums bedurfte um den neuen preußischen Staat zu vollenden. Der continentale Protestantismus, sagt Ranke, hatte einen Versuch gemacht sich in Schweden zu einer Weltmacht zu erheben, aber vergeblich; in welthistorischem Sinne dasselbe was die streitbaren Schwedenkönige, Gustav Adolf, Karl X. und Karl XII. nicht zu vollbringen vermocht hatten, vollzog jetzt Preußen, aber auf eine andere Weise. Jene würden den religiösen Begriff mit Strenge festgehalten haben; das Emporkommen von Preußen, wie es in der Mitte des 18. Jahrhunderts erschien, beruht darauf daß das nicht geschah. Hier riß sich die Idee des Staates von ihrer Verbindung mit dem positiven Bekenntniß zum erstenmal los. Der Begriff des protestantischen Reichsfürstenthums mit dem Rechte der kirchlichen Reformation setzte sich in den des Staates um, der vor allen Dingen hierauf Verzicht leistete. Um sich vor dem Uebergewicht anderer Weltelemente zu schützen, oder ihr Recht gegen sie zu behaupten, mußte die protestantische Welt diese Umwandlung vornehmen.

Was anfangs als eine Neuerung erschien, war nach zwanzig bis dreißig Jahren der allgemeine Sinn von Europa. Daß Friedrich mit der geistigen Bewegung der Zeit verbündet war, machte ihn groß in ihren Augen und förderte seine Unternehmungen. Er richtete einen Staat auf in welchem der Druck, der noch an vielen Stellen nicht vermieden werden konnte, durch die Erwägung der Nothwendigkeit gemildert wurde, der Gehorsam ein Bewußtsein der Freiheit nicht ausschloß. Mit Recht hebt Ranke auch hervor daß die Generation welche Friedrich umgab eine der geistesmächtigsten war welche Norddeutschland hervorgebracht. Feldherren wie Münnich, der Marschall von Sachsen, der alte Dessauer und andere Gefährten des Königs, dann die Restauratoren der deutschen Philosophie, Kritik und Alterthumskunde gehörten diesem Geschlecht an. Wie Friedrich, bemerkt Ranke, die Disciplin der Römer in seinem Heere wiederherstellte, so wetteiferte der deutsche Geist in seiner eigenen Sprache in allen Zweigen der Literatur mit dem Alterthum; eine gesinnungsvolle, in ernster Arbeit emporstrebende Zeitgenossenschaft; Geister der verschie-

densten Richtungen, weder unter einander einverstanden noch zu diesem Werke herbeigezogen, aber in höherem Sinne zusammenwirkend.

Bezeichnend blieb dabei immer daß das junge Preußen, namentlich seit es sich mit Friedrichs Thronbesteigung von dem es ausbeutenden Einfluß Oesterreichs befreit hatte, sich immer im Gegensatz gegen die auf andern Grundsätzen beruhende Reichsgewalt entwickelte; daß es, obwohl in seinem Inhalt deutscher als irgend ein anderer Staat, doch immer als ein Besonderes und dem bestehenden Deutschland und seinen Formen Entgegengesetztes dastand. Freilich war es ja von Anfang an rein aus dem Landesfürstenthum, gegenüber der Reichsgewalt und bald in feindseligem Gegensatz gegen sie, zu einer politischen Selbständigkeit herangewachsen, und es scheint nicht als wenn es diesen Anfang je verläugnen sollte. Es ist nun in unserem Jahrhundert zweimal der Versuch gemacht worden Preußen, die größte landesfürstliche Macht Deutschlands, zur kaiserlichen, wenn man so sagen darf, zur legitimen zu machen; der Versuch ist beidemal mißlungen, und zwar immer am meisten durch Preußens eigene Schuld. Man scheint diesem friedlichen Uebergang vom Territorialfürstenthum zum Kaiserthum die Fortsetzung der alten Politik vorzuziehen: man will lieber usurpirend und erobernd die territoriale Macht des preußischen Königthums vollenden als mit den vorhandenen Kräften die alten Traditionen der kaiserlichen Einheit wieder aufbauen helfen.

Ranke findet an diesem Gange der Entwickelung nichts zu beklagen; er stellt in der Einleitung das Landesfürstenthum von seiner günstigsten Lichtseite dar, und zeichnet die Zeiten, die uns fast als die unglücklichsten erscheinen, z. B. die letzte Periode des 16. Jahrhunderts, in den blühendsten Farben. Wir möchten diese Phasen der deutschen Geschichte weder mit so zufriedenen Augen betrachten noch uns im allgemeinen der landesfürstlichen Entwicklung deutscher Zustände in so fatalistischer Betrachtung wie eines Glückes getrösten; gerade die Gegenwart beweist wieder einmal recht schlagend wie unglückselig es für die Gestaltung eines nationalen Lebens ist wenn schon Jahrhunderte hindurch das Volk in die Bahnen der territorialen und particularen Entwicklung hineingeworfen und die einheitliche Form fast zu einer verwischten Tradition geworden ist.

Unser Geschichtschreiber deutet alles was auf die Gegenwart Bezug haben könnte, nur sehr zurückhaltend an; so nahe oft die Vergleichungspunkte liegen, er bleibt, wie er in der Vorrede ankün-

digt, stets bemüht „unbekümmert um die Neigungen oder Abneigungen des Tages die Ereignisse zu so viel wie möglich objectiver Anschauung zu vergegenwärtigen.“ Jene Zurückhaltung die Dinge scharf und bestimmt anzufassen hat indessen der Objectivität bisweilen Eintrag gethan; neben den milden und weichen Conturen vermissen wir oft die harten und kräftigen Striche wie sie der Zeit und den Charakteren entsprechen. Ranke hat eine Neigung die mildeste und günstigste Seite hervorzukehren, die sich mit der wahren Objectivität nicht gut verträgt; das läßt sich an Personen und an Zuständen nachweisen. Die innere Verwaltung des jungen Staates lernen wir allenthalben nur von ihrer Lichtseite betrachten; König Friedrich I. und Friedrich Wilhelm der I., die von früheren Geschichtschreibern mit Uebertreibung, man kann sagen Grau in Grau gezeichnet worden sind, erscheinen hier in sehr günstiger Beleuchtung. Selbst in Kaiser Karl VII. werden die wenigen guten Seiten sehr ins Licht gestellt, seine Ohnmacht und politische Nichtigkeit, die durch die Kaiserrolle nur um so stärker in die Augen fällt, wird sehr schonend behandelt. Von König Friedrich I. werden uns die günstigen Erfolge, nicht aber die bis zum Lächerlichen getriebene Nachäffung französischen Wesens und französischer Sitte, und die einen ziemlich dürftigen Geist verrathende Liebhaberei für Etikette und Repräsentation hervorgehoben. Von König Friedrich Wilhelms harten und widerwärtigen Seiten wird viel weniger Notiz als von seinen guten Zügen genommen. Obwohl Ranke selbst die Verhältnisse zum Kronprinzen zum erstenmal aus den Acten und kritisch gesichtet darstellt, kann er sich doch nicht entschließen Friedrich Wilhelms Härte, Rohheit und beschränkten Eigensinn gehörig zu betonen. Und doch bietet nicht nur seine Familiengeschichte, sondern die innere Staatsverwaltung selbst Stoff genug die verwüstende und zerstörende Wirkung nachzuweisen, die diese Eigenschaften des Königs trotz seinem guten Willen vielfach geübt haben. Ranke schlägt den guten Willen zu hoch, die schlimmen Gegenwirkungen zu gering an; von dem patriarchialischen Despotismus des Königs werden fast nur die günstigen Seiten sichtbar. Auch seine äußere Politik betrachtet Ranke viel zu optimistisch, wenn er darin consequente staatsmännische Gedanken oder ein politisches System erblickt, mit dem der König zuletzt scheiterte.

Wenn man die Individualität Friedrich Wilhelms genau ins Auge faßt und mit den Beweggründen die auf ihn einwirkten, die

einzelnen Momente seines Handelns vergleicht, scheinen nicht alle politischen Schritte die er that so vorwiegend das Werk der Combination zu sein, wie der Geschichtschreiber es darzustellen sucht; Friedrich Wilhelm handelte, wie naive, unverdorbene Naturen dieses Schlags zu thun pflegen, sehr häufig nur nach dem angeborenen Instincte, nach Vorliebe oder Antipathie, nach Gewohnheit und Ueberlieferung. In einer altfränkischen kernhaften Natur wie die seine war, wirkten die Traditionen der Vergangenheit viel mächtiger als die politischen Lagen und Combinationen der Gegenwart; die conservative Richtung seines ganzen Wesens, wie sie am Glauben und an der Sitte der alten Zeit festhielt, so haftete sie auch noch mit aller Pietät an den ehrwürdigen Erinnerungen des deutschen Kaiserthums. Gerade dadurch ließ sich der König in sehr wichtigen politischen Momenten viel eher bestimmen als durch feinere politische Erwägungen; die „europäisch"-deutsche Stellung Preußens wirkte auf seine Anschauung der Dinge viel weniger mächtig als das Gefühl der Unterordnung unter den deutschen Kaiser. Uns scheint als könne Friedrich Wilhelm in diesem Lichte beurtheilt nur gewinnen. Will man in ihm den feinen, weitausschauenden Politiker suchen, so muß man zugeben daß er am Ende seiner Tage sich in allen seinen politischen Berechnungen getäuscht und übervortheilt sah; sucht man in ihm nur den offenen, geraden deutschen Mann, den seine Pietät in der Ergebenheit gegen Oesterreich weiter trieb als es die Staatsklugheit rieth, so wird er dadurch von Seite seines Charakters um so achtungswerther, und was er als Staatsmann verfehlt hat, wird durch die Ehrenhaftigkeit des Menschen vollständig gerechtfertigt.

Die kleinlich egoistische Politik Oesterreichs, welche Preußen vernachlässigte, Lothringen preisgab, Polen an die sächsische Ohnmacht überließ, fiel wie immer Deutschland allein zur Last, und es gilt nicht bloß von jenem Moment, sondern von sehr vielen späteren was Ranke ausruft: welch ganz andere Dinge würden die Deutschen ausgeführt haben, in Italien, am Rhein und in Polen, hätten die beiden Mächte zusammengehalten! Mit allem Recht beklagt der Geschichtschreiber diese Wendung der Dinge, und die allgemeine Betrachtung die er beifügt hat ebenfalls nicht bloß für jene Tage ihre vollständige Geltung. Ohne Vereinigung von beiden, sagt er, konnte von dem Reiche nichts mehr geleistet werden; sich die Augen dagegen zu verschließen war ein Mißverständniß der Erfolge

der Vergangenheit und der Nothwendigkeit der Zukunft das Erzhaus hätte niemals anderen Verbündeten den Vorzug geben sollen: daß es dieß that, ist ihm unendlich theuer zu stehen gekommen. Die Mißhelligkeit die hiermit entstand und von der alle Verhältnisse ergriffen wurden, ist von welthistorischer Bedeutung; ihre Folgen werden unsere Geschichte erfüllen.

Die kleinen und einzelnen Züge, die Friedrich Wilhelms Wesen und Wirken ausmachen, hat Ranke mit der Kunst seiner psychologischer Charakteristik, die wir an ihm kennen, zusammengestellt: seine Rührigkeit, seine schafflustige Unruhe, seinen Eigensinn und seine Energie alle widerstrebenden Tendenzen in dem militärisch absoluten Staatsbau niederzuhalten und die abweichenden Richtungen so verschiedener Persönlichkeiten in einem Mittelpunkte zusammenzuhalten. Aber in dem Gesammturtheil scheint er uns ihn überall zu hoch zu greifen; wenn er von der „Genialität" des Königs spricht oder ihn mit Karl XII. und Peter dem Großen zusammenstellt, so thut er für den König zu viel oder zu wenig, wie man es nimmt. Zu wenig indem er den hausbackenen, nüchternen und bürgerlichen Sinn des Königs, der von allem Genialen und wahrhaft Originellen durchaus entfernt war, nicht genug ins Licht treten läßt; zu viel, insofern vergessen wird wie viel ihm vorgearbeitet war, und daß zwischen dem Rußland wie es Peter vorfand und dem Preußen dessen Regierung Friedrich Wilhelm übernahm alle Vergleichungspunkte fehlen.

Ranke sagt: „Die verschiedenen Eigenschaften die das Wesen Friedrich Wilhelms ausmachen, gemahnen an eine nordische Sage, in welcher Odin und Thor das Schicksal eines aufwachsenden Helden bestimmen. Ich schaffe ihn, sagt der erste, daß er drei Menschenalter lebe; sein Stamm, sagt der andere, soll mit ihm zu Ende gehen; der eine verspricht ihm schöne Waffen, Geld und Gut, der andere verhängt ihm Mangel an Grundbesitz und schwere Wunden. Ich schaffe ihn daß er den besten Männern werth erscheine, sagt Odin; dem Volke, fügt Thor hinzu, soll er verhaßt sein. Dem König Friedrich Wilhelm war versagt was auf den Höhen der Gesellschaft am leichtesten erscheinen sollte, das Leben selber in heiterer und geistiger Genugthuung zu genießen, andere um sich her zufrieden und glücklich zu machen." Wir müssen gestehen daß uns Friedrich Wilhelms Erscheinung an ganz andere Dinge gemahnt als an Vergleichungen aus dem Gebiete der Sage und Poesie; und nicht nur jene „mildere Seite des Daseins"

scheint uns dem König versagt gewesen zu sein. Neben einem prosaischen und praktischen Hausmannsverstand und neben dem ernsten pflichttreuen Eifer seinem hohen Berufe ganz zu leben hatte der Vater Friedrichs II. die ganze Nüchternheit, Derbheit und Trivialität der damaligen Bildung und Sitte, wie sie im deutschen Mittelstand herrschte; so kräftig, so genügsam, so roh, aber auch so gesund wie diese Schichten unserer Nation damals waren, hatte Friedrich Wilhelms Wesen nichts in sich was eine ideellere Vergleichung zuließe.

Friedrich Wilhelm hatte das treffliche Material zu einem tüchtigen Militärstaate herbeigeschafft; der Geist der in den innern wie in den äußern Angelegenheiten zu vermissen war, der frische Lebensodem der die Prosa der Alltäglichkeit erhob, der die Pedanterie und geistige Enge überwand, mußte diesem Stoff erst von einem andern eingehaucht werden. Darum erinnert in Friedrichs II. Geschichte einerseits so vieles an den Vater, was dieser als brauchbaren Stoff vererbt hatte, und doch ist im großen und ganzen wieder alles verschieden, wie der verständige Vater und der geniale Sohn es ihrem innersten Wesen nach von jeher waren. Darum sagt Ranke selbst beim Abschluß von Friedrich Wilhelms Regierungsgeschichte: schon richtete alles seine Augen auf den Nachfolger, dessen Fähigkeiten durch die häuslichen Stürme die er erlebt nicht gebeugt, sondern in vielseitiger Entwickelung eher gefördert worden waren, der, so entfernt er auch noch von allen Geschäften gehalten wurde, doch im Stillen heranreifte um ihre Leitung zu ergreifen. Der alte König ließ sich wohl gegen seine Vertrauten vernehmen man wisse nicht was in dem Friedrich alles liege.

Friedrich hatte indessen die letzten Jahre vor seines Vaters Tod ganz mit Beschäftigungen ausgefüllt die ihn auf die Erfüllung seines hohen Berufes vorbereiten konnten. Das Militärwesen, die innere Verwaltung eignete er sich mit einem Ernst und Eifer an die ihm nicht nur die Zufriedenheit des Vaters erwarben, sondern demselben oft unwillkürlich Aeußerungen entlockten in denen sich das Gefühl aussprach wie sehr ihm der Sohn überlegen sei. Was Ranke über die Beschäftigungen des Kronprinzen mittheilt, ist von großem Interesse; neu und anziehend ist besonders sein Verhältniß zu den religiösen Streitfragen des Jahrhunderts. Ranke macht dabei die allgemeine Bemerkung: In dem achtzehnten Jahrhundert hat man eine von dem Positiven und Eigentlich-christlichen abgewandte Richtung verfolgt —

bis die Irreligion einmal die Staatsgewalt erobert und eine große Nation in dem Tempel der Vernunft angebetet hat. Aber die Welt konnte nicht ertragen vor dem Göttlichen zu veröden. Das neunzehnte Jahrhundert kehrte zu den Lebensquellen um an welchen die früheren Zeiten sich genährt hatten; es kam selbst auf das Confessionelle zurück, welches nun einmal die Form für die positive Religion geworden. Welch ein Mißverständniß jedoch darum den alten Hader, aus dem man soeben hatte entkommen wollen, oder den Anspruch auf hierarchische Alleinherrschaft zu erneuen! Die aus der Lage der Dinge entspringende Forderung ist vielmehr das Positive zu einem allgemein Gültigen zu entwickeln worin sich alle Parteien vereinigen könnten, und indeß das in jeder inwohnende Wahre eine an der andern anzuerkennen.

Auch Friedrich fühlte sich in den letzten Jahren vor seinem Regierungsantritt von den religiösen Streitfragen der Zeit berührt, und die vorhandene Grundlage seines positiven reformirten Kirchenglaubens gerieth mit deistischen Zweifeln die in ihm aufstiegen zum erstenmal in Zwiespalt. Ein sächsischer Staatsmann Graf Manteuffel verwies ihn auf Wolffs Philosophie; ein anderer Sachse, Suhm, übersetzte ihm Wolffs Metaphysik Capitel für Capitel ins Französische. Der Prinz faßte die neue unbekannte Wissenschaft mit der lebhaftesten Wißbegierde auf, und der Eindruck den sie auf ihn machte spricht sich in der Correspondenz aus die noch auf dem Dresdener Archive vorhanden ist. Den größten Eindruck machte auf ihn die Lehre Wolffs von dem einfachen Dinge, das von Gott einmal geschaffen nur durch seinen Willen wieder vernichtet werden könne, und daher von der Einfachheit und Unvergänglichkeit der menschlichen Seele. Er fand die Folgerungen des Philosophen treffend und tief. Ich bin jetzt überzeugt, schrieb er im April 1736 an Manteuffel, von der Unsterblichkeit der Seele; ich glaube an Gott und an den welcher gesandt ward die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein so viel ich kann, dem Schöpfer die Anerkennung widmen die seine Creatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen meines Gleichen erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann das ihm dankbar ist weil er ihm sein Dasein gegeben. In ähnlichem Sinn äußert sich der Prinz gegen Suhm, und dankt ihm daß er ihm zum Bewußtsein seiner Seele verholfen habe; ja noch später, in einem

Briefwechsel mit Voltaire, steht er gegenüber dem Franzosen auf diesem gläubigen und positiven Standpunkte. Er verficht gegen den Anhänger des englischen Deismus mit vieler Lebhaftigkeit die Lehren welche in dem Spiritualismus der alten Zeiten und der deutschen Nation wurzeln. Es wäre interessant genauer zu verfolgen wie sich der Umschwung in der Meinung Friedrichs vorbereitet hatte; Ranke hebt zwar mit Nachdruck hervor wie der junge König während seiner ersten Feldzüge selten vergaß in seinen Siegesberichten dem Beistand Gottes eine Stelle anzuweisen, aber freilich genügt dieß nicht sein damaliges Verhältniß zu diesen tiefsten und innerlichsten Lebensfragen nachzuweisen, und den allmählichen Uebergang zur Voltaire'schen Lebensanschauung zu ermitteln.

Inzwischen rief der Tod Friedrich Wilhelms I. den Prinzen auf den Thron, in einem Augenblick wo die bevorstehende europäische Krisis, die durch das Aussterben des Habsburger Mannsstamms veranlaßt ward, die ganze Kraft und Genialität einer solchen Persönlichkeit erforderte. Friedrich befand sich in Rheinsberg als die Nachricht vom Tode des Kaisers anlangte; man sagte Friedrich sei erblaßt als er sie vernahm, es war als fühle er daß sein Schicksal ihn rufe. Am ersten Tage stand auch sein Entschluß fest sich Schlesiens zu bemächtigen. Manche, erzählt Ranke, meinten wohl er werde daran denken nach dem Aussterben des habsburgischen Stammes die kaiserliche Würde an den brandenburgischen zu bringen. Unumwunden schrieb ihm das bei der ersten Nachricht Fürst Leopold von Dessau: „aus ergebenstem Herzen wünsche er ihm diese Erhöhung, denn gewiß lebe niemand in Europa der dieselbe mehr verdiene und besser im Stande sei sie aufrecht zu erhalten." Auch in Berlin ist wohl hie und da von diesem Gedanken die Rede gewesen. Einer der Schwestern des Königs, welche einwandte daß das protestantische Bekenntniß nicht daran denken lasse, entgegnete Manteuffel, das sei kein Hinderniß: es gebe kein Reichsgesetz das die Protestanten vom kaiserlichen Thron ausschließe. Friedrich antwortete dem Fürsten mit einigen für seine Hingebung dankenden Worten, ohne auf die Sache im mindesten einzugehen. Es ist bei der damaligen Lage des Kaiserthums ganz richtig was Ranke hinzufügt: wie er gesinnt und geartet war konnte er nimmermehr Kaiser des damaligen Deutschlands sein. Ihm stellten sich nur die Ansprüche und Rechte seines Hauses dar, die große Gelegenheit sie geltend zu machen, sein Königthum zu vollenden.

Die ersten Handlungen Friedrichs gegen Oesterreich, seine Besitznahme von Schlesien und die Vorgänge des ersten schlesischen Krieges erzählt Ranke ausführlich und mit steter Rücksicht auf die allgemeine politische Wendung in Europa, welche neue Bündnisse und neue Feindschaften vorbereitete; die Gruppirung des Stoffes und die lebhafte frische Darstellung des Einzelnen macht diese Partien des Werkes sehr anziehend. Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen die über Friedrichs Anknüpfen an die französische Allianz gemacht werden. Der König war anfangs sehr gegen den Gedanken eingenommen, und seine Unterredungen mit dem französischen Gesandten gaben wenig Hoffnung daß das Bündniß gelingen werde. Friedrich scheute zunächst die Ueberlegenheit der Franzosen, auch erklärte er offen daß z. B. dem Kurfürsten von Bayern in den Augen der Deutschen nichts so sehr schade als sein Verhältniß zu den Franzosen. Der Mann durch den Friedrich in diesen Gesinnungen bestärkt und dabei festgehalten wurde, war sein Minister Heinrich v. Podewils, derselbe welcher der erste Vertraute seiner Entschlüsse gewesen war und die bisherige Politik an die Hand gegeben hatte. Er setzte sich einer Allianz mit Frankreich in jedem Gespräche, jeder Eingabe, jedem Briefe entgegen. Podewils rieth die preußischen Forderungen auf Niederschlesien und Breslau zu beschränken, und sich zu ihrer Durchführung Rußlands und der Seemächte als Vermittler zu bedienen. Freilich schlug man dabei den Widerstand Oesterreichs zu gering an; das Unternehmen auf Schlesien war so leicht gegangen, daß man sich auch von der militärischen Kraft welche Oesterreich einsetzen konnte keine rechte Vorstellung bildete. Nachdem diese Erfahrung gemacht war, mußte man denn doch zum französischen Bündniß greifen. Die Folge bewies daß ohne die französische Dazwischenkunft Friedrichs Plan auf Schlesien nicht durchzuführen war. Auch dann freilich blieb Friedrich stets bemüht eine freie Stellung zwischen den Gegnern und dem unerwünschten Verbündeten zu behaupten; Ranke weist im einzelnen nach wie ihm dies durch Energie und Feinheit, Tapferkeit im Krieg und Gewandtheit im Cabinet gelungen ist.

Bei der damaligen Lage der Dinge war ein solches Verhältniß allerdings anders zu beurtheilen als heutzutage; territoriale und dynastische Interessen waren auf beiden Seiten die vorherrschenden, die kleineren deutschen Staaten wurden von der einen oder der andern Partei mit fortgerissen und ein rein deutsches Gesammtinteresse fand

nirgends seine Vertretung. Wohl kann man es unter solchen Umständen wie Ranke thut noch als ein Glück ansehen daß es wenigstens Einen Staat gab der wenn gleich einseitig doch eine eigene Sache verfocht, über unvergleichliche Streitkräfte gebot und nur von sich selber Rath nahm. Denn, sagt Ranke, wie unentbehrlich auch die geordneten Formen einer allgemeinen Verfassung für eine große Nation sind, so beruht doch ihr Heil noch mehr auf dem lebendigen und kraftvollen Geiste der die Mittel der Macht zu finden und glücklich zu gebrauchen versteht. Dem König von Preußen aber war es gelungen sich auf das gewaltigste unabhängig nach allen Seiten zu erheben.

Findet diese Betrachtung des Geschichtschreibers auf die gegenwärtige Zeit ihre ganze Anwendung, so sind auch die Kämpfe welche sich damals entspannen, mit den heutigen verwandter Art. Damals wie heute wollte Oesterreich auf den Vorrang in den deutschen Reichsangelegenheiten nicht verzichten, damals wie jetzt Preußen diesen Vorrang sich nicht gefallen lassen. Aber welche Zeiten liegen dazwischen! Oesterreich hat sich inzwischen durch seine innere wie äußere Politik noch mehr dem deutschen Wesen entfremdet als vor hundert Jahren; Preußen ist durch seine Entwicklung seit Friedrich I., der Reformperiode seit 1808, und den Freiheitskriegen in noch viel engern Connex mit Deutschland getreten als das nach dem Tode Friedrich Wilhelms I. der Fall war. Gleichwohl scheint man dort in verjüngtem Maßstabe die Traditionen der Politik jener Tage wieder hervorsuchen, und gerade die Seite die an Friedrich II. die am wenigsten deutsche war, unter ganz andern, viel weniger rechtfertigenden Umständen wieder aufgreifen zu wollen. Oder erinnert etwa das Gebahren der deutschen Großmächte in unsern Tagen nicht vielmehr an die Politik von 1740, als an das was von Erfahrungen und Errungenschaften zwischen jener Zeit und der unsrigen liegt? Da hat denn allerdings jenes Wort eine ganz zeitgemäße niederschlagende Wahrheit daß das Heil einer großen Nation vorzugsweise auf dem lebendigen und kraftvollen Geiste beruht, der die Mittel der Macht zu finden und glücklich zu gebrauchen versteht!

Der zweite schlesische Feldzug ließ sich nicht so leicht und glücklich an wie der erste; die Widerstandskräfte Oesterreichs treten erst jetzt wirksam hervor, und die Dinge nahmen in einzelnen Momenten eine Gestalt an die für Friedrichs und Preußens politische Existenz

Besorgnisse erwecken mußte. Friedrich fühlte das; seine Briefe an Podewils, aus denen Ranke Auszüge mittheilt, verrathen die ganze Kenntniß der Gefahr, aber auch den unerschütterlichen Willen das Begonnene zum Ziel zu führen. Erfüllt, schreibt er an Podewils, eure Pflicht von Eurer Seite wie ich sie thue von der meinen; übrigens laßt die blinde Vorsehung entscheiden. Man soll weder unserer Klugheit noch unserer Tapferkeit etwas vorwerfen, sondern höchstens den Umständen, deren Gunst uns fehlt. Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch auch übermüthig. Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm, und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglück das da kommt eine Stirn von Erz entgegensetzen, und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden.

Ranke meint hier: wäre Friedrich gläubig gewesen, so würde seine Hingebung einen Anflug der protestantischen Religiosität in sich getragen, sich seinem Volke leichter mitgetheilt haben. Wir gestehen, die Gesinnung wie sie sich in jenem Briefe ausspricht, dünkt uns männlicher und größer als die bequeme Zuversicht auf eine überirdische Dazwischenkunft, womit sich die Schwäche und Indolenz so leicht beruhigt; was schon der alte hellenische Dichter sagt: daß dem Preis des Verdienstes Schweiß und Mühe vorangehen müssen, gilt auch für die gläubigen Zeiten der christlichen Welt, und wer nur außer sich, nicht in sich selber die Stärke und den Trost findet, wird an der Schwäche und Thatlosigkeit zu Grunde gehen. Wer wagt es, fragt Ranke, den Ehrgeiz des Königs zu tadeln? Gewiß niemand, vielmehr wird jeder mit Ranke einstimmen, wenn er sagt: es ist der großartigste den ein Fürst haben kann, für sein Volk und seinen Staat eine vollkommene politische Unabhängigkeit zu gewinnen, eine Stelle wo niemand in wirklicher Bedeutung über ihm ist. Nur ein solcher Mann konnte, wie Friedrich in einem andern Briefe an Podewils thut, von sich sagen: ich habe unendlich viel gelitten, manchen Sieg über mich selbst gewinnen müssen, aber dem Himmel sei Dank, ich vermag es jetzt mit kaltem Blute an den Anordnungen zu arbeiten die ich treffen muß.

Eine solche Gesinnung half zu dem schwierigen und glänzenden Gelingen, womit der zweite schlesische Feldzug endete. Friedrichs Rück-

kehr nach seiner Hauptstadt bewies daß man das anerkannte; war die Bevölkerung nach dem ersten schlesischen Kriege noch getheilter Meinung über sein Verdienst, so sprach sich dießmal in dem enthusiastischen feierlichen Empfang die ganze Anerkennung seiner Größe aus. Ich sehe, sagte er, daß meine Bürger mich lieben, so haben sie bei meiner Thronbesteigung sich nicht bezeigt. Bei den Ceremonien der Friedensverkündigung war eine der vornehmsten das Schließen eines symbolischen Janustempels. Denn Frieden vor allem hatte man gewünscht, und glaubte ihn auf lange Zeit zu haben, der König wie das Volk. In einem Gespräche mit Darget äußerte Friedrich: er sehe mehr wahren Ruhm darin für das Glück und die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sorgen, als sich mit der Beruhigung von Europa zu beschäftigen. So schrieb ihm Maupertuis, er habe in wenig Wochen soviel gethan, als der glücklichste geübteste Heerführer nur immer vermöge; größer als er sei, könne er nur werden im Frieden.

Den Arbeiten des Friedens, den Reformen im Justizwesen, in der Gesetzgebung, Verwaltung, in Schule und Kirche ist das letzte der neun Bücher gewidmet. In den äußern Dingen war Friedrich nur Eines mißlungen: sein Bestreben auf die allgemein deutschen Angelegenheiten einen leitenden Einfluß zu gewinnen, und auf der Grundlage des weltlichen Fürstenthums das Reich für immer herzustellen. Das war nicht erreicht; der neue Staat behielt den Charakter des Gegensatzes gegen die auf andern Grundsätzen beruhende Reichsgewalt. Friedrich betrachtete sich, wie Ranke sagt, mehr zufällig als deutschen, dem Wesen nach als europäischen Fürsten; das war die Richtschnur seiner Politik. In diesem Sinne war englischerseits einmal (1745) die Rede davon Friedrich die Erbstatthalterwürde in Holland zu verschaffen, damit er die wankende Republik schützen, die österreichischen Niederlande gewinnen und den Franzosen gegenüber eine Stellung einnehmen könne wie sie das Haus Burgund gehabt hat. Diese Ideen fanden damals ihre Erfüllung nicht, tauchten aber später in dem verwandten Bestreben wieder auf Preußen am Rhein und nach der Westgränze hin stark und groß zu machen.

Eines war indessen erreicht, was Ranke in den Schlußworten des Werkes zusammenfaßt. Während das Kaiserthum in dem Kerne seines Daseins mehr als je Territorialfürstenthum geworden war, hatte sich das Territorialfürstenthum beinahe zum Kaiserthum entwickelt. Während die meisten Fürstenthümer sich in einer abhängigen Lage befanden, selbst

Oesterreich erst daran arbeitete sich dem Einfluß der Seemächte zu entziehen, war, wie Ranke sagt, in Preußen allein eine große, zugleich deutsche und europäische Selbständigkeit gegründet, welche das volle Gefühl der Unabhängigkeit seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder in die Gemüther brachte, durchdrungen von dem Stolze auch in Bezug auf die Weiterbildung der Welt andern voranzugehen.

Dieß Gefühl der Unabhängigkeit und des gerechten Stolzes sich zu erhalten war die Aufgabe die Friedrich seinen Nachfolgern überließ, und in diesem Sinne mag der alte Satz des Römers gelten: imperium facile eis artibus retinetur, quibus initio partum est.

---

8. Ranke's französische Geschichte,

vornehmlich im sechszehnten u. siebzehnten Jahrhundert.

Erster Band.*)

(Allg. Zeitg. 28. u. 29. Nov. 1852 Beilage Nr. 333. u. 334.)

Es sind in diesen Blättern bereits die Stellen aus dem Vorwort mitgetheilt worden, worin Ranke die Motive darlegt die ihn zur Bearbeitung der französischen Geschichte vermocht haben. Es ist die allgemeine und welthistorische Seite der französischen Entwicklung die der berühmte Geschichtschreiber darzustellen unternommen hat, und er wählte darum einen Zeitabschnitt in welchem die nationale Geschichte Frankreichs durch die Bedeutung dessen was sich in ihr vollzog, und durch den Umfang der allgemeinen Einwirkung die sich daran knüpfte, an und für sich einen universalhistorischen Charakter angenommen hat. Denn die Zeit der großen bürgerlichen und religiösen Unruhen, die Entwicklung der monarchischen Form Frankreichs seit Franz I. bis zu Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. bildet in der gesammten Geschichte Europa's während des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts eine merkwürdige und stoffreiche Episode, deren Interesse mit dem Fortgang der Ereignisse immer zunimmt. Die Feststellung des Katholicismus und die Ausbildung des absoluten Königthums im romanischen Westen, der Kampf gegen die universale Macht des habsburgischen Hauses, das innere und äußere Wachsthum des monarchischen Frankreichs unter Richelieu und Ludwig XIV., das sind Momente welche auf den gesammten Gang der abendländischen Entwicklung mächtig und dauernd eingewirkt haben.

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Verlagshandlung, 1852.

Ein solcher Stoff, von Ranke behandelt, mit gewohnter Kunst von ihm geordnet und dargestellt, wird ohne Mühe auch das Interesse des größern Lesepublicums zu erwecken und zu fesseln wissen. Das ganze Gebiet das der vorliegende erste Band behandelt — die Zeit von Franz I. bis zur Erhebung Heinrichs IV. — ist in eine geistreiche und anmuthige Schilderung verwoben, die in Anlage und Begränzung vielfach an ein früheres Werk Ranke's, die „Fürsten und Völker in Südeuropa," erinnert. Das Pikante und Bedeutende für die europäische Stellung Frankreichs wird überall nachdrücklich hervorgehoben, anderes nur kurz und andeutend berührt; überhaupt tritt überall der Plan zu Tag weniger erschöpfende historische Vollständigkeit anzustreben, als durch lebendige, anziehende Skizzen die gewichtigsten Momente der universalhistorischen Entwicklung des französischen Landes und Volkes zu veranschaulichen. „Nicht eine nach dem Muster alter und neuer Meister gleichmäßig ausgeführte Geschichte — sagt er in der Vorrede — wollte oder konnte ich verfassen. Dazu würde ein in ungestörter Benützung der Archive Frankreichs und seiner Nachbarlande zugebrachtes Leben gehören. Es war mir genug wenn ich, jenseit der gegenseitigen Anklagen der Zeitgenossen und der oft beschränkten Auffassung Späterer, durch ursprüngliche und zuverlässige Kunde zur Anschauung des Objectiven der großen Thatsachen gelangt zu sein glauben durfte. Bei dem Minderbedeutenden wenig verweilend, habe ich das Welthistorischwichtige um so ausführlicher zu erläutern gesucht." Die zahlreichen Veröffentlichungen urkundlichen Stoffes in Frankreich, den Niederlanden und Italien, sehr anziehende italienische Berichte, die handschriftlich in Rom und Venedig existiren, spanische und englische Correspondenzen, Briefe französischer Staatsmänner und Könige, Actenstücke ständischer und parlamentarischer Verhandlungen, und außerdem eine bunte Auslese einzelner ungedruckter Mittheilungen die sich auf italienischen, deutschen und belgischen, auch schweizerischen Bibliotheken vorgefunden haben — dieß alles zusammen konnte die alten bekannten Quellen um ein Erkleckliches ergänzen, berichtigen und mit manchem unmittelbaren und frischen Zuge aus der Zeit selber ausstatten helfen.

In der Benützung und Anordnung dieses Materials ist dann Ranke's künstlerische Ader überall zu erkennen. Aus dem massenhaften Material springen die großen Umrisse der Zeitbegebenheiten, um die es ihm zu thun ist, in scharfer Begränzung, klar und blank in die

Augen; durch die viel verschlungenen einzelnen Züge und Ereignisse wird der Leser immer zu einem prägnanten Schlußgemälde, zu einem bestimmten Ergebniß hingeführt, das in wenigen scharfen Linien noch einmal die wichtigsten Momente der Erinnerung vergegenwärtigt. Die Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten treten dann als feine, elegante Zeichnungen, mit pikanten und fesselnden Zügen ausgestattet, aus der Masse der Thatsachen heraus, als die eigentlichen Probestücke der zierlichen und anmuthigen Darstellungsweise des Geschichtschreibers. Und über dieß alles ist jene objective Ruhe und Glätte der Form ausgebreitet, die Ranke's eigenthümliche Art, bisweilen könnten wir sagen Manier geworden ist. Oder wer wollte nicht bei diesem Meister objectiver Darstellung ohne Mühe die subjective Eigenthümlichkeit seiner Form auch aus wenigen Probeblättern herauserkennen, jener graziösen und feinen Form, worin Ranke bisweilen an die Erzeugnisse französischer akademischer Zierlichkeit erinnert? Erfolgt eine große, unerwartete Katastrophe, eine That zu deren furchtbaren Motiven wir uns schwer hinaufdenken können, wie z. B. die Bartholomäusnacht, der Mord Heinrichs v. Guise, da werden die Vorgänge und Vorbereitungen, die innern und äußern Beweggründe mit wahrhaft dramatischer Kunst so verknüpft daß die That selber wie eine unvermeidliche Folge des Geschehenen, entsetzenerregend und doch wieder vollkommen begreiflich, sich vor unsern Augen entwickelt. Wir möchten freilich nicht sagen daß diese feine, spannende Motivirung überall das historische Verhältniß völlig erschöpft, ja wir sind manchmal versucht, so sehr wir diese Kunst psychologischer Nüancirung bewundern, über der reichen Reflexion ein gewisses Gleichgewicht des thatsächlichen Stoffes zu vermissen. Nicht als wenn die Betrachtungen des Geschichtschreibers nicht überall von großem Interesse und Gewicht wären, allein es macht sich leicht eine Vorliebe des Pragmatisirens, eine Neigung des dramatischen Verknüpfens geltend, die dem schlichten natürlichen Verlauf der geschichtlichen Dinge jezuweilen Eintrag thut.

Wer diese historische Kunst von ihrer gewinnendsten Seite kennen lernen will, der hat gleich in der Einleitung ein treffliches Probestück davon. Aus dem Gewirre von eingeborenen, einwandernden und erobernden Stämmen die den Boden Galliens erfüllen werden uns hier scharf und einleuchtend die Momente hervorgehoben, die auf die Gestaltung des nationalen Wesens bestimmend eingewirkt haben; wir

sehen wie diese geologischen Entwicklungsperioden eines Völkerlebens schichtenweise vor uns entstehen, wie keltoromanisches, fränkisches, normännisches Wesen sich einander ergänzt, und durch Verschmelzung ein neues nationales Gebilde hervorbringt. In gedrängten, kräftigen Zügen zeichnet Ranke zunächst den Einfluß den die römische Eroberung und Colonisation auf das keltische Land übte, wie sich die Eingeborenen den Einwandernden mit Eifer anschlossen, so daß sich bald aus den Geschlechtern und Stämmen die das Land von je her bewohnt hatten und den Colonien der Ueberwinder ein neues Volk, eine einzige große romanische Nation bildete. In diesen Kreis eines Landes, den sich die römische Cultur und Religion völlig erobert hatte, dringen dann die germanischen Völkerschwärme ein: zu einer Zeit wo Gallien bereits völlig romanisirt worden, und die Germanen also mit der Culturwelt in ein nicht wieder aufzulösendes Verhältniß traten. Das erobernde Königthum der Franken nimmt gleich anfangs das orthodoxe Christenthum an, und thut damit den bedeutungsvollsten Schritt zu seiner künftigen weltgeschichtlichen Bedeutung. „Die Franken, sagt Ranke, vollzogen was das römische Reich nicht mehr vermocht hatte, sie wehrten den Andrang des colonisirenden Germanenthums von Gallien ab und bezwangen im Innern die abweichenden Secten. Die Eroberer beschützten die romanische Nationalität und die Einheit der katholischen Kirche; als dem römischen Reiche seine Waffen versagten, ward der allgemeine Ruin durch die bekehrten Barbaren verhütet."

Am bedeutungsvollsten tritt dieß in der Geschichte der Karolinger hervor, deren Erhebung recht eigentlich dadurch bedingt ist daß sie der abendländischchristlichen Welt ihre Freiheit und Religion gegenüber dem Islam errettet haben. In den Kämpfen darum erhielt das fränkische Gallien einen neuen Zusatz germanischer Kräfte durch die Kriegsschaaren welche hauptsächlich die Schlachten lieferten, und dann zur Abwehr der Feinde und Erhaltung des Gehorsams angesiedelt wurden. Alles gewann eine größere und strengere Gestalt; die Verbindung mit Deutschland gab einen kriegerischen, die Verbindung mit Italien einen geistigen und wissenschaftlichen Antrieb; jedermann wurde inne — mit seinem Willen oder wider denselben — daß er zu einem umfassenden religiösen und politischen Ganzen, dem wiederhergestellten Kaiserthum gehörte, dem er mit seiner ganzen Persönlichkeit verpflichtet war. Aus diesen gallisch-romanischen und fränkischen Wechselwirkungen, zu denen gothische, burgundische und nor-

männische Zusätze kamen, erwächst die französische Nationalität. Der Grundstamm über den ganzen Boden des Landes hin — sagt darüber Ranke — blieb die romanisirte Bevölkerung: in Sprache, Erinnerungen, einzelnen Instituten der italienischen und der unter der fremden Botmäßigkeit sich erhaltenden spanischen nahe verwandt. Neben ihr erscheinen jene Ueberreste der alten Stämme, des keltischen in den Britonen, die durch Zuzüge aus Altbritannien verstärkt sich darin gefielen aller Gesetze und Unterordnung zu spotten; des iberischen in den Basken, die eine immer zweifelhafte Unterwürfigkeit von Zeit zu Zeit mit heftigen Feindseligkeiten unterbrachen. Dagegen hatten sich die germanischen Einwanderer den Ideen von Kirche und Staat lebendig angeschlossen. Noch konnte man meistens ihre Herkunft unterscheiden, die Gothen selbst erneuerten ihren Stamm und Namen an den Gränzen der spanischen Mark. Am innigsten durchdrangen sich fränkische und romanische Elemente an der mittlern Seine, wo die merowingischen Könige besonders gern verweilt hatten, und sich jetzt um Paris her ein mächtiges Herzogthum unter dem Namen Francien bildete; nur allmählich rissen sich die latinisirten Franken von den Deutschen los, mit denen sie durch Sitte, Denkweise und die Grundlage ihrer Einrichtungen zusammenhingen. Endlich waren die Normannen eingedrungen und hatten diese französischen Küsten mit dem hohen Norden in Verbindung gesetzt. Die Urbevölkerung des europäischen Westens, die romanische Welt, welche noch immer einen so großen Theil desselben inne hatte, und die germanische welche die Weltherrschaft zu Land und zur See an sich gebracht, begegneten sich auf diesem Boden, innerhalb dieser Gränzen.

Aus dem Kaiserthum der Karolinger schied sich nun allmählich ein besonderes westfränkisches Königreich aus: unabhängig von Deutschland und mit den Elementen eines eigenen selbständigen Königthums. Wie mächtig auch die Herzöge und großen Lehensträger sein mochten, so konnten sie doch ein solches Königthum nicht entbehren; denn in demselben vereinigte sich zuletzt alle gesetzliche Gewalt, wie sie von den Römern auf die Merowinger, und von diesen auf die Karolinger übergegangen war; jeder einzelne leitete seine Macht von einer Uebertragung oder Anerkennung durch das Königthum her. Sie brauchten einen König, oder ein jeder hätte sich selbst zum König, ja zum Kaiser erklären müssen. Der bedeutendste Wendepunkt trat mit der Erhebung der Capetinger ein. Die verschiedenartigsten Motive wirkten, wie Ranke

sagt, dabei zusammen: die factische Macht dieses Hauses und seine Vergangenheit; die enge Verbindung Hugo's mit dem leitenden Großwürdenträger der Kirche; die Analogie seiner Gewalt, die zugleich eine herzogliche blieb, mit den andern; hauptsächlich die Sicherheit der bestehenden Zustände, welche er zunächst erwarten ließ. Lange Zeit erschien das neue Königthum noch wie eine wenig eingreifende, nur eben die verschiedenen Landschaften durch das Band des Lehens zusammenhaltende Oberherrlichkeit; und wollte man die einzelnen Momente der nationalen Geschichte verfolgen, so müßte man sie hauptsächlich in den Gebieten der großen Vasallen aufsuchen. Dort erheben sich die provinzialen Besonderheiten, bildete sich die Sprache in zwei nahe verwandte und doch sehr verschiedene Idiome aus, kam die ritterliche Cultur empor und gewann an den Höfen der großen Vasallen in Normandie, Champagne, Bourgogne und Flandern, sowie im Süden zu Toulouse, Poitiers und Clermont eigenthümliche Mittelpunkte. Ueber dem allem erhob sich aber von Anfang als ein recht nationaler Gedanke die königliche Autorität, die ihren Beruf, den allgemeinen Frieden gegenüber der Gewaltthat zu schirmen, früh erkannte, und sich mit allen den Elementen verband die zu gleichem Ziel hinstrebten.

Unser Geschichtschreiber hebt die wichtigsten Augenblicke heraus in welchen das Wachsthum dieser Macht recht augenscheinlich hervortrat; es liegt dabei für uns die Versuchung nahe genug eine Parallele mit den Schicksalen des deutschen Königthums zu ziehen. Gegenüber unserer schwankenden Wahlkrone sehen wir in Frankreich seit der Erhebung Hugo Capets rasch die Erblichkeit thatsächliche Geltung erlangen; unter den sechs Regierungen, die zunächst dem Gründer der Dynastie folgen, sind drei die zwischen vierzig und fünfzig Jahre dauern, und auch die drei übrigen erreichen oder überschreiten den Zeitraum von drei Jahrzehnten. Während bei uns, aller hervorragenden persönlichen Kräfte ungeachtet, jeder neue König fast die ganze Arbeit des Vorgängers neu beginnen muß, stellt sich dort früh eine feste politische Tradition der Könige her, und wird nicht durch die stete Sorge um die Nachfolge, um die Erhaltung der Dynastie in ihrer Thätigkeit für die wichtigsten Ziele gestört und zersplittert. Das Mächtigste freilich trug immer die angestammte Natur des Volkes dazu bei, die nach Anlage und Entwicklung auf die Sammlung und Unterordnung unter eine königliche Autorität ebenso sehr hingewiesen

ward, wie bei uns der angeborene Individualismus auf die Mannichfaltigkeit der Entwickelung hindrängte, und der Macht des großen Vasallenthums erst seine rechte nationale Grundlage gab. Und mußte nicht unsere deutsche Erde gegenüber Slaven, Dänen, Romanen in vielhundertjährigen Kämpfen erst eigentlich erobert werden, während dem romanisirten Gallien schon die Natur nach drei Seiten hin eine treffliche Begränzung gegeben hatte! Diese schärfere Begränzung prägt sich auch in ihrer Geschichte im Laufe des Mittelalters aus. Während die universelle Stellung Deutschlands, das Verwachsen unseres Königthums mit dem Kaiserthum uns in die mächtigsten Conflicte mittelalterlicher Zeiten, mit der Kirche namentlich, verwickelt hat, und unsere Politik immer auf die größten und umfassendsten Dinge zugleich gerichtet ist, lebt Frankreich seiner innern Gestaltung, erntet mit dem geringeren Ruhm auch geringeren Haß und Feindschaft, und findet sich mit denselben Elementen in Frieden ab, mit denen wir viele Jahrhunderte des bittersten Kampfes durchzumachen haben. Die kirchliche Hierarchie und der Geist der municipalen Körperschaften, woran die Hohenstaufen sich verblutet, haben in Frankreich wesentlich dazu beigetragen das Königthum emporzutragen und in seiner Schirmherrschaft zu bestärken.

Die Kämpfe zwischen Philipp August und Johann ohne Land erwecken die erste lebendige Regung eines Gemeingefühls der französischen Nation. In allen verschiedenen Gebieten der Landes, sagt ein Zeitgenosse, so weit nur dasselbe sich ausdehne, werde die Freude des Sieges empfunden; in jeder Stadt und jedem Dorf, jedem Schloß und jedem Landbezirk mit gleichem Feuer; was allen gehöre, eigne sich jeder besonders zu; ein einziger Sieg veranlasse tausend Triumphe. Es kam dann Ludwig der Heilige, jener fromme, kluge König, der sich so geschickt zwischen den Stürmen der Zeit hindurch zu bewegen wußte, der es so meisterlich verstand bei aller Hingebung an die Kirche das Interesse des eigenen Thrones und Landes zu wahren; der, ohne den feudalen Staat zu brechen, ihm vielmehr, indem er den Ausschweifungen der Eigenmacht Einhalt that, eine Gestalt verlieh, in der er mit den unbedingten Bedürfnissen der gesellschaftlichen Ordnung vereinbar wurde. Aber die Zeiten, welche von den Ideen der allgemeinen Christenheit belebt wurden, gingen vorüber; noch Ludwig der Heilige lebte in ihnen; schon in Philipp dem Schönen erhob sich der Gedanke der Krone und des Reiches über

alles andere. Durch sein ganzes Dasein, sagt unser Geschichtschreiber, weht schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte. Die große Zahl der Erlasse, in denen er richterliche, legislative und executive Gewalt vereinigt, setzt in Erstaunen; in alle Beziehungen des Lebens bringt er mit dem Begriff der königlichen Macht ein. Aus dem Parlament sondert sich eine alles umfassende administrative Behörde ab; der Gesichtspunkt der Religion weicht zurück; die Rede ist hauptsächlich von den Rechten der Majestät, Steuern, Steuerkammern, der Bewilligung der Steuern, sogar vom Anrecht der Krone an alles Silber und Gold im Reiche, dessen Werth sie nach Gutdünken festsetzen will, von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und ihren Befugnissen auch in geistlichen Dingen, von ständischen, städtischen Versammlungen, von der natürlichen Freiheit aller Menschen, der Emancipation der Leibeigenen. Man begreift es wenn dieser Fürst in dem großen Dichter der Epoche, Dante, der nur in Anschauung der allgemeinen Freiheit und dem Bewußtsein höherer Gesetze lebte, einen Widerwillen erregt, der in lauten Tadel ausbricht, und wenn dagegen die neue Zeit in seiner Regierung die Morgenröthe ihres Tages begrüßt.

In gedrängten Zügen schildert dann Ranke die englisch-französischen Kriege, die Bedrohung der Einheit und Unabhängigkeit des Landes, die Ermannung der Nation unter Karl VII. und wie dieser König die Krone mit neuem Glanze und neuen Stützen umgibt, durch die pragmatische Sanction Frankreich von dem Einflusse des Papstes löst, Geld- und Steuerwesen wieder ordnet, den Reichsfrieden neu herstellt und die militärische Unabhängigkeit des Königthums auf neuen Grundlagen aufrichtet. Das Königthum war in der furchtbaren Probezeit der großen Kämpfe erst recht fest mit der Nation und ihrem Wesen verwachsen, sein war zum großen Theil das Verdienst dem Lande mit dem festen Mittelpunkt auch die Kraft des Widerstandes wiedergegeben zu haben. Unser Geschichtschreiber veranschaulicht in einer treffenden Betrachtung das Verhältniß dieses wiedergeborenen Königthums. In italienischen Arsenalen — so beginnt er das zweite Buch — nennt man den großen Baum an welchen das übrige Holzgefüge angelegt wird um den Mast zu bilden, die Seele; auf holländischen Werften wird er der König genannt. Das wahre Königthum besteht in einer Volk und Stände zusammenfassenden Macht, die ihr Gleichgewicht erhält und sie durch die Stürme führt.

Man darf behaupten, daß sich das französische Königshaus, trotz mancher Schwäche, zu einer so hohen Bedeutung für die französische Nation erhoben hatte. In dem Augenblick des größten Auseinanderstrebens der innern Bildungen war es zum Träger der Idee der Gewalt erkoren worden — nur eben der Idee, wie sie sich im Streite der Jahrhunderte gestaltet hatte — bis endlich die Zeit kam wo sie durch die Ausführung des einfachsten Inhalts ihrer Grundgedanken auch realisirt werden konnte; mit diesem durchdrang die Monarchie alle Elemente des Volks und faßte sie zusammen. Dann war ein Krieg ausgebrochen welcher die Nation in eine unnatürliche Verbindung mit einer andern, deren Entwicklung, wenn gleich verwandt, doch auf wesentlich abweichenden Principien beruhte, bringen zu müssen schien; diesen Krieg hatte der valesische Zweig des capetingischen Hauses glücklich bestanden: Nation und Staat waren ihr eigen geblieben. Alle diese so mannichfaltig zusammengesetzten Landschaften, die unter einander entzweiten Stände schlossen sich der Krone wieder an, in deren Macht sie ihre Rettung und ihre Freiheit sahen. Und noch war die Einheit weder erdrückend noch gewaltsam. Im Namen der Krone ward die Gerechtigkeit allenthalben verwaltet, aber durch große, wohlorganisirte, keineswegs von momentaner Willkür abhängige Corporationen; der Klerus schloß sich dem Königthum an, aber hauptsächlich um von ihm in seiner Selbständigkeit geschützt zu werden; die besoldete Miliz war wenig zahlreich und sie konnte der militärischen Bedeutung des Adels keinen Eintrag thun. Wohl machten sich noch die Ansprüche eines ständisch beschränkten Regiments laut genug geltend; aber unter Königen wie Ludwig XI. und XII. waren (Ranke gibt von beiden meisterhafte Charakteristiken) mußte die königliche Autorität an innerer Macht ungemein zunehmen. Als Ludwig XII. starb, war es die monarchische Gewalt die mit der Nation selbst erwachsen und, in heftigen Stürmen befestigt, alles zusammenhielt; sie war, durch Gewohnheiten und Gesetze gemäßigt, den Menschen nicht sehr beschwerlich; jedermann verehrte, viele liebten sie. Daß Ludwig XII. diesen Zustand förderte und erhielt und dabei zugleich den Ehrgeiz nach außen befriedigte, ein vorwaltendes Ansehen in Europa erworben hatte, darauf beruht sein Name und sein Andenken.

Mit Franz I. wendet sich die Darstellung Ranke's mehr zum Einzelnen, wenn gleich auch jetzt noch sein Gesichtspunkt sich vorzugs-

weise nur auf zwei wesentliche Verhältnisse beschränkt: das Wachsthum der königlichen Macht und Frankreichs auswärtige Stellung. Er zeigt zunächst wie Franz I. mit einem seiner ersten Schritte, dem Umsturz der pragmatischen Sanction, den Weg der gemäßigten Monarchie verließ, auf welchem sich Frankreich immer noch befand, wie er mit dem Sieg von Marignano zu einem kriegerischen Ruhm ohne Gleichen gelangte, und wie er dann trotz der folgenden Unglücksfälle in seinem politischen und militärischen Wettkampf ausharrte und, ohne den höchsten Preis davon zu tragen, doch gegen den klugen, ruhigen, rastlosen Gegner die Macht seiner Krone behauptet hat. Sehr treffend hebt er die charakteristische Seite seiner auswärtigen Politik hervor: jenes so gehässige Bündniß mit den Türken, neben dem das „allerchristlichste" Königthum im alten Sinn des Wortes nicht mehr bestehen konnte. Eine freie aus den Bedürfnissen der eignen Lage hervorgehende Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten, sagt er, war unmöglich, solange man sich immer durch Rücksichten eines größern Systems von Völkern und Staaten, dem man angehörte, bestimmen ließ; zur Entwicklung der neuen Staatsbildung nach innen und außen war dieses Sichlosreißen von dem Begriff der allgemeinen Christenheit ein unentbehrlicher Schritt. Es ist Frankreich eigen, fügt er hinzu, die Kreise der Gesetzlichkeit, die Formen des europäischen Lebens, die es selber hat bilden helfen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder gleichsam durch Naturkraft zu durchbrechen. So hat es einst die karolingische Erbfolge, hierauf die um das Königthum mit gleichem Anspruch geschaarte Magnatenmacht, alsdann das politische System der Hierarchie durch plötzliche Schläge gesprengt. Es hatte einst alle seine Kräfte daran gesetzt die Mohammedaner aus Syrien und Aegypten zu verjagen; jetzt bot es den Beherrschern dieser Länder, deu osmanischen Türken, die Hand.

In einer vortrefflichen Charakterzeichnung führt uns der Geschichtschreiber Franz I. vor: sein vielbewegtes unruhiges Thun, seine Leichtfertigkeit und doch wieder die ritterliche Männlichkeit und Lebenslust in ihm, seine Wißbegier und die Ermunterung die dadurch der neu auflebenden Kunst und Wissenschaft erwuchs. Wie in der Literatur, so in der Kunst — sagt er — beförderte Franz I. eine Bewegung des Geistes welche weit über seine Zeit hinaus reicht; für den Uebergang des französischen Geschmacks von der Art und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist niemand von so großem Einfluß

gewesen als Franz I. Die Epoche hat darin ihren Reiz daß sich beide Elemente unmittelbar berühren. Ueberall weicht das Gewohnte, Mittelalterliche zurück; die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme der alten Königsburg vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz; ebenso aber auch das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung, die einst über alles erhaben war, vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt, der Begriff des allerchristlichsten Königthums vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zu dem selbst die Ungläubigen beitragen müssen; die strenge Zucht des altväterischen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofs und ihrem ungebundenen Vergnügen.

Und wir möchten noch in einer andern Richtung Franz I. als den Träger einer bedeutungsvollen Umwandlung bezeichnen: er erscheint uns in allen wesentlichen Zügen schon als der Repräsentant des modernen Staatswesens, wie es seitdem bestehen geblieben ist, ohne daß sich Frankreich hat davon losmachen können. Er hat nicht allein damit begonnen das alte Ansehen der ständischen Körperschaften herabzuwürdigen, und als z. B. die Abgeordneten des Parlaments ihm Vorstellungen gegen das Concordat machten, zu Amboise sich in ähnlichem Uebermuthe gebärdet wie Ludwig XIV. als er mit der Reitpeitsche in das Palais de Justice kam; oder nur damit begonnen den alten Adel Frankreichs zu demoralisiren — er ist auch im Uebrigen ein rechtes Vorbild des Regiments geworden das seitdem unter den verschiedensten Staatsverfassungen ziemlich unverändert die Form Frankreichs geblieben ist. Indem er sich in dem Concordat die Wahlfreiheit der gallicanischen Kirche verkaufen ließ, erwarb er sich einmal unter allen europäischen Königen zuerst die ausgedehnten Mittel der Corruption durch Stellen und Einkünfte, und that zugleich den ersten verhängnißvollen Schritt zu jener Verweltlichung der Kirche die in dem Klerus vor 1789 ihren Höhepunkt erreicht, und deren wechselnde Repräsentanten, die Dubois, Bernis, Talleyrand u. s. w. gewesen sind. Das französische Wesen ist wohl seiner keltoromanischen Natur nach zum Stoicismus in Geldsachen von vornherein nicht sonderlich angelegt; aber dieses massenhafte Handhaben der Geldcorruption, und zu gleicher Zeit der Verkauf der Richterstellen hätte selbst eine minder hab- und genußsüchtige Nation auf die Bahnen drängen müssen, auf

denen wir Frankreich seit drei Jahrhunderten erblicken. Der Staat mußte auf diesem Wege Versorgungsanstalt werden, das Staatsgut gute Prise für alle die es auszubeuten wußten. Oder man nehme die Finanzmaßregeln, die Forstgesetze des Königs zur Hand, und man wird überall denselben Grundzug rücksichtsloser Ausbeutung, überall die nämliche fiscalische Härte und Gewissenlosigkeit finden welche die folgenden Epochen der französischen Geschichte auszeichnet. Und indem man sich von den mittelalterlichen Anschauungen der ritterlichen Treue, der christlichen Solidarität ꝛc. losriß, ohne doch das sittliche und religiöse Gegengewicht zu finden das in andern Staaten das Fundament der neuen Sitte und Lebensanschauung geworden, gerieth man in jene grauenvolle Selbstsucht, jene entsetzliche Verwilderung der Sitten hinein, die von Franz I. bis zu dem letzten Valois sich in furchtbarer Progression entwickelt hat und aus dem französischen Leben niemals wieder verdrängt worden ist. Denn die einmal entstandene Lücke in der sittlichen Bildung der Franzosen ist nicht wieder ausgefüllt worden, wenngleich immerhin selbst jetzt mehr moralischer Stoff vorhanden sein mag als unter deu letzten Valois, der Regentschaft und Ludwig XV.

Dem frivolen, lebenslustigen und kunstsinnigen Hofe des Königs Franz, dem kriegerischen und unruhigen Walten Heinrichs II. stellt unser Geschichtschreiber ein Gemälde von seltenem Gegensatz gegenüber: die Anfänge französischer Reformatoren und die strenge Monotonie jener theokratischen Republik die Calvin eben im Begriff war zu Genf aufzurichten. Es ist nur eine Skizze des stoischen Gesetzgebers von Genf, nur „eine Erinnerung" an die dortige Umwandlung die Ranke einflicht, aber auch in dieser Skizze sind die bezeichnenden Seiten der Kirchen- und Staatslehre die von Genf ausging treffend betont. Er zeigt zunächst wie Calvins Abweichung von dem Katholicismus nicht darin lag daß er das Leben von der Herrschaft des geistlichen Gesichtspunkts unabhängig machte, sondern vielmehr in dem Gegentheil. 'Indem er die Satzungen der lateinischen Kirche verwarf, nahm er es um so strenger mit dem Inhalt der heiligen Urkunde, für deren Lehrzusammenhang ihm eine großartige Gabe der Auffassung beiwohnte. Indem er sich mit einer mächtigen Gemeinde von der hierarchischen Corporation losriß welche Europa beherrschte, suchte er die tiefste Gemeinschaft die der Idee zu Grunde liegt zu realisiren. Sein Sinn und Wesen, sagt Ranke an einer andern Stelle, erinnert nicht an

die milde Anmuth durch welche die Landschaft in der er lebte so berühmt ist, sondern an die rauhen Tage die dann und wann auch in ihr eintreten, wenn die Fluthen des Sees brandend wie Meereswogen ans Gestade schlagen und die Rhone ihre grünblauen Gewässer in heftiger Wellenjagd die Stadt vorübertreibt, nach den schroffen Abhängen der Berge, zwischen denen sie ihren Weg zu suchen hat. Auch legt der Geschichtschreiber besondern Nachdruck auf die politische Bedeutung Genfs, die es in dem Kampf der französischen Könige mit Spanien stets behauptet. Und eben dieses Genf stand nun mit dem religiösen System, das die Franzosen beherrschte, im feindlichsten Gegensatz. Wie weit lagen dagegen die Ideen zurück, mit denen sich die ersten französischen Reformer begnügten; selbst die Tendenzen der lutherischen Reform wurden weit überboten. Diese Genferische Kirche trug das Gepräge der republikanischen Stürme unter denen sie sich durchgesetzt hatte. Die eingreifende Spontaneität der Gemeinden und jedes Einzelnen, das Mitwirken von Laien bei dem Erschaffen der geistlichen Macht, die logische Strenge der Lehre und die praktische des Lebens gaben dem ganzen System einen höchst eigenthümlichen Charakter, der für den Genius der Franzosen, aus dem er entsprungen war, eine unendlich anziehende Kraft besaß, andere freilich ebenso gewaltsam abstieß.

Von Anfang an waren in Frankreich mit diesen religiösen Bewegungen so innig wie irgendwo Tendenzen politischer Opposition und Reform verwachsen. Es regte sich derselbe ritterschaftliche Geist noch einmal gegen das Uebergewicht der Krone, der in Deutschland, verstärkt durch die kirchliche Umwälzung, sich gegen die Fürstenmacht in Rüstung setzte. In den meisten europäischen Ländern war dieser Widerstand noch einmal lebendig geworden; überall war noch ein letzter Versuch gemacht die Gewalt der neuen Ordnungen zu beugen, oder, wie Ranke sich ausdrückt, „man wollte die Abstraction des Staates noch nicht vollkommen anerkennen." Und wie nahe lag eine solche Opposition in Frankreich, wo unter schwächlichen Königen wie Franz II. und Karl IX. waren, fremde Weiber und Günstlinge sich ans Ruder drängten, wo eine Gewalt sich geltend zu machen suchte für die nicht einmal der Ausdruck einer kräftigen monarchischen Persönlichkeit vorhanden war. Mit dem Tod Franz II. (1560), wo gegen die Allmacht der Guisen zugleich die Rivalität einer königlichen Mutter wie Katharina von Medicis, das Mißvergnügen der hohen Aristokratie

und die kirchliche Opposition der unterdrückten Reformirten sich erhob, war die Lage besonders günstig dazu gestaltet mit dem Uebermaß der monarchischen Autorität auf dem kirchlichen wie dem politischen Gebiet abzurechnen. Die ständischen Versammlungen von 1560—61 zeigen denn auch eine Energie und Bestimmtheit dieser oppositionellen Richtung die man nach den früheren Vorgängen in dem so königlichen Frankreich kaum mehr hätte erwarten sollen. Mit Recht hat Ranke den Beschlüssen jener Tage, die bisher nur unvollkommene Erwähnung fanden, eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und sie aus den handschriftlichen Quellen ziemlich vollständig mitgetheilt. Da verlangen die adeligen Repräsentanten sämmtlich daß die Entscheidung der religiösen Streitfragen nach Lehre des Evangeliums und Gottesworts aus dem Alten und Neuen Testament erfolge. Der dritte Stand verlangt ein freies Nationalconcilium, auf dem alle in Zweifel gezogenen Artikel allein nach dem Worte Gottes entschieden und die Verfolgungen einstweilen eingestellt würden. Zugleich dringt der Adel auf eine Umbildung des Gerichts und der Verwaltung; der dritte Stand wiederholt die alte Forderung periodischer Ständeversammlungen mit dem Steuerbewilligungsrecht. Dem allem sind Vorschläge über die finanzielle Reform, über Veräußerung der geistlichen Güter u. s. w. angehängt. „In Augenblicken einer großen Bewegung — bemerkt darüber Ranke — pflegen alle Gedanken einer durchgreifenden Umgestaltung, welche der Anblick oder das Gefühl der obwaltenden Mißbräuche lange im Stillen genährt hat, mit einemmal hervorzubringen. Die Bedeutung der Vorschläge wie sie der dritte Stand zu Pontoise machte, liegt vor Augen: eine wechselnde, auf Wahl begründete Magistratur; Verkauf der geistlichen Güter in Masse zum Nutzen wie des Königs, so auch des Adels und der Stände; ein auf die Staatscasse angewiesener besoldeter Klerus; die königliche Macht durch periodische Ständeversammlungen von zwei zu zwei Jahren beschränkt; alles dieß zusammen würde ein ganz neues Frankreich constituirt haben. Die Entwürfe haben eine Analogie mit dem was später durch die Revolution bewirkt worden ist: die Parlamente und die Geistlichkeit würden ebenso gut zu Grunde gegangen sein; der dritte Stand würde ebenfalls die größten Vortheile davon getragen haben; aber vor allem: der Adel wäre nicht gestürzt, sondern gestärkt worden; die Bewegung würde nicht von einer negativen Philosophie, sondern der protestantischen Idee ausgegangen sein."

Daß diese Verbindung religiöser Interessen mit den politischen Bestrebungen dem Protestantismus günstig gewesen wäre, will unser Geschichtschreiber nicht behaupten; wir lesen aus seinem Urtheil vielmehr die Andeutung heraus daß Luther in Deutschland den richtigern Weg eingeschlagen. Die politischen Tendenzen, meint er, hätten auch der religiösen Reform Feinde geweckt, deren Stellung sonst vielleicht eine andere gewesen wäre: so namentlich die corporativen Kräfte des Klerus, den Widerwillen der Großen gegen das angemuthete Opfer mancher Vorrechte, und das im Land noch tief begründete Ansehen der Parlamente. Zunächst freilich war die politische Combination mit Ursache daß das sogenannte Januar-Edict (1562) den Protestanten einen großen Theil von dem gewährte was sie verlangten Damit war ein neues Lebenselement in die französische Nation aufgenommen, welches vordringend oder zurückgeschlagen, anerkannt oder besiegt, einen unendlichen Einfluß auf ihre Geschicke haben mußte. Denn in der kirchlichen Concession lag zugleich eine große politische Neuerung, und wenn es auch den Reformirten zunächst gelungen war sich gegen die Verfolgung zu sichern, so gab es doch noch mächtige Kräfte, unabhängig von der Regierung, welche sich gegen ihre Zugeständnisse setzten. Noch beherrschte das alte System den bei weitem größten Theil der Bevölkerung, war mit allem was eine anerkannte Autorität im Reich besaß, verbündet, mitten im letzten Sturme durch finanzielle Bewilligungen mit der Krone selbst in ein neues festes Verhältniß getreten; dem eingedrungenen Element erkannte es nicht einmal die allgemeinste Eigenschaft der Religion und Kirche zu; in seiner Aufnahme sah es eine Beleidigung der Gottheit; wie hätte es da nicht alle seine Kräfte vereinigen, zusammennehmen sollen um sich des verhaßten Feindes wieder zu entledigen!

Es folgt die Reihe furchtbarer Bürgerkriege, deren Ausgang Frankreich ein ähnliches Schicksal hätte bereiten können wie uns der dreißigjährige Krieg — wenn nicht Heinrich IV., Sully und Richelieu gefolgt wären. Was an diesen Kriegen zunächst in die Augen fällt, sind die Ausbrüche furchtbarer Grausamkeit und Verwilderung, zu denen sich selbst in dem Gebahren der Soldateska des dreißigjährigen Kriegs die recht entsprechenden Seitenstücke nicht aufweisen lassen. Ranke, der die einzelnen Ereignisse natürlich nur gedrängt erzählt, bemerkt doch daß vor „der religiösen Idee die Principien der Moral zurücktreten, welche aller Gesittung und der menschlichen Gesellschaft

zu Grunde liegen, daß sich eine Mischung von Hingebung und Feindseligkeit, von Religion und Haß ausbildete, die noch nie so in der Welt gewesen." Und wenn wir die zeitgenössischen Berichte aufschlagen, so finden wir allerdings eine Fülle so entsetzlicher Gräuel verzeichnet, wie sie das geschichtliche Gedächtniß jener Zeiten sonst nirgends aufbewahrt. Ein Blick auf die Criminalstrafen jener Tage und die Art ihrer Vollziehung kann dieß Gemälde ergänzen: es deckt uns einen furchtbaren Abgrund wilder Grausamkeit und Härte auf, der sich von dem Hintergrunde der herrschenden Frivolität, Galanterie und Tändelei doppelt schrecklich abhebt. Und wer wollte in Abrede stellen daß diese Art des französischen Volkes, die Einwirkungen abgerechnet welche die allgemeine Veränderung der Sitte mit sich brachte, in ihrem Wesen nicht verändert worden ist? Man hat äußerlich an der Bildung des Volkes geglättet und geputzt, aber für die sittliche Erziehung ist in den folgenden Jahrhunderten so wenig geschehen als im sechzehnten. Darum tritt denn auch in den Zeiten wo die alten Bande sich lösen die alte Wildheit wieder ungezähmt auf den Schauplatz, und die erfinderische Grausamkeit von 1793 und 1794 erscheint oft nur wie eine Erneuerung der Gräuel der Bürgerkriege unter den letzten Valois. Auch die grellen Gegensätze eines wilden und blutgierigen Fanatismus neben der ausgelassensten Genußsucht, Ascetik und Sittenlosigkeit furchtbare Leidenschaft und charakterloser Wankelmuth liegen damals wie später in dem französischen Wesen neben einander ausgeprägt.

Die Friedensschlüsse in diesen Religionskriegen kommen oft nach den heftigsten Entzweiungen ganz unerwartet zu Stande, um dann ebenso schnell wieder gebrochen zu werden. So folgt dem Januar-Edict schon nach wenig Monaten der blutige Kampf, diesem wieder der Friede durch das Edict von Amboise, und dann plötzlich die Erneuerung des Krieges, dießmal hauptsächlich von Seiten der Reformirten (1567). Es ist eine herkömmliche Meinung daß die Zusammenkunft Katharinens und ihres Sohnes Karl IX. mit Alba der Anlaß gewesen blutige Maßregeln gegen die Reformirten zu verabreden, und einen Schlag gegen sie auszuführen, so plötzlich und tückisch wie die That von 1572 war; auch war diese Meinung damals so verbreitet daß die Huguenotten durch ihr gewaltsames Losschlagen nur einen Act der Nothwehr zu verüben schienen. Ranke weist nach daß der Verdacht ungegründet war; es wurden wohl von Alba's Seite Zumuthungen im Sinn einer gewalt-

samen Politik laut, aber die Königin ging nicht darauf ein. Man schied sehr kalt von einander. Doch durfte man nie vergessen daß es Katharina zunächst darauf ankam die Parteien im Schach zu halten; ihre Friedensliebe hatte keinen andern Grund als daß es mit Krieg nicht gehe; tausendmal sagte sie dem päpstlichen Nuntius, dem spanischen, dem venetianischen Gesandten daß sie dennoch den alten Zustand herzustellen hoffe. Und auf die Reformirten selber wirkte wieder der Eindruck der Dinge in den Niederlanden zurück; ihre Erhebung von 1567 war die Antwort des protestantischen Geistes auf das Unternehmen Alba's in den Niederlanden.

Nach mannichfachen Schwankungen scheint sich mit dem Religionsfrieden von 1570 eine feste Politik herzustellen; Coligny's Einfluß wird am Hofe vorherrschend, und die Dinge nehmen den Anschein als sollte Frankreich in die Bahnen antispanischer Politik hineingedrängt werden. Eine treffliche Charakteristik Coligny's, aus der wir nur einige Züge hervorheben wollen, leitet uns in diese neue Wendung der Dinge ein. Wie später Wilhelm III. und Washington, sagt Ranke von dem alten Huguenottenführer, so stand auch Coligny nach einem erlittenen Verlust um so fester wieder auf den Füßen. Nicht auf den Enthusiasmus von Triumphen, sondern auf die Empfindung seiner Unentbehrlichkeit war das Ansehen, das er genoß, gegründet. Wie lernte man, wenn er einmal erkrankte, an den Fehlern die dann vorkamen seinen Werth so bald erkennen! Alles beugte sich seiner stolzen und gelassenen Persönlichkeit. Als ein Verdienst vom ersten Range bewunderte man daß er diese Armee in Zucht und Gehorsam erhielt, sich in die fremdartige Weise der deutschen Reiter fand, wie die Franzosen sagten, ihre rohe Bizarrerie beherrschte, ebenso wie er die angeborene Beweglichkeit des französischen Adels meisterte, mit dem er umging als wenn er ein Recht auf den Oberbefehl habe. Unter diesen Glaubens- und Kriegsgenossen, die alle seines Gleichen waren, erschien er zugleich wie ein Censor und wie ein König. Kleine Vertraulichkeiten die er erwies machten eben um seiner gewohnten Zurückhaltung willen doppelten Eindruck: man rühmte sich ihrer unter Freunden. Eine der großartigsten, aber zugleich anomalsten Stellungen die je in einer Monarchie vorgekommen sind. Ein bloßer Edelmann, dem sich eine zahlreiche, bewaffnete, im Fortschritt begriffene Partei mit unbedingter Hingebung angeschlossen hat: jeden Augenblick kann er sie wieder zu den Waffen aufrufen. Und weit über Frankreich hinaus reichten seine Verbindungen. Alles

was sich in den Gebieten des Königs von Spanien den protestantischen Meinungen zuneigte, richtete seine Augen auf ihn; die deutschen Fürsten sahen in ihm ihren Vorkämpfer, die Truppen die unter ihm gedient trugen seinen Namen in den deutschen Osten. Davon findet sich keine Spur, daß er diese Stellung zu einem persönlichen Zweck habe benutzen wollen. Er hatte Ehrgeiz, der aber trug nur eine religiös patriotische Farbe.

Dem Portrait Coligny's stellt der Geschichtschreiber das Katharinens entgegen, zeigt uns den wachsenden Einfluß den Coligny's Rathschläge gewannen, wie sich alles zu einem Kampf gegen Spanien vorbereitete, und der Lieblingsplan des Huguenottenführers, Frankreich für die protestantische Sache zu waffnen, seiner Erfüllung entgegenreifte. In dieser unerwarteten Verkettung der Dinge, dem drohenden Umschwung der Politik, der Abneigung Katharina's gegen einen Krieg mit Spanien, ihrer Sorge den gewohnten Einfluß an den Admiral zu verlieren, findet Ranke die Motive zur Bartholomäusnacht; mit dramatischer Lebendigkeit führt er uns Katharinen vor Augen, zeichnet die Gedanken und Befürchtungen welche sie zu der ungeheuren That bestimmen mochten. Sie sieht des Admirals wachsende Bedeutung; sie eilt nach Paris „mit dem Entschluß zurück der Sache um jeden Preis ein Ende zu machen." Sie war eine Italienerin; sie hatte noch nicht mit Coligny, dem alten Gegner, abgerechnet. Er war ihr nicht allein verhaßt, sondern, wenn er lebte, gefährlich; sie beschloß sich seiner zu entledigen. Dieß ist ungefähr der Gedankengang den der Geschichtschreiber bei Katharinen voraussetzt; ein weit angelegter Plan ist ihm nicht wahrscheinlich, ja er könnte versucht sein alles von einer momentanen Aufwallung der Königin herzuleiten, wenn nicht wieder Aeußerungen und Beweise von ihr vorlägen daß sie den Gedanken sich an ihren Feinden zu rächen niemals aufgegeben hatte. „Die Frage, sagt Ranke, wäre nie zu entscheiden, wenn wir es mit einem einfachen Gemüthe zu thun hätten, in welchem entgegengesetzte Plane sich nothwendig ausschließen. Allein es gibt auch solche Seelen, in denen das nicht der Fall ist; zwei Seiten an ihrem Bogen zu haben, wenn das eine nicht gelingt, auf das andere zurückkommen zu können, ist ihnen Bedürfniß und Natur; es gibt, daß wir so sagen, eine innere Zweizüngigkeit, welche das Entgegengesetzte zugleich beabsichtigen kann. Indem Katharina noch mit Eifer die Plane verfolgt welche der einen Richtung ihrer Wünsche und Interessen entsprechen, hegt sie doch in der zurückgezogenen Tiefe der

Seele das Gefühl daß ihr die Mittel, die sie ergreift, auch noch zu andern Zwecken dienen können. Eine Versöhnung mit den Huguenotten war ihr nicht unlieb, inwiefern sie dadurch eine größere und glänzendere Stellung in Europa gewann; aber mit Vergnügen sah sie dieselben nach Paris strömen, in die Mitte einer Population der man nur den Zügel zu lassen brauchte um sie zu verderben."

Gewiß eine feine, meisterhafte Nüancirung der widerstreitenden Gedanken welche die Medicäerin bewegen mochten. Freilich bleibt es darnach immerhin zweifelhaft wie weit planmäßige Treulosigkeit, wie weit plötzliche Aufwallung des Hasses zur Katastrophe mitwirkten. Der königliche Sohn erscheint dann in jedem Fall nur als die charakterloseste und kläglichste Figur; von aufrichtiger Hingebung gegen Coligny drängt man ihn zum Mißtrauen, zum Mord seiner eigenen arglosen Unterthanen. So faßt ihn Ranke; „kein Wunder, sagt er, wenn Karl IX. aufrichtig erschien, denn er war es." Als zweifellos möchten wir dieß nicht betrachten; es trifft denn doch wieder manches zusammen die That vom 24. August nicht als einen plötzlichen Entschluß erscheinen zu lassen, wozu man den König erst den Tag vorher hindrängt. Der Briefwechsel den z. B. der König mit dem Gouverneur von Lyon, Mandelot, führte,*) legt eine solche Fülle von Zweideutigkeit, berechnetem Doppelsinn, Grausamkeit und zugleich wieder räuberischem Gelüste nach den Gütern der Schlachtopfer an den Tag, daß darnach das Aergste als glaublich erscheinen mag. Auch sind dort ein paar Befehle abgedruckt, die es mindestens zweifelhaft erscheinen lassen ob man wirklich erst in der letzten Stunde vor der That den Entschluß dazu gefaßt.

Die Regierung Heinrichs III. führt uns in die Kämpfe der Ligue, deren eigenthümliches Wesen noch kein Historiker so fein und treffend gezeichnet hat wie Ranke. Doch liegt es in der Art seiner Betrachtung die Dinge mild und schonend zu schildern und die grellen und herben Züge möglichst zu meiden. Die sind nun freilich bei diesem Stoff nicht immer zu umgehen. Die Charakteristik z. B. die uns Ranke von König Heinrich III. gibt, läßt bei aller Kunst der Zeichnung doch Züge vermissen, die wesentlich zum Bild des Mannes und der Zeit gehören. Der grelle Gegensatz von Bigotterie und Ausgelassenheit, von studirter Eleganz und wilder Barbarei, überhaupt jene Verzerrung in der sitt-

*) Zum erstenmal gedruckt Paris 1830.

lichen Physiognomie der Zeit, die uns auch in manchen literarischen Erzeugnissen entgegentritt, prägt sich in keiner Individualität abschreckender aus als in Heinrich von Valois und seinen „Mignons". Die kindisch tollen Streiche des Königs und seiner Spielgesellen, seine lächerliche Putzsucht, seine indecenten Maskeraden, seine Leidenschaft für Bestien jeder Art, seine Affen- und Papageien-Sammlungen und dann die Mignons selber — das alles macht eine so wesentliche Seite der Physiognomie jener Tage aus und ist für das sociale Zerrbild der Zeit so charakteristisch daß ihm in einer Zeichnung Heinrichs III. wohl eine Stelle gebührte. In der Ligue selbst erblickt Ranke wesentlich ein Werk der spanischen Politik: Philipp II., sagt er, sorgte nur für sich selbst, wenn er alle ihm zu Gebot stehenden Mittel ergriff um den ihm widerwärtigen Tendenzen in Frankreich die ihm befreundeten strengkatholischen entgegenzustellen. Die Ligue ist mehr als man glaubt ein Werk von Spanien und Philipp II.; sie bildet ein Moment, und zwar das entscheidende in dem Gegensatz der beiden Monarchien. In dem innern Frankreich selbst, das trotz der Pacification die es sich gegeben durch den Fortgang der allgemeinen Gegensätze und die alten Leidenschaften in steter Aufregung erhalten wurde, fand Philipp seine besten Waffengefährten; der damalige König von Frankreich vermochte auf die Länge nicht seine Unterthanen zusammenzuhalten. Und allerdings war die drohende Eventualität des Aussterbens der Valois, der Erhebung eines huguenottischen Königs eine dringende Mahnung an Spanien diesem tödtlichen Schlag für seine Politik in Westeuropa vorzubeugen; so wird Philipp II. der Leiter der Erschütterungen in Frankreich, die Guisen seine Werkzeuge, Frankreich selber der Kampfplatz der widerstrebenden Principien, die hier noch einmal in heftigem Zusammenstoß an einander geriethen.

Es mischen sich zugleich andere Elemente in den Kampf und wecken den mächtigen Conflict tiefer politischer und socialer Gegensätze. In den Guisen lebte, wie Ranke sagt, der Geist der alten Autonomie französischer Magnaten in seiner vollen Stärke; sie konnten des Einflusses auf die allgemeinen Angelegenheiten nicht entbehren; am nächsten lag es ihnen ihre eigne Stellung unangetastet zu behaupten; als eine der vornehmsten Beschwerden stellen sie auf daß man Aemter die durch Dienste erworben seien um eine Geldentschädigung den Inhabern entreiße; sie fordern daß das nicht anders statt habe als in den bestimmt vorgeschriebenen Fällen auf den Spruch ordentlicher Richter aus den Parlamenten.

Alle alten Klagen des Adels, der Geistlichkeit und der Städte machten sie zu den ihren; sie forderten regelmäßige Ständeversammlungen von drei zu drei Jahren, wo ein jeder seine Beschwerden in aller Freiheit müsse vortragen können. In den meisten großen Städten war zugleich, wie in Paris, das municipale Interesse in eine gewisse Verbindung mit dem katholischen getreten und verstärkte die Opposition gegen das Königthum. Die Ausbrüche des Widerstands den die katholisch-populäre Partei damals versuchte, sind schon häufig mit dem verglichen worden was sich zwei Jahrhunderte später in Paris ereignete, und in der That ist die Aehnlichkeit keine bloß zufällige. Wir lernen dieselbe Physiognomie der Pariser Bevölkerung, dieselbe Herrschaft von Demagogen und Clubführern, dieselben Extravaganzen, selbst die nämliche Theilnahme weiblicher Amazonen in den Jahren 1588 bis 1593 kennen wie zwei Jahrhunderte später; namentlich prägt sich der theatralische Geist der Nation in den Demonstrationen und öffentlichen Aufzügen äußerst charakteristisch aus, nur daß im sechszehnten Jahrhundert die Capuze, im achtzehnten die rothe Mütze dominirte.

Diese politisch-religiösen Gährungen die Heinrich III. in das Lager der Huguenotten treiben, die Ermordung Heinrichs von Guise, dann des Königs selbst bilden ein Gemälde vom lebendigsten dramatischen Interesse, das mit dem Augenblick wo Heinrich von Navarra in den Vordergrund tritt, seinen Höhepunkt erreicht. Das Land war im kläglichsten Zustande; ein Spanier hat die französische Monarchie jener Zeit mit einem Granatapfel verglichen, dessen gesprengte Fruchtschale nur noch die Körner etwa mit ihren Scheidewänden erblicken lasse. Denn an Einheit war nicht zu denken. Die mächtigen Magnaten wandten die ihnen einst von den Königen anvertraute Macht nur nach ihrem eignen Gutdünken, ihrem besondern Interesse an; ihr Sinn war auf die Ausbildung provinzieller Satrapien gerichtet. Die angesehenen Bürger der Städte hielten es für möglich sich als freie Communen aufzustellen; eine große klericale Partei bildete die selbständige Idee, auf der alle kirchliche Vereinigung nothwendig beruht, zu Feindseligkeiten gegen die Krone aus, und ward dabei von dem mächtigsten Fürsten der Welt, von den Häuptern und Führern der Hierarchie unterstützt. Und Heinrich IV. selbst, der natürliche Vertreter der legitimen und royalistischen Sache, durfte doch nicht auf alle Anhänger dieser Sache rechnen, solange die Royalisten, die zugleich eifrige Katholiken waren, in ihm den Träger der Ketzerei erblickten.

Ranke hat den spanischen Planen jener Tage, worüber ihm die jüngste Zeit manchen werthvollen Aufschluß geboten, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und uns in das Einzelne der Verhandlungen eingeführt, die über Frankreichs Zukunft das Loos werfen sollten. Daß in französischen Gemüthern der Gedanke einer Unterordnung unter Spanien Platz greifen konnte, wird begreiflich, wenn man denkt daß die alten ständischen Ideen mit den religiösen zusammenwirkten. Nicht der absoluten Gewalt des Königs von Spanien wollten sie sich unterwerfen, sondern ihre Idee von Reform und ständischem Wesen unter seinem Schutz ins Leben führen. Nahm man in Betracht daß alle politischen und kirchlichen Factoren des abendländischen Katholicismus mit diesen Tendenzen zusammenwirkten, so wird die ganze Gefahr der Lage Frankreichs einleuchtend, und diese Negociationen, die Frankreich an Spanien verhandeln sollten, gewinnen eine furchtbare Bedeutung. Dem allem gegenüber, den spanisch-ligistischen Einverständnissen, den Projecten von Rom und Madrid, der Thätigkeit eines Feldherrn wie Alexander v. Parma war, der Zersetzung der Parteien gegenüber, zeichnet uns der Geschichtschreiber mit Meisterhand den ritterlichen, unverdrossen thätigen und lebensfrischen Heinrich IV. mit seinem guten Glauben an seine gute Sache, seinem lebhaften Bewußtsein daß er der rechte Repräsentant des nationalen, einigen, royalistischen Frankreichs sei. Trefflich schildert er ihn z. B., wie bei Ivry seine Fahnen zurückweichen und er sich in das dichteste Gewimmel stürzt, um die Weichenden aufzuhalten. „Wer nicht länger mit ihm gegen die Feinde kämpfen wolle, möge sich wenigstens noch einmal umkehren, um ihn sterben zu sehen.“ Es war, als wenn die royalistischen Edelleute bei diesen Worten und diesem Anblick von dem vollen Kriegsfeuer ihrer Altvordern ergriffen würden; der Gottheit ein Lebehoch rufend warfen sie sich hinter ihrem König her, dessen Helmbusch jetzt ihre Fahne wurde, auf den Feind. In diesem mochte ein dunkler Religionseifer leben, aber es fehlte ihm die Hingebung an die persönliche Autorität, welche ein so wirksames Element der Kriegführung und der Staaten ist.

Wohl regte sich allmählich ein nationales Widerstreben gegen die spanischen Tendenzen und neigte sich zum legitimen König, der zugleich der Träger der Unabhängigkeit des Landes war, aber solange der religiöse Gegensatz bestand, war ein Gelingen kaum denkbar. „Es wird noch heute, sagt Ranke, kein protestantisch überzeugtes Herz in der

Welt geben, das bei dem Gedanken daß es dem König Heinrich gelungen wäre, ohne Uebertritt zu einem andern Glauben sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge. Das war aber seine Lage gar nicht mehr daß er einen freien Entschluß hätte fassen können. Durch das Versprechen, das er gleich nach dem Tode Heinrichs III. gegeben, war er gebunden. Er konnte die Erfüllung desselben verschieben, so lange er um sein Dasein kämpfte, Anmahnungen, die mit Drohungen verknüpft waren, als seiner Ehre zuwiderlaufend zurückweisen. Wenn er aber sein Wort lösen wollte ohne vor sich selber zu erröthen, dann entsprach es zugleich allen seinen übrigen Interessen das zu thun." Richtig wurde ihm damals entgegengehalten: daß für alle Gewaltthaten, allen Ungehorsam man nur den einzigen Vorwand habe daß der König nicht katholisch sei. Als Herzog von Vendome möge er thun was ihm gefalle, als König von Frankreich habe er vor allem die Pflicht für das Reich zu sorgen. So erfolgte der Uebertritt im günstigsten, wirksamsten Momente, und mit ihm rasch und elektrisch der Umschwung der Meinungen, den man als eine Revolution bezeichnete.

Hier bricht Ranke's Darstellung ab; wir dürfen wohl hoffen daß die deutsche Lesewelt mit der Fortsetzung des geistreichen, fesselnden Buches, dessen Stoff nun an Bedeutung und Interesse noch zunimmt, recht bald erfreut werde.

Zweiter Band.

(Allg. Zeitg. 30. u. 31. December 1853 Beilage Nr. 364 u. 365.)

Der bedeutungsvolle Zeitabschnitt von Heinrichs IV. Erhebung an bis zum Tod Richelieu's hat in diesem Band seinen geistvollen und eleganten Darsteller gefunden; der Aufschwung und die Befestigung der bourbonischen Monarchie ist der Grundgedanke, um welchen sich die reiche Fülle der einzelnen Geschichten gruppirt. Wie sich diese Monarchie aus dem Bürgerkrieg und der Auflösung der alten Ordnungen aufrichtet, ihre Kräfte sammelt, gegen die feudale Aristokratie, die Huguenotten, das Ausland sich befestigt, und zu einer Macht emporwächst, die allmählich in die Lücke eintreten kann, die Spaniens Verfall in der europäischen Staatenordnung zurückließ, das sind die bedeutendsten Vorgänge, deren Verlauf im Einzelnen der Geschichtschreiber uns mit gewohnter Kunst vorüberführt. Vielfacher archivalischer Stoff, aus

Frankreich und England, aus Belgien und aus Italien gesammelt, ist in die Darstellung fast unvermerkt hineingeflossen, und dient dazu bald das diplomatische Spiel hinter den Coulissen in seinen einzelnen Momenten zu beleuchten, bald zur Charakteristik der Zeit und der Personen interessante Beigaben zu liefern. Aus dem bunten Gewirr von Kriegen und Staatsactionen, Hof- und Parteiintriguen taucht dann im zweiten Theil der Darstellung immer imposanter die Persönlichkeit des großen Cardinals auf, des Mannes, der „das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte," und der bourbonischen Monarchie ihre Weltstellung gab.

Davon, was die bourbonische Monarchie werden müsse, sagt Ranke in den Einleitungsworten, ließ sich einiges von vornherein abnehmen; daß sie nach innen einen ständischen Charakter tragen, nach außen friedliche Verhältnisse aufrecht erhalten werde, ließ sich nicht wohl erwarten. An und für sich hätte man meinen können: bei dem Aussterben der einen, dem Eintritt einer andern Linie würden die Stände fähig gewesen sein, ihre noch immer zweifelhaften Rechte zu befestigen und zu voller Anerkennung zu bringen; aber bei weitem mehr der Durchführung kirchlicher Ansprüche im Verein mit einer fremden Macht als der Herstellung einer haltbaren Ordnung im Reich und der Größe der Nation hatten sie ihre Thätigkeit zugewendet; die neue Gewalt kam in Kampf mit ihnen, durch einen Sieg über sie empor. In dieser stellte sich das Princip der persönlichen Autorität selbst noch stärker als in frühern Zeiten dar. Die Merowinger waren durch die Theilnahme der Bischöfe, die Carolinger durch den römischen Papst, die ältern Capetinger durch die Gesammtheit der Großen gefördert worden; der neue Fürst dagegen stützte sich vor allen Dingen auf sein Recht legitimer Erbfolge. Im Gegensatz mit den weltlichen und geistlichen Großen, dem Papst selbst, den versammelten Ständen, den vereinigten Städten setzte er es durch. Es gereichte ihm zum Vortheil, daß sich ein auswärtiger Feind mit dem innern verbündet hatte; mit einander wurden sie besiegt, die Gründung der Macht erschien nicht als Unterdrückung, sondern zugleich als ein Sieg über den alten Landesfeind.

Aber dieß alles war freilich erst zu erringen; Heinrich IV. hatte durch seinen Uebertritt und den Besitz von Paris eben nur den festen Punkt erlangt, von dem er Schritt vor Schritt seine Macht ausbreiten konnte. Noch stand ein Theil der Großen, noch die katholische

Kirchenmacht gegen den König im Feld; noch war er im Krieg mit Spanien und Savoyen. Nach einander wurden diese Gegner theils überwunden, theils versöhnt; die Reste der Guisischen Partei wandten sich zur Unterwerfung, mit Rom und Madrid ward Friede geschlossen.

Der merkwürdigste Moment in dieser Reihe von Erfolgen und Verständigungen war die Ausgleichung mit Rom; der Wunsch des Papstes: einerseits Frankreich nicht ganz zu verlieren, andererseits an dem wiedergewonnenen französischen Monarchen eine Stütze gegen die Uebermacht Spaniens zu finden, war hier mächtiger als alle andern Beweggründe und Ueberlieferungen. Clemens VIII. ließ es sich gefallen, daß das Wort „Rehabilitation" des Königs aus dem Friedensentwurf wegfiel, und daß die Ausführung der Tridentinischen Beschlüsse sich nur so weit erstrecken solle, als damit nicht die öffentliche Ruhe gefährdet werden könnte. Ranke sieht darin eine der wichtigsten Transactionen zwischen Kirche und Staat, ja vielleicht seit dem Tridentinischen Concilium den merkwürdigsten Act in der Geschichte des Katholicismus. Die in Trient festgehaltenen Ideen einer unbedingten Oberherrschaft, sagt er, die man bisher nicht allein durchzuführen versucht, sondern erweitert hatte, auch in Frankreich zur Geltung zu bringen, gab das Pontificat fürs erste auf. Es fand sich in eine Anerkennung der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und der Grundbedingungen des Staatslebens, wie es sie sich noch nicht hatte abdringen lassen. Allerdings erlangte Rom dafür die Rückkehr Frankreichs unter die Autorität des heiligen Stuhls, und dieß war es auch wohl, was, wie uns der Geschichtschreiber erzählt. die eben aus Frankreich vertriebenen Jesuiten bewog, eifrig für das Zustandekommen des Vertrags zu arbeiten. Sie mochten wohl den alten Archimedischen Ausspruch im Sinn haben, und es für keine ganz ungefährliche Sache ansehen, daß man einen Mann wie Heinrich IV. vielleicht durch Isolirung zwang, selbstthätig in den Kirchenangelegenheiten vorzugehen. Bei dem Abfall des nördlichen und des mittlern Europa's, dem Beispiel Englands, bei der in Frankreich selbst sehr regen Tendenz nach Einigung mit der Reform, aber auf Kosten der römischen Kirchengewalt, war es jedenfalls ein bedenklicher Versuch, Heinrich sich selber zu überlassen, und ihn nach dem Sieg über seine Gegner vielleicht auf eine Bahn zu drängen, die allerdings weniger seinem Naturell als manchen Einflüssen in seiner Umgebung entsprach. So ließ sich Rom die ungewohnten Bedingungen gefallen, durch die Heinrich sowohl die ursprüngliche Unabhängig-

keit seiner Krone, wie die neuen Verhältnisse zu den Reformirten zu einer unzweideutigen Anerkennung brachte.

Es folgte dann die Besiegung der letzten Gegner, der Friede mit dem auswärtigen Feind und die Beruhigung der Reformirten durch das Edict von Nantes. Nun erst war ernstlich an die Wiederherstellung der tiefzerrütteten innern Staatsordnung zu denken; war doch der ökonomische Zustand seit lange verfallen, zu den alten Wunden neue hinzugekommen, und die ersten Jahre Heinrichs, die Zeiten der innern Bedrängniß und des auswärtigen Kriegs, eben auch nicht dazu angethan, in dieß Chaos Ordnung zurückzuführen. Und kaum hatten die ersten Anfänge friedlicher Waltung begonnen, so setzten neue Aufstände das ganze kaum erst errungene königliche Ansehen wieder völlig auf das Spiel; bis zuletzt mußte Heinrich für die Existenz der neuen monarchischen Gewalt kämpfen, aber jeder neue Act des Kampfs bringt ihn doch auch um einen Schritt weiter. Alle die Händel im Innern und nach außen, alle die Gefahren, das kaum erst Errungene wieder verloren zu sehen, haben gerade nur dazu beigetragen, in der Nation den Werth der neubefestigten Gewalt und ihres Trägers zu recht lebendigem Bewußtsein zu bringen.

An der Persönlichkeit dieses Trägers war darum für die Dauer der neuen Zustände zunächst noch das Meiste gelegen, und mit Recht läßt der Geschichtschreiber den König überall als Mittelpunkt erscheinen; der Schilderung seiner Persönlichkeit und seiner Regierungsweise ist ein eigenes Capitel gewidmet, das uns recht anschaulich in den Kreis seines Wirkens einführt. Wir sehen da den rüstigen, kampflustigen Kriegsmann vor uns, den Helden, der an zweihundert Gefechten mitgestritten, der aber doch ohne Haß und Rachsucht das Vergangene vergangen sein ließ, der dann im Rath seiner Staatsmänner wohl das Wort hören ließ: er sei nur im Lager aufgewachsen, und verstehe nicht viel von politischen Geschäften; der auch guten Rath nicht verschmähte, aber doch auch in diesen politischen Dingen die Entscheidung gab, und denselben scharfen Blick bewährte der ihn im Krieg ausgezeichnet hat. „Er liebte wenige, sagt der Geschichtschreiber, er haßte niemand und spottete über alle. Er zahlte Geld, um die Menschen an sich zu fesseln, und machte sich dann über ihre Wohlfeilheit lustig. Seine angeborene Spottsucht hatte ihm schon in der Jugend viele Feindschaften erweckt; durch eine ihm von Natur ebenfalls ganz eigene Herzensgüte wußte er damals die Verletzten wieder zu gewin-

nen; etwas anderes war es, als sich jetzt in ihm eine persönliche Mißachtung mit der Macht sie fühlen zu lassen vereinigte. Und das einmal gesprochene Wort hat Flügel; auch die auswärtigen Verhältnisse sind durch das beißende Verurtheilen empfindlicher Nachbarn oft unangenehm berührt worden."

Daneben hebt dann der Geschichtschreiber auch wieder andere Züge hervor, die Heinrichs volksthümliche Beliebtheit erklären. Sieht man ihn mit seinen einfachen, fast plebejischen Neigungen, seiner Liebhaberei sich unters Volk zu mischen, seinem Mangel aller äußern Vornehmheit — zumal in einer Zeit, wo darin fast die innere Würde aufzugehen drohte — sieht man seine Fähigkeit nicht nur zu genießen, sondern auch zu entbehren, ja sich zum Wohl der Gesammtheit manches herbe Opfer aufzulegen, überhaupt diese glückliche Mischung des Kriegshelden und des Lebemannes, wie sie dem französischen Charakter entsprach, so wird man die royalistische Begeisterung begreifen, die sich, zumal nach den trüben Zeiten der letzten Valois, an Heinrich IV. wieder anfing zu erwärmen. Von dem Spiel mit seinen Kindern stand er auf, um sich eine Vorstellung in den schwierigsten Angelegenheiten vortragen zu lassen, denn er wisse ein Thor zu sein mit den Spielenden, und ein weiser Mann unter weisen Männern. Er war lauter Lebenskraft und Lebenslust; nicht frei von dem Cynismus, der diese zu begleiten pflegt, besonders in geschlechtlichen Verhältnissen; äußere Würde durfte man bei ihm nicht suchen. Auch in der Unterhandlung war ihm jede Entschuldigung gut; er machte gar keinen Hehl daraus, daß andere Umstände ihn zu veränderten Entschlüssen führen; wer mit ihm zu verhandeln hatte, mußte sich hüten, ihn nicht die Oberhand gewinnen, sich nicht in Schrecken setzen zu lassen. Bei aller Einfachheit seines ursprünglichen Naturells wetteiferte er mit den gewandtesten Diplomaten. Er war vertraulich und anziehend, aber zugleich wegwerfend, beleidigend, zugleich kaustisch und gutmüthig, doch durfte man sagen: sein scharfes Wesen bildete immer nur die Außenseite und traf Einzelne; in der Tiefe war er gütig und wohlwollend für alle.

In dieser leichten geschmeidigen Hülle, deren Licht- und Schattenseiten ächt französisch sind, lebte freilich ein zäher unwandelbarer Gedanke, der ihn bei seinen Kriegsfahrten, bei seinen Vergnügungen wie bei seinen Frivolitäten nie verließ: der Gedanke, die monarchische Gewalt auf neuen festen Grundlagen wieder aufzurichten, ihr gegenüber den Großen, der Kirche, den Factionen, dem Ausland freie Bahn zu

machen. Nicht schroff und herausfordernd machte sich das geltend; er griff vielmehr gern die Anlässe auf mit dem Adel, dem hohen Klerus, mit Rom sich auf guten Fuß zu setzen, aber auch die einzelnen Abweichungen dienten nur dazu, der pensée immuable auf einer andern Seite wieder einen Erfolg zu sichern. Auch seine religiöse Stellung war dadurch allein bedingt. Seine äußere Lage hatte ihn der katholischen Kirche wieder zugeführt; innerlich hat er von den protestantischen Ueberlieferungen sich wohl niemals ganz losgemacht. Die Aeußerungen gegen Aubigné, gegen Moriz von Hessen, die Ranke aus seinen spätern Tagen anführt, stellen das außer Zweifel. Aber so wenig er sich den staatsrechtlichen Doctrinen der Jesuiten befreunden konnte, so wenig war er doch auch geneigt, sich seinen huguenottischen Kampfgenossen rückhaltlos hinzugeben; er trat jenen bisweilen streng entgegen, er sah es aber nicht ungern, wenn die Schärfe und Bitterkeit der andern eine Zurechtweisung erhielt. Seine Ansicht hat er einem seiner Minister gegenüber, und zwar dem am eifrigst katholisch gesinnten, offen ausgesprochen: Villeroy hatte gemeint, wenn es zwei Parteien in einem Lande gebe, sei es für einen Fürsten Regel der Staatsklugheit, sich der stärkeren anzuschließen; Heinrich aber gab ihm den Bescheid: der Fürst müsse die eine wie die andere beherrschen.

Aber freilich, die Herrschaft war es nicht allein, die seinen Kopf erfüllte; überall wurden auch die Mittel erstrebt, diese Gewalt zu einer segensreichen und wohlthätigen Ordnung für das Ganze zu machen. Die Wohlfahrt aller Classen, der Verkehr, die Blüthe des Handels, das Seewesen waren die starken materiellen Pfeiler der neuen Königsmacht, wie er sie aus dem Schutt der Bürgerkriege herausgearbeitet. „Welch eine großartige Anlage", ruft der Geschichtschreiber aus, „hatte die bourbonische Monarchie in dieser Epoche ihrer ersten Gründung! Einer unendlichen Entwicklung friedlicher Wohlfahrt durch Ackerbau und Gewerbe, innere Cultur und Antheil an dem Welthandel schien sie fähig; gerade daß sie beide Parteien in ziemlichem Gleichgewicht in sich schloß, gab ihr einen universalen Bezug zu allem, was in Europa lebte und mächtig war. Durch die Verbindung mit dem Papst und das Verhältniß, in das Heinrich IV. zu den Jesuiten getreten war, stand die Monarchie, in deren Glück beide das ihre sahen, mit einem großen Theil der katholischen Welt in engster Beziehung; durch die Theologen von Saumur und Sedan berührte der französische Geist die Schulen von Genf, von Leyden und die schottische Kirche. Auf der

einen Seite schloß sich alles an Frankreich an, was nicht von Spanien abhängen wollte, auf der andern alles, was von der Restauration des Katholicismus, wie sie in der übrigen Welt fortschritt, bedroht war, der ganze protestantische Name in Deutschland und im Norden. Da die im strengsten Sinn restaurirende Thätigkeit sich an die spanische Macht lehnte, so war es der Gegensatz gegen diese noch in der Welt vorherrschende Gewalt, worin sich alle Directionen vereinigten."

Wie Heinrich mitten in den Vorbereitungen zum neuen Kampf hinweggerafft ward, bestand sein Werk schon die erste und schwierigste Probe; nicht ohne Erschütterungen zwar ward die neugegründete Gewalt von der vormundschaftlichen Regierung, aber sie ward doch von ihr behauptet. Mochte die Erinnerung an die grauenvollen Zeiten vor Heinrichs Erhebung, mochte der noch frische Eindruck von Heinrichs eigenem Dasein und Wirken, oder die angeborne royalistische und einheitliche Natur des französischen Volkes dazu mehr beitragen — genug, die neue Ordnung bewährte sich fester als ihre äußern und inneren Gegner erwarteten. Der Geschichtschreiber nimmt davon Anlaß, auf eine allgemeine Eigenschaft der Franzosen hinzuweisen, die sich in ähnlichen Zeitpunkten zum Wohl der Gesammtheit erwiesen habe. Die unruhige Beweglichkeit, sagt er, die wir in dem Geist der französischen Nation bemerken, wird doch durch eine andere Eigenschaft gemäßigt, die sich oft in den Momenten der schwersten Verwirrung bewährt hat; denn vor allem eben im Gefühl des Moments lebt sie; auch in der größten Bedrängniß weiß sie noch etwas Ausführbares zu finden, man möchte ihr Geistesgegenwart zuschreiben. Damals bei der Nachricht von der Ermordung des Königs ging ein allgemeines Gefühl durch die Nation, daß die Monarchie, in den Formen, die ihr Heinrich IV. gegeben, unter der Dynastie, die er gegründet, behauptet werden müsse. Die Protestanten und die Guisen, die Politiker und die Parlamente trafen darin zusammen.

Aber mit dieser gesunden nationalen Aufwallung waren die alten Gegensätze noch nicht begraben. Ranke macht Mittheilungen über Entwürfe Condé's, die beweisen, daß die großen Herren den Kampf mit der neuen Monarchie noch keineswegs als fertig ansahen; sie dachten, wie es darnach scheint, noch ernstlich daran, die Staatsordnung wieder mehr im aristokratischen Geist zu gestalten, und sowie noch im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts der französische Absolutismus das allerwärts nachgeahmte Ideal der Höfe auf dem Festland geworden ist, so

war zu Anfang des Jahrhunderts das Vorbild des deutschen Reiches mit seinem machtlosen Kaiserthum und seinen selbständigen Landesherren für die französische Vasallenschaft noch keineswegs verloren. Während dieser Gegensatz sich von der einen Seite rüstete, fing auf der andern die Regentin selber, Maria von Medicis, an von den Ueberlieferungen ihres königlichen Gemahls in bedenklicher Weise abzuweichen. Erst ward Sully aus dem Cabinet gedrängt; damit schied nicht nur das huguenottensche Element aus der Regierung, sondern es wich auch der lebendigste und persönlichste Vertreter von Heinrichs politischer Tradition, die auf strengen Haushalt, auf Dulden zugleich und Niederhalten der beiden Parteien, und auf Erneuerung des Einflusses auf die allgemeinen europäischen Angelegenheiten gerichtet war. Dann neigte die Regentin sich mit unverkennbarer Ausschließlichkeit zur katholischen Richtung hin, und eben daraus ging weiter die merkwürdige politische Schwenkung hervor, die feindselige Haltung gegen das spanische Habsburg mit einem habsburgischen Familienbündniß zu vertauschen. Schließlich ward denn, recht im Gegensatz zu Heinrichs Lehre und Praxis, daß der König der Herrscher sein müsse, die Königin beherrscht von den Concinis — eine Episode die Ranke in einem besonders anschaulichen und plastischen Gemälde des Hofes und seines Treibens dargestellt hat. Ein Glück noch für die neue bourbonische Monarchie, daß die Parteien selber nicht mehr die alten waren! Die Aristokratie zeigt diesen Rückgang in ihrem ganzen politischen Thun, vom Tode Heinrichs IV. an bis zum Ausgang der Fronde; von den Huguenotten bemerkt Ranke bei Gelegenheit des Reichstags von 1614, daß sie nicht mehr die früheren waren, nur Abweichung der politischen Tendenz und kleines persönliches Interesse alles beherrscht habe. Aber bei dem allem war die Politik Heinrichs IV. in ihren wichtigsten Richtungen verlassen; die spanischen Heirathen wurden geschlossen, die Tendenzen der Restauration des Katholicismus waren im glücklichsten Fortgang begriffen, die Prärogativen des päpstlichen Stuhls willig anerkannt, zugleich von der andern Seite die gallicanischen Freiheiten in lebendige Erinnerung gebracht, den Huguenotten die alten Zusicherungen erneuert, die königliche Gewalt zwar durch Günstlinge geübt, aber dieser Gewalt gegenüber auch eine bewaffnete Opposition ausgebildet.

Der Sturz der Concinis, die Erhebung von Luynes änderte nur die Personen, nicht die Verhältnisse; es war Zeit, daß wieder ein leitender, überlegener Geist die Dinge ins rechte Geleis zurückführte.

Auf diese Nothwendigkeit bereitet uns der Geschichtschreiber durch seine Darstellung vor; das Erscheinen Richelieu's wird wie die dramatische Lösung des Knotens motivirt. Wir sehen den jungen König in seiner Unreife und Knabenhaftigkeit; er hatte beim Tode des Marschalls d'Ancre frohlockend gerufen: „jetzt bin ich König!" aber er war noch weit von der Fähigkeit, dieß Regiment wirklich führen zu können. „Wenn jenem seinem Ausruf," sagt Ranke, „eine historische Wahrheit zukommt — denn von dieser Stunde an hing die Regierung von seinem persönlichen Willen ab — so stellt derselbe doch auch zugleich die vielleicht größte Schwierigkeit vor Augen, welche die Monarchie überhaupt hat. Denn sobald der Fürst, dem das Recht zusteht, nicht fähig ist es auszuüben, wer ist dazu berufen? Eine vorwaltende Persönlichkeit, welche den obersten Gedanken des Staates faßt und ihm Autorität verleiht, muß es geben; aber, welche soll es in einem solchen Falle sein?" Der Geschichtschreiber erinnert an das Beispiel orientalischer Staaten, Spaniens, des Papstthums; er zeigt, wie in unsern europäischen Reichen die Monarchie jederzeit von Bewegungen umgeben gewesen sei, die etwas von dem Factionswesen der aristokratischen Republik an sich tragen. In Frankreich zumal, wo die Frage damals so stand: ob das von den Großen wieder erneuerte Princip der Autonomie das Uebergewicht über den König behaupten, oder ob in der Bewegung der Parteien sich ein Mann ihnen zur Seite stellen sollte, der das Recht und die freie Bewegung der Krone, an die sich alle nationalen Interessen anschließen, zu retten und zu erneuern vermögend wäre. „Es war Raum da für eine große und glänzende Thätigkeit, wenn nur der Mann dazu sich fand."

So sind wir auf Richelieu's Eintritt vorbereitet; er bildet den Mittelpunkt der zweiten Hälfte des Buches.

Die Verwaltung von Luynes und seinen Freunden, die ersten Händel mit den Huguenotten, die Schwankungen gegenüber von Spanien gehen der staatsmännischen Leitung des Cardinals Richelieu unmittelbar voraus; die Verwicklung der Dinge fordert immer lauter die feste Hand des Meisters; es sind damals Broschüren erschienen, die Richelieu als den einzigen Mann bezeichneten der helfen könnte. So gelangte Richelieu im August 1624 zur ersten Stelle im französischen Staat. „Man konnte nicht von ihm sagen," bemerkt Ranke, „daß er sein Emporkommen einer Parteistellung oder einer vorübergehenden Gunst allein verdanke; nach und nach erhob er sich; wohl nicht ohne Intrigue,

aber doch hauptsächlich durch die natürliche Ueberlegenheit des Genius. Schon vorlängst hatte ihn jedermann dazu bestimmt; die öffentliche Meinung erkannte in ihm den zur Verwaltung der öffentlichen Geschäfte geeignetsten Mann. Wohin ihn aber dieses Amt und seine Verwaltung führen sollte, wer hätte es ahnen können? Wahrscheinlich ahnte er es selber nicht."

Wenigstens findet Ranke nirgends einen Beweis, daß der Cardinal von Anfang an und principiell entschlossen gewesen ist aller und jeder nicht unmittelbar vom König herrührenden Autorität im Land, oder auch nur dem Rest der Selbständigkeit, der den Huguenotten noch übrig geblieben, ein Ende zu machen. Sein erster Eintritt erschien sogar am Hof und unter den Mächtigen des Reichs als eine Befreiung von der einseitigen Gewalt, welche sein Vorgänger auszuüben gesucht hatte, und man begrüßte ihn mit Freuden. Der König, der es ungern bemerkte, daß er für allzusparsam, zurückhaltend und unfreundlich gehalten wurde, gab zu erkennen daß die ganze Schuld davon seinen letzten Ministern zuzuschreiben sei; von denen befreit, werde er jetzt zeigen, ob er die vornehmen Männer des Reichs liebe oder nicht. Man glaubte, daß die Autorität und freie Bewegung der Krone mit einem gewissen Grad von Selbständigkeit in den ihr zunächst stehenden Gewalten vereinbar sein werde. Eine neue Aera gegenseitiger Schonung und allgemeiner Wohlfahrt schien anzubrechen. Aus Papieren, die man in des Cardinals Nachlaß mit der Aufschrift „projets pour le gouvernement" fand, schließt der Geschichtschreiber, daß ihm eine allgemeine populäre Umgestaltung der geistlichen und weltlichen Verhältnisse, besonders auch der finanziellen, vorschwebte. Er dachte den Klerus zu reformiren, die Klöster zu beschränken, die Ausgaben des königlichen Haushalts zu verringern, die Domänen wieder herbeizubringen, die Käuflichkeit der Stellen sammt allen Anwartschaften zu beseitigen, lästige Steuern abzuschaffen, kurz er wollte überhaupt die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, die durch Anmaßung, Kauf oder Erbe und Nachsicht der Regierung in Privathände übergegangen war, aus denselben zurücknehmen und der allgemeinen Theilnahme und Concurrenz wieder eröffnen. Diese Entwürfe, bemerkt Ranke, konnten jedoch nicht zur Ausführbarkeit gezeitigt, geschweige denn ausgeführt werden; hätte man dazu schreiten wollen, so hätte man sich in keine auswärtigen Unternehmungen einlassen dürfen. Denn unmöglich konnte beides mit einander gehen; die Ausführung der populär monarchischen

Reformen hätte nicht allein alle Thätigkeit in Anspruch genommen, sondern auch einen Ausfall in den disponiblen Kräften veranlaßt, deren man zu den andern unbedingt bedurfte. Wenn aber zwischen innerer Reform und auswärtigen Unternehmungen zu wählen war, so ward Richelieu durch die damalige Lage der Geschäfte und die Natur seines Genius zu den letztern fortgezogen; mit aller Kraft und Anstrengung des Geistes warf er sich in die europäischen Angelegenheiten. Noch waren ja die Ideen Philipps II. nicht ausgestorben; die Gedanken eines spanischen Uebergewichts fingen gerade in diesen Zeiten an sich wieder zu erheben, sie gewannen Einfluß auf Deutschland, sie hielten die Stuarts in den Netzen dynastischer Politik fest, es war keine utopische Hoffnung mehr, auch die Niederlande wieder zu gewinnen, so lange Frankreich durch seine innern Agonien beschäftigt war. Es war, sagt Ranke, der erste und tiefste Gedanke Richelieu's, aus dieser Lage herauszukommen, die Vollendung des spanischen Systems nicht zuzulassen, den Kampf, welchen einst Franz I. und Heinrich IV. bestanden hatten, da wieder aufzunehmen, wo er ihn fand, welche Folgen auch immer daraus entspringen mochten. Sich erst im Innern stärken und dann den großen Krieg erneuern, war nicht in seinem Sinn; er lebte der Meinung, daß im Kampf auch die Kraft erstarke, und ohnehin waren die Momente kostbar.

Der Cardinal legte dann sein erstes Probestück ab, indem er sich in die italienisch-schweizerischen Händel einmischte, und zugleich einen Strauß mit den Huguenotten bestand, zu deren Bekämpfung ihm wunderbarerweise Holland und England die Schiffe hergaben. In diesem merkwürdigen Ringen nach zwei ganz verschiedenen Richtungen hin, diesem Bekämpfen der Protestanten durch ihre eigenen Glaubensververwandten, und dann dem plötzlichen Friedensschluß mit Spanien, lag es nahe ein wohlberechnetes Spiel von Perfidie zu sehen, deren Opfer eben die protestantischen Verbündeten gewesen seien. Ranke schenkt dagegen der Versicherung Richelieu's Glauben, daß der Friede mit Spanien ohne sein Wissen und Willen geschlossen ward, und zwar nicht ohne das Drängen der hispanisirenden Partei, die seit Heinrichs IV. Tod so mächtig war, und nun natürlich auf des Cardinals antispanische Politik mit großem Widerwillen sah. Unser Geschichtschreiber möchte nicht daß man in der Politik nur ein Spiel von Täuschungen sähe, und darnach den Cardinal beurtheilte; er tritt in diesem Fall für dessen Loyalität ein, erinnert an den Haß der andern, der gleich-

sam dafür bürgte, daß es Richelieu mit seinen antispanischen Entwürfen Ernst war, und bringt manche interessante Notiz bei, die sein Bündniß mit den protestantischen Seemächten in deutlicheren Umrissen zeigt. Das Bedeutsamste ist wohl, daß der Cardinal in Rom ernstlich für eine Restitution der Pfalz wirkte, um so dem englischen Monarchen eine Genugthuung zu verschaffen, womit er das immer lautere Murren der Opposition im Parlament beschwichtigen konnte.

Die Lage des Cardinals war allerdings eine seltsam verschlungene: auf der einen Seite klagten ihn seine protestantischen Verbündeten der Treulosigkeit an, weil er mit Spanien Friede geschlossen; auf der andern setzten die spanisch und römisch Gesinnten alles gegen ihn in Bewegung, weil er mit den Seemächten verflochten war, und sich sträubte die Vortheile, welche er über die Huguenotten errungen, zu ihrer Vernichtung zu benützen. Wie weit die Thätigkeit von dieser Seite gegangen ist, dafür bringt der Geschichtschreiber interessante Belege bei.

Dazwischen fällt dann die Verschwörung von Ornano, der plötzliche Krieg mit England, der zwar nur durch Buckinghams Laune begonnen war, aber sich doch zu einer gefährlichen Erhebung des protestantischen Interesses steigern konnte, und in der nämlichen Zeit, wo dieß Ungewitter droht, ist der König lebensgefährlich erkrankt, Richelieu's persönliche Stellung also von allen Zufällen abhängig gemacht. „Richelieu," sagt Ranke, indem er diese Lage schildert, „durfte den Kranken nicht verlassen, um nicht einem fremden, wahrscheinlich widerwärtigen Einfluß Raum zu geben; auch er selbst durfte, um die Krankheit nicht zu verschlimmern, von den Ereignissen des Tags nichts sagen; seine Worte, ja seine Mienen beherrschend, mußte er doch mit nichts anderm beschäftigt sein; er mußte alles, was geschehen sollte, anordnen und leiten, und zwar mit unbedingtem Befehl, gleich als ob der König in voller Thätigkeit sei, in dessen Namen, aber ohne seine Autorisation. Er war sich bewußt, daß er eine ungeheure Verantwortlichkeit auf sich hatte, daß ein kleines Unglück, ein Zufall ihn auf immer ruiniren konnte, aber er mußte es darauf wagen. Sein ganzes Dasein schwankte nun einmal zwischen plötzlichem Verderben und einer Einwirkung auf die Welt, die ihr das Gepräge seines Geistes aufdrücken sollte."

Der ungeschickt unternommene Krieg Englands diente nur dazu die Besiegung der Huguenotten zu erleichtern. Nach einander werden

ihre drei Bollwerke in Bearn, in La Rochelle, in den Cevennen überwunden, aber nur ihre politische Unabhängigkeit, nicht ihre religiöse Duldung beschränkt. Der Cardinal überschaute darin weit Ludwig XIV. und seine kurzsichtigen Rathgeber, indem er nur den Staat im Staat, den die Reformirten seit dem Edict von Nantes bildeten, überwältigte, die religiöse Differenz aber, so weit sie den innern Frieden nicht störte, unberührt ließ. Und indem er sich so im Rücken nicht den Zündstoff kirchlichen Haders großzog, war er zugleich, wie Ranke treffend bemerkt, zur Wiederaufnahme des Kampfs gegen Spanien persönlich besser geeignet als Heinrich IV., der durch Ravaillac in der Verfolgung dieses Ziels gehemmt worden war. Man kannte ihn als Vertheidiger der Hierarchie, eifrigen Bischof, Bekämpfer der protestantischen Doctrinen; man sah ihn mit dem Purpur der römischen Kirche bekleidet, mit dem Papst eher einverstanden, er hatte Rochelle überwältigt, vielleicht mehr aus politischen als aus religiösen Gesichtspunkten, aber es war der heißeste Wunsch der katholischen Gläubigen gewesen, und mit Genugthuung sahen sie die letzten Burgen der huguenottischen Unabhängigkeit zertrümmert. Wie hätte sich gegen ihn das Mißtrauen des Fanatismus mit derselben Leidenschaftlichkeit erheben sollen, das den gewesenen Huguenotten traf? Wenn die katholische Einheit wieder gebrochen, der alte Kampf der Franzosen gegen die Macht die nun einmal als die Verfechterin des Glaubens galt wieder erneuert werden sollte, so war der Priester dazu geeigneter als der König.

In einer gedrängten Skizze führt uns der Geschichtschreiber die damaligen deutschen Dinge vor Augen, den Bruch des Kaisers mit den protestantischen Landesherren, das Réstitutionsedict, die nun offen ausgesprochene Tendenz katholischer Restauration und deren erste Rückschläge in der Einmischung des Auslandes. Er faßt den Gegensatz des zerfahrenen Reichs und der so kühn und sicher vorschreitenden Einheitspolitik Richelieu's in die Worte: In dem ideologischen Deutschland stürzte man sich noch einmal in die Entzweiungen, welche die Restauration des Katholicismus überall hervorgebracht hatte; die Auffassung eines allgemeinen Interesses ward darüber unmöglich. Dagegen lebte der Cardinal Richelieu nur noch in den Ideen der Einheit und der politischen Macht. Die Partei welche die Sache der Herstellung des Katholicismus als die erste in der Welt ansah, war in Frankreich nicht viel weniger lebendig als in Deutschland; in Deutschland siegte sie, in Frankreich ward sie besiegt.

Es ist, als wenn uns die Darstellungskunst des Geschichtschreibers eine anmuthige Erholung von dem Ernst der Staatsactionen bereiten wollte, indem sie uns nach allen diesen Welthändeln und Cabinetsintriguen in den zugleich freundlichen und prächtigen Kreis des Hofes der Königin Mutter einführt. Es bereitet sich der Bruch zwischen ihr und dem Cardinal vor; da führt uns denn Ranke, bevor diese Majestät eine Zuflucht in der Fremde sucht und dort ihr dunkles Ende findet, in das Palais Luxembourg, seine ächt mediceische Pracht, in die Kunstwerke ein womit Rubens diesen Aufenthalt verschönert, lehrt uns das Leben und Treiben der Wittwe Heinrichs IV. kennen, aber auch welche Fäden von Intriguen da gesponnen wurden die Wirksamkeit des Cardinals zu untergraben. Eine treffliche Charakterschilderung macht uns dann mit der Persönlichkeit Ludwigs XIII. bekannt, des Monarchen, der den Cardinal zwar nicht liebte, aber gerade Einsicht genug besaß um sich von der Unentbehrlichkeit seines politischen Mentors zu überzeugen. Indem der Geschichtschreiber so theils Größeres und Bedeutsames einflicht, theils amnuthige Episoden damit verwebt, wird den gewöhnlichen Hofgeschichten ein gewisser Reiz gegeben, und Vorgängen wie die bekannte journée des dupes ein höheres geschichtliches Interesse verliehen. Auch diesen Kampf besteht der glückliche Minister mit Erfolg; er sieht die Mutter des Königs verbannt, Marillac und Montmorency fallen; es greift nun alles wirksam in einander, die Errichtung einer alles beherrschenden Administration, das Niederkämpfen der alten Selbständigkeiten, das Zurücktreten der ausschließend religiosen Gesichtspunkte, die energische Kriegsübung, die Begünstigung des Handels, der Litteratur, beispielloses Wachsthum der königlichen und der ministeriellen Macht.

Die bedeutungsvollsten Erfolge sind nun zunächst in der auswärtigen Politik zu suchen, in den Kämpfen gegen Spanien und den Kaiser, welche Frankreichs territoriale Abrundung geschaffen, die Macht des Reichs und Spaniens gebrochen haben. In einem Zeitraum von sieben bis acht Jahren ist Lothringen, das Elsaß, ein großer Theil des Rheingebiets in den Händen der Franzosen; sie haben sich in Oberitalien festgesetzt, sind nach Spanien eingedrungen und haben ihren fast vergessenen Einfluß auf den Meeren wieder hergestellt. War es nun, fragt Ranke, die Gewalt der Waffen, die Ueberlegenheit eines großen politischen Talents, der niemals rastende, jedes Mittel für erlaubt haltende Kunstgriff geheimer Einwirkungen, was diese Um-

wandlungen hervorbrachte? Alles dieß hatte Antheil daran; aber der eigentliche Grund der Erfolge liegt in einem andern Moment. Was war und ist mächtiger in Deutschland als der religiöse Gedanke; in Italien als der Widerwille gegen die Alleinherrschaft fremden Einflusses; in Spanien als das provinzielle Selbstgefühl? Alle diese Elemente des Lebens ergriff Richelieu im Lauf der Dinge, bewußt oder unbewußt, und rief sie zu Hülfe. Seine Politik gehörte dazu, um den protestantischen Tendenzen wieder Raum zu machen; er fand dann an ihrer Ursprünglichkeit und Macht, der man von der andern Seite niemals Gerechtigkeit widerfahren ließ, einen um so nützlicheren, durch halbe Zugeständnisse nicht zu beseitigenden Verbündeten. In Italien hatte er die uralte Abneigung des Papstthums gegen eine vorherrschende Macht und den Ehrgeiz der mittleren oder der kleineren Staaten abwechselnd für sich. In Spanien erweckte er den Hader der sich gegenseitig abstoßenden landschaftlichen Bevölkerungen. Als das mächtigste Element des politischen Lebens in England darf man das Bestreben ansehen, dem Gesetz ausschließend die Herrschaft zu verschaffen: in demselben begegneten sich protestantische und parlamentarische Ideen. Wenn sich Richelieu mit ihnen verbündete, so rief er dem englischen Königthum einen Krieg hervor, durch welchen es in allen auswärtigen Unternehmungen gelähmt wurde. Indem die in jedem Lande herrschenden Staatsgewalten von einer Macht angegriffen wurden welche ihnen die Spitze bieten konnte, erhoben sich allenthalben die in dem Innern ihnen entgegengesetzten Kräfte und traten mit dieser in Verbindung.

Eine Schilderung der persönlichen Stellung des Cardinals bildet den meisterhaften und effectvollen Schluß des Bandes. Der Geschichtschreiber erinnert daran, wie sich alle innern und äußern Feindseligkeiten immer gegen die Person des Cardinals gerichtet haben; der Haß gegen ihn lag weit über den Regionen des Privatlebens. „Es gibt, sagt er, Menschen an denen der Haß, den sie erwecken, fast das Großartigste wäre, würde er nicht durch den Widerstand den sie ihm entgegensetzen übertroffen." Er zeichnet uns dann den Mann von seiner gewinnenden, ja liebenswürdigen Seite: „er galt für unwiderstehlich, wenn er es sein wollte, aber dieser gebildete und feine Geist war zugleich bitter, einseitig, von einer rücksichtslosen Schärfe, die für das Amt eines Großinquisitors genügen würde." Daneben denn seine Kenntniß auch des Geheimsten, seine Kundschafterei, die lauernde Sicher-

heit, womit er Gegnern seine Netze bereitet, die gewaltthätige Unerbittlichkeit, womit er sie dem Verderben weiht, die rasche, man möchte oft sagen unsichtbare Rache, die sie ereilt. Wenn man sieht, wie er gerade die Größten und Mächtigsten damit heimsucht, so kann man auf die Vermuthung kommen, es habe ihn ein bewußter Haß gegen die Aristokratie erfüllt. Ranke widerspricht dem; er erinnert an die Begünstigung mancher Vornehmen, hauptsächlich aus seiner eigenen Familie, deren Glieder und Verwandte mit ihm gleichsam den Staat regieren, ihn selber stützen sollten.

Weiter schildert er dann den allmächtigen Minister in seiner Pracht und seiner äußern Erscheinung, welche die bescheidene Genügsamkeit Ludwigs XIII. weit überbot; daneben lernen wir in ihm wieder den Kunst- und Literaturfreund kennen, der für diese geistigen Richtungen einmal ein angebornes persönliches Interesse hegte, dann aber auch darin ein weiteres Mittel der neubegründeten monarchischen Ordnung erblickte. Seine eigene Meisterschaft der Sprache und des Styls bewährte nach Ansicht des Geschichtschreibers der Cardinal am glänzendsten in den politischen Gutachten, die er dem König in wichtigen Momenten vorlegte. Man mag sie, sagt er, an Schärfe den Arbeiten Macchiavells, an Umsicht und ausführlicher Erörterung den motivirten Rathschlägen des spanischen Staatsraths vergleichen; an Kühnheit, Größe der Gesichtspunkte, offner Darlegung des Zweckes, und dann auch an welthistorischem Erfolg haben sie ihres Gleichen nicht. Sie sind ohne Zweifel einseitig: Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen; er verfolgt die Gegner von Frankreich mit derselben Gehässigkeit wie seine eigenen; von einem freien, auf die obersten Ziele des menschlichen Daseins gerichteten Schwung der Seele geben sie keinen Beweis, sie sind ganz von dem Horizont des Staats umfangen, aber sie zeugen von einem Scharfblick, der die möglichen Consequenzen bis in die weiteste Ferne wahrnimmt, der unter dem Möglichen das Ausführliche, unter mancherlei Gutem das Bessere und Beste zu unterscheiden und festzustellen weiß. Der Ehrgeiz Richelieu's war, daß der König ihm folge durch eigene Ueberzeugung, nicht durch Autorität. Das Verhältniß zum König ist denn auch ein ganz eigenthümliches: Ludwig XIII. hält ihn gegen alle Intriguen eifrig fest, aber es ist mehr der Respect als die Zuneigung, was ihn gegen die Intriguen der Mutter, der Höflinge, des hohen Adels und des Auslandes unzugänglich macht. Als ihm der Tod des Cardinals gemel-

det wird, spricht er kein persönliches Bedauern aus; „da ist ein großer Politiker gestorben,“ war seine einzige Aeußerung. „Was denn auch, schließt Ranke, Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurtheilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Schreck und Verehrung getheilt — es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirne drückte. Der bourbonischen Monarchie hatte er ihre Weltstellung gegeben; die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreich war heraufgeführt.“

Dritter Band.

(Allg. Zeitg. 8. u. 9. April 1855 Beilage Nr. 98. u. 99.)

Es ist die Geschichte Mazarins, der Fronde und der ersten Epoche von Ludwig XIV., die uns Ranke hier mit gewohnter Virtuosität vergegenwärtigt. Durch eine Reihe von anmuthigen, zierlichen und pikanten Schilderungen werden wir in die Parteikämpfe der Zeit, in ihre politischen und religiösen Gegensätze, in den Kreis der neuen classischen Bildung und Kunst des Jahrhunderts eingeführt. Vom Cabinet des allmächtigen Ministers und dem Palast des Monarchen, der dessen Erbschaft angetreten, werden wir auf die großen Schlachtfelder Condé's und Turenne's, in die diplomatischen und gesellschaftlichen Salons, in die Akademie, die Sorbonne und nach Port-Royal geleitet; Mazarin, Ludwig selbst, seine Colbert, Lionne und Louvois, seine siegreichen Feldherrn, Corneille, Racine, Molière, Pascal bilden den persönlichen Mittelpunkt des reichen Gemäldes von Hof, Staat und Gesellschaft, das sich vor uns aufrollt.

Der bunte und mannigfaltige Stoff dieses Bandes macht aber ein in sich abgeschlossenes, wohlgerundetes Ganze aus; es ist die bourbonische Monarchie in ihrer Glanz- und Blüthezeit; mit den letzten Zuckungen des alten ständischen und feudalen Frankreichs beginnt die Darstellung, um da inne zu halten wo die Wucht der neuen Uebermacht und ihr neues Völkerrecht Europa in seltener Solidarität zu den Waffen ruft, wo sich die verschiedensten Richtungen menschlichen Thuns, nationale, politische und religiöse Motive gleich feindselig von dem stolzen König aufgeregt fühlen, und eine Coalition der merkwürdigsten Art sich gegen Frankreich schließt, deren erster Stoß die Macht dieser Monarchie erschüttert, deren zweiter den Zauber dieser Allmacht auf ein Jahrhundert hinaus zerstört hat.

Die im zweiten Band abgebrochene Darstellung nimmt den Faden da wieder auf wo Cardinal Richelieu daran denken mußte einen Nachfolger zu bestellen. Wohl stand die absolute Monarchie in sich fast fertig da, war nach außen furchtbarer und gefürchteter als je; aber ihre ganze Macht lag in den Händen zweier vor aller Augen hinsterbender Menschen, neben ihnen sah man als den künftigen Träger derselben einen Knaben von fünf Jahren. Nun folgen rasch auf einander die beiden Todesfälle des Staatsmannes und seines Königs; es war natürlich daß alle niedergehaltenen Hoffnungen sich regten und waffneten, um die verwaiste Gewalt an sich zu nehmen. Es fehlte denn auch nicht an Zeichen des Widerstands von allen Seiten; die hohe Aristokratie, die ständisch parlamentarischen Elemente, der Klerus werden wieder lebendig, und suchen an der straffen Ordnung des neuen Königthums zu rütteln, aber es wird immer als eines der stärksten Zeugnisse für die Festigkeit des neuen Aufbaues betrachtet werden müssen, daß alle diese neu erwachten Stürme abprallten vor der wohlorganisirten Macht einer Monarchie, deren Krone ein Kind trug, deren Steuer jetzt ein Fremdling führte. Dieser Fremdling hatte freilich die Erbschaft Richelieu's schon angetreten als die Parteien sich noch um die Theilung stritten. Von Richelieu noch dem König empfohlen, und von diesem um seiner Geschmeidigkeit willen persönlich lieber gesehen als der gebieterische Vorgänger, von der Königin erst, wie es schien, ignorirt, dann bald sichtbar hervorgehoben, schickte er sich schon an Richelieu's Platz ganz einzunehmen, indeß Prinzen, Bischöfe und Parlament unter einander haderten wie diese Stelle am vortheilhaftesten zu theilen sei.

„Mazarin," sagt von ihm Ranke, „war ein rechtes Kind des römischen Hofs, der gesellschaftlichen Cultur, die denselben damals vor allen Höfen der Welt auszeichnete, des Protectionswesens, das ihn charakterisirte; lebensklug, geschmeidig, ehrgeizig, ein geborner Diplomat." Der französischen Fraction in Rom, die ihn förderte, schloß er sich, besonders als er im Jahr 1635 die außerordentliche Nuntiatur in Frankreich verwaltete, so entschieden an, daß Papst Urban VIII., von der entgegengesetzten Partei, ihn abberief. Aber eben darum hielt es Richelieu für eine Sache der Ehre und der Pflicht ihn nicht fallen zu lassen; er zwang dem römischen Stuhl die Cardinalswürde für Mazarin ab, und zog ihn nach Frankreich in seine Umgebung. Seine Empfehlung behauptete ihn bei dem König, und ließ ihn auch nicht

fallen als mit dem Tod Ludwigs XIII. ein völliger Wechsel des Systems einzutreten schien. Königin Anna zeigte sich anfangs nicht abgeneigt dieser neuen Strömung nachzugeben, aber indem sie mit Concessionen die Ungeduldigen zu beschwichtigen bemüht war, und unter den wetteifernden Parteien gleichsam herumtastete, neigte sie mit einer Art von Instinct doch immer entschieden zu dem Mann der Richelieu's System und Testament persönlich repräsentirte. Es ist eine bekannte alte Sage daß dieses Verhältniß bald ein sehr inniges geworden, ja selbst durch ein geheimes Ehebündniß besiegelt worden sei. Unser Geschichtschreiber findet davon keine authentische Kunde. Die Damen des Hofs, denen Beziehungen dieser Art, wenn sie bestanden, nicht unbekannt bleiben konnten, und die sich in ausführlicher Erzählung kleiner Begegnisse gefallen, haben es abgeläugnet; die Königin, der etwas davon zu Ohren kam, hat darüber gelacht, denn Mazarin habe eine andere Leidenschaft als Frauenliebe. Und sollte nicht auch ohne dieses, fragt Ranke, zwischen einer Fürstin und ihrem Minister ein freies Verhältniß der Hingebung von der einen, des unbedingten Vertrauens von der andern Seite sich ursprünglich gestalten und lange Jahre hindurch behaupten können? Wie dem auch sei, vor dem welterfahrenen, feinen und geistvollen Mann, dessen weiter Gesichtskreis alle Verhältnisse von Frankreich und Europa umfaßte, mußte der Bischof von Beauvais, der sich schon als Nachfolger ansah, und seine reactionäre Faction in Schatten treten. In kurzem erlebte man daß die Unterredungen mit Mazarin die für die Geschäfte bestimmten Stunden ausfüllten, für den Bischof und die andern nur noch Minuten übrig blieben.

Wohl fehlte es nicht an kleinen Nachgiebigkeiten, aus denen man eine Hinneigung zur Opposition gegen das Richelieu'sche System hätte herausdeuten können; aber in der Hauptsache behauptete die natürliche Schwerkraft der nun einmal eingenisteten Ordnung ihren Platz. Königin Anna, von der man eine volle Reaction gegen die Politik des großen Cardinals erwartete, wandte sich immer entschiedener zu dessen Ueberlieferungen zurück. Vor allem that sie es in einer Richtung wo man vielleicht am wenigsten darauf gefaßt war: in der auswärtigen Politik. Die ehemalige spanische Infantin identificirte sich völlig mit der traditionellen französischen Staatskunst, die zum Krieg gegen das Haus Oesterreich trieb, und griff den Kampf mit einem Eifer auf der ebenso lebhaft an Richelieu's Maximen erinnerte, wie

er mit den dynastischen Verknüpfungen der Königin in Widerspruch stand. Diese beiden Fremden, eine Königin welche den Beinamen von Oesterreich trug, und ein römischer Cardinal, dessen Vater als Unterthan von Spanien geboren war, setzten die Ausdehnung des französischen Reichs zu ihrem Ziel. Die Königin hütete sich vor dem Fehler von Maria von Medicis; sie bewies durch ihre politische Haltung daß sie jede Vorliebe für Spanien, obwohl es ihr Vaterland war, sich aus dem Sinn geschlagen hatte. Mazarin wollte das Vertrauen rechtfertigen das die Bundesgenossen ihm vor allen französischen Staatsmännern zu Theil werden ließen, und das ihm wieder eine bevorzugte Stellung unter diesen gab. „Das ist ohnehin die Regel," bemerkt Ranke, „daß Fremde die Interessen des Landes dem sie sich angeschlossen haben, mit noch größerem Eifer verfechten als selbst die Eingeborenen, die ihre Hingebung nicht zu beweisen brauchen."

Der Gang des Krieges entspricht im ganzen diesem neu erwachten Eifer; abgesehen von den allmählich errungenen Erfolgen, ward den Franzosen ein unschätzbarer Vortheil — ihr tief verfallenes Heerwesen fing an sich neu zu gestalten. Noch sind sie in den Feldzügen von 1644 und 1645 zum guten Theil auf fremde Kräfte beschränkt; bei Allersheim verdankt Enghien seinen Erfolg der Tapferkeit der Weimarischen Veteranen und einiger hessischen Schwadronen. In Berührung mit diesem kraftvollen, nur zu ungebändigten Soldatengeiste, der damals unsere Nation erfüllte, hob sich das französische Heerwesen selber auf eine höhere Stufe. Allmählich tritt, freilich immer noch mehr durch die Zerrüttung und Zwietracht der Gegner als durch eigene Siegesüberlegenheit, der Umschwung ein, der eine der denkwürdigsten Epochen europäischer Geschichte einleitet: während noch ein Jahrzehnt zuvor ein überlegenes spanisch-kaiserliches Heer auf dem Wege nach der Hauptstadt Frankreichs war, die vor dem Namen des Johann von Werth erzitterte, so standen jetzt die französischen Besatzungen an den Uebergängen der obern Donau, der Küste von Flandern, nahe dem Ebro und in Toscana; Roussillon und Catalonien, Artois, Lothringen und Elsaß galten als auf immer erobert; die meisten großen Städte des linken Rheinufers und wie viele feste Plätze des rechten waren in ihren Händen! Man war auch nicht gesonnen sich mit dem Gewinn zu begnügen den die Friedensunterhandlungen in Münster verhießen. Aus dem Briefwechsel des vorwaltenden Ministers mit den Bevollmächtigten der Krone geht hervor daß noch viel weiter reichende Plane

gehegt wurden. In diesem Augenblick, wo aus allen europäischen und selbst aus den amerikanischen Provinzen der spanischen Monarchie Mißvergnügte am französischen Hof erschienen, um zu Unternehmungen gegen dieselbe aufzufordern, wo Turenne, Minister geworden, in Bayern die Zuversicht aussprach den Kaiser völlig zu überwältigen hielt Cardinal Mazarin es für möglich dem Haus Oesterreich alles abzudrängen was zur Erweiterung der Gränzen von Frankreich nach Osten hin und zu ihrer vollständigen Befestigung erforderlich schien. Er setzt einmal auseinander wie viel es werth sei die spanischen Niederlande mit Frankreich zu vereinigen; dann erst, meinte er, werde Paris, das Herz der Monarchie, durch ein unüberwindliches Bollwerk gesichert sein. Aber damit begnügte sich sein Ehrgeiz noch nicht. Er wollte, wie Lothringen, so auch die Freigrafschaft, Elsaß und Luxemburg an die Monarchie bringen, um die gesammten Rheinlande zu beherrschen, mit der westfränkischen Krone, so lautete sein Ausdruck, sollte das ganze alte Königreich Austrasien wieder vereinigt werden.

Aber in dem Moment wo so weitgreifende Gedanken erwachten, fing dem kühnen Diplomaten der Boden unter den eigenen Füßen an zu schwanken. Es begannen die Unruhen der sogenannten Fronde; Bewegungen, die an populärer Macht und Gewalt der Leidenschaft allerdings denen nicht zu vergleichen waren welche die große Periode des Bürgerkriegs abschlossen, sondern deren Ausgang eben die außerordentliche Veränderung der Zeiten und Stimmungen beweist, die aber doch in diesem Augenblick die keck anstrebende Macht von Richelieu's Nachfolger sehr störend durchkreuzten. Finanzielle Noth, wirklicher Druck und unzweifelhafte Mißbräuche, hocharistokratisches Mißvergnügen über verdiente oder unverdiente Zurücksetzung, die parlamentarischen Reminiscenzen früherer glorreicher Tage, der letzte Widerstand der jetzt eng eingeschnürten Körperschaften gegen die ministerielle Allmacht, die schon unverhältnißmäßig angewachsene Größe der Hauptstadt, die als ein eigener Factor mitspielt — alle diese verschiedenen Beweggründe riefen einen Sturm hervor, vor dem noch einmal die königliche Autorität momentan den Rückzug antreten muß, in dem wieder Straßenkämpfe und Armeen der Factionen auftauchen und als Programm wieder die alte Forderung von Blois, das Begehren einer ständischen Umgestaltung der absoluten Monarchie, vernommen wird. Die vorwaltende Stimmung im ganzen Westen von Europa schien den sichern Sieg zu versprechen. Der zu Gunsten der parla-

mentarischen Gewalt so eben in England durchgeführte Kampf brachte einen allgemeinen antiroyalistischen Eindruck in Europa hervor, der gemeinschaftliche Name machte einen den Unterschied der Institutionen beider Länder einen Augenblick vergessen. Frankreich hatte selbst den Abfall von Portugal, den catalonischen, den neapolitanischen Aufruhr unterstützt, obgleich das alles die monarchischen Principien verletzte; aber mußte dieß nicht zuletzt auf Frankreich zurückwirken? Von jeher, bemerkt Ranke, gab es einen tiefen innern Zusammenhang des europäischen Lebens; Bewegungen von scheinbar localem Ursprung treiben ihre Analogien in entfernten Regionen hervor, wo diese plötzlich und unerwartet auftauchen. Die Stimmungen, Irrthümer und Leidenschaften der Menschen berühren sich auf Wegen die niemand nachzuweisen vermag.

Wir folgen dem Geschichtschreiber nicht in die Darlegung der besondern Vorgänge welche den Kampf der Fronde begleiten; so anziehend für die Kenntniß von Parteien, ihren Führern und Beweggründen diese Geschichte ist, und so reiche psychologische Ausbeute in dieser Richtung schon die Aufzeichnungen von Retz zu bieten vermögen, einen Erfolg vermochte dieser Kampf nicht mehr zu erringen; er war in gewissem Sinne nur eine glückliche Probe für die Stärke der neuen Richelieu'schen Monarchie. Er konnte die weite Ausdehnung der wachgewordenen Eroberungstendenzen vorerst noch vertagen, aber er vermochte nicht einmal den schon halb erfochtenen Sieg über Spanien zu vereiteln. Mitten unter diesen innern Störungen erkämpfte sich Frankreich den pyrenäischen Frieden, der das große geographisch-militärische System der französischen Monarchie um ein gutes Stück weiter bildete. Auf allen Seiten, an den Pyrenäen, an den Alpen, hauptsächlich an den Gränzen des deutschen Reichs und der Niederlande, gewann Frankreich in den neu erworbenen Plätzen ebenso viel bedeutende Positionen zur Vertheidigung und Abwehr, sowie zu künftigen Angriffen. Die Aufstellung am Oberrhein, welche es dem westfälischen Frieden verdankte, wurde dadurch im weitesten Umfang ergänzt. Spanien ward aus jener engen Verbindung mit dem deutschen Reiche, welche seine Politik seit anderthalb Jahrhunderten bestimmt hatte, weiter hinausgedrängt; in seiner allenthalben gefährdeten Lage glaubte es genug zu gewinnen, wenn es sich freie Hände für den Krieg gegen Portugal zur Herstellung seiner alten Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel selbst verschaffte.

Indessen neigten die Tage von Mazarin sich zu Ende; eine neue Macht des persönlichen Königthums harrte fast ungeduldig die Stelle

der ministeriellen Omnipotenz einzunehmen. Doch besaß Ludwig XIV. Selbstbeherrschung genug zu warten bis die Natur ihren Tribut forderte; der mächtige Minister starb noch im Vollgenuß seiner Herrlichkeit, reich umworben von jeder Ambition, von einer angesehenen und einflußreichen Verwandtschaft und Clientel verehrt. Ranke ergreift diesen Anlaß um noch einmal in einer jener malerischen Charakteristiken, als deren Meister wir ihn kennen, das Bild des Staatsmannes zu veranschaulichen, dem er offenbar ein mehr als nur vorübergehendes Interesse zugewandt hat. Noch in seinen letzten Jahren, sagt er, erschien Mazarin als ein stattlicher Mann von braunem, lockigem Haupthaar, breiter und hoher Stirn, sorgfältig in seinem Aeußern; von jener Milde des Ausdrucks, die man an gebildeten Italienern bemerkt, gewinnend und durch eigene Ruhe die andern beruhigend. Wenn aber bei irgendeinem andern, so lernte man sie bei Mazarin als Außenseite kennen. Bei der ersten Begegnung umarmt er die welche ihm und der Sache des Königs Dienste geleistet haben, und erwirbt ihr volles Zutrauen. Wie bald aber ändert sich diese Meinung! Die meisten haben sich in ihren Erwartungen geradezu getäuscht. Man sagte von Mazarin, der Dankbarkeit, die man ihm schuldig sei, werde man durch die Art und Weise entledigt, in der er die Erfüllung seiner Zusagen lange verzögere und endlich nicht ohne Unannehmlichkeiten gewähre. Nur diejenigen schien er zu schätzen die noch nicht ganz gewonnen waren; man mußte selbständig sein, gefährlich werden können, um etwas bei ihm zu erreichen. Die welche weniger von ihm abhingen hatten sich größerer Berücksichtigung zu erfreuen, als die welche er ganz in seinen Händen hatte. Richelieu war ein Dogmatiker der Gewalt die er gründete, er hatte den Geist inquisitorischer Verfolgung und trieb diese bis zum äußersten; Mazarin suchte zu behaupten was er fand, oder es wiederherzustellen wenn es erschüttert war, aber unter ihm hat niemand auf dem Schaffot geblutet, bei ihm war alles Transaction. Denn nicht von innerer Parteiung war er ausgegangen wie sein Vorgänger, sondern von den auswärtigen Geschäften, in denen Feindschaft und Freundschaft wechseln, der Krieg durch Unterhandlungen beendigt wird. Durch Krieg und Unterhandlung suchte er eben auch den großen Kampf der ministeriellen Macht mit dem Widerstreben und der Auflehnung der untergeordneten Machthaber zum Ziel zu führen. Unter dem mannichfaltigsten Wechsel von Zuständen hatte er wirklich die alte Grundlage wieder gewonnen, wiewohl sie noch nicht vollständig be-

festigt war. Seine ganze Natur, seine diplomatische Gewandtheit, der Einfluß der seiner Persönlichkeit wie von selbst zufiel, die Oberflächlichkeit selbst mit welcher er haßte und liebte, machten ihn dazu fähig. Ranke stellt dabei nicht in Abrede daß der Cardinal eigennützig, eitel, gefallsüchtig war und ihm der Glanz äußern Lebens über alles ging, aber er findet es ebenso unläugbar daß sein ganzes Sinnen dahin ging die französische Monarchie groß und stark zu machen, in Ludwig XIV. einen König wie er sein sollte auszubilden und zurückzulassen. In einem seiner Briefe, sagt er, bald im Anfang seiner Verwaltung, findet sich sogar der höchst auffallende Gedanke daß ein Mann der die französische Monarchie leite, den Anhauch göttlicher Inspiration erwarten dürfe. Nie ist das Große und Rechte mit dem Kleinlichen ja selbst mit dem Gemeinen enger verbunden gewesen als in Mazarin.

Bei dem Rückblick auf die Verwaltung der beiden Cardinäle drängt sich dem Geschichtschreiber eine Betrachtung auf, die wohl auch früher schon angestellt, indessen nicht in dieser eingehenden Weise motivirt worden ist. Es war allerdings nicht zufällig, sondern gehörte zum Wesen der Sache, daß die Erhebung der französischen Krone zu unumschränkter Gewalt eben von zwei Cardinälen der römischen Kirche durchgeführt ward. Eine gewisse Verwandtschaft des Princips, sagt Ranke, deutet es an daß die Idee der absoluten Monarchie zuerst von Päpsten des sechzehnten Jahrhunderts in dem ihnen unterworfenen Gebiete, wo die Fülle der geistlichen Gewalt ohnehin bestand und aller weltliche Widerstand nach und nach verstummte, realisirt worden ist. Verhält es sich nicht so, daß das aus republicanischen Stürmen hervorgegangene italienische Fürstenthum zur Ausübung unbedingter Herrschaft und sicherem Bestand erst alsdann gelangte als ihm befreundete Päpste Rückhalt gaben? Auf der andern Seite ward das in Rom gegebene Beispiel zuerst von einigen geistlichen Fürsten in Deutschland nachgeahmt, und fand dann bei der fortschreitenden Restauration des Katholicismus auch in den weltlichen Territorien Eingang. Dieser Verbindung der geistlichen Macht mit der monarchischen Autorität gegenüber nimmt man wahr daß sich der Protestantismus gern in ständischen Formen bewegte, wie ja auch in Frankreich die bewaffnete Aufstellung der Huguenotten zu den letzten Erhebungen der Aristokratie gegen das Königthum Anlaß und Mittel gab. Eben deßhalb aber wurde dann das Königthum im Kampfe mit ihr von der Geistlichkeit und von dem Papstthum unterstützt; in Frankreich war ihr Sieg in

vielen Beziehungen ein gemeinschaftlicher. Wohl waren sie darum nicht durchaus vereinigt; denn der geistlichen Macht war das Meiste an der Erdrückung ihrer religiösen Gegner, der weltlichen an der Aufstellung der höchsten Gewalt gelegen; aber wenn sie, wie es sehr bald geschah, wieder feindlich zusammenstießen, so lag für die letztere ein Vortheil darin daß sie von Männern hohen geistlichen Rangs vertreten wurde, welche die Voraussetzung kirchlicher Gesinnung für sich hatten und einen natürlichen Einfluß zuweilen selbst auf den römischen Hof, immer aber auf die Körperschaft des französischen Klerus ausübten. Oder ist es denkbar daß ein Minister von weltlichem Stande mit Klerusversammlungen, wie die in den Jahren 1641 und 1656 waren, zum Ziel gekommen wäre? Die durchgreifende Gewaltsamkeit Richelieu's, die verschlagene Gewandtheit Mazarins wurde durch die Autorität welche ihnen der römische Purpur gab wesentlich unterstützt. Sie übertrugen beide einen gewissen geistlichen Eifer auf die Verwaltung des Staats. Richelieu verfocht die Lehre von den der Krone zustehenden Rechten mit einer Folgerichtigkeit die bisher nur den geistlichen Ideen gewidmet worden war. Er schuf gleichsam eine Religion des Königthums; Mazarin bekannte sich zu ihr. Um diese Fahne sammelten sich ihre Anhänger.

Mit dem Tode des klugen, geschmeidigen Italieners trat der Umschwung ein, der den ministeriellen Absolutismus zu einem königlichen umschuf. Vortrefflich schildert unser Geschichtschreiber das eigenthümliche Verhältniß der Superiorität in welchem sich Mazarin bis zum Tod zu erhalten wußte, die bescheidene Zurückhaltung die Ludwig selbst bei aller Herrscherungeduld zu bewahren wußte, und das plötzliche den Meisten unerwartete Hervortreten der persönlichen Autorität der Monarchie, womit der junge König die neue Aera begann. Wie er überall die individuelle Geltung und Thätigkeit des Monarchen selber betonte, wie er anfing sich um alles und jedes zu kümmern, wie er den gewaltigen Finanzmann Fouquet erst noch als ein Vermächtniß der Zeit ministerieller Omnipotenz beibehielt, dann unerwartet abschüttelte, und anfing sich seine Regierung aus fähigen Bureauchefs zu bestellen — alle diese einzelnen Uebergänge, die eine neue Epoche europäischer Politik einleiten, werden von Ranke fein und klar hervorgehoben.

Noch war es nicht das Jahrhundert von Louis XIV. der spätern Tage; der blinde Pharaonen-Uebermuth, welcher göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen trat, der mit der Moral so verfuhr wie mit

der Freiheit, und immer jeher und tiefer orientalischer Despotie sammt allen Launen und Ausschweifungen verfiel, lag noch in weiter Ferne, zunächst überwog noch an der neuen Monarchie das fürsorgliche, volksthümliche und wohlthätige Element. Der Ehrgeiz Ludwigs XIV. und seiner Minister, sagt Ranke, richtete sich zunächst auf die Abstellung der Mißbräuche, die in jedem Zweig zu bemerken, in einem oder dem andern aber unerträglich waren. Wollte man in der aufkommenden Monarchie nichts weiter sehen als das Geltendmachen und Durchführen eines unbedingten höchsten Willens, so würde man nicht begreifen daß die Menschen sich denselben so auflegen ließen. In den meisten Ländern aber ist die Kraft der monarchischen Idee aus dem Bedürfniß des Landes hervorgegangen; sie ist nicht viel weniger in den untern Kreisen für nothwendig gehalten, als in den höchsten gewünscht worden. An die oberste Persönlichkeit, den Fürsten, und seine uralte Autorität wenden sich die durch entgegenstrebende Unabhängigkeiten Bedrängten, und begünstigen die Ausdehnung seiner Machtbefugnisse. Ludwig XIV. faßte diese Doppelseitigkeit seiner Reformbestrebungen, die sich zunächst auf den Staatshaushalt richteten, vollkommen, wenn er die Hoffnung aussprach zugleich sein Volk von drückenden Lasten zu befreien und selber reicher zu werden.

Es ist zunächst Colberts Verwaltung die der Geschichtschreiber ins Auge faßt. Wir haben in den letzten Jahren durch P. Clement, wie über die frühere Finanzgeschichte Frankreichs, so auch über diese merkwürdige Epoche eine Reihe interessanter urkundlicher und kritischer Mittheilungen erhalten, die uns vollständiger und unbefangener in die Verhältnisse hereinblicken lassen als dieß sonst bei den Franzosen der Parteistandpunkt mercantiler oder physiokratischer Schule zuließ. Ranke läßt sich natürlich in der gedrängten und anschaulichen Skizze, die er von Colberts Verwaltung gibt, auf das Für und Wider nicht ein; er faßt das System des Ministers als eine natürliche Consequenz des aufkommenden Begriffs von der Staatseinheit, der naturgemäß dahin strebte das Land auch in Beziehung auf Kunstfleiß und industrielle Production von allen andern unabhängig, womöglich die andern ihm zinsbar zu machen. Mit gewaltiger Hand, sagt er, griff der Staat in die Bahnen des freien Handels ein, um die commerciellen Kräfte des Landes von der Herrschaft zu befreien welche eine andere Nation, die dadurch politisch mächtig wurde, über sie ausübte, und denselben eine concentrische Richtung nach dem Innern des Reichs zu verleihen.

Wer wollte eine allgemein gültige Theorie der Handelspolitik daran knüpfen? Aber es war ein Standpunkt welcher die Welt Jahrhunderte lang beherrschen sollte, großartig ergriffen und behauptet.

Wie Colbert den innern und friedlichen Haushalt, so gestaltete Louvois das Kriegswesen um, so leitete Lionne die auswärtige Politik; aber der Mittelpunkt des neuen Regiments blieb doch immer der König selbst. Der Geschichtschreiber hat uns sein Portrait mit Sorgfalt und Grazie ausgearbeitet; seine brillanten, königlichen Eigenschaften, sein glückliches savoir faire, seinen Eifer alle Verhältnisse mit persönlicher Einsicht zu umfassen, sein Durchdrungensein von dem ganzen Machtgefühl der monarchischen Würde, zu deren Träger er berufen war. Ob das nun aber, fragt Ranke, reines Pflichtgefühl war, oder nur lebendig angeregter Ehrgeiz? Ich denke, ausschließend weder das eine noch das andere. Welche Gefühle konnte ein Fürst in sich tragen, dessen Jugend mit Stürmen, wie er sie erfahren hatte, erfüllt gewesen war! So weit sein Gedächtniß in seiner frühesten Kindheit zurückreichte, hatte er sich selbst als den von Gott bestimmten Vertreter aller weltlichen Autorität im Reiche betrachtet, von allem Widerstrebenden sich persönlich beleidigt gefühlt. Wie sollte ihm irgendetwas mehr am Herzen liegen als diesen so persönlichen Kampf vollends durchzuführen, alle die zu unterwerfen welche sich seinem Gebot zu entziehen getrachtet hatten! Sein fürstliches Selbstgefühl dürstete nach dieser Genugthuung. Er war in der glücklichen Lage sich dabei nicht als ein Zwingherr vorkommen zu müssen, denn nach so vielen widerwärtigen Unruhen sahen die Franzosen jetzt in der Herstellung einer gesetzlichen Herrschaft selbst ihr Heil. Im Gegensatz mit den Verkündigungen der Fronde kam nun die Doctrin vom leidenden Gehorsam auf; die öffentliche Meinung forderte unzweideutig eine persönliche Regierung des Königs. Ein selbstherrschender König war nothwendig; durch den Sieg war es Ludwig XIV. geworden; er nahm sich vor ein König zu sein wie er sein müsse. Er besaß von Natur die zum Geschäft der Regierung erwünschtesten Eigenschaften: richtigen Verstand, gutes Gedächtniß, festen Willen. Er wollte nicht allein ein weiser, oder ein gerechter, oder ein tapferer Fürst sein; nicht allein vollkommen frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von seinen Nachbarn, sondern alle diese Vorzüge wollte er zugleich besitzen. Er wollte nicht allein sein, noch viel weniger bloß scheinen, er wollte beides: sein und dafür gelten was er war.

Die Geschichte der Zeit vor dem zweiten spanischen Krieg und dem Aachener Frieden bis zu der Invasion in Holland, die unerwartet in einen europäischen Krieg umschlug, und den ersten Anfang eines allgemeinen Widerstandes gegen die neue Politik kund gab, die Geschichte dieses Jahrzehnts enthält das Bild ungetrübtesten Glanzes, welcher dieser Monarchie beschieden war. Mit der innern Festigkeit der neuen Ordnung stand das äußere Ansehen in vollem Gleichgewicht; noch waren die herbsten Seiten der neuen Einheit nicht hervorgetreten, der Jansenist wie der Huguenotte genossen noch einige Toleranz, das geistige Leben der Nation entfaltete sich bei allem einheitlichen Streben doch in einer gewissen natürlichen Freiheit, und die neu errungene Unität war noch nirgend zu jener Uniformität verzerrt, die jede geistige und religiöse Eigenthümlichkeit als unverträglich mit dem Staatszweck aus der Gesellschaft hinausstieß. Man würde den Glanz und die Größe dieser Zeit nur unvollkommen verstehen, wenn man sich auf die Betrachtung von Colberts Schöpfungen, von Condé's und Turenne's Siegen beschränkte; Erscheinungen wie Corneille, Racine, Molière, Pascal bilden mit die bedeutendste Verherrlichung dieser Tage. Der Geschichtschreiber hat es denn auch nicht versäumt uns einerseits in den Kreis von Portroyal einzuführen, daneben die philologische und philosophische Richtung der Zeit zu schildern und ihren poetischen und künstlerischen Schöpfergeist zu charakterisiren; von Salmasius und Descartes, von Malherbe, Corneille, Racine, Boileau, Molière, Pascal werden geistreiche und anmuthige Skizzen in die historische Darstellung der großen Begebenheiten der Zeit verflochten.

Der Krieg von 1672 leitet die Epoche größter äußerer Macht der Bourbonischen Monarchie ein, aber er hat auch den Grund zu dem tiefen Gegensatze gelegt, der bald den größten Theil von Europa gegen Frankreich in den Kampf trieb. Ranke sucht sich in die Betrachtung der Franzosen dieser Zeit gleichsam zurückzudenken, wenn er sagt, einsichtsvolle Zeitgenossen hätten in Ludwig XIV. weniger einen Eroberer gesehen als vielmehr den Befehlshaber einer Festung, der, um diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Umgriffe nach allen Seiten über die Gränze derselben ausdehnt. Die Erwerbung von Lothringen, Luxemburg, die Reunionen, die Wegnahme von Straßburg — es sind das darnach alles nur natürliche Consequenzen jener abrundenden und fortificatorischen Politik. Nur ist es ebenso begreiflich daß man in Europa die Dinge anders ansah. Der trunkene

Uebermuth autokratischen Eigenwillens, wie er aus den Reunionen, aus den Ansprüchen von 1685 und dem gegen Deutschland gerichteten Beschwerde-Manifest herausspricht, die Verläugnung jeder hergebrachten und völkerrechtlichen Ordnung in der Welt, die ganze Anticipation späterer Bonaparte'scher Politik rief allmählich den europäischen Gegensatz zum Leben; derselbe hat in Wilhelm von Oranien schon seinen Repräsentanten, in einem Augenblick wo Ludwigs XIV. Heere und Staatskunst noch das volle Uebergewicht behaupten. So glänzend und imposant das königliche Thun Ludwigs erscheint, diese langsam sich bildende europäische Solidarität, der sich die ältesten und unbeweglichsten Monarchen wie die jüngsten eben erst im Aufblühen begriffenen Staaten verknüpfen, dieser neue Bund der von den Säulen des Hercules bis an die östlichen Marken europäischer Bildung und Gesittung alle lebenskräftigen Nationen allmählich in sich einschließt, und in dem religiöse, politische, nationale Gegensätze schweigen müssen über dem allgemeinen Interesse, — dieser neue Bund, so mühevoll und schwierig, so langsam und im einzelnen wenig ermuthigend die Vorgänge sind, hat auch seine Größe. Der Geschichtschreiber deutet am Schluß des Bandes darauf hin was sich vorbereitete.

Nachdem er die Reunionen, den Fall von Straßburg, wobei auch manches neue Detail über die innern deutschen Dinge eingeflochten ist, und die Aufhebung des Edicts von Nantes erzählt, daneben den Umschwung der innern Politik, den Tod Colberts, die neuen Persönlichkeiten am Hof und in der Regierung geschildert hat, faßt er die Lage Frankreichs zusammen wie sie im Gegensatz zu Heinrichs IV. und Richelieu's Zeit jetzt geworden war. Im Innern schien es damals genug die alten Gegensätze von jedem Einfluß auf die Bewegung der höchsten Gewalt auszuschließen, übrigens sie in ihrer Sphäre zu dulden; nach außen hin war Frankreich mit den lebenskräftigsten Elementen des alten Europa verbündet. Von dieser Bahn war es nunmehr weit abgekommen. Die höchste Gewalt hatte sich als die unbedingte Norm für alles andere Thun und Lassen aufgestellt; jede Abweichung, wenn sie auch ohne Gefahr sein mochte, wurde systematisch unterdrückt. Ein exclusiver Egoismus bezeichnete die auswärtige Politik. Wohl waren es einzelne große der französischen Nationalität entsprechende Tendenzen, welche die Autorität mit ihren ungeheuren Mitteln zu erreichen suchte, aber nur für diese, wie sie dieselben verstand, hatte sie Sinn, dafür war sie mit einer einseitigen Theologie und einem ihren Interessen sich

unterordnenden Rechtsbegriff verbündet, die ihr alles was sie wollte als erlaubt erscheinen ließen. Dagegen verschwand ihr jedes andere Recht, ja zuweilen die höchste allen menschlichen Wesen vorgeschriebene Norm; indem sie der Religion zu dienen meinte, verlor sie den Boden der Religion; aus der Mitte der Cultur erhob sich die unnahbare mit Verderben schwangere Gewaltsamkeit; der Fürst, in dem Kreise welcher der seine war, nicht ohne Güte und Fürsorge, und in allen Dingen die er unternahm großartig, lebte andern gegenüber ausschließend in der Ausführung seiner Idee; er war von einem Selbstgefühl erfüllt, das nicht den leisesten Schatten auf der spiegelhellen Fläche seines Glanzes dulden wollte. Wer ihm nicht dient, ist ihm gleichgültig, und wehe denen welche mit ihm in Gegensatz gerathen! Da ist er voll Eigenmacht und Rachsucht, er zeigt keine Regung von Erbarmen. Bei seinen ersten Unternehmungen gegen Holland hatte Ludwig unter anderm die Absicht der oppositionellen Literatur, die sich daselbst angesiedelt hatte und durch manche ihrer Productionen eine gewisse Rückwirkung auf Frankreich gewann, ein Ziel zu setzen. Durch die Verfolgung der Reformirten aber, namentlich die Verjagung eines ganzen Standes, des der Prediger, den er mit äußerster Feindseligkeit behandelte, und der nun, denn dazu war er vorgebildet, sich mit seinem vollen Haß in die Literatur warf, gab er denselben erst einen nachhaltigen Körper, eine festere Gestalt und eine entschiedene Richtung. Es war ein Ereigniß für immer daß, im Widerspruch mit der absoluten Monarchie, welche mit der strengen Katholicität vereinigt war, die Sympathien der Protestanten sich den Formen der beschränkten Monarchie oder der republicanischen Verfassung zuwandten. Durch das religiöse Element bekam die Opposition der Literatur eine Bedeutung die ihr auf politischem Gebiet nie zu Theil geworden wäre. Früher war sie einseitig und unangenehm; nunmehr aber ward sie umfassend und gefährlich. Sie griff das System an; sie suchte sich des ganzen Gebietes der allgemeinen Gelehrsamkeit in ihrem Sinne zu bemeistern. Das verletzte Gemeingefühl verschaffte ihr einen unermeßlichen Beifall.

Mit diesem bedenklichen Vorblick in die Zukunft der Bourbonischen Monarchie schließt der dritte Band.

Vierter Band.

(Allg. Zeitg. 16. u. 17. Decbr. 1856 Beilage Nr. 352 u. 353.)

Es ist der Abschluß der „französischen Geschichte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert,“ der uns hier vorliegt. Nachdem der Geschichtschreiber im vorigen Band die Entwicklung der Bourbonischen Monarchie bis zu ihrem Höhepunkt verfolgt hatte, schildert er hier die Anfänge des europäischen Widerstands gegen sie, ihren beginnenden Verfall und die ersten Regungen des neuen Geistes, dem sie erlegen ist. Nicht die ganze Fülle der thatsächlichen Vorgänge wird uns in zusammenhängender Reihe vorgeführt, es sind mehr übersichtliche Gruppen und Schilderungen in großen Zügen, welche uns die Zeit und ihre bedeutendsten Persönlichkeiten kennen lehren. Wir sehen Ludwig XIV. inmitten großer Kriege, wir beobachten ihn in seinem Cabinet, in seinem höfischen Haushalt; die hervorragenden Individualitäten, die um ihn, wie die, welche gegen ihn standen, treten uns vor die Augen. In der Anmuth und Lebendigkeit der Erzählung, der Feinheit der Charakteristik und den geistreichen Reflexionen und Sentenzen erkennen wir hier, wie in den frühern Bänden, die Art und die Kunst des Meisters.

Der Geschichtschreiber nimmt den Faden der Erzählung da auf, wo die erste große Coalition europäischer Natur (1688 und 1689) anfing, sich gegen die französische Uebermacht aufzulehnen. In der Natur vorwaltender Mächte, sagt er, liegt es, nicht sich selbst zu beschränken; die Gränzen müssen ihnen gesetzt werden. Er erinnert dabei an die frühern Kämpfe gegen das Kaiserthum, das Papstthum und gegen die Macht des Hauses Habsburg, und wie sich Europa zum Kampfe dagegen erhoben, Frankreich selbst eben in diesem Kampf die hohe Stufe der Macht errungen hatte, die es jetzt einnahm. Jetzt war die französische Monarchie selber in eine analoge Stellung mit jenen früher bekämpften Mächten gekommen. Auch sie entwickelte Bestrebungen welche nicht allein die Unabhängigkeit ihrer Nachbarn, die Integrität des Gebiets derselben, sondern auch die allgemeine Freiheit von Europa bedrohten; auch gegen sie stand jetzt ein neuer Weltkampf bevor.

Wir nehmen nicht an, sagt Ranke, daß die Monarchie Ludwigs XIV. mit unbedingter Nothwendigkeit aus den frühern Zeiten und Zuständen hervorgegangen sei. Die Ideen Heinrichs IV., der zu der Bourbonischen Größe den Grund legte, trugen doch einen ganz andern Cha-

rakter; abweichende Richtungen in vielem Bezug verfolgten Richelieu und Mazarin; in den ersten Jahrzehnten dürfte Ludwig XIV. selbst ein anderes Ideal vorgeschwebt haben. Denn nicht wie Naturgewächse erheben sich die Gebilde der Staaten; in ihren Abwandlungen hängt fast das Meiste von den Umständen, der Sinnesweise der Menschen, wie sie eben bei einander sind, den zu überwindenden Gegensätzen, dem Zweck, welchen die vorwaltenden Geister in jedem Moment verfolgen, und dem Glück ab, mit dem das geschieht. Aber wenn irgendwo, so greifen hier Freiheit und Nothwendigkeit in einander. Was dem freien Entschluß angehört, indem man es versucht, wird unwiderruflich, in seinen Wirkungen von jedem menschlichen Willen unabhängig, ein Glied in der Kette allgemeiner Nothwendigkeiten, sobald es geschehen ist, und beherrscht die Folgezeit.

So war nach des Geschichtschreibers Ansicht, durch Umstände, deren niemand Meister war und durch einige große Persönlichkeiten, die Monarchie Ludwigs XIV. aufgerichtet worden; der große Kampf gegen Spanien war glücklich durchgefochten, und hatte zugleich die Unterwerfung der dem königlichen Ansehen widerstrebenden Großen nach sich gezogen; die Autorität der Krone erschien als der Inbegriff dieses zweifachen Siegs. Die Hingebung der Großen, die Ruhe der Provinzen, die Anhänglichkeit des Bürgerstands war darum auch keineswegs nur ein Sieg roher Gewalt: es waren die großen Ideen der Einheit der Nation, einer durchgreifenden gesetzlichen Ordnung und einer ruhmvollen Stellung in der Welt, die dem König diese moralische Macht erworben hatten. Die alten ständischen Formen verknüpften sich im Geist der Nation nur mit der Erinnerung großer Entzweiungen; selbst die religiöse Vielfältigkeit hatte jener schroffen Forderung der Uniformität weichen müssen. Es ließe sich vielleicht, bemerkt über diesen letzten Punkt Ranke, darüber streiten, ob es nicht für eine große Nation förderlicher ist, verschiedenen Bildungsformen und Religionsübungen in ihrem Schooß Raum zu geben. Die Continuität einer freien historischen Entwicklung scheint es zu fordern, und eine reichere Fülle lebensfähiger Erscheinungen, wie das Beispiel von Deutschland zeigt, vielleicht auch eine mannichfaltigere und kernhaftere persönliche Ausbildung dadurch möglich zu werden. Aber in Frankreich haben die Protestanten der nationalen Einheit weichen müssen; wenigstens hat diese Anschauung im Volk und im Klerus es der Krone leichter gemacht mit den Rechten des Edicts von Nantes fertig zu werden.

Auf der andern Seite haben eben diese Schritte ihr gutes Theil dazu beigetragen, das Verhältniß Frankreichs zu Europa zu verbittern. Sie trafen mit dem Augenblick zusammen, wo dem deutschen Reich über Reunionen und andere Gewaltacte sich zu beschweren reicher Anlaß vorlag, wo andere Staaten sich durch die Handelspolitik der französischen Monarchie belästigt fühlten, wo ganz Europa Ursache hatte besorgt zu werden über das neue Völkerrecht, wie es Ludwig XIV. deutete und handhabte. Ludwig zwang seinen ungerechten Willen dem Reich der Deutschen auf; er trotzte dem Papst in seiner Hauptstadt; seine Galeeren nöthigten die spanischen durch gewaltsamen Angriff die französische Flagge zu begrüßen; in Großbritannien wandelte Jacob II. die Wege seiner Politik, im Orient fühlten die Türken, daß ihr Bestehen von dem Verhältniß zu Frankreich abhänge, und zeigten sich in jeder Frage ihm gefügig. Noch hatte der König die unvollendeten Entwürfe seiner Politik keineswegs aufgegeben: weder gegen Spanien und Holland, noch gegen Deutschland und den Osten. Seine militärische Macht war immer noch so sehr im Uebergewicht, daß er, wenn er auch den Krieg nicht gerade suchen wollte, doch ihn auch nicht zu scheuen brauchte. Mit dem deutschen Reich namentlich hatte der Streit um die Bischofswahl in Köln und die Pfälzer Erbsache eine Wendung genommen die ihm nicht mehr zu erlauben schien stehen zu bleiben; ohne dieß forderte die Lage daß man Kaiser und Reich im Athem hielt. Denn die Kriege gegen die Türken nahmen zum erstenmal eine Wendung welche die Angriffskraft des osmanischen Reichs als tief erschüttert zeigte, und der Macht des Hauses Oesterreich im Osten eine Sicherheit und Ausdehnung gewährte wie sie dieselbe dort noch niemals besessen. Das drohte jener Theilung der Kräfte ein Ziel zu setzen, durch die bis jetzt das Reich und die Habsburgische Hausmacht gehindert worden waren sich zur Abwehr des westlichen Uebergewichts ungestört zu entfalten.

So begann der Krieg. Wer kennt nicht, sagt Ranke, die tausendmal wiederholte Erzählung daß eine — bei dem Bau von Trianon — vorgekommene mißliebige Aeußerung des Königs den Minister überzeugt habe, er müsse seinen Fürsten durch Kriegshändel beschäfschäftigen? Ich weiß nicht ob die persönlichen Verhältnisse von Louvois ihn nicht vielmehr dem Frieden hätten geneigt machen müssen, da sein Freund und Parteigenosse Peletier die Finanzen unmöglich weiter zu verwalten fähig war. Wenn aber auch etwas Wahres an

dem Vorfall wäre, so würde er doch nur ein höchst untergeordnetes Motiv enthalten. Die Beweggründe lagen darin daß der Krieg sich ohnehin nicht mit Ehren vermeiden ließ, und daß der letzte Augenblick gekommen zu sein schien um die Verwandlung des Stillstandes in einen definitiven Frieden zu erzwingen. Noch war dieß möglich, da ja der Krieg im Osten noch fortdauerte, und die Waffenerhebung von der französischen Seite die Türken bewegen mußte, wie es geschah, ihn fortzusetzen. Ließ sich nicht denken, daß der Kaiser einen Vertrag mit Frankreich, durch welchen die Ruhe von dieser Seite hergestellt würde, selbst unter nachtheiligen Bedingungen, dem Einhalt seiner orientalischen Unternehmungen, die so ungeheure Aussichten darboten, vorziehen, daß aus Rücksicht auf den Orient selbst der Papst in der Kölner Angelegenheit auf eine Abkunft eingehen werde? Auf der einen Seite stellte Louvois dem König die Nothwendigkeit und Ausführbarkeit, auf der andern die großen Erfolge welche es verspreche, vor. Aber sollte es geschehen, so war kein Augenblick zu verlieren.

Indem sich der Geschichtschreiber auf den Standpunkt der französischen Betrachtung stellt, erscheint ihm die Berechnung ihrer Politik nicht geradezu verfehlt. Wenn Ludwig rasch angriff, ehe der Kaiser mit den Osmanen fertig war, wenn es ihm wie früher gelang einzelne deutsche Fürsten zu sich herüberzuziehen, und dann mit der gewohnten Ueberlegenheit seiner Heere den unfertigen und schwerfälligen Gegnern einige bedeutende Erfolge abzugewinnen, so sprach allerdings die Wahrscheinlichkeit für einen raschen und glücklichen Ausgang. Zwar ließ sich erwarten daß auch dießmal Spanien und die Niederlande mit Kaiser und Reich gemeinschaftliche Sache machen würden: doch hatten die früheren Erfahrungen gezeigt daß das nicht ausreiche.

Allein es waren dabei doch wesentliche Factoren außer Rechnung gelassen. England schüttelte in demselben Augenblick die Stuarts ab, Wilhelm III. trat an die Spitze der britischen Regierung, und ward die Seele des Bundes gegen Ludwig XIV.; statt eines rasch abgemachten Handels mit dem Kaiser und dem Reich erwuchs aus dem begonnenen Kampf ein europäischer Krieg von großartigen Dimensionen, und das Interesse Deutschlands und Habsburgs fand mit einemmal an den mannichfaltigsten Kräften der europäischen Politik einen mächtigen Rückhalt. Die Ideen der alten und neuen Zeiten erschienen zugleich im Kampfe gegen das Königthum Ludwigs XIV.

Auf der einen Seite war es noch einmal das oberstrichterliche Amt des Papstthums in kirchlichen Dingen, die Autorität des Kaiserthums, die Idee des Reichs deutscher Nation, die Vereinigung desselben im Kampfe gegen die Osmanen; auf der andern war es der gereizte Protestantismus und die Regierungsform der beschränkten Monarchie, so daß der Regent selbst, der die Gesetze übertrat, durch den Verlust seiner Krone dafür büßen mußte.

Beim ersten Ueberfall waren die Franzosen glücklich im deutschen Westen vorgedrungen; nun ward mit einemmal der Krieg so gewaltig ausgedehnt, daß sie nicht Kräfte genug besaßen alle die zahlreichen Plätze welche sie am Mittelrhein besetzt hatten, zu behaupten. Die Unfähigkeit dieß zu bewirken, sagt Ranke, die Verlegenheit in die sie dadurch geriethen, führte sie zu einer gräßlichen Handlung. Sie entschlossen sich von den eingenommenen Plätzen nur die beiden mit den besten Werken versehenen, Philippsburg und Mainz, ernstlich zu vertheidigen; was sollte aber mit den übrigen geschehen? Sollten sie den vordringenden deutschen Heeren einfach wieder überlassen werden? Es regte sich der Gedanke, und ward von dem erbarmungslosen Louvois ergriffen, daß es das Beste sei die Städte zu zerstören, und ihre Einwohner nach dem französischen Gebiet wegzuführen. Man wünschte besonders die Pfalz in einen so wehrlosen Zustand zu setzen, daß der Kurfürst nicht daran denken könne dahin zurückzukehren und wieder festen Besitz zu ergreifen. Ob dieß wohl das einzige Motiv gewesen ist was zu dem „brûler le Palatinat" den Anstoß gegeben hat? Es liegt in der Natur so fürchterlicher Entschlüsse daß Beweggründe verschiedener Art sie zur Reife bringen. So mochte auch hier, neben der kalten Berechnung eines eingebildeten Vortheils, der leidenschaftliche Groll über das Unwetter mitwirken das sich von allen Seiten zusammenzog. Es ist dann Despoten-Art Schuldlose für den Ingrimm büßen zu lassen, den man an den gehaßten Gegnern abzukühlen sich machtlos fühlt.

Der große Krieg selbst, der sich aus diesen Mordbrennereien entwickelte, bewährte zwar noch die Tüchtigkeit der Uebung und Führung, wodurch sich die Franzosen in den früheren Feldzügen hervorgethan hatten, allein er war doch im ganzen kein glücklicher zu nennen. In England das Stuartische Königthum wieder herzustellen gelang nicht; vielmehr kostete der Krieg mit den Briten und Holländern ihre bis dahin unbestrittene maritime Ueberlegenheit. Die feind-

lichen Kräfte erwiesen sich stärker als Frankreich; der Nimbus von dessen Unbezwinglichkeit ward erschüttert, die Nation selber begann es voll Unmuth zu empfinden daß sie auf ein System der Vertheidigung zurückgebracht sei. Wenn es auch im Frieden der Geschicklichkeit Ludwigs und der selbstsüchtigen Uneinigkeit seiner Gegner zuzuschreiben war daß Deutschland leer ausging, der Friede kostete doch Opfer, die dem stolzen französischen Monarchen schwer genug ankamen. Er gab Casale und Pignerol dem Herzog von Savoyen preis, was ein unläugbarer Rückschritt seiner Politik war; er mußte sich dazu entschließen den verhaßten Wilhelm III. als König anzuerkennen. Was man auch immer sagen mag, dem Fortgang der Monarchie Ludwigs XIV. in ihrer erobernden Tendenz war Einhalt geschehen. Es war ihm nicht gelungen das durch Gewalt mit Frankreich vereinigte große Gebiet sich auf immer anzueignen, noch auch das Haus Oesterreich von dem Kaiserthum zu verdrängen, oder die mit ihm durch religiöse und politische Sympathien verbundenen Stuarts in England aufrecht zu erhalten, oder die Generalstaaten zu demüthigen; die alte Ueberlegenheit seiner Kriegsmacht war im Zusammentreffen mit so vielen Gegnern erschüttert worden; er hatte sich nach allen Seiten hin zu Nachgiebigkeiten verstehen müssen, die einen Rückgang der Macht in sich schlossen.

Auch für Deutschland, so ungenügend ihm der Friede war, hatte dieser Krieg seine hohe Bedeutung gehabt. Was man fast am höchsten anschlagen muß, bemerkt darüber Ranke, war die erneuerte Wehrhaftigkeit des Reichs im Allgemeinen, ohne die Verschiedenheit der Religion; es hatte wieder einen gemeinsamen Krieg bestanden. Nicht so sehr aus Erwägung und individuellem Nachdenken entsprang in diesem Augenblick der Begriff der Toleranz, als aus welthistorischer Nothwendigkeit. Denn da sich Katholiken und Protestanten gegen die Macht vereinigten welche die Allgemeine Unabhängigkeit bedrohte, so mußten von beiden Seiten die schroffsten Antipathien schwinden; der Kaiser und der König von Spanien wollten selbst nicht daß die englische Verfassung zu Gunsten der Katholiken geändert würde und Wilhelm vermied alles was als eine Verfolgung der Katholiken erscheinen konnte. Von diesen beiden großen Stellungen her wirkte das zur Geltung gekommene Princip auf Deutschland zurück, und nirgends war es wohlthätiger als da wo die Verschiedenheit der Bekenntnisse die Nation in zwei feindliche Hälften theilte. Wenigstens

ein Beginn der Versöhnung war dadurch angebahnt. Zugleich hatte aber das Kaiserhaus nach Osten hin Raum gewonnen, mit österreichischen und deutschen Waffen glorreiche Siege erfochten und im Frieden den neu erkämpften Besitzstand behauptet.

Der Geschichtschreiber unterläßt es nicht darauf hinzuweisen wie diesem äußern Umschwung zugleich eine Veränderung der innern Gesichtspunkte der Politik zur Seite ging, die in jedem Fall merkwürdig genug war. In der nächsten Umgebung des Monarchen machte Fenelon die Lehren geltend die eine indirecte, aber verständliche Kritik der königlichen Staatskunst enthielten. Dem kriegerischen, verfolgenden, prächtigen, absoluten Königthum Ludwigs XIV. setzte er ein friedliches, tolerantes, den Gesetzen unterworfenes, auf die Förderung eines unschuldigen, einfachen Volkslebens gerichtetes entgegen, das offenbar das Ideal seines Zöglings sein sollte. Zugleich regte sich im Schooß der Regierung selbst ein Gefühl der Nothwendigkeit daß die Behandlung der Protestanten gemildert werden müsse. Es war nicht sowohl eine Umwandlung der religiösen Grundsätze, als die nicht mehr abzuweisende Rücksicht auf die allgemeinen materiellen Zustände; man sah wie die Bevölkerung und mit ihr die Production abnahm. Die Ideen von der Größe und Macht des Reichs, welche nur bei blühendem Verkehr und wachsender Bevölkerung realisirt werden konnten, hatten, wie die Dinge angegriffen worden waren, die verderblichsten Wirkungen herbeigeführt. Der Zweck war so einseitig ins Auge gefaßt worden, daß die Mittel ihn zu erreichen versagten. Nirgends zeigte sich dieß mehr als in dem System der Abgaben, welches zur Erschöpfung der Unterthanen zugleich und der Staatscassen geführt hatte. Schon tauchten mancherlei Entwürfe auf um eine durchgreifende Veränderung der Staatswirthschaft anzubahnen, allein dieß war niemals zu erreichen wenn nicht der Friede erhalten wurde. Ludwig XIV. selbst hatte einige Zeit zuvor geäußert: er fühle daß er alt werde; er wünsche Frieden zu halten, und das gesegnete Andenken eines friedlichen Fürsten seinem Volk zu hinterlassen.

Da drängte sich die spanische Erbfrage in den Weg, mit dem Keime eines neuen unermeßlichen Kriegs, der alle jene Hoffnungen friedlichen Gedeihens zu Grabe trug. Unser Geschichtschreiber hat über die Anfänge dieser Verwicklung reiche Materialien zur Verfügung gehabt; er hatte die Sammlungen des Archivs der auswärtigen An-

gelegenheiten in Paris, deren Veröffentlichung durch Mignet noch nicht bis in die entscheidenden Jahre 1697 bis 1700 vorgerückt ist, benützen und sich daraus eine begründete Ansicht bilden können. Wir folgen hier den einzelnen Verhandlungen nicht die dem Testament vorangehen; die Acte selbst war in Spanien unzweifelhaft populär, weil sie die Monarchie, wie sie war, zu erhalten und durch die Freundschaft des mächtigsten Fürsten von Europa, ihres bisherigen Feindes, zu verstärken versprach.

Dieser nationalen Sympathie rechnet unser Geschichtschreiber zum guten Theil das Zustandekommen des Testaments zu. Man hat gesagt, äußert er, Ludwig XIV. sei durch directe Einwirkung Harcourts der eigentliche Urheber gewesen. Die Wahrheit ist: er hat nie eine sichere Kunde davon gehabt; indem die Spanier es niederschrieben, fürchtete er noch eine Erklärung zu Gunsten des Erzherzogs, und schickte sich an dagegen zu protestiren. Aber daß er indirect wesentlich dazu beigetragen, insbesondere die Hoffnungen der Spanier, daß er ihr Anerbieten annehme, niemals entmuthigt hat, geht doch aus dem ganzen Zusammenhang deutlich hervor. Wie dann der Antrag kam, fanden die eingehenden Berathungen statt was nun zu thun sei. Im königlichen Hause selbst waren die Meinungen getheilt: der Dauphin focht eifrig für die Annahme, der Herzog von Burgund für das Ablehnen und für die Aufrechterhaltung der Theilungsverträge die mit den Seemächten geschlossen waren. Ranke sucht aus den sich zum Theil widersprechenden Nachrichten über diese Conferenzen die Motive zu combiniren welche schließlich den Ausschlag für die Annahme gegeben haben. Man fand doch, meint er, daß die Ansicht mancher, als gewinne man durch den Theilungsvertrag mehr als durch die Annahme des Testaments, irrig sei; denen die mit der Annahme den Krieg für entschieden ansahen, hielt man wohl entgegen daß auch bei dem Festhalten des Theilungsvertrags der Friede schwer zu behaupten sei. Auf den König persönlich wirkten wohl auch noch andere Beweggründe. Wie der Papst, so war die romanisch-katholische Welt für die Annahme des Testaments, weil sie in dem Zusammenhalten des Ländercomplexes der spanischen Monarchie den Vortheil der katholischen Kirche erblickte. Auch hatte Ludwig seit dem Anfang seiner Regierung das Recht seiner Gemahlin auf die spanische Krone festgehalten; wie dieses Recht ihn bewogen hatte sich mit ihr zu vermählen, so war seine ganze Politik von demselben ausgegangen. Die Machtvergrößerung

von Frankreich, das kirchliche, das dynastische Interesse wirkten zusammen, um den König zu vermögen daß er über Verpflichtungen die er gegen die Seemächte eingegangen war hinwegsah, und sich zu der Annahme des Testaments entschloß. Ludwig XIV. kehrte, nach des Geschichtschreibers Ausdruck, zu seinem alten, ihm gleichsam angebornen Sinn zurück, nur die eigenen Interessen und Ansprüche zur Richtschnur seiner Handlungen zu nehmen. Die spanische Monarchie als dynastische Secundogenitur mit Frankreich in unauflösliche Verbindung zu bringen, ihre Colonien zum Nutzen zugleich des französischen Handels, ihre Streitkräfte, von denen man, wofern sie nur entwickelt würden, die größten Vorstellungen hatte, zur Befestigung der französischen Uebermacht zu brauchen, war die Vollendung jenes stolzen Gedankens der schon seiner ersten Handlung, seiner Vermählung, zu Grunde lag — es war die Erbschaft die ihm Cardinal Mazarin hinterlassen hatte. Als die Gelegenheit sich zeigte das damals vorgesteckte Ziel zu erreichen, der alten Objecte des Ehrgeizes Meister zu werden, verschwanden alle andern Betrachtungen und Rücksichten; der unüberwindliche Zug der Dinge riß ihn fort. Für die historische Anschauung, fügt Ranke hinzu, ist es immer erfreulich große Stellungen mit Entschiedenheit ergriffen, in reinem Umriß vor das Auge treten zu sehen. Damit wurden jedoch, wenn auch nicht im ersten Augenblick und auf einmal, alle frühern Gegensätze wieder hervorgerufen.

Auch die Darstellung unseres Geschichtschreibers bestätigt die sonst wohl ausgesprochene Ansicht daß die Haltung Großbritanniens in dieser Frage das eigentlich entscheidende Moment gewesen ist, und daß es darum ein Mißgriff von unberechenbaren Folgen war neben der wachsamen Antipathie Wilhelms III. zugleich das nationale Selbstgefühl der Engländer so empfindlich zu beleidigen, wie Ludwig XIV. durch die Anerkennung des Stuart'schen Prätendenten als Jakob III. gethan hat. Wilhelm III. fühlte wohl schon seine Kräfte täglich abnehmen; er hätte gewünscht jung zu sein, um den Krieg der sich anbahnte mit aller Kraft führen zu können; aber auch in seiner Hinfälligkeit war er der gefährlichste Gegner des Königs von Frankreich, er brachte noch die Allianz zu Stande welche das Werk seines Lebens für die spätern Zeiten aufrechthalten sollte, ehe er starb.

Ludwig selbst machte es den Gegnern gewissermaßen leicht ihre Stellungen zu nehmen; faßte er doch von vornherein den Anspruch

auf Spanien so daß von einer Selbständigkeit der innern oder äußern spanischen Politik nicht weiter die Rede sein konnte. Zudem unternahm er diese Sache gegen die Ansichten und den Willen des gesammten Europa's durchzuführen, im Widerstreit mit den Verträgen die er selbst geschlossen hatte. Wenn es ihm damit gelang, so zersprengte er wieder die Grundlagen des Gleichgewichts von Europa, die sich so eben festgesetzt hatten; durch die Vereinigung der spanischen Kräfte mit den französischen schien sein Uebergewicht sich ins Unerträgliche steigern zu müssen. Das System dieser Macht war zugleich das des ausschließenden Katholicismus. Zwar der Theorie nach dem Papstthum nicht unbedingt unterworfen, war sie doch in der That wieder mit demselben vereinigt; sie verfolgte nicht allein den Protestantismus mit aller Kraft, sondern hielt auch jede Abweichung der Doctrin innerhalb der katholischen Kirche nieder. Zugleich betraf der Streit die mercantilen und maritimen Interessen; der Entwicklung der englischen Seemacht, die noch nicht drückend für die übrigen war, schien ein starker Widerstand aus den vereinigten Monarchien bevorzustehen.

Von dem Krieg selbst, dessen große militärische Ereignisse nicht minder denkwürdig sind als die politischen Feststellungen die sich daraus auf lange hin entwickelt haben, gibt Ranke eine auf wenig Bogen zusammengedrängte, aber lichtvoll und lebendig gruppirte Uebersicht, die alle prägnanten Momente und Persönlichkeiten scharf vor die Augen treten läßt. Bedeutungsvoll für die künftigen Formen des europäischen Staatenlebens erscheint ihm besonders die Zeit der Siege von Ramillies und Turin. Nicht durch momentane Vortheile oder diplomatische Künste, sagt er, sondern durch die eingeborenen Kräfte der Elemente, welche die Welt zusammensetzen, werden die großen Fragen ausgemacht. Die historische Anschauung dürfte das Jahr 1706 als die Epoche bezeichnen in welcher in den wesentlichen Grundzügen die Gestalt festgesetzt wurde die Europa nunmehr annehmen sollte. Es entschied sich damals daß die spanische Gesammtmonarchie in der Vereinigung mit Frankreich, zu der sie gebracht war, nicht werde behauptet werden können; die Niederlande und Oberitalien fielen nach langen Kämpfen, in denen alle Kräfte angestrengt worden, unter den Einfluß der Verbündeten. Dagegen geschah es durch eine innere Action und Anstrengung der castilischen Bevölkerung daß der österreichische Prinz nicht Herr der pyrenäischen Halbinsel wurde; er hätte nur durch ein unzweifelhaftes und anhaltendes Uebergewicht der Waf-

sen aufgedrungen werden können. Diese Verhältnisse erlitten auch keine wesentliche Umgestaltung als später der Umschwung der britischen Politik die Verbündeten zwang von ihren Friedensbedingungen merklich herabzugehen.

Ranke findet es besonders bedeutungsvoll daß es England gelang durch die gegenseitigen Verzichtleistungen beim Frieden innerhalb Frankreichs ein mächtiges Interesse hervorzubringen, welches von nun an der Reunion der beiden Kronen entgegenstand. Daß der Anspruch auf den französischen Thron dadurch dem Hause Orleans zu Theil wurde, ist von unberechenbaren Folgen für die Geschichte von Frankreich geworden; unmittelbar zur Seite des französischen Throns ward dadurch ein Recht geschaffen welches den Prinzen von Geblüt, und zwar am meisten der vornehmsten und lebenskräftigsten Linie derselben, ein Interesse für England gegen die in Spanien regierende Dynastie einflößte.

Unser Geschichtschreiber kann daher auch nicht umhin Bolingbroke zu bewundern, der den Gedanken dieses Friedens inmitten der größten Verwirrung der Angelegenheiten faßte. Wie weit, sagt er, erheben sich seine Briefe über andere Denkmale des diplomatischen Verkehrs! Sie tragen den Stempel des Genius an sich; niemals hat ein Staatsmann, dessen Wirksamkeit so kurze Zeit dauerte, einen durchgreifendern Einfluß auf die Geschicke Europa's ausgeübt. Ihm vor allem ist es zuzuschreiben wenn Spanien weder ein Nebenland des Kaiserthums, noch eine Secundogenitur von Frankreich wurde; die spätere Selbständigkeit dieses Landes, so weit sie realisirt worden ist, beruht auf den Festsetzungen dieses Friedens. Natürlich ist England selbst dabei nicht leer ausgegangen; durch jenen Frieden hat es seine commercielle Ueberlegenheit über Spanien sowohl wie über Frankreich auf immer festgesetzt.

Von den großen Welterschütterungen dieses Kriegs wendet sich der Geschichtschreiber zu den persönlichen Dingen des französischen Monarchen zurück. Je mehr der König den Krieg wie die Politik als seine eigene Sache ansah und betrieb, desto mehr mußte er auch die ungünstige Wendung desselben als ein persönliches Mißgeschick empfinden. Die veränderte politische Lage erhält denn auch in seiner Lebensweise und Umgebung einen bezeichnenden Ausdruck. In dem anmuthigen Gemälde das Ranke von diesen Verhältnissen entwirft, erweckt neben dem Monarchen selber natürlich die Maintenon das

größte Interesse. Der Autor hat ihr denn auch in dieser Schilderung eine vorwiegende Theilnahme, wir dürfen fast sagen Wohlwollen zugewendet. Sonderbare Mischung, ruft er aus, von Einfluß und Unterwürfigkeit. Ihre Art und Weise zu sein, zu denken, sich auszudrücken, übte auf den König immer die gleiche Anziehungskraft. Man erstaunte wenn man in Gesellschaft bemerkte daß er nicht eine Viertelstunde sein konnte ohne mit ihr zu sprechen, ihr etwas ins Ohr zu wispern. Aber dieser fortwährende nicht allein äußere, sondern auch innere Umgang hätte doch nicht stattfinden können ohne die vollkommene Uebereinstimmung der Ideen, wo das Gespräch mit einem andern wie ein erweitertes Selbstgespräch erscheint, ohne Störung durch etwas Fremdartiges. Auf das engste, bemerkt er ein andermal, waren diese beiden Individualitäten vereinigt; sie lebten in und mit einander. Die eine erscheint allezeit herrschend, aber mit Zartheit; die andere dienend, aber mit einem höhern Zweck; jene in ihren Grundsätzen und Meinungen unerschütterlich, diese sich so viel möglich anschließend und folgend, beugsamen Geistes, nicht ohne ihre eigenen Bestrebungen, aber sich bescheidend wenn sie nicht zu erreichen sind. Daran kann kein Zweifel sein daß auch diese etwas von denselben in die Ausübung der höchsten Gewalt brachte; anders wär' es unmöglich. Aber der Geschichtschreiber hält es doch für geboten eine Reihe geläufiger Anklagen abzuwehren die gegen sie erhoben worden sind.

Dem Rückschritt der äußern Macht geht die Erschütterung zur Seite von der die innern Verhältnisse in den letzten Tagen Ludwigs XIV. ergriffen sind. Die wachsende finanzielle Noth, der materielle Druck der auf den Massen lastete, und die dumpfe Gährung welche die höhern Kreise der Gesellschaft bereits beherrschte, ein Gefühl der Unsicherheit der Dinge das durch die furchtbaren Todesfälle im königlichen Hause doppelt geweckt ward, dazu die aufs neue angefachten kirchlichen Händel — das alles zeigte eine Physiognomie des Reichs und der Völker die an die glorreichen und glücklichen Tage kaum mehr erinnerte. Schon regten sich auch da und dort Ideen einer staatlichen Umgestaltung, die in scharfem Gegensatz zur Monarchie Ludwigs XIV. standen. Unser Geschichtschreiber sucht dieselben nicht sowohl bei der kritischen und skeptischen Schule, als bei den gläubigsten und conservativsten Männern, wie z. B. bei Fénélon. Eine eingehende Schilderung des Herzogs von Burgund zeigt uns wie der politische Gegensatz zum Regiment Ludwigs XIV. durch diesen Zögling des Bischofs sich bereits in der un-

mittelbarsten Nähe des Monarchen eine Geltung erkämpft hatte. Und wie viel schneidender war der Contrast, in welchem der nächste Agnat, der Herzog von Orleans, sich mit dem Leben wie mit den politischen und sittlichen Anschauungen des Königs befand! Vergebens suchte Ludwig ihm die Regentschaft zu entwinden; der Zauber seiner Macht war nicht mehr so groß, um über sein Grab hinaus den von ihm gegebenen Anordnungen eine imposante Geltung verschaffen zu können. Orleans ward Regent, gestaltete Verfassung und Verwaltung in einem Moment um, ließ es zu daß Law den ganzen ökonomischen Zustand des Landes bis in die Fundamente erschütterte, Dubois die äußere Politik Ludwigs XIV. in ihr Gegentheil verkehrte. „Niemals," sagt Ranke treffend über den Cardinal und über den Regenten, „wird man dieses Lehrers und dieses Schülers vergessen. Das Leben des ersten war ein langes, ehrgeiziges, aber an eine fremde Sache geknüpftes Emporstreben; das des zweiten war ein anhaltender Rausch, von Studien und intensivem geistigen Leben dann und wann unterbrochen. Sie sahen den Zweck des Daseins in den vorliegenden Erfolgen und Genüssen, der Verbindung von Orgien und Geist, Geld und Macht; glänzende Erscheinungen, von unendlicher Fähigkeit, durchgreifender Thatkraft, aber vom Schmutz und Schaumgespritze des Lasters befleckt. Ihre Unsittlichkeit diente ihrer Intelligenz gleichsam zur Folie. Sie haben die Erschütterungen von obenher begonnen, die in Frankreich kaum jemals wieder aufgehört haben."

Die letzten Abschnitte fassen nur in knappen Umrissen die Hauptmomente der spätern Zeit der Bourbonischen Monarchie zusammen: die Anfänge Ludwigs XV., seine Kriege und die innern Conflicte zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, zwischen Krone und Parlament. Auch die Literatur und ihre Verknüpfung mit diesen äußern Begebenheiten der Zeit wird kurz berührt. Alles wirkte zusammen, um die Gährung der kommenden Zeiten vorzubereiten: die Conflicte der angesehensten Körperschaften im Staate, der Widerstreit der Grundsätze auf die der Staat gebaut war, die persönliche Entwürdigung des Königthums, die Mißachtung der privilegirten Classe und die Ueberzeugung daß Frankreich seine alte politische Bedeutung nicht mehr besitze. „In ruhigen Zeiten," bemerkt darüber Ranke, „umgeben die Vorstellungen der Menschen den Staat in dem sie leben wie ein reiner, durchsichtiger Horizont; unter Umständen wie die damaligen erheben sich die Meinungen in ihrer Unbedingtheit und ihren Wider-

sprüchen zu gewitterschwangern Gewölken. Alle Elemente des Lebens und Denkens bereiteten sich zu einer allgemeinen Erschütterung." Daß es einer einsichtigen und energischen Regierung möglich gewesen wäre die Gefahren zu bestehen, hält der Geschichtschreiber für unzweifelhaft; aber es hat sich eine solche nicht bilden können. Damit ist die Darstellung des Autors an den Gränzgebieten angelangt, auf welchen zwei Epochen der Geschichte des menschlichen Geschlechts sich von einander scheiden.

„Die Ereignisse," so lautet sein Schlußwort „die sich ankündigten und folgten, sind zu groß, als daß wir sie auch nur andeutend in ein Geschichtsbuch ziehen könnten, das vornehmlich dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und der Entwicklung der alten Monarchie in ihren bedeutendsten Momenten gewidmet ist. Eine Zeit trat ein wo dieselbe vollkommen zerstört zu sein schien, und die Fluth der in Frankreich siegreichen Umwälzung, Kirche und Staat vernichtend, sich über Europa ergoß." So weit ist es jedoch nicht gekommen. Die Tendenzen der Revolution sind nicht wieder beseitigt worden; aber ebensowenig haben sie vollkommen gesiegt. Die historischen Entwicklungen des alten Europa und vor allem Frankreichs haben nicht erdrückt, nicht einmal unterjocht werden können. Die Lebenskraft der alten Ideen hat nicht allein Widerstand geleistet, sondern eine überaus kräftige Rückwirkung ausgeübt. Durch Action und Reaction ist ein neues Weltalter heraufgeführt worden.

F. Palacky, Geschichte von Böhmen.

Prag 1836 bis 1842. 3. Bände.

(Allg. Zeitg. 24. u. 25. April 1843 Beilage Nr. 114 u. 115.)

Wir gehören nicht zu den excentrischen Verehrern einer „Weltliteratur", und sind immer mehr besorgt, als erfreut, wenn man der modernen deutschen Dichtung das zweideutige Compliment macht sie so zu benennen; allein wir erkennen gerue an und sehen auch minder Gefahr darin daß unsere Gelehrsamkeit und deren unermüdlicher Forschungstrieb einen ganz universellen, mehr als europäischen, Charakter angenommen hat. Ganz besonders ist es aber die historische Forschung, der man nicht nur in Deutschland selbst, bei allen Ge-

bieten gelehrten Wissens, ein charakteristisches Uebergewicht eingeräumt, sondern wo auch der anregende und befruchtende Einfluß nach außen bis jetzt die erfreulichsten Resultate hervorgerufen hat. Die geschichtliche Ergründung unserer Sprache, das tiefere Eindringen in die ältesten Zustände unseres eigenen und anderer Länder, die rechtshistorischen, mythologischen Forschungen haben dem germanischen und romanischen Ausland zunächst einen reichen noch unerschöpften Stoff aufgeschlossen und für selbständiges Erweitern das Material an die Hand gegeben sie haben aber auch mächtig zu eigener Thätigkeit angeregt und manches Glänzende und Bedeutende, was das Ausland sein nennt, hat von Deutschland aus seinen ersten Anstoß erhalten.

Auch die slavischen Länder geben Zeugniß von diesen Einflüssen deutschen Strebens; und so gern sich der moderne Slavismus als abgeschlossene Nationalität dem Germanischen gegenüberstellt, so wenig ist es seiner Wissenschaft, zunächst seiner Geschichtschreibung gelungen sich von den germanischen Einflüssen völlig zu emancipiren. Insofern war uns Palacky's böhmische Geschichte eine sehr interessante Erscheinung; der Verfasser ist böhmisch, sehr gut böhmisch gesinnt; die deutsche Geschichtforschung muß manch bittere Pille verschlucken, weil sie beim Conflict beider Interessen bisweilen lebhafter sich fürs Deutsche erklärte als fürs Slavische, oder weil sie einen Fürsten im germanischen Sinne schlecht nannte, den der Slave unbedenklich für gut halten kann; der individuelle Charakter stellt sich auch in Unbedeutendem sehr schroff und oft feindselig dem deutschen entgegen; allein dessen ungeachtet ist der Verfasser in Inhalt und Form ein Kind der deutschen Bildung und so imponirend uns der böhmische Patriotismus die Spitze bietet, wir finden allenthalben nur die Frucht deutscher Studien, ein Erzeugniß deutscher historischer Kunst. Weit entfernt dieses Zwiespältige einer slavischen Nationalität und einer fremden Sprache und Bildung tadeln zu wollen, wünschen wir allen deutschen Historikern eine so kräftige und bestimmte Liebe zu den Ihrigen, wie Palacky für das Seinige sie besitzt und den Deutschen sie zuzutrauen scheint; der Gesammteindruck eines historischen Werkes würde ein ganz anderer sein als er bei der allumfassenden, kosmopolitisch verschwimmenden, überzeugungslosen Mehrzahl unserer Geschichtschreiber zu sein pflegt.

Palacky ist von den böhmischen Ständen schon vor mehr als zehn Jahren mit Abfassung einer vaterländischen Geschichte beauftragt worden, und es läßt sich denken, daß ihn äußere Hemmungen in Be-

nützung der Quellen und Urkunden nicht hindern konnten. Mit unermüdlichem Fleiß hat er die böhmischen Bibliotheken durchforscht und sich mühsame Verzeichnisse der vorhandenen Urkunden angelegt; doch erkennt er selbst an, wovon auch eine flüchtige Durchsicht einzelner Partien überzeugen kann, daß die Ausbeute weit hinter seinen Erwartungen zurückblieb. Aus dem neunten Jahrhundert wie aus dem zehnten fand er nur zwei ächte Urkunden; aus dem elften kaum ein ächtes Original; dagegen standen ihm außer der gesammten Literatur der deutschen Geschichte böhmische Forschungen über Sprache und Nationalität, Sitten und Rechtsalterthümer zu Gebot, denen das Buch zum Theil seine interessantesten Aufschlüsse verdankt. Doch ist der Verfasser weit von der Anmaßung entfernt zu glauben, er habe überall die Wahrheit gefunden. „Der Geschichtschreiber, sagt er, der sich dies einbilden kann, hat wohl den Ernst der Forschung nie gefühlt. Die Herzen und Nieren durchschaut und kennt nur Gott allein: der Mensch aber urtheilt allenthalben nach dem Schein, der sich an dem Prisma der Leidenschaften hundertfach bricht und uns daher oft schon bei bekannten Zeitgenossen, ja selbst bei Freunden täuscht; wie könnten wir hoffen aus den in jeder Hinsicht mangelhaften Ueberlieferungen der Vorzeit nichts als Wahrheit zu schöpfen? Ein redliches Forschen und Streben ist alles was hier gefordert und gegeben werden kann.“

Mit zweckmäßiger Kürze drängt der Verfasser die ältesten Zustände der böhmischen Länder übersichtlich zusammen und wird erst da ausführlicher, wo durch die Cechen das slavische Volkselement hereindringt. Mit Vorliebe führt er uns in die altslavischen Zustände ein, worüber er keinen Tacitus als Quelle benützen konnte, sondern auf vereinzelte Zeugnisse und combinirende Vergleichung mit spätern Verhältnissen beschränkt war. „Die Slaven, berichtet er uns (I. S. 57), waren von jeher nicht, wie die Deutschen und Sarmaten, ein eroberndes, kriegerisch-nomadisches Volk, sondern friedliebend, an feste Wohnsitze gewöhnt, dem Ackerbau, der Viehzucht, den Gewerben und dem Handel ergeben. Auch war der ganze Stamm weder durch ein gemeinsames Oberhaupt noch durch irgend ein politisches Band zur Einheit verbunden. Im Gefühl gemeinsamer Abstammung nannten sie sich zwar unter einander Serben, d. i. verwandte Leute, und wurden auch von ihren westlichen Nachbarn mit dem allgemeinen Namen Wenden bezeichnet; im Uebrigen aber verlor sich die ganze Nation in

eine Menge kleiner Localnamen." Eine feste Kriegsverfassung, ein militärisches Lehensband, wie bei den Germanen, findet sich bei den Slaven nicht; Heerführer (woiewody) wurden bei ihnen nur für die Zeit des Krieges erwählt; ihre Macht hörte im Frieden auf. Noch einfacher war die Civilverwaltung; sie kannten weder erbliche Fürstengewalt noch einen Unterschied der Stände; die Aeltesten (starsj, starosty) der Gemeinden wurden mit der Sorge für das Gemeinwohl und mit der Handhabung der Gerechtigkeit beauftragt. Doch hing die Erhebung zu dieser Würde von der Mehrheit des Besitzes ab. Sie wurden Starosten, nicht sowohl durch ihr Alter als durch den überwiegenden Einfluß ihres Vermögens und ihrer Erfahrung. Und dieser Einfluß und die Würde, fortgesetzt durch mehrere Generationen, machten endlich die ersten Knezen oder Fürsten unter den Slaven aufkommen. Die Lebensweise des harmlosen Naturvolks bietet nichts was sie von den Germanen besonders unterschiede; doch ist ihre Vorliebe für Musik, Gesang und Tanz schon frühe zum nationalen Hang geworden. Ihre Religion nennt Palacky einen Cultus personificirter Naturkräfte. „Man glaubte an Einen höchsten Gott (Boh), den Schöpfer der Welt, den Urquell des Lichtes und des Blitzes. Dieser höchste Gott erhielt, wie es scheint, bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Namen; Perun war der bekannteste. Ueberdieß verehrten sie eine Menge Dämonen, Diasi genannt, männliche und weibliche, gute und böse; die letzteren hießen Biesi. Nicht allein jede Naturerscheinung, sondern auch menschliche Leidenschaften und Gemüthsbewegungen wurden von der Einwirkung solcher Diasen hergeleitet."

So war der Volksstamm beschaffen, an dessen Spitze im fünften Jahrhundert Cech Böhmen eroberte. Kämpfe mit den Einwohnern und Nachbarn füllen die ersten Zeiten seiner Geschichte; durch sagenreiche und lückenhafte Gebiete, in denen die Mythen von der Libussa, von Prags Gründung und von dem Krieg der böhmischen Amazonen am bekanntesten sind, gelangen wir bis zur Zeit des Zusammenstoßes der fränkisch-deutschen Macht mit den slavischen Nachbarn; die Kämpfe mit den Carolingern und ihren Vorgängern schildert uns der Verfasser mit überlegener Kenntniß deutscher und böhmischer Quellen, und mit ebenso viel Wärme und Lebendigkeit als nationaler Abneigung gegen die deutschen Unterdrücker; von den deutschen Königen spricht sein böhmischer Patriotismus in demselben Ton wie unsere Teutomanen von den Römerkriegen; der Sieg, den Swatopluk (871) bei

Welehrad erkämpft, ist ihm so wichtig als den Deutschen die Hermanns-schlacht, und bitter bemerkt er: „freilich ward die eine von Tacitus überliefert, die andere von einem Fuldaer Mönch; der Unterschied ist nicht wegzuräumen!"

Die Schilderung dieser Zustände macht einen Ruhepunkt bei dem Hereindringen des Christenthums, und der Verfasser gibt uns in einem Gesammtbilde eine Darstellung des „böhmischen Volkslebens im Heidenthum" (I. S. 158 ff.), in welcher mit vorsichtiger Diagnose aus den dürren Quellen und den schiefen Auffassungen der Fremden das Bewährte hervorgehoben, der neue Zustand dem alten gegenübergestellt, Slavisches von Nichtslavischem gesondert wird. Die Cechen hatten im Laufe der kriegerischen Zeit ihr demokratisches Element, das in allen slavischen Verfassungen lag, verloren, und ein überwiegendes monarchisches Moment hatte sich in der Herzogswürde bereits mit allen Zuständen des Volkes verflochten; der oligarchische Rath der zwölf Kmeten stand dem Herzog wachend und rathend zur Seite. Ein früher nicht gekannter Ständeunterschied, ein Adel von Grundbesitzern drängt sich hervor, und priesterliche mit weltlicher Autorität vermischt sich zu einem engverbundenen aristokratischen Ganzen; die böhmischen Cechen gleichen den deutschen Adelingen. Noch besteht aber die große Mehrzahl des böhmischen Volkes aus freien Grundbesitzern. „Der alte Böhme, der alte Slave überhaupt, baute sein Haus inmitten der ihm eigenthümlich gehörenden Gründe. Seine Nachkommen verwalteten das väterliche Erbe oft mehrere Generationen hindurch gemeinschaftlich und ungetheilt; faßte das väterliche Haus ihre vermehrte Zahl nicht mehr, so wurden in dessen Nähe andere Häuser angebaut, und so entstanden die ältesten böhmischen Dörfer." Bei dem Tode des gemeinschaftlichen Vaters wählten die Erben den Tüchtigsten aus ihrer Mitte zur Verwaltung und zum Schutz; ihm ward die väterliche Gewalt überlassen und der Name Wládyka gegeben. Es ist dieß ein altslavischer Gebrauch der in Herzegowina bis auf den heutigen Tag, den Namen abgerechnet, sich unverändert erhalten hat. Der Wládyka der alten Böhmen heißt jetzt dort Staresina; in seiner Hand liegt die Verwaltung des Vermögens und die leitende Ueberwachung des gesammten Hauswesens. Er vertritt die Familie nach außen. Nicht Alter oder Vorrang der Geburt, sondern die auf Tüchtigkeit beruhende freie Wahl der Familienglieder erhebt ihn zum Haupt; oft ist es ein jüngerer Sohn oder Neffe. Doch ward die Zahl dieser Freien, deren

allzu eng, wodurch das slavische Land an den germanischen Lehensstaat geknüpft war; es blieb der nationellen Ausbildung immer noch Unabhängigkeit genug. Palacky weist nach, daß namentlich die Heeresfolge nichts weiter war als eine ziemlich weite Verbindlichkeit den Kaiser bei seiner Römerfahrt zu unterstützen; daß der Lehenszwang den böhmischen Fürsten mehr politische Rechte in Deutschland einräumte als drückende Pflichten auferlegte. Niemals, sagt er von den deutschen Kaisern, übten sie irgend eine Art von Gerichtsbarkeit im Lande aus, nie bezogen sie ein Regale aus demselben; und die böhmischen Fürsten und Stände ordneten ihre Gesetze auf den Landtagen, führten Kriege und schlossen Verträge mit den benachbarten Mächten, und theilten Ländereien und Gebiete in ihrem Staate aus, ohne dazu irgend einer Sanction von Seite des Kaisers zu bedürfen. Deßhalb war aber die Stellung der böhmischen Landesfürsten nicht gesicherter als die der deutschen Vasallen; waren diese während der Blüthezeit deutscher Königsmacht von obenher in enge Schranken gedrängt, so war bei jenen der Boden auf dem sie standen von untenher unterwühlt. Sie waren als Fürsten des Landes nicht mehr als was der Wládyka in der Familie war — selbständig bestellte Oberhäupter, deren Macht so lange dauerte als ihr Glück und ihre Klugheit; ihre monarchische Autorität ging weit, so lange sie der Wille der Untergebenen gern unterstützte; sie verfiel, sobald sich der von ihnen feindselig abwandte. Palacky bezeichnet dieß Verhältniß als eine „unbestimmte und vieldeutige Idee, welche einerseits dem Herrscher über das Volk, andererseits der öffentlichen Meinung über den Herrscher ein fast unbeschränktes Recht einräumte," und sieht darin eine mangelhafte Einrichtung, die allen alten slavischen Ländern gemeinsam eigen war. Im Uebrigen erlagen nicht alle alten Zustände den Einflüssen deutscher und christlicher Civilisation; es blieb das alte ständische Element in den Reichstagen übrig, und auch die früheren Verwaltungsbezirke (Zugen) erhielten sich, einzelne Veränderungen abgerechnet, ziemlich fest. Nur in den Verhältnissen der Stände ist ein wesentlicher Wechsel vorgegangen, auch die äußere Stellung des Herrschers hat sich natürlich mit mehr Bestimmtheit fixirt, die Lage des Besitzes ist zum Theil eine andere geworden, in dem öffentlichen Wesen haben sich altnationale Elemente mit neu eingedrungenen Gebräuchen verschmolzen, die Einkünfte des Staats haben eine glänzende Ausdehnung erhalten, und auch im Zustande der Cultur sind wesentliche Fortschritte gemacht worden. In allen

diesen Punkten gibt uns Palacky neue und gründliche Belehrung; in einzelnen Fällen wo die böhmische Geschichte mit der deutschen im engsten Zusammenhang steht, hat er aus besserer Beurtheilung der Quellen oder größerer Unbefangenheit unsere Historiker auf Fehlschlüssen ertappt und die Beziehungen des deutschen Lehensherrn zum böhmischen Vasallen ganz anders erläutert als bisher irgendwo geschehen war. Aus dem Wust einzelner Notizen hat er ein Ganzes geschaffen, das uns über Böhmens innere Zustände unerwartet reiche Aufschlüsse gibt, und die deutsche Geschichtschreibung muß oft eingestehen daß sie über diese Punkte meist allzuflüchtig hinweggeeilt ist. Nur stellt Palacky der hochmüthigen Verachtung böhmischen Lebens, wie er sie deutschen Historikern vorwirft, bisweilen eine Ueberschätzung seiner slavischen Nationalität entgegen, die im Mund eines Geschichtschreibers sonderbar lautet, dessen Bildung und Sprache selbst jenem verpönten Deutschthum entlehnt ist. Palacky hat ein Recht darauf stolz zu sein, die innern Zustände seines Vaterlandes ganz anders aufgehellt zu haben, als es der oberflächlichen Kenntniß ausländischer Historiker möglich war; allein es ist doch wohl übertrieben, wenn er in den Verhältnissen, wie er sie geschildert hat, Elemente großer Culturentwicklung sieht. Es ist schwer aus Gesetzen, papiernen Verordnungen, königlichen Edicten, dürftigen Bruchstücken poetischer Thätigkeit den objectiven Stand eines Volkslebens mit Sicherheit festzustellen, Papier und Wirklichkeit stehen oft in schneidendem Gegensatz, und der ruhige Forscher muß sich hüten für Geldeswerth zu halten was oft nur Schaumünze ist. Wir wollen es dem patriotischen Geschichtschreiber Böhmens nicht verdenken, wenn er die Vorwürfe roher Barbarei und Wildheit, wie sie von unsern bedeutendsten Historikern den Böhmen jener Zeit gemacht worden sind, „einer dünkelhaften Unwissenheit oder bösem Willen" zuschreibt und ein bitteres „exempla sunt odiosa" hinzufügt; allein wenn er meint die Böhmen des 12ten und 13ten Jahrhunderts hätten in Bildung und Gesittung keinem Volke Europa's diesseits der Alpen und des Rheins nachgestanden, ja schon damals manchem vorangeleuchtet, so hat eben doch mehr der slavische Patriot als der vorurtheilslose Historiker aus ihm gesprochen.

Die rein apologetische Stellung welche das Werk Palacky's der deutschen Geschichtschreibung gegenüber einnimmt, tritt immer entschiedener hervor, je weiter deutsche und böhmische Interessen anfangen sich feindselig zu werden; einen würdigen Gegenstand der Apologie trifft

der Verfasser in König Otokar II. Die Verehrung für Rudolf von Habsburg war den Deutschen von jeher Grund genug in der Sache seines Gegners Otokar nur Schlechtes, in seiner Persönlichkeit nur Verwerfliches zu erblicken. Er war den deutschen Historikern nichts mehr als ein ehrsüchtiger Rebell, mehr eitel und trotzig als heldenmüthig und kühn, ein wortbrüchiger slavischer Barbar, dessen unglückseliges Ende manch deutscher Geschichtschreiber mit salbungsvoller Erbaulichkeit commentirte. Bei Palacky erscheint er als ein kraftvoller Held, als ein edelgesinnter, von seinem Volk angebeteter Fürst, den nur die Aristokratie haßt, der einer verrätherischen Cabale als Opfer fällt. „Unverkennbar ist es, sagt Palacky (II. 2. S. 266), daß hinter dem König Rudolf eine Partei stand, deren Rachsucht durch alle von Otokar bisher gebrachten Opfer noch nicht befriedigt war, und deren Einfluß sich Rudolf leider mehr hingab als mit seinem wahren Ruhm sich vertrug oder sein eigner Vortheil heischte." Sein Untergang selbst wird den schmählichen Folgen eines gränzenlosen Hasses und Racheburstes zugeschrieben, jedoch bemerkt „daß diese Leidenschaft damals nur auf eine im Finstern schleichende Partei beschränkt war." Für alle Verleumdung und böswilliges Urtheil wird Otokar von Palacky reichlich entschädigt; unter seinen liebevollen Händen wird der alte Böhmenkrieg, den uns unsre deutschen wie ein Ungethüm schilderten, zu einem wahren Herrscherideal. Als Regent ist er weit über seine Zeit erhaben durch das Vorurtheilsfreie seiner Weltansicht; seine Gerechtigkeit geht mit Milde Hand in Hand; Wissenschaften und Künste finden an ihm den thätigsten Beschützer, und der glänzende prachtliebende König vergißt zugleich nicht für das Wohl des Bürgers und Bauers zu sorgen. „Frömmigkeit und Tapferkeit, Schutz der Schwachen und Rechtlichkeit, feine Sitte und heiterer Lebensgenuß paarten sich aufs innigste in seinem Charakter; in allen seinen Handlungen offenbarte sich ein höherer Schwung des Geistes, das Gefühl wahrhaft königlicher Würde und Ehre. Freundlich gegen Jedermann und doch auch zurückhaltend, sprach er nicht viel, aber mit Geist und Wahl, und wo nöthig, auch mit seltener Beredsamkeit; doch niemals kam ein Fluch, nie ein unziemliches Wort über seine Lippen." Dieses Bild, wenn wir gleich die Farben für etwas glänzend ausgewählt halten und den Wortlaut der Quellen darin verschönert wiederfinden, trifft doch gewiß die Wahrheit besser als die bisherigen Schilderungen, die man meistens ganz einseitig gab; auch hat Palacky Recht, wenn er

den deutschen Historikern ihre Sünden an Otokar vorrückt und dem „Heer althergebrachter Lügen" seine richtigere Zeichnung polemisch entgegenhält. Zwischen Otokar und Joseph II. aber eine Parallele zu ziehen oder in Otokar den „größten politischen Reformator des Mittelalters, wenn auch vielleicht nicht für ganz Europa, doch unbedingt für Böhmen" zu begrüßen, darin ist mehr nationale Emphase als historische Ruhe. Wenn auch, wie wir fest überzeugt sind, solchen Stellen von des Geschichtschreibers böhmischen Landsleuten ein reicher Beifall zu Theil wird, das Werk selbst verliert an innerem Werth, und mancher könnte vielleicht durch den patriotischen Pathos verleitet werden in dem Buch mehr apologetisch polemischen Charakter zu finden als historischen.

Die Darstellung gewinnt indeß an allgemeinem Interesse, je bedeutender sich Böhmen in den deutschen Verhältnissen vordrängt. In den ersten Jahren des 14ten Jahrhunderts stirbt der letzte Premyslide, und bald besteigt der Sohn eines deutschen Kaisers, Johann von Luxemburg, den böhmischen Königsthron. Damit beginnt eine Epoche des gewaltigsten Umschwungs. Unser Geschichtschreiber verweilt noch einen Augenblick auf den alten Zuständen, die jetzt bald neuen weichen müssen; der Zustand der Bewohner, das Verhältniß des höhern und niedern Adels, der Freien und Unfreien, der deutschen und böhmischen Bewohner, wie es am Anfang des 14ten Jahrhunderts stand, wird mit Genauigkeit und Schärfe dargestellt; manches, z. B. die Aufzählung der bedeutendsten Adelsfamilien jener Zeit, beschränkt sich auf böhmisch-provinzielles Interesse. Um so anziehender wird die Geschichte, seit die Luxemburger Böhmens politische Bedeutung zum ersten Rang erheben und der unstete ritterliche König Johann es in alle wichtigen Händel der europäischen Politik hineinverflicht. Die luxemburgischen Fürsten haben ihr deutsches Interesse schnell vergessen und sind Böhmen geworden; Grund genug für unsern patriotischen Historiker das an ihnen zu preisen, was der deutsche Geschichtschreiber zu tadeln volles Recht hat. Gewiß gehört diese ganze Partie (die der jüngst erschienene dritte Band enthält) zum Gelungensten des Werkes, und wir lassen gern der gründlichen Erforschung und der belebten plastischen Darstellung des Verfassers volles Recht widerfahren, allein seine polemische Stellung gegen Deutschland und dessen Geschichtschreiber hätte unbeschadet eine Beschränkung erleiden dürfen. Wir können uns auch nicht überall mit des Verfassers historischer Kritik befreunden: nach-

theilige Züge, von böhmischen Quellen verschwiegen, von deutschen erzählt, sind ihm immer nur Verleumdungen, aus nationaler Abneigung hervorgegangen; gegenüber einer böhmischen Urkunde oder einem einheimischen Geschichtschreiber hat der deutsche Chronist immer Unrecht; er wird einer derben Abfertigung nicht entgehen, und doch kann auch beim schlechtesten Annalisten manch einzelne Nachricht immer mehr als Lüge sein, mag sie dem böhmischen Patriotismus so unbequem scheinen als sie will. Selbst die bekannte Sage von der Vergiftung Kaiser Heinrichs VII. scheint Palacky lieber zu glauben als zu verwerfen geneigt, weil böhmische Quellen dafür sprechen, und mit bitterem Unmuth meint er, es gebe heutzutage wie im 14. Jahrhundert „Verleumder" der böhmischen Nation und ihrer Herrscher in Deutschland genug. Aus dem Zusammenhang geht hervor daß der böhmische Historiker an die Spitze dieser Verleumder — Schlosser stellt, in dessen Werken ein enthusiastischer Slave allerdings viel mehr schroffen deutschen Sinn findet als man an unserer geduldigen kosmopolitischen Nation zu finden gewohnt ist. Nur darin wäre Palacky im Irrthum, wenn er in Schlosser einen charakteristischen Ausdruck unserer ganzen Geschichtschreibung wahrzunehmen glaubte; wir haben unter unsern Historikern zum Nutzen des slavischen oder romanischen Patriotismus noch Allerweltsenthusiasten genug! Die exclusiv nationale Gesinnung die unser böhmischer Geschichtschreiber den Deutschen so entrüstet vorwirft, die Abneigung gegen das Fremde die er an uns so stark tadelt, sind leider — wir können es mit gutem Gewissen versichern — in Deutschland immer noch mehr Ausnahme als Regel.

Am schärfsten tritt dieser feindselige Gegensatz Palacky's zu deutschen Beurtheilungen bei der Geschichte Karls IV. hervor. Sowie dieß in Bezug auf darstellende Kunst eine der glücklichsten Partien des Werkes ist, so drängt sich der polemisirende und apologetische Charakter hier am bewußtesten uns entgegen. Manch ungerechter Vorwurf wird wirklich widerlegt, gegen manche Anklage werden auch nur Einwendungen gemacht die auf des Verfassers Ansicht von deutscher Glaubwürdigkeit beruhen, ganz besonders aber wird die wirklich glänzende Regierung Karls in Böhmen mit aller Ausführlichkeit dem Tadel der Deutschen entgegengehalten. Soviel wir wissen, hat man in Deutschland Karls böhmische Wirksamkeit niemals getadelt; man hat nur allem dem was dort für Gesetzgebung, Verwaltung, Wissenschaft und Cultur geschah, den armseligen Zustand hier entgegen gehalten. Bei

aller Fülle wohlthätiger und glänzender Einrichtungen, die Palacky vor uns entfaltet, wird an dem Vorwurf, Karl habe Deutschland schmählich vernachlässigt, kein Iota geändert. Es war in Deutschland niemals Mode, wie Palacky (III. S. 295) meint, gegen Karl IV. parteiisch zu schreiben, allein die deutschen Historiker besaßen noch Nationalgefühl genug dem Manne strenges Recht widerfahren zu lassen, an dessen Namen und Regierung sich der Anfang deutscher Zersplitterung knüpft. Wenn bei einem Kaiser, die Verwaltung seiner Erblande ausgenommen, ein paar Prunkzüge nach Italien und ein Ceremoniengesetz abgerechnet, keine wirklich wohlthätige Schöpfung während einer dreißigjährigen Regierung anzuführen ist, wenn sich das deutsche Land seinen Fürsten zum Vortheil Böhmens entzogen sieht, wenn dessen Name nur da bedeutend ist wo es Beförderung der Vielherrschaft, Veräußerung monarchischer Rechte angeht, so behält der deutsche Historiker denn doch wohl Recht, und Maximilian I. hat noch mild geurtheilt, wenn er ihn „Böhmens Vater, des heiligen römischen Reichs Erzstiefvater" genannt hat. Als Böhme ist Palacky nicht zu tadeln, wenn er Karl IV. als den populärsten König seines Vaterlandes bezeichnet und ausruft (III. S. 403): „Bei dem Klange seines Namens erwärmt noch heutzutage jedes Böhmenherz, und jeder Mund überfließt von Dank und Verehrung gegen die Manen eines Herrschers, der in der Volksüberlieferung der Repräsentant der höchsten Blüthe und Wohlfahrt seines Vaterlandes geworden ist." Nur muthe er uns Deutschen nicht zu den Namen eines der thatlosesten und durchaus undeutschen Fürsten auch noch zu segnen, oder in die Declamation eines Deutschböhmen einzustimmen, dessen lange Philippika er (S. 404, 405) abgedruckt hat. Dort wird in allem Ernst gesagt: „es sei nur der Neid über Böhmens damalige Größe und blühenden Wohlstand, im Gegensatz zu des Reiches Ohnmacht und innerer Erschlaffung, welche jene verleumderischen Klagen gewisser deutschen Patrioten bis auf den heutigen Tag hervorruft," und den Deutschen gewaltig verübelt daß sie auf den Ruinen ihres Reiches nicht noch einen Jubelgesang über Böhmens Blüthe anstimmen. Palacky sucht dann freilich auf den letzten Blättern seines dritten Bandes in verständigerer Weise seinen Liebling zu entschuldigen, hebt auch manches hervor was einer milderen Beurtheilung wohl eine Stütze geben kann, obwohl er den Beruf des Historikers hier ganz mit dem des Apologeten vertauscht; er resumirt noch einmal die lichtvollen Seiten seines Böhmen-

Königs, allein als deutschen Kaiser ihn zu retten ist ihm nicht gelungen.

Es ist bezeichnend für die Achtung, welche deutscher Patriotismus im slavischen und romanischen Ausland genießt, daß man, erstaunt über die ungewohnte Keckheit des „geduldigsten" aller Völker, nur eine alte Pflicht zu erfüllen glaubt, wenn man den nationalen Unmuth mit kritischer Ruthe drohend in die Gränzen des faden Kosmopolitismus zurückweist. Daß wir Unbefangenheit genug besitzen, eine fremde Nationalität innerhalb ihres Gebietes anzuerkennen, befriedigt nicht; daß wir auch noch unsere eigene zum Vortheil der fremden mit gewohnter Selbstverläugnung vergessen, ist im Munde des slavischen oder romanischen Patriotismus eine ganz natürliche Zumuthung. Von diesem Gesichtspunkt aus war uns Palacky's Werk, wissenschaftlich eine der bedeutendsten Erscheinungen des modernen Slavismus, vielfach interessant; nicht die gediegene Forschung, die gewandte und anziehende Darstellung allein wollten wir dem deutschen Publicum empfehlen, wir wollten hauptsächlich auch zeigen welche Anmuthungen uns eine Nationalität thun kann, die es noch nicht einmal so weit gebracht hat für ihre wissenschaftliche Thätigkeit ihre eigne Nationalsprache allgemein gebrauchen zu können. Man borgt unsere Bildung, unsere Sprache sogar, und dann hofmeistert man auf gut kosmopolitisch die Aeußerungen der deutschen vaterländischen Gesinnung. Palacky ist Böhme, denkt und schreibt als Böhme; gut. Warum sollen wir nicht Deutsche sein, als Deutsche denken, schreiben und — handeln dürfen?

Dritter Band. Zweite Abtheilung. Prag 1851.

(Allg. Zeitg. 12. April 1852 Beilage Nr. 103.)

Palacky's Werk hat sich, seines cechischen und antideutschen Colorits ungeachtet, durch tüchtige Erforschung des Stoffes und ein anziehendes Gewand der Darstellung in Deutschland ein Publicum geschaffen, dessen Interesse durch den weiteren Fortgang des Buches nur gesteigert werden wird. Der vorliegende Band ist in besonderem Grade geeignet die Theilnahme der gebildeten Lesewelt anzuziehen: er enthält die Geschichte jenes denkwürdigen Hussitenkriegs in welchem religiöse und nationale Gegensätze mit Elementen einer ganz politischen Revolution im modernen Sinne des Wortes sich auf die eigenthümlichste

Weise zu einem Ganzen verschmelzen. Palacky's Darstellung ist die erste aus böhmischen Quellen geschöpfte und vom böhmischen Standpunkt aus aufgefaßte; denn obwohl der Gegensatz zum Deutschthum sich nicht in so herausfordernder Weise wie in früheren Bänden geltend macht, so spricht aus dem Geschichtschreiber doch überall der Böhme, der sich selbst bei den Verirrungen und Excessen religiöser und politischer Parteien doch seinem Lande und dessen Wohl und Wehe immer inniger verwandt fühlt als dem „Feinde" — auch wenn dieser im Namen der orthodoxen Kirche seine Kreuzfahrten gegen Cechen und Hussiten unternimmt.

Der Geschichtschreiber beginnt seine Darstellung mit einem Rückblick auf die Zustände, wie sie zur Zeit vor König Wenzels Tod am verhängnißvollen Wendepunkte der Revolution sich gestaltet hatten. Er befindet sich gleichsam an der Schwelle eines zusammenstürzenden Gebäudes, an den Brandungen eines Stromes, der gleich einer Sündfluth sich unvermuthet über das ganze Land ergießt, Berge wie Thäler überfluthet, Städte, Burgen und Weiler in stürmischen Wellen begräbt, und bei endlichem Abfluß, inmitten allgemeiner Zerstörung, neue Bildungen zum Vorschein bringt. Ein Kampf der 16 Jahre lang, die Schrecken des innern Bürgerkriegs mit den Gefahren eines nationalen Vertilgungskampfes vereinigend, das Volk von Böhmen und Mähren bis in den tiefsten Grund ergriff und aufregte, und dessen Kraft zwar zu unerhörten Anstrengungen und Erfolgen spornte, aber auch alle socialen Verhältnisse lockerte oder auflöste und das alte Staatsgebäude in Trümmer warf — ein solcher Kampf macht es wohl nöthig, sich vor dem Hereinbrechen der Katastrophe noch einmal im alten Gebäude genauer umzusehen. Nur dann lassen sich die durch die Hussiten-Epoche herbeigeführten Umbildungen recht verstehen.

Zunächst bereitete sich eine Veränderung in dem Verhältniß zum römischen Reiche vor. Kaiser Karl IV. hatte nach einer Verschmelzung der böhmischen und der Kaiserkrone gestrebt; das ererbte Böhmen sollte die Grundlage seiner Macht, gleichsam der feste Kern sein, an welchen alle umliegenden Gebiete nach und nach angelegt würden. Die Menge von Souveränetäten in welche Deutschland bereits zerfallen war, wollte er langsam und allmählich durch Kauf- und Erbverträge an sein Haus bringen; Böhmen sollte an die Spitze Deutschlands gelangen und dessen Hauptstadt die Metropole des gesammten römischen Reiches werden. Seinen Söhnen und Nachfolgern fehlte Geschick und

Neigung solche Bestrebungen weiter zu bilden; schon unter ihnen und durch sie wurden Keime gelegt, deren Entwicklung Böhmen dem deutschen Reich mehr als je vorher entfremden mußte. Schon Wenzels Absetzung lockerte den Zusammenhang zwischen Böhmen und dem Reich; der langjährige und glückliche Krieg der nach seinem Tode gegen Deutschland geführt ward, mußte die Verbindung vollends lösen. Palacky weist darauf hin, daß das deutsche Reich die neue Organisation, die sich im 15. Jahrhundert feststellte, zuerst im Kampfe gegen die Hussiten anfing praktisch auszubilden; es war aber natürlich, daß es Böhmen nicht in einen Organismus aufnahm der eben gegen dasselbe, und zwar erfolglos, gerichtet war. Böhmen wäre daher, nach Palacky's Ansicht, noch früher als die Schweiz aus dem Reichsverband vollends ausgeschieden, wenn nicht die böhmischen Könige ihren Vortheil bei Erhaltung desselben wahrgenommen und gesichert hätten; denn durch eine eigene Anomalie hatten sie als Kurfürsten nur noch Rechte auszuüben, während sie aller Pflichten gegen das Reich ledig blieben; sie machten fast bei allen Kaiserwahlen einen vorherrschenden Einfluß geltend, während sie doch zu den innern Reichslasten beizutrageu sich standhaft weigerten. Die einzig anerkannte Pflicht, zur Romfahrt einen Beitrag zu stellen, hörte noch im fünfzehnten Jahrhundert von selbst auf; die Beziehungen zwischen der innern Gesetzgebung Böhmens, den Landtagsschlüssen u. s. w., und zwischen der kurfürstlichen Stellung zum Reiche gingen völlig verloren. Palacky kennt nur ein Beispiel wo der böhmische Landtag von dem kurfürstlichen Verhältniß seines Königs förmlich Kenntniß nahm.

Ein vorwiegend provinzielles, zum Theil nur noch antiquarisches Interesse bieten die innern Verhältnisse der Organisation und Verwaltung wie sie in Böhmen vor den Hussitenkriegen bestanden haben, und wie sie jetzt oft nur in den Umrissen zu errathen, nicht mehr im Einzelnen scharf zu bestimmen sind. Doch ergeben sich aus diesen Zuständen einzelne Thatsachen von allgemeinerem Interesse. Einmal war die Zahl der kleineren freien Grundbesitzer damals im Vergleich zu späteren Jahrhunderten noch außerordentlich groß, eine strenge Standessonderung in feudalem Sinne noch nicht vorhanden, und das ganze Dominical- und Unterthansverhältniß auf freie positive Verträge gestellt, daher von Hörigkeit und Leibeigenschaft weit entfernt. Dann bestand die katholische Kirche bis zu dem Ausbruch der hussitischen Unruhen in einer Macht und Herrlichkeit wie in wenig Ländern des

christlichen Mittelalters; der Geschichtschreiber gibt eine dankenswerthe Uebersicht über diesen seit Jahrhunderten reich und üppig gegliederten Organismus, der es sehr wohl begreiflich macht, wie sich gerade in Böhmen mit solcher Heftigkeit der Gegensatz gegen die hierarchisch priesterliche Macht rühren mußte. Es versteht sich von selbst, daß dieser stolze Organismus in den folgenden Kriegen die schwersten Niederlagen erlitt, und aus seiner Vernichtung sich nie wieder zu alter Herrlichkeit erheben konnte; aber auch jene ständischen Verhältnisse wurden im Laufe der innern Erschütterungen wesentlich alterirt, und namentlich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts durch schroffere feudale Formen verdrängt. Die Nationalitätsverhältnisse waren von den gegenwärtigen dadurch wesentlich unterschieden, daß in dem größten Theile der nunmehr deutschen Kreise damals noch allgemein böhmisch gesprochen wurde. Im Westen und Norden von Böhmen z. B. war nach urkundlichen Zeugnissen damals das Landvolk noch böhmisch; erst der dreißigjährige Krieg hat hier die Germanisirung gebracht. Auch im Süden war die deutsche Sprachgränze noch nicht so weit vorgerückt wie jetzt. Dagegen scheinen die Sprachinseln an der mährischen Gränze, z. B. die Umgegend von Deutschbrod, an Umfang verloren zu haben. Unzweifelhaft deutsch war auch schon unter König Wenzel das ganze Gebiet zwischen Eger, Königswart und Engelhaus; dann Schlackenwerth, Lichtenstadt, Preßnitz, Kommotau und der Kamm des Erzgebirges überhaupt bis nach Königstein an der Elbe, welches damals noch zu Böhmen gezählt wurde; dann Kreibitz, Rumburg, Zwickau, Kratzau, Reichenberg, Schatzlar, Trautenau, Braunau; die Gegend um Tetschen und Gabel war gemischt.

Eine wesentliche Unterstützung des Germanisirens erblickt Palacky in dem Bestreben des höheren Adels seine feudalen Vorrechte nach deutschem Muster auszudehnen; er schreibt die Nachahmung französischer und deutscher Sitte, das Anschließen an die dort verbreiteten Ansichten vom Ritterthum weniger der Vorliebe für die abendländische Cultur zu, als dem Gefallen das die böhmische Aristokratie an den deutschen Heerverhältnissen fand. Nicht die deutsche Sprache, sondern der Feudalismus, die deutsche Einrichtung der Aemter und der Verwaltung überhaupt sei von ihr gehegt und unterstützt worden, bis sie allmählich ihren Zweck in Böhmen erreicht habe. Die Thatsache wird nicht zu bestreiten sein, nur möchten wir uns gegen die etwa daran geknüpfte Folgeruug cechischer Deutschenfresser verwahren, als sei das Deutschthum

überall und zu jeder Zeit für die armen Böhmen der unerwünschte Bringer der Knechtschaft gewesen.

Wir haben uns schon früher einmal dahin geäußert, daß unsere Meinung von ächter eingeborner slavischer Volksfreiheit und Volksbehagen eine andere ist als die des böhmischen Geschichtschreibers; wir beschränken uns hier darauf, gegenüber von Mißverständnissen die sich an jene Stelle Palacky's allenfalls anhängen könnten, nur kurz daran zu erinnern, was im Großen und Ganzen das Land und Volk von Böhmen nach der Darstellung seines Historikers selber dem Deutschthum an Bildung und Wohlfahrt verdankt. Palacky selbst gibt unumwunden zu, daß ein Element der Gesellschaft, das sonst nicht die starke und glänzende Seite slavischen Volksthums zu sein pflegt — das Bürgerthum — in Böhmen ein vorherrschend deutsches gewesen sei (II. 2, S. 35), er rühmt es an den eingewanderten Deutschen, daß sie sich dem Lande höchst nützlich erwiesen, sowohl im Bergbau als im Roden und Urbarmachen der Wälder. Ihnen, sagt er, verdankt man die hohe Blüthe der Silberbergwerke, welche auf Vermehrung des Wohlstandes im Lande und somit auch der Macht des Staates so großen Einfluß hatte. Für sie und größtentheils auch durch sie wurde der böhmische Bürgerstand, folglich auch die Gewerbthätigkeit im Lande belebt und gehoben; ihre Ansiedlungen gaben auch mittelbar Anlaß zu der seit König Otokar II. so eifrig betriebenen Emancipation der Bauern. Das könnte doch wohl die Nachtheile aufwiegen welche der deutsche Feudalismus dem böhmischen Lande und Volke gebracht hat, zumal die Beseitigung feudalen Drucks wieder durch deutsche Wechselwirkungen vermittelt, und der alte eingebrachte Segen deutschen Bürgerthums auch in den Stürmen des 15. und 17. Jahrhunderts nicht zerstört worden ist.

In frischen und lebendigen Zügen schildert Palacky den elektrischen Ausbruch der Revolution nach Wenzels Tod, und das rasche Anwachsen der Bewegung, seit über die Gesinnung und Haltung des neuen Königs Sigmund kein Zweifel mehr bestand. Interessant ist es die Gruppirung der Parteien zu überschauen, wie sie sich in diesem Augenblick gegenüberstanden; die religiösen Gegensätze sind überall zugleich mit nationalen verwachsen. Der rechtgläubige Katholicismus hatte außer einem Theil des Adels und der Kirche hauptsächlich an der gesammten deutschen Bevölkerung des Landes seine festeste Stütze; die Masse des Volkes in Böhmen und Mähren hing um so allge-

meiner der hussitischen Lehre an, jemehr deren Gegner dazu beigetragen hatten ihr in den Augen des In- und Auslandes eine gewisse nationale Färbung und Geltung zu verschaffen. Man hatte sich bereits zu sehr gewöhnt, die Worte „Böhme" und „Ketzer" als Synonyme zu gebrauchen; die schon seit lange rege gewordenen nationalen Antipathien drängten daher gar viele eine Solidarität auch da anzunehmen, wo sie ihren Ansichten vielleicht sonst nicht zugesagt hätte. Doch schieden sich auch schon früh die milderen Ansichten der Calixtiner, deren kirchliche Reformentwürfe sich auf die Decrete der Prager Universität beschränkten, von den weiter gehenden Nüancen die sich ganz und gar auf den Standpunkt des biblischen Protestantismus stellten, keine von der Bibel unabhängige kirchliche Ueberlieferung gelten ließen und der Vernunft des Einzelnen bei Erklärung der h. Schrift ihr Recht einräumten, oder deren politische Richtung von republicanisirenden Tendenzen bestimmt war.

Vortrefflich erzählt Palacky wie allmählich aus dem grausen Wirrwarr der ersten revolutionären Ausschweifungen die bedeutenden Persönlichkeiten auftauchten, die, wie Nikolaus von Hus und Zizka, der Bewegung ihr Ziel, ihre Einheit und ihre kriegerische Rüstung gaben. Der böhmische Geschichtschreiber erblickt in ihrer Kriegführung ein neues System, das die Erfahrungen und Grundsätze der Römer mit den neuesten, durch den Gebrauch des Schießpulvers bedingten Fortschritten der Kriegskunst auf eine eigenthümliche Weise in Einklang brachte. „Zizka, sagte er, hatte seinen schwerbewaffneten und krieggewohnten Feinden, den feudalen Heeren des Mittelalters, nur industriöse Bürger und Handwerker entgegenzustellen, die außer ihrer technischen Fertigkeit, außer ihren Fuhrwägen und Dreschflegeln ihm nichts zu bieten hatten als ihre unbedingte Hingebung. Er vervielfältigte die Kriegsmittel, lehrte die Dreschflegel mit Eisen beschlagen, die Wägen auf beiden Seiten mit abhängenden Brettern schützen, mit Ketten untereinander verbinden und damit künstliche Evolutionen ausführen — und siehe da! sofort traten jene beweglichen Wagenburgen ins Leben, bei deren bloßem Anblick einst dem bepanzerten Ritter das Herz im Leibe sank und Europa's stolzeste Heere die Flucht ergriffen. Man glaube ja nicht, daß etwa größere Tapferkeit oder physische Kraft, oder gar Begeisterung allein es war was diese wundersamen Erfolge herbeiführte — es waren die Anfänge der modernen Kriegskunst, die eingelernten Manöver, die genau berechneten Bewegungen und beschleunigten Märsche, die auf des Feld-

herrn Wink immer zur rechten Zeit ausgeführten Schwenkungen und Angriffe — kurz, es war der Muth und die Besonnenheit eines künstlich geregelten Heeres gegenüber von an Zahl und Rüstung zwar überlegenen, aber ungestüm und ordnungslos einherstürmenden Schaaren."

Die äußeren Vorgänge des Hussitenkrieges sind uns in der Hauptsache aus den deutschen Berichten bereits bekannt; dagegen wird das Gemälde der innern Bewegungen durch Zuziehung der einheimischen Quellen reicher und lebensvoller. Wie die revolutionäre Strömung anfangs durchaus im Uebergewicht ist, dann den ersten Gegenschlag des deutschen und katholischen Elements hervorruft, wie die einmal entfesselte Revolution alle die wilden und furchtbaren Naturkräfte frei gemacht, die sonst gebunden im Schooße der Gesellschaft schlummern, wie die moderirten Urheber und ersten Träger bald von den Extremen überflügelt werden, und doch wieder zugleich in Zizka, dem einfachen Landedelmann, ohne Rang und ohne Vermögen, die siegreiche Gewalt auftaucht, welche die äußersten Richtungen zu zügeln und alle Kräfte nach einem Ziel hin zu einigen weiß — dieß alles wird durch Palacky's Darstellung sehr klar und einläßlich vor die Augen geführt. Der nationale Gegensatz entwickelt sich dabei neben dem religiösen in zunehmender Schärfe; die Erfolge der katholischen Gegenwirkung sind zugleich Siege des Deutschthums, und die böhmischen Quellen versäumen nicht Act zu nehmen von der Freude womit die Deutschen jede Wunde welche das Hussitenthum traf betrachtet haben. Die revolutionären Manifeste identificiren in ihren Anklagen den katholischen Kirchenglauben mit dem Deutschthum; die römische Kirche „nicht mehr die Mutter, sondern eine rechte Stiefmutter, reize die Deutschen, die natürlichen Feinde der Böhmen, zu einem Vertilgungskrieg", ja es wird die Erinnerung an längstvergangene Zeiten angefacht, wo sich im Norden und Osten des heutigen Deutschlands slavische und germanische Nationalität auf Tod und Leben bekämpft hatte. Unser Geschichtschreiber selbst geht wohl hie und da etwas in diesen Hussitenton ein, und erinnert bei Kommotau der „schon damals erzdeutschen Stadt" an das altböhmische Sprüchwort „überall Menschen, in Kommotau nur Deutsche."

Denjenigen gegenüber welche die Revolution für eine ganz moderne Erfindung halten, ist es von Bedeutung die Schilderungen zu lesen die der böhmische Geschichtschreiber von dem Verlaufe der revolutionären Bewegung gibt. Es gewähren diese Partien ein größeres Interesse

als die Geschichte der einzelnen Kriegsunternehmungen, deren dunkle und unvollständige Stellen auch aus böhmischen Quellen nicht überall aufzuklären und zu ergänzen waren. Die Ausbrüche des zerstörenden Fanatismus gegen Kirchen, religiöse Symbole und Formen, gegen alte geschichtliche Denkmale haben ihres Gleichen höchstens in den wildesten revolutionären Episoden moderner Zeiten. Die Hegemonie der Stadt Prag mit ihrer theokratisch-republicanischen Verfassung, die Herrschaft jenes merkwürdigen Mönchs, der in der Hauptstadt die Rolle eines halb revolutionären und halb priesterlichen Oberhaupts mit Macht und Geschick durchführte, die innern Erschütterungen welche die Dictatur dieses Mannes brachen — dieß alles sind Züge aus einem historischen Gemälde das an buntem Farbenreichthum und scharf markirten Zügen den Wiedertäufergeschichten, der Pariser Ligue der Sechzehn oder den Begebenheiten der neunziger Jahre vollkommen gleichsteht. Oder wenn uns berichtet wird wie die äußersten Fractionen die brüderliche Gleichheit aller und die Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums proclamiren, wie sie an die Stelle des Königsthums die Regierung des Volkes setzen, die Vertilgung der Herren, Edeln und Ritter fordern, und den Satz aufstellen, daß alle Fürsten-, Landes-, Stadt- und Bauernrechte aufhören und das bisherige Gesetz Gottes, soweit es Geduld, Gehorsam u. s. w. lehre, abgethan werden müsse — braucht es da noch einer besonders eingehenden Parallele um die innere Verwandtschaft der Revolutionen aller Zeiten darzuthun, und die alte Wahrheit zu bekräftigen, daß eben nichts Neues unter der Sonne sei? Sind doch in den Nikolaiten oder Adamiten der hussitischen Zeit Gelüste von so ausgesprochen atheistischer und materialistischer Art lebendig geworden, wie sie nur immer in der Crême des heutigen Communismus — ebenso roh in der Wahl der Mittel, nur unterschieden etwa durch den geringeren Grad des Fanatismus hervorgtreten sind! Und in den Kämpfen zwischen Aristokratie und Demokratie, wie sie die böhmische Hauptstadt damals bewegen, liegt etwas specifisch Aehnliches mit verwandten Erscheinungen unserer Tage — es sind die eigentlichen Massen von Demagogen geleitet, die mit den Vertretern des gemäßigten Hussitismus innerhalb der mittleren und höheren Stände um die Herrschaft ringen.

Das Jahr 1422 bildet einen Wendepunkt in dieser Entwicklung. Zwei Kreuzzüge der katholischen Christenheit sind abgeschlagen, aber im Innern neue Gefahren an die Oberfläche getreten. Prag hat sein

Uebergewicht verloren, jener merkwürdige priesterliche Häuptling der bis jetzt die Dinge mit fester Hand geleitet ist gefallen; das bisherige Verhältniß zwischen den Pragern und den Taboriten zerrissen. Ein Glück nur für die Böhmen, daß auch die Gegner zu keiner rechten Einheit gelangten! Der ganze Abschnitt von da an bis zum Tode Zizka's ist einerseits durch fruchtlose Anstrengungen des Auslands einen neuen Kriegszug zu Stande zu bringen, andererseits durch schreckliche Zerwürfnisse und Kämpfe im Innern bezeichnet, durch welche das Uebergewicht der Macht und die Hegemonie im Lande von der Stadt Prag auf Zizka überging. Die Quellen für diesen Abschnitt fließen besonders dünn; die ganze Zeit von 1422—1430 ist um so ärmer an gleichzeitigen, schriftlichen Denkmalen, je reicher und bewegter die Geschichte in sich selber war, und namentlich der erste Abschnitt ist in das dichteste Dunkel der Vergessenheit gehüllt. Aus dem stürmischen Meer von Begebenheiten, sagt Palacky, erhielten sich so zu sagen nur einige Tropfen, welche des Forschers Durst mehr reizen als befriedigen können. Es ist dieß um so mehr zu beklagen, als diese einheimischen Berichte, auch wenn sie nicht alle Lücken ausfüllen können, doch den unläugbaren Werth haben durch ihr eigenthümliches böhmisch-hussitisches Colorit eine unmittelbare Einsicht in die Stimmung der kämpfenden Parteien zu gewähren. Palacky theilt Proben revolutionärer Rhetorik und Poesie mit, die nicht minder frappiren, als der merkwürdige Kampf selber. Auch aus diesen Kundgebungen spricht vorzugsweise der nationale Haß gegen alles Unböhmische und Antiböhmische heraus. So heißt es in einem dieser Gedichte gegen Sigmund:

Ha, schon seht ihr seine Bosheit,
Die er jetzo offenbarte
Alle Landesschätze raubend,
Tempel plündernd, Heil'gengräber,
Was er alles Fremden hingab,
Euren Feinden, Ungarn, Deutschen;
Gegen die er sollt' Euch schirmen,
Die braucht er Euch auszurauben.
— — — — — — — —
Jagt hinweg ihn aus dem Lande,
Dieß Gezücht aus deutschem Samen,
Daß er dort mit Deutschen prasse,
Ungarn, Rasciern, Jazygen.

So ist der Deutschenhaß das große traurige Thema, das aus allen Manifesten des revolutionären Geistes herausklingt, nur dann etwas

gemildert, wenn der Deutsche — was freilich selten genug der Fall war — dem hussitischen Glauben anhing.

Aber die so unbescholten,
Haltend am Gesetze Gottes:
Diese liebt wie Eure Brüder.

— so ruft der oben erwähnte Dichter seinen erbitterten Landsleuten zu.

Wir können hier dem Geschichtschreiber in die Darstellung der innern Parteischeidungen nicht folgen, so merkwürdig dieselben sich zum Theil abstufen. Zum Glück für die Böhmen, oder wie Palacky sagt: „durch eine wunderbare Schickung Gottes", ward ihrer innern Zwietracht durch die Uneinigkeit ihrer Feinde das Gleichgewicht gehalten. Ueber alle diese Zerwürfnisse ragt aber noch als herrschende Persönlichkeit Zizka hervor, als Feldherr und Leiter einer Revolution nicht minder bemerkenswerth, wie durch die grausame Härte seines politischen und religiösen Fanatismus furchtbar. Er nahm seine Kraft aus dem gemeinen Stadt- und Landvolk, stand mit der Demokratie gegen die Herren, und erkannte mit ächt revolutionärer Logik nur einen dreifachen Unterschied der Menschen an: die „treuen Christen," die „offenbaren Gegner des göttlichen Gesetzes" und die „ungetreuen Heuchler." Er ist der rechte Ausdruck des kriegführenden und siegenden Hussitenthums, und noch bis heute ist kein Name populärer im Munde des Volkes, obwohl man sich, wie Palacky sagt, unter demselben weniger einen genialen Krieger als vielmehr einen rasenden Dämon vorstellt, den keines Menschen Kraft überwinden kann. Die Porträte von ihm, sagt der böhmische Geschichtschreiber, die zu unserer Zeit beinahe allgemein wurden, sind Erfindungen jenes Geistes der ihn als einen verkörperten Dämon Cyklopen gleichstellte, vergessend, daß er einst Hofmann und Günstling eines Königs war. Alte Nachrichten schildern ihn als einen Mann von nicht hoher, aber gedrungener und starker Gestalt, rundem Gesicht, breiten Schultern und mächtiger Brust; er soll eine Adlernase, starke Lippen, ein stets geschorenes Kinn nebst dunkelbraunem Knebelbart nach Polenart gehabt und sich gewöhnlich polnisch gekleidet haben. Von der Zeit da er bei Rabi gänzlich erblindete, ließ er sich stets inmitten des Heeres auf seinem eigenen Wagen führen.

Palacky bezeichnet ihn als einen „Fanatiker für die Frömmigkeit;" er hing seinem Glauben mit der ganzen entsetzlichen Unduldsamkeit eines politischen und religiösen Terroristen an, betrachtete alle Halbheit

und laue Unentschiedenheit als Gräuel vor Gott, und hielt die Nachsicht und Versöhnlichkeit für unmännliche Schwäche. „Er wollte in Böhmen bloß aufrichtige, entschlossene und feste Leute haben, wären es auch nur wenige gewesen.“ Sein wilder Fanatismus war aber aufrichtig und ohne Eigennutz; obwohl Sieger in so vielen Schlachten und Anführer eines unbezwungenen Heeres, begnügte er sich immer ein bloßer „Bruder“ zu sein, wie jeder seiner Krieger, und starb so arm als er von Anfang an gewesen.

Politisch stand er mit der Demokratie gegen den Feudaladel. Dabei war er Slave durch und durch. Nicht nur für „die Befreiung der Wahrheit des göttlichen Gesetzes, sondern besonders auch der böhmischen und slavischen Nation“ wollte er die Waffen ergriffen haben. Palacky sieht in ihm einen der wenigen seines Zeitalters bei denen die Idee des Slaventhums zugleich eine Triebfeder des Handelns war. Doch — fügt er hinzu — obwohl er keine alltägliche Rednergabe besaß, es mangelte ihm durchaus jener Geist mit dem einst die Römer und Deutschen die Herrschaft über die Völker zu erringen und zu befestigen verstanden; auch in dieser Hinsicht war er ein Slave. Diesen Mangel hätte Niklas v. Hus ersetzt, wenn ihn der Tod nicht weggerissen hätte; denn von dem Tod und Verderben verbreitenden Zizka geführt wußten die Böhmen wohl zu siegen, aber nimmer sich des Sieges zu politischen Zwecken zu bedienen.

Den größten Nachdruck legt der Geschichtschreiber auf die Kriegskunst des genialen Mannes, die er mit den bescheidenen Mitteln jener Tage zu den wunderbaren Erfolgen zu benutzen wußte welche seine ganze Feldherrnlaufbahn bezeichnen. Zizka, sagt er, ward, indem er die mittelalterlichen Unformen ablegte, wenn nicht der Erfinder, so doch der erste Repräsentant der neueuropäischen Taktik. Die Stärke seines Heeres bestand nicht mehr in der Reiterei, sondern im Fußvolk und dem damit vereinigten schweren Geschütz; er war der erste der bei seinen Kriegern die Uebungen in künstlichen Bewegungen und Wendungen einführte. Sein nach Bedürfniß geordnetes und gegliedertes Heer bildete stets ein organisches Ganze, und wurde von jeher einem lebendigen und unwiderstehlichen Riesengeschöpf verglichen, das sich in allen seinen Theilen nach einem einzigen Willen bewegte. Allerdings gibt die reiche, zum Theil nicht einmal verständliche Kriegsterminologie*) jener Tage Zeugniß für einen sehr bunten und mannig-

*) Gelegentlich bemerken wir daß Palacky das Wort Pistole von dem alt-

faltigen Organismus des Heeres, dessen einzelne Waffengattungen selbstthätigen Gliedern eines lebendigen Leibes glichen, der durch bewegliche Verschanzungen gedeckt war. Am bewunderungswürdigsten war die Beweglichkeit der Kriegswagen und ihrer reihenweise ausgeführten Evolutionen; auf ein bestimmtes Zeichen des Feldherrn mußten die Wagenlenker schnell eine bestimmte Figur bilden, eine künstliche Verschanzung, innerhalb deren das ganze Heer, alles Gepäck, auch der Troß sammt Weibern und Kindern seine bestimmt angewiesene Stelle hatte.

So unersetzlich in einem solche Kampfe eine Persönlichkeit wie Zizka erscheint, so ist der böhmische Geschichtschreiber doch der Ansicht, daß sein Tod ein großes Glück für Böhmen war. Denn mit Zizka fiel die stärkste Scheidewand welche die Wiederannäherung der Hussiten zur altrömischen Kirche und deren Versöhnung mit ihr hinderte; es war nun die Aussicht verschwunden, daß der Glaube dem Zizka anhing jemals der allgemeine in Böhmen werden konnte. Es war dieser hussitische Glaube weit in der Minderheit im Volke, aber Zizka's persönlicher Einfluß und unbeugsamer Wille vermochte ihm eine Zeit lang das Uebergewicht zu sichern. Jetzt mit seinem Tode war dieser Terrorismus einer Minderheit zerstört, die Macht der revolutionären Demokratie gebrochen, die moderirteren Richtungen wieder gehoben und der Weg geebnet zu einer Aussöhnung der kämpfenden Parteien. Doch war bis dahin eine gute Strecke voll der furchtbarsten innersten Zerwürfnisse zurückzulegen.

Es folgt erst die Episode die durch den Einfluß des polnischen Prinzen Korybut bezeichnet ist, dann nach dessen Fall ein neuer Aufschwung des offensiven kriegsmuthigen Revolutionsgeistes. Es fehlte nicht an den Anfängen einer natürlichen Reaction in den Gemüthern, einer Neigung zum Frieden um jeden Preis, und nur die unnachgiebige Politik des Klerus war Ursache, daß nicht schon diese ermatteten Stimmungen im ketzerischen Lager selber den Abschluß des Friedens beschleunigten. Eben das Scheitern dieser friedlichen Hoffnungen gab aber der revolutionären Partei neue Macht. Die Prager und der Adel, die nach Zizka's Tod ihr Haupt von Neuem erhoben, müssen schon dritthalb Jahre später den energischen äußersten Parteien wieder den Platz räumen; nach dem Grundsatz, daß „nur die Noth Vernunft

---

böhmischen píštala (Rohr), und die Benennung Haubitze vom böhmischen haufnice ableitet — wie denn überhaupt im Osten Europa's noch lange Zeit die Böhmen als Meister und Vorbilder der Kriegskunst galten.

lehre", wird beschlossen die Offensive zu ergreifen und die katholischen Länder so heimzusuchen wie bis jetzt Böhmen war heimgesucht worden. Der kühne taboritische Führer Prokop der Große, zugleich Priester und Soldat, wird der siegreiche Träger dieser Angriffspolitik, deren verheerende Wirkungen noch Jahrhunderte nachher in dem Gedächtniß des Volkes lebendig geblieben sind.

Die neuen Kreuzfahrten der rechtgläubigen Christenheit hatten keinen glücklicheren Erfolg als die früheren; abermals endigte der mit ungeheuerm Kraftaufwand begonnene Zug nur mit einer Niederlage (1431). Mit der Schilderung dieser Niederlage oder wie Palacky sagt des „großen Tages bei Tauß" schließt der vorliegende Band.

Dritten Bandes dritte Abtheilung. Prag, 1854.
(Allg. Zeitg. 25. Novbr. 1854. Beilage Nr. 329.)

Die vorliegende Abtheilung des berühmten Werks behandelt einen geschichtlichen Abschnitt, der das allgemeine Interesse eben so lebhaft wie das local-böhmische in Anspruch nimmt; es ist das Verhältniß Böhmens zum Baseler Concil, sammt allen den inneren Bewegungen welche die Kraft der hussitischen Revolution gebrochen und die Restauration des luxemburgisch-habsburgischen Königthums vorbereitet haben. Die Bekanntschaft der innern böhmischen Vorgänge war bisher so lückenhaft und verworren, daß hier die Darstellung vor allem mit der mühsamen Ermittlung der Einzelheiten und ihrer Verknüpfung zu thun hatte; aus einzelnen Notizen, die sich in verschiedenen handschriftlichen Quellen zerstreut fanden, mußte das Factische gleichsam musivisch zusammengesetzt werden, und so fleißig der Geschichtschreiber seinem Sammler- und Forscherberuf nachgegangen ist, er hat doch an mehr als Einer wichtigen Stelle die Mangelhaftigkeit des Quellenstoffs beklagen müssen. Auch für die viel leichtere Partie des Baseler Concils war vieles zu ergänzen und zu berichtigen; hier sind denn auch freilich die noch unbenützten Quellen am reichsten geflossen. Palacky hat in einem Bericht an die Wiener Akademie (im Julius 1853) selber einläßlichen Bericht erstattet über die Ausbeute welche namentlich die Pariser Bibliothek an unbekanntem urkundlichem Material für die Geschichte des Baseler Conciliums geboten hat; der handschriftliche Nachlaß des Peter Brunet, eines der bedeutendsten Notare jener Kirchenversammlung, nimmt darunter den ersten Rang ein. So ist denn auch in diesem Theil der vorliegenden Darstellung

überall die Ergänzung zu erkennen welche der bisher unzulängliche factische Stoff durch diese Ermittlungen gewonnen hat.

Palacky beginnt mit einem Rückblick auf die großen Erfolge womit die im frühern Band erzählten Hussitenkriege abgeschlossen hatten. „Durch den Sieg von Tauß (1431),“ sagt er, „erreichten die Böhmen den Gipfel ihrer welthistorischen Bedeutung und Wirksamkeit; denn niemals hingen die Weltereignisse in dem Maaß von der Geschichte Böhmens ab als zu dieser Zeit, und auch die Unüberwindlichkeit eines zum vollen Bewußtsein erwachten Volkes hatte sich niemals in so sichtbaren und glänzenden Thaten erwiesen; zwölfjährige Anstrengungen von beinahe ganz Europa hatten keinen andern Erfolg als daß die Böhmen am Ende noch viel mächtiger und unbesiegbarer dastanden als im Anfang. Allerdings hatten die beispiellosen Niederlagen der antiböhmischen Kreuzfahrer nicht allein die Bezwingung der Hussiten vereitelt, sie hatten auch den Glauben an den Erfolg aller kriegerischen Mittel schwer erschüttert, und eine völlige Umwandlung in der Ansicht der fruchtlos Kämpfenden vorbereitet. Es fällt in die Augen welch folgenschweres Ereigniß es für das ganze mittelalterliche Kirchenthum sein mußte, daß man sich zum erstenmal dazu herbeiließ Ketzer durch Concessionen zu beruhigen.“ Der böhmische Geschichtschreiber unterläßt nicht die Bedeutung dieses Umschwungs, den sein Volk hervorgebracht, nachdrücklich zu betonen. „Es ist unläugbar,“ sagt er, „daß es den Böhmen glückte in der ganzen Gesinnung und Haltung der Christenheit einen Umschwung und eine Richtung hervorzubringen die ohne ihr Dazuthun nicht ins Leben gegetreten wäre. Es war dieß die Erweckung des Geistes des Fortschritts und der kirchlichen Reformen in ausgedehnterm und ausgiebigern Maß als sie sich bisher in der Christenheit kundgegeben hatten. Es wurde freilich schon viele Jahre und an allen Enden Europa's von der Nothwendigkeit einer Kirchenreformation gesprochen, Kaiser und Päpste, Fürsten und Bischhöfe, Kirchenconcilien und gelehrte Collegien erklärten sich für sie; es gab fast niemand der sich ihr mit Worten widersetzt hätte. Handelte es sich aber um den Gegenstand der Reform, so bezog selten jemand die Nothwendigkeit derselben auf sich selbst; und wie die Menschen oft durch prunkendes Lob der Tugend ihr Gewissen zu beschwichtigen suchen, um sie nicht mühsam selbst ausüben zu müssen, so war es auch mit der Kirchenreform: die Concilien priesen sie an, und verschoben sie; die Päpste und Prälaten,

die Fürsten und Völker empfahlen sie, und führten sie nicht aus. Ueber die Unordnungen in der Kirche, besonders über die Verkäuflichkeit alles Heiligen, über die Hoffart und Ausgelassenheit der Geistlichen und Mönche klagt die ganze Welt; allein zur Einführung besserer Zucht gebrach es wie an Macht, so an ernstem Willen. Erst die Hussitenkriege kehrten die Aufmerksamkeit selbst ferner Länder auf diese Sache, und weckten in edlen Seelen größern Ernst dafür."

Waren die großen Niederlagen in Böhmen für das orthodoxe Abendland der mächtigste Impuls mildere und verständigere Wege einzuschlagen, so hatten umgekehrt ihre Siege auf die Hussiten selbst eine ungünstige Wirkung. Die vollständige Vernichtung der alten Autorität, bemerkt Palacky, zog auch die Vernichtung der nationalen Einheit und Eintracht nach sich; denn die Freiheit gefällt sich, indem sie allerlei Bande löst, überall in der Mannichfaltigkeit und Zersetzung; sie vereint nicht, sondern trennt und entzweit, außer es begränzt sie gemeinsame Gefahr, und bringt neue Verbindungen hervor. Nun war in Böhmen von Anfang an Stoff genug zu kirchlicher und politischer Sectenbildung vorhanden; neben den Pragern, den Taboriten und Orphaniten auf dem religiösen Gebiet, schieden sich die politischen Parteien des Adels und der Gemeinden; auf sie alle mußte die von der Kirche aus gebotene Versöhnung mächtig zurückwirken. Je mächtiger sich in den letzten Jahren des Kampfs und Siegs die radicalen Parteien in Kirche und Staat, die Taboriten, Waisen und Demokraten hervorgethan hatten, desto natürlicher war der Wunsch der moderirten und aristokratischen Richtungen, der Prager und des Adels, das angebotene Compromiß zu einer Herstellung ihres Einflusses zu benützen. Daher wurde der Sieg bei Tauß, indem er die Sicherheit nach außen befestigte, zugleich das Grab der böhmischen Einheit und Eintracht; ein Theil der Nation schlug sich, je weiter, um desto augenscheinlicher, zum Ausland, um mit Hülfe desselben den andern Theil bewältigen zu können.

Der Geschichtschreiber sieht in der feudalen Macht des Adels etwas aus der Fremde Hereingebrachtes, wogegen, so sehr man es einheimisch zu machen und einzubürgern suchte, „der alte slavische Geist, der allen Standesunterschieden abhold blieb," zumal in den letzten Erschütterungen, wieder mit Kraft und Erfolg reagirte. Je glücklicher dieser demokratische Gegensatz sich ausbreitete, desto natürlicher war auch die Rückwirkung auf andere Länder; Palacky führt

als Beispiel an daß in Frankreich vereinzelte Volksaufstände unter der sichtbaren Einwirkung der böhmischen Ereignisse ausbrachen, und man in der Dauphiné Geldsammlungen für die kämpfenden Hussiten anstellte. Es war also eine demokratische Solidarität im Entstehen begriffen, welcher gegenüber sich natürlich die aristokratischen und feudalen Elemente in Böhmen und außerhalb in ähnlicher Gemeinsamkeit zusammenschlossen.

Als die bedeutendste Persönlichkeit im demokratischen Lager tritt — seit Zizka's Tod — Prokop der Große hervor; er glich jenem an religiöser und nationaler Begeisterung, an Willenskraft und Unerschrockenheit, aber er war weniger fanatisch, und politisch besonnener; er war zum Vergleich mit dem Adel bereit, und trachtete nicht darnach seine Herrschaft auf den Untergang der Gegenpartei zu gründen. Wegen solcher Versöhnlichkeit, sagt Palacky, fiel er bei den Seinigen öfter in den Verdacht als ob er es mit ihnen nicht aufrichtig meine, ein gewöhnliches Schicksal aller Männer von höherer Einsicht, wenn sie an der Spitze excentrischer und überspannter Parteien stehen. Da sich jedoch in ihm die ganze Energie der extremen Ansichten und Parteien, sowohl in Hinsicht des Glaubens als der socialen Fragen concentrirte, so konnte es nicht anders kommen als daß die römische, calixtinische und adelige Partei sich endlich zu seinem Untergang vereinigten.

Eine interessante Episode in der Geschichte jener Zeit, die hier zum erstenmal reicher und vollständiger erzählt wird, bildet dann die Anwesenheit der Böhmen auf der Baseler Kirchenversammlung. Die Vorgänge von den ersten vorbereitenden Verhandlungen bis zu ihrer Reise nach Basel, die kirchlichen Reibungen dort, aus denen denn doch das gegenseitige Bestreben der Verständigung herausspricht, die kluge Geschmeidigkeit und diplomatische Beredtheit der römischen Kirchenfürsten, namentlich des Cardinals Julian Cesarini, dann das gesellschaftliche Verhältniß der Böhmen zu den Männern des Concils — das alles zusammen gibt eine sehr deutliche Vorstellung von der Physiognomie der Kirchenversammlung, der Haltung der Hussitischen Abgesandten, dem Wesen und den Sitten der Zeit überhaupt.

Die Aussicht auf den kirchlichen Frieden steigerte aber den Zwiespalt der Parteien im Lande selber. Palacky schildert im Einzelnen die Thätigkeit des Adels und seine Agitation gegen Prokop, bis sich aus der bunten Parteigruppirung, in die das Land bis jetzt ge-

schieden war, zwei große Gegenbünde ausbildeten, die man die Adels- und die Städtepartei nennen konnte. Es kam zu neuem blutigen Kampf, der bei Lipan mit dem vollständigen Sieg des Adels und dem Tod der beiden Prokope seinen ersten Abschluß fand. „Von den letzten Tagen und Stunden Prokops des Großen", erzählt der Geschichtschreiber, „besitzen wir weder von Freunden noch von Feinden irgendeine Kunde; der Mann der durch so viele stürmische Jahre der Hauptschild seines Vaterlandes und die Bewunderung der Welt gewesen, endete lautlos in den Fluthen von Menschenblut, von denen er ergriffen wurde, gleich allen „Brüdern", und niemand suchte seine Gebeine um ihnen die letzte Ehre zu erweisen." Schon von der Zeit an wo er im Lager von Pilsen von den Seinigen mißhandelt worden, scheint sich in seiner Seele der Wurm des Zweifels festgesetzt zu haben, der an seinem Selbstvertrauen nagte und die Klarheit seines Sinnes trübte; vielleicht verfolgte ihn schon die Ahnung seines wahrhaft tragischen Schicksals, indem er in Selbsttäuschung und innerem Widerspruch den Sieg des Geistes auf der rohen materiellen Gewalt hatte bauen und begründen wollen. Wir vermögen nicht zu glauben was Aeneas Sylvius erzählt, daß sich Wilhelm Kosska, einst sein Hausfreund, gerühmt ihn getödtet zu haben. Auch das gehört mehr in das Gebiet der Romantik, worin sich dieser Schriftsteller gefiel, wenn er schreibt, Prokop habe nach verlorner Schlacht „sich mit seinem Kriegsvolk, das er sich mehr aus den Stärksten als aus den ihm Liebsten ausgewählt, in die dichtesten Haufen der Feinde gestürzt, eine Zeit lang ihrem Andrang Trotz geboten, und nachdem er viele von ihnen getödtet, ihnen eines Theils den Sieg aus den Händen gewunden; sei aber von einer Anzahl von Reitern umringt, nicht sowohl überwältigt als vielmehr von zu viel Sieg erschöpft (vincendo fessus), durch einen unverhofften Pfeilschuß gefallen und gestorben." Es ist schwer zu glauben daß Prokop, der niemals selbst die Waffen führte, durch Hinmordung der Feinde sich damals hätte ermüden können.

Die Folgen des Siegs waren durchgreifend; hatte sich seit dem Beginn der Hussitenunruhen die Entwicklung Böhmens um zwei Mittelpunkte und so zu sagen zwei Geburtsstätten nicht nur der Glaubensmeinung, sondern auch der Kriegsmacht bewegt, so war fortan die Macht der Taboriten auf immer gebrochen, und Prag wurde wieder der Schwerpunkt des böhmischen Volks. Dadurch kehrte Böhmen in politischer Hinsicht in die Bahn zurück auf der es sich vor

dem Beginn des Hussitenkriegs befunden: die Aristokratie behauptete wieder den ersten Platz bei der Landesregierung und führte den Scepter des Volks; was früher hauptsächlich durch Prokops des Großen Einfluß auf den Landtagen vorgewaltet und entschieden hatte, wurde jetzt zur bloßen Opposition einer gezähmten und unschädlichen Minderzahl; auf dem Grabe der Demokratie wuchs fortan der Feudalismus um so mächtiger hervor.

Es folgte die Herstellung König Sigmunds, und mit ihr, planmäßig und eifrig betrieben, die volle Reaction gegen alles was seit den Jahren der Bewegung an Boden gewonnen hatte. Nicht ohne einzelne gewaltsame Unterbrechungen, aber doch im Ganzen stätig genug wird diese Restaurationspolitik ins Werk gesetzt, und durch denkwürdige innere Anordnungen auf dem Gebiet der Verfassung und Gesetzgebung unterstützt. In dieser Hinsicht sind namentlich die Verhandlungen des Landtags von 1437 von Interesse. Allmählich ermatteten auch die alten Parteigegensätze, und die leitenden Personen auf beiden Seiten verschwanden von der Bühne; es trat nach den langen Stürmen der natürliche Ruhepunkt ein. Palacky resumirt in einem Rückblick noch einmal die Hauptzüge dieser von den Ideen der Reformation und Nationalität getragenen Bewegungen: er sieht in ihnen die Vorarbeit für künftige Zeiten, die nur zu früh und zu isolirt begonnen wurden um größere unmittelbare Wirkungen zurückzulassen. Die Opfer die Böhmen dafür gebracht waren groß genug; ihr Geschichtschreiber zählt dazu auch jenen „langen Haß den die Reaction besonders in den Westländern gegen das böhmische Volk zu erregen wußte.“ Von den Deutschen nicht zu reden, auch die Franzosen gaben diesen Widerwillen zu erkennen, indem sie der verachtetsten Classe von Menschen, die sich damals zuerst in ihrem Lande zeigte, den Zigeunern, den Namens Bohémiens gaben. Häufig wurde im westlichen Europa reisenden Böhmen die Gastfreundschaft versagt, weil Böhme und Ketzer für gleichbedeutend galt. Anders war das freilich im Osten, und hier deutet Palacky noch auf eine Seite der Hussitenbewegungen, die an moderne Erscheinungen mahnt. Was unter dem Namen des „Panslavismus“, sagt er, in unsern Tagen so viele Gemüther beschäftigt, trat mit bedeutender Kraft schon in den Hussitenzeiten hervor; vom Jahr 1420 an gab sich das Bestreben kund besonders, die Böhmen und Polen durch Staatsbande zu vereinen. Die offenkundige Liebe vieler der angesehensten polnischen Großen zum Hussitismus, auch des

russischen Volks überhaupt, bot große Hoffnung dazu. Die Folgen einer solchen Verbindung wären durch die kirchliche Union (6. Jul. 1439) noch wichtiger und entscheidender für Europa's Zukunft geworden; daß dieß nicht gelang und daß der in Polen sehr beliebte Hussitismus am Ende doch erstickt wurde, das ist hauptsächlich der Macht und dem Einfluß Zbignew Olesnizky's, Bischofs von Krakau, zuzuschreiben, der solcher Verdienste wegen später zum Cardinal erhoben ward.

E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.

Leipzig 1843.

(Allgemeine Zeitg. 18. Jun. 1843. Beilage Nr. 169.)

Ein recht frisches und originelles Buch womit uns Freund Arndt hier überrascht. Es sind seine Vorlesungen die er seit 1840 gehalten hat, aber aus der Professorsform herausgearbeitet und nicht bloß für seine „lieben Studenten" bestimmt, sondern auch für andere gute Leute die um solche Dinge fragen. Ein reicher unbegränzter Stoff ist's den er da vor uns entfaltet, ein schrankenloses Gebiet für luftige Conjecturen, geistreiche Aperçus, kecke Urtheile und orakelnde historische Vornehmheit. Bei unserm schlichten Arndt ist man aber vor diesen Sprüngen und Capriolen wohl gesichert; das Ganze ist in einer so zwanglos muntern und losen Form gehalten daß man weder an Buch noch Katheder erinnert wird, sondern den gemüthlichen geistig frischen und gesunden Greis in heiterer, sokratischer Besprechung mit lieben Freunden zu sehen glaubt. Die Notennoth, das ganze Chaos aufgehäufter Notizen und Belege, was den Büchern das Professor=ansehen gibt, ist er recht glücklich los geworden; er hat so frei und kräftig alles aus sich herausgeschrieben daß einem der Gedanke an Bücher, staubige Gelehrsamkeit und mühseliges Graben im Schutt in weite Ferne gerückt wird. In der That haben auch an diesem Versuch über vergleichende Völkergeschichte Arndts Studien keinen viel größeren Antheil als die reiche Lebenserfahrung des geläuterten Mannes, der

„vieler Menschen Städte geseh'n, und Sitte gelernt hat."

und neben tüchtigen historischen Notizen die er aus dem reichen Schatz seines Wissens eingestreut, begegnen uns Früchte eignen Nachdenkens, Selbsterlebtes, Beobachtungen persönlicher Anschauung, selbst muntere

Geschichtchen, mit heiterer Laune erzählt. Er berührt ein Gebiet worin freilich „Schimmer und Schein verschiedenster Art" durch einander spielen, einen Gegenstand wo „Wahn, Vorurtheil, Eitelkeit, Liebe und Haß so leicht mit dem Beschauer und Darsteller durchgehen und seinen Blick mit ihren flatternden Bildern verwirren wollen. Aber ich bin mir bewußt, sagt er, daß ich die Wahrheit redlich gesucht und auch einige Wahrheit gefunden habe, wenigstens dessen bewußt daß ich aus Haß und Liebe oder gar aus feiger Furcht absichtlich und willkürlich nichts entstellt oder verschwiegen habe. Aber wie gesagt, es flattern auf diesem Gebiet unendliche Schwärme der Vögel des Irrthums und Wahns, und diese werden auch mir oft das Gesicht verdunkelt haben."

In scharfen Umrissen und mit der plastischen Frische der Darstellung die Arndt von jeher eigen war werden die Nationalitäten, namentlich des europäischen Occidents, verglichen und charakterisirt, der allgemeine Gang ihrer Entwicklung mit resumirender Uebersichtlichkeit angegeben, auch wohl auf die Gegenwart, auf Fragen der Politik und auf die Garantien der Zukunft gesprächsweise eingegangen. Treffende Urtheile und feine Parallelen, die den Kenner der mit eignen Augen sah beurkunden, durchkreuzen die Schilderungen die mit anziehender Lebendigkeit an unsern Augen vorüberziehen; auch mit selbsterlebten Geschichten, mit Hinweisung auf das Nächstliegende, mit heitern Zügen aus des Verfassers eignem reichen Leben wird das Ganze anziehend und abwechselnd durchwoben. Zwanglos und freimüthig spricht Arndt sich überall aus, selbst über zartere Fragen der neuesten Zeit, und das tüchtige deutsche Gemüth, womit alles gedacht und niedergeschrieben ist, bricht allenthalben mit wohlthuender Wärme durch. Es sind ihm die germanischen Stämme zwar der Mittelpunkt der neuen Geschichte und ihre Nationalität die Basis unseres modernen Völkerstaates; die Franzosen werden dem Verfasser wenig Dank wissen daß er ihr Bestes und Schätzbarstes der Fusion des germanischen mit dem gallischen Blut zuschreibt und in der Languedoc, in Burgund, der Normandie sich von deutschem Geist angeheimelt fühlt, allein dennoch ist die Darstellung von sophistischer Willkür oder parteiischer Eitelkeit frei. Das Bild seines Volkes hat Arndt mit Liebe, aber ohne Schmeichelei gezeichnet. „Ich habe, sagt er, des deutschen Michels Mängel und Gebrechen, seine uralten und fast ursprünglichen Untugenden, seine mancherlei dummen und schlim-

men Michelеien ihm nicht verschweigen noch bemänteln dürfen. Dieser deutsche Michel ist aber ein Kerl so tüchtigen Stoffes daß er sich schon einen tüchtigen Tadel gefallen lassen kann; er ist ein Roland aus so festem Stein und Metall daß Jahrtausende daran haben hämmern und schlagen dürfen, und daß aus dem Zerhämmerten und Verunstalteten doch heute noch ein herrliches Männerbild zu hauen ist."

Ueber Klima, Stämme, Welttheile, Orient und Occident spricht unser Verfasser im Eingang; was er vom Orient in kurzer Skizze mehr andeutet als ausführt, von seiner ruhigen Unerschütterlichkeit, der imponirenden Gemessenheit des Orientalen, der scheinbaren Bewältigung der eigenen Seele, hinter welcher doch eine starre Gefühllosigkeit und ein Mangel an Empfindung für das Feinste und Zarteste verborgen liegt; was er von Europa sagt und seinen Volkselementen, von der vergeistigenden Macht des Christenthums, durch welches die „kleinste der Schwestern die Führerin der Zeiten geworden," ist ebenso wahr und tief aus dem Wesen der Sache geschöpft als es im leichtesten Gewande esoterischer Belehrung, in der Form freier und lebhafter Besprechung uns fesselt. Von den europäischen Ländern wird zunächst Griechenland und die Türkei besprochen; jenes mit Vorliebe in dem Gang seiner Entwicklung verfolgt, die Verstümmelung schmerzlich beklagt, bei dieser mehr Politik als Geschichte zum Stoff der Betrachtung hereingezogen. Dann Italien; hier sucht Arndt sorgsam nach den Spuren germanischer Nationalität, wie sie in gothischer und lombardischer Verschmelzung den italischen Volkscharakter neu verjüngt hat; er kommt auf Italiens Geschichte, auf sein Verhältniß zu Deutschland, auf die Zeit wo unsere Könige ihr Blut und ihre Kräfte über die Alpen getragen haben. Mit gerechtem Schmerz weist er jedes Preisen des mittelalterlich kaiserlichen Glanzes der von Italien auf uns herübergestrahlt, ab; die „mystische Blinzelei," die solche Herrlichkeiten uns preisen will, wird abgefertigt, und die „Mannichfaltigkeit, dieß bunte Mancherlei, dieß vielverschlungene Durcheinander und Ineinander, wodurch das Reich endlich mit aller seiner Kraft an Händen und Füßen gebunden lag", kann ihn für die unsäglichen Verluste auf anderer Seite nicht entschädigen. „Wenn wir dieser bunten Mannichfaltigkeit 75 Procent weniger gehabt hätten, ruft er mit treffender Wahrheit aus, wir brauchten über die Zustände der letztverflossenen Jahrhunderte nicht zu erröthen, und unsere jugendliche Macht, die jetzt wieder erwachen will, würde sich in hundert

und aber hundert Beziehungen den Fremden gegenüber kräftiger und lebensfreudiger zeigen können als sie eben noch nicht kann." Die politischen und kirchlichen Einflüsse die uns daher kamen werden von dem alten Arndt mit unverdüstertem Blick scharf aufgefaßt und in jugendlich kräftiger, oft beredter Sprache mit eindringlicher Wahrheit geschildert; das römische Gesetz, „das uns die nebelnden Junkerlein jetzt als einen glückseligen bunten deutschen Staats- und Galarock wieder anpreisen und anmessen möchten", und der „Unsegen" des römischen Rechts werden mit schneidender Wahrheit besprochen; Arndts Worte lassen hier in des Lesers Seele manch schmerzlichen Stachel zurück. Italien selbst, Land und Volk, läßt er jedoch nicht entgelten was andere an uns gethan; er vertheidigt das Volk gegen manch ungerechten Vorwurf und beklagt mit tiefem Mitgefühl in schöner ergreifender Weise die Lage eines Landes, herrlich und schön, wie kaum ein anderes, „zu viel verzweifelnd und zu viel hoffend."

Ganz apologetisch wird die spanische Nation vorübergeführt und die verdüsternden Ansichten über des Landes nächste Zukunft einer genauen Beurtheilung unterworfen. Die keltisch romanischen Elemente des alten, die maurischen und germanischen Einflüsse des neuen Spaniens werden zergliedert, die Resultate seiner Geschichte in raschen Umrissen vorübergeführt und namentlich die neuesten Zustände seit der französischen Invasion in ernster, oft bitterer Weise beleuchtet; König Ferdinand hat kaum je einen strengeren Beurtheiler gefunden als in Arndt. Von dem Gewaltigen und Imponirenden in dem spanischen Volkscharakter ist der Darsteller selbst ganz gefesselt, und außer seinem eignen Volke hat keines eine so freundliche Theilnahme in ihm erregt als das spanische. „Hier ist, ruft er bei Leon, Castilien und Galicien erfreut aus, hier ist der alte nordische, germanische, westgothische Ernst, die gothische Erhabenheit und Ritterlichkeit welche in diesem Mittelpunkt athmend und von hier wehend alle Theile des spanischen Volks glücklich durchdrungen hat, und jener liebenswürdige phantastische Anhauch, jenes abenteuerliche nordische Zuviel, welches in dem Ritter von der traurigen Gestalt die Welt und ihr Getreibe so anmuthig ironisch bespielt und belächelt, und hinter den muthwilligen Spielen und Scherzen so wunderliche Geheimnisse versteckt zu halten scheint." Der ganze Abschnitt ist mit einer muntern Bewegtheit und geistigen Frische geschrieben deren sich nicht viele Schilderungen in deutscher Sprache rühmen können. Daß er von dem Stoff getragen und fort-

gerissen ward, daß er die Spanier fast mehr pries als beschrieb, gesteht Arndt selbst zu; „aber es war Pflicht des edlen Volkes Herrlichkeit und Glanz zu zeigen, wo man nur Schatten über sie ziehen oder gar Schmutz auf sie werfen will.“

Minder günstig, wenn gleich keineswegs ungerecht, werden die Franzosen beurtheilt; war das Capitel über Spanien zu dessen freundlicher Vertheidigung geschrieben, so ist das über Frankreich nicht selten im Ton feindseliger Abwehr gehalten. Doch vermißt man keine der Gaben die seine trefflichen Reiseschilderungen durch Frankreich auszeichnen, und der 74jährige Greis weiß die Farben zu seinem Gemälde mit derselben Wärme und Frische auszuwählen, womit er uns vor 40 Jahren zum erstenmal jene Stämme und ihre Eigenthümlichkeit vergegenwärtigt hat. So wenig der Franzose als Totalcharakter bei Arndt sonderliches Behagen erregt, für die einzelnen Stämme hat er der Neigung sich nicht entäußern können die schon in jenen Reiseschilderungen auf so schöne herzliche Weise hervorbricht. Trefflich sind seine Beurtheilungen des Gascogners der „mit der unbewußten Fülle der natürlichsten Lebendigkeit und Heiterkeit dem ganzen Faß den Spund öffnet, und sich nicht kümmert um die einzelnen Tropfen die dabei in die Luft fliegen oder in den Staub fließen“, und des Provençalen; mit viel Vorliebe ausgeführt die Schilderungen des Bewohners von Languedoc und Burgund, bei denen er das germanische Gemüth, den tiefen grübelnden und zweifelnden Sinn neben einer wohlthuenden Gesetztheit und Gemessenheit germanischen Wesens wiederfindet, wo, wie er sich ausdrückt, fast durchweg „der Ueberfluß des gallischen Geflatters und Geschnatters“ fehlt. Ganz meisterhaft ist aber das Ganze des französischen Volkscharakters gezeichnet; und wenn gleich die düstern Schattirungen mit einigem Behagen ausgeführt, manche der Lichtseiten dem germanischen Grundton der ganzen Nationalität vindicirt werden, was Arndt hierüber bald in spielender Leichtigkeit, bald in munter scherzender Laune, öfter mit bitterem Ernst ausgesprochen hat, sind goldene Worte und vom mächtigsten Gefühl ächter Vaterlandsliebe dictirt.

Wir schließen diese Andeutungen, weil wir überzeugt sind, das treffliche Buch werde einen weiten und schönen Leserkreis in der deutschen Nation bald finden; wir berühren deßhalb nicht mehr was er über England Treffliches, über Polen und die slavischen Länder aus eigener Kenntniß Geschöpftes gesagt; wir verweisen nur auf den schön-

sten und ausführlichsten Abschnitt, den er seinem Volk in treuer Liebe gewidmet hat. Den Vorwurf der „Jungen" gegen die „Alten," die Anklage der Stumpfheit und Improductivität hat Arndt mit diesem Buch aufs beschämendste widerlegt; wir fürchten, nicht viele unserer feuerspeienden „Jungen" werden ins Greisenalter solche Gluth und Frische mit hinübertragen, und die blasirte Unmacht, der unbändige Weltschmerz der sich bei vielen der aufblühenden Generation krankhaft einfrißt, wird nicht oft in einer alternden Hülle ein so kraftvoll bewegtes und bewegendes, ein so hoffnungsvoll ermunterndes Gemüth in seiner ganzen Fülle und Reinheit bewahren. Nordischen Charakteren, den germanischen zumal, hat die Natur dieß Glück der langen Ausdauer körperlich und geistig in gleich gütigem Maaße verliehen; wir hoffen daher solch köstliches Erbgut solle unserm Volke nicht verloren gehen, und freuen uns mit Arndt schließen zu können: „Dunkle Zukunft, hoffnungsvolle Zukunft, du wirst vieles anders bringen und anders gestalten als wir meinen und wünschen; aber eines wissen wir, und in dieser Gewißheit können wir fröhlich unsere alten Augen schließen: Deutschland ist wieder erwacht, es wird einem fröhlichen sonnigen Morgen und Mittag entgegenwandeln, und die Nacht seiner Tage wird die fernste sein."

Bertrand Barère. *)

(Allgemeine Zeitg. 19. u. 20. Aug. 1843 Beilage Nr. 231 u. 232.)

Die Berühmtheiten aus der französischen Revolution sind in ihren Reihen allmählich stark gelichtet worden, ein bedeutender Name nach dem andern ist erloschen, und bald wird es schwer sein von den Mitgliedern des Convents noch einen und den andern Siebziger oder Achtziger unter den Lebenden zu nennen. Mit dem Absterben der Väter ist freilich die Generation der Söhne und Enkel noch nicht freier und unbefangener geworden in der historischen Beurtheilung, und es muß noch mancher Kampf ausgekämpft, noch manches Vorurtheil überwunden werden, bis wir einmal den Muth haben dürfen

*) Mémoires de B. Barère, membre de la Constituante, de la Convention, du Comité de Salut Public et de la Chambre des Réprésentans publiés par MM. H. Carnot et David (d'Angers). Paris 1842.

zu sagen: es werde mit historischer Unparteilichkeit von uns Gericht gehalten. Doch hat die Zeit schon manches ausgeglichen; denn jedes neue Jahr bringt eine Liste von bedeutenden Todten, und wenn einmal — der Tag liegt nicht mehr sehr fern — der letzte von den Männern von 89 und 93 dahin gegangen ist, da wird auch jene inhaltsschwere Vergangenheit mehr und mehr zur historischen Betrachtung heranreifen. Auch hat man uns wacker vorgearbeitet; die geheimen Triebfedern aufzudecken, hier anzuklagen, dort zu vertheidigen, das hat beinahe alle die thätig waren in dem blutigen sturmbewegten Drama vermocht Schriftliches zu hinterlassen, und der allzeit fertige Speculationsgeist, die Rührigkeit der Parteien war ebenso geschäftig das Material erträglich verarbeitet der Nachwelt vorzulegen als der historische Sammlerfleiß und die Pietät der Hinterbliebenen. Wir haben so eine Literatur von Denkwürdigkeiten erhalten, wie wir sie über keine andere Epoche der Universalgeschichte besitzen, und während wir für die ganze inhaltschwere Geschichte des Untergangs von Athen auf das eine Buch von Thukydides angewiesen sind, indeß die ganze Masse altrömischer Aufzeichnungen nur in dürftigen Bruchstücken übrig blieb, besitzen wir für die wenigen Jahre von 1789 an bis zum Ermatten der revolutionären Kraft eine ganze Bibliothek von Memoiren, unter denen selbst viele von zweifelhaftem Ursprung Interesse genug bieten um nicht ignorirt zu werden. Durchwandert man diese Fluth von individuellen Ergüssen, Anklagen, Entschuldigungen, in welchen die Thatsachen hier verhüllt erscheinen, so glaubt man die Revolution von ihrer persönlichen und subjectiven Seite noch einmal zu durchleben; Neigung und Abneigung, Befriedigung und Haß, Ruhe und Fanatismus, Ernst und Frivolität durchkreuzen hier einander mit derselben lebendigen Frische und eindringenden Wahrheit, wie sie dort auf der großen Bühne des Lebens thätig waren. Welch eine Mannichfaltigkeit von Individualitäten, welch eine seltsame Verschiedenheit in den einzelnen Nüancen, wenn man die ganze lange Reihe auch nur flüchtig überschaut; welch ein Abstand zwischen dem weitschweifigen Salonsgeplauder der gutmüthigen Frau v. Campan und den gehässigen Insinuationen des Abbé Georgel, zwischen der edlen, freimüthigen Offenheit des ritterlichen Hrn. v. Ferrières, und der gereizten bittern Befangenheit eines Bertrand de Moleville, zwischen dem reichlich gestreuten Selbstlob und der schulmeisternden Staatsweisheit der Familie Necker und der kalten verständigen Energie und

Schärfe des Jacobiners Paganel. Hier die Denkwürdigkeiten von Bailly, ruhig, ehrlich, klar bis auf den Grund und von der bürgerlichen Schmucklosigkeit, die das ganze Leben des Mannes auszeichnet; dort die schlangenglatten Windungen und Seitenwege, auf denen der geistvolle und gewandte Dumouriez dem Licht des Tages gern ausweichen möchte; hier die geistige Größe und überlegene Sicherheit des ächten Staatsmannes, wie sie alles von Mirabeau Hinterlassene durchdringt, dort die wohlmeinende Niaiserie und leicht zu täuschende Einfalt eines Lafayette. Auch die Frauen haben ihre scharfgezeichneten Repräsentanten: auf der einen Seite die Frau von Staël mit ihrer kecken prägnanten Manier, ihrem Haschen nach Esprit, und dem unermüdlichen Anpreisen der eigenen in enge Gränzen gebannten Weisheit, auf der andern die offenen kunstlosen Ergüsse einer verirrten aber edlen und ächt antiken Natur, wie die Roland sie bietet.

Es lohnte sich gewiß der Mühe einmal die Revolution in ihren Denkwürdigkeiten d. h. in ihren hervorstechenden Individuen psychologisch zu charakterisiren, und aus den Memoiren etwas mehr zu machen als Repertorien zu dürren unter den historischen Text verwehten Belegstellen. Wenn aber irgend ein Buch Anspruch machen kann auf ein mehr als vorübergehendes Interesse, das den Kreis des neugierigen historischen Dilettanten übersteigt, so sind es gewiß die Denkwürdigkeiten von Barère. Weder plumpe Buchmacherei, noch der historische Industrialismus, wie er sich in Fabrikarbeiten mancherlei Ursprungs kund gegeben hat, war hier thätig; wir brauchen nicht zu fürchten kümmerliche Brosamen in dünner Brühe verwässert zu erhalten, wie sie eine Reihe von apokryphischen Memoiren der letzten zwei Jahrzehnte uns darbietet. Es ist vielmehr die gereifte Frucht eines Lebens, was uns hier aus der Hinterlassenschaft des sechsundachtzigjährigen Mannes geboten wird, und welch eines Lebens! Barère, der Mann der Constituante, der Herausgeber des Point du jour und begünstigte Schützling Mirabeau's, das girondistische Mitglied des Convents, das jacobinische Blutorgan der revolutionären Ausschüsse, der stets fertige blumenreiche Rapporteur, dessen schöngeistige Gelüste — das Erbtheil seiner akademischen Bildung — sich selbst in seinen Guillotineberichten vordrängen, Barère der verfolgte Terrorist, wie er neu auftaucht als brauchbares Werkzeug der Bonapartischen haute police, dann es mit einer neuen Rolle versucht in den hundert Tagen, dann fliehen muß als Königsmörder, zurückgerufen wird durch die

Juliustage und da auftritt als ein angestaunter Patriarch des Demagogenthums unter den unbärtigen Jacobinern der Juliusmonarchie, bis er zuletzt noch, ein Achtziger, einen Ehrenplatz ausfüllt in seiner gasconischen Vaterstadt — ist es nicht als wenn die ganze Geschichte seit 1789 sich hier in einem einzigen Individuum mit blutig flammender Helle concentrirt hätte?

Wir sind weit entfernt auf die Wahrheitsliebe des alten Conventsmitgliedes sehr fest bauen zu wollen, und es wäre Uebermenschliches verlangt, wollte man von Barère erwarten daß er statt des Apologeten den reuig Geständigen spiele; allein in dem Bestreben sich weiß zu waschen von den Strömen Blutes, womit ihn das Auge der Zeitgenossen befleckt sah, kommt manche Thatsache, mancher neue Aufschluß zu Tage, dessen Bewährtheit auch die Probe haarscharfer historischer Kritik auszuhalten vermag. Das psychologische Interesse ist aber bei einem Mann, hinter dem ein so ungeheures Leben abgeschlossen lag und dem die Natur bis ins höchste Alter die unverrückte Schärfe des innern Auges erhalten hatte, gewiß nicht gering anzuschlagen, wenn Männer wie Carnot und David sich dem Geschäft treuer Herausgabe mit der erwarteten Gewissenhaftigkeit unterzogen haben. Hippolyte Carnot, Sohn von Lazare Nicolas Carnot und als radicales Mitglied der Deputirtenkammer bekannt, lernte den Collegen seines Vaters zuerst zur Zeit von Napoleons Sturz kennen; er sah ihn damals nur flüchtig, aber ganz anders als er ihn erwartet. Man hatte ihm von einem wüthenden Demagogen, einem rauhen und blutgierigen Tribunen gesprochen, und er fand ihn, wie ihn einst Frau v. Genlis gefunden hatte, voll von dem muntern französischen Geist des Frankreichs vor 1789, redefertig gewandt uud zierlich wie einen Franzosen vom ancien régime. Was die Genlis an ihm pries, seine feine zurückhaltende Weise, das Einnehmende und Fesselnde seiner Unterhaltung, seinen Geschmack für Poesie, Kunst und Landleben, das fanden auch Scharfsichtigere an ihm, und man brauchte nicht Laharpe zu sein, um in ihm ein ächtes Exemplar der guten alten Zeit vor 89 zu begrüßen. Und dieß eine Lob wird auch die härteste Anklage dem alten Terroristen aus der Gascogne lassen müssen; etwas mehr Gunst des Glückes, und sein Leben und Tod hätte so beneidenswerth sein können, als das Loos des Prinzen von Benevent, oder des Herzogs von Otranto, des blutgetränkten Würgers der armen Lyonnesen!

Seit den ersten Zeiten des Kaiserreichs war Barère damit be-

beschäftigt aus seinem Gedächtniß Erinnerungen schriftlich niederzulegen; Thatsachen, Actenstücke, Urtheile und Reflexionen waren darin enthalten, ein reiches aber ungeordnetes Material, auf dessen Grundlage seine allmählich gesammelten Memoiren entstanden sind. Er hoffte, wie er sagt, auf die Gerechtigkeit späterer Generationen, er verwarf die meisten Bearbeitungen der Revolutionsgeschichte als einseitige Parteibücher, und was er über ihre Mängel und über die Anforderungen, die an eine ächte Geschichte zu stellen wären, sagt, ist zum Theil vortrefflich. Mit Recht vermißt er das Talent ehrlich und doch malerisch schön und philosophisch tief die Hauptpersonen zu individualisiren, oder gewisse politische Physiognomien, so weit das billige Maaß es erlaubt, aus der Masse zu isoliren; „denn nicht allen Schriftstellern ist es gegeben, sagt er, Personen und Zustände reliefartig zu stellen, ihnen diesen Zug von Größe aufzuprägen, der durch die Ereignisse gegeben ist, oder diese unvertilgbaren Typen festzuhalten, wie die Geschichte revolutionärer Zeiten sie darbietet.“ Er will in seinen Denkwürdigkeiten Thatsachen niederlegen, die weder in den Journalen noch in den öffentlichen Acten des Convents zu finden sind, die aber in dem revolutionären Ausschuß vorfielen; er verspricht uns manchen geheimen Aufschluß, und den darf man wohl erwarten von einem Manne der Barère's Rolle gespielt hat von 1789 bis 1795, von einem Manne, der von sich sagen kann: „ich habe die Zeit Ludwigs XV., die Regierung Ludwigs XVI., die Reichsstände, den Anfang der Revolution, die Constituante, die Legislative und den Convent gesehen, den Sturz Ludwigs, die Contrerevolution, das Directorium, das Consulat und das Kaiserreich, die Restauration, die Juliusrevolution und „den Charlatanismus politischer Doctrinäre.“ Daß Barère aber innern Beruf hatte eine geheime Geschichte der Revolution zu schreiben, würden wir gerne glauben, auch ohne die gewichtige Autorität Napoleons, der seine richtige Kenntniß solcher Naturen auch in der Wahl eines Bignon zu seinem Geschichtschreiber trefflich bewährt hat. Charakteristisch für ihn selber ist, was er nach dem Zeugniß des Generals Subervic geäußert haben soll: es ist sehr schwer eine gute Geschichte der Revolution zu schreiben; ich kenne nur einen der fähig wäre das Werk gut durchzuführen — das ist Barère, aber er müßte ein paar Vorurtheile fallen lassen.

Das zerstreute Material, das Barère hinterließ, bestand theils aus einer Reihe zusammenhängender Hefte, theils aus fliegenden

Blättern zum Einschalten, theils aus Belegen und Nachträgen, und das alles in Eins zu vereinigen und dem Ganzen ein Gepräge zu verleihen war das schwierige aber wohlgelungene Geschäft der Herausgeber. Sie haben dabei gewissenhaft nicht nur den Inhalt bewahrt, sondern auch Barère's Styl, seine Neologismen, seine Nachlässigkeiten und veralteten Wendungen, gleichwie die Züge, deren Ursprung in seinem südlichen Provinzialcharakter liegt, sorgfältig beibehalten. Die Herausgeber, beide achtungswerthe Namen von gutem Klang, gehören aber der radicalen Partei an und sehen deßhalb in ihm einen von den Ihrigen; sie rühmen mit Stolz daß Barère durch alle physischen und moralischen Leiden hindurch, trotz Verfolgungen und Entbehrungen, den Glauben an die Nothwendigkeit der Revolution treu bewahrt habe. Deßhalb glauben sie sich denn auch wohl berechtigt — da ja Danton und Robespierre unter ihren Landsleuten heißköpfige Fürsprecher gefunden — auch für Barère ein milderndes Wort einlegen zu dürfen. Geschieht dieß mit wahrem schlichtem Sinn, wird nicht um das klare Tageslicht uns zu verdüstern die Waffe des Sophismus und der glatten Dialektik angewandt, da wird es Carnot, dessen Name auch mit jenen Erinnerungen von blutiger Größe vielverflochten ist, Niemand verargen wenn er selbst an einem Barère die bessere Seite aufzusuchen bemüht ist. Es ist unläugbar, und täglich finden sich dafür neue Belege, daß die historische Lüge und Verläumdung in wenig Epochen so furchtbar thätig gewesen ist als in der Revolution; wir glauben auch daß in einer Zeit ruhiger Betrachtung mancher hart mißhandelte Charakter der Schreckenszeit in minder düsterem Licht erscheinen mag; ob aber diese Gunst auch Barère, dem „Anakreon der Guillotine", dem phrasendrechselnden Schöngeist des Wohlfahrtsausschusses, dem Talleyrand des Convents widerfahren werde, bezweifeln wir, und Hippolyte Carnots Mühe — Barère zu rechtfertigen — dürfte eine verlorene zu nennen sein.

Verdienstlich ist es, denn es gilt der Wahrheit, verdienstlich ist es, selbst wenn es Bertrand Barère betrifft, einzelne Verdrehungen des Parteigeistes aufzudecken, manch düstern grausenhaften Zug von seinem Gedächtniß wegzuwischen; ja es liegt eine Billigkeit darin daß Barère bisher von allen angeklagt und verworfen, endlich auch so glücklich war wie Danton und Robespierre einen milderen äußerst schonenden Beurtheiler zu finden, aber gewisse eherne unvertilgbare Züge aus Barère's gräßlichem Wirken zu verhüllen oder zu entschuldigen, wird ewig eine

fruchtlose Arbeit bleiben. Bei aller apologetischen Schonung ist der Herausgeber indessen doch parteilos genug seine Widersprüche und Inconsequenzen aufzudecken (S. 55. 56); er gesteht daß Barère je nach dem Stande der kämpfenden Parteien seine Rede für und gegen in Bereitschaft gehabt, ja er gibt ganz offen zu daß des Mannes wesentlicher Charakterzug war, stets von den Ereignissen beherrscht, nur der fortwährend wechselnde Spiegel und das Echo der Revolution gewesen zu sein. Und damit ist alles gesagt; im schlimmsten Sinne gilt von Barère was Gentz dem „deutschen Thukydides" vorwarf: Ihr Leben ist eine immerwährende Capitulation; wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich wiese ihm die Mittel nach in 24 Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen.

Daß Barère manchmal moralischen Muth bewies, auch Einzelnen das Leben gerettet hat, ist gewiß; daß manche seiner blutgedüngten Phrasen, mit denen er auf der Tribune paradirte, nichts anders waren als „terroristische Gascognaden," kann man den Herausgebern einräumen (S. 199); wenn wir aber lesen daß er zu seiner Rechtfertigung sagt: „ich war genöthigt meine schönsten Jahre im Wohlfahrtsausschuß, dieser Löwengrube, zuzubringen, weil der Convent mich verdammt hatte dort neben Robespierre, Collot, St. Just, Couthon zu leben," so kann diese Selbstverläugnung einem Manne nicht allzu schwer gewesen sein, dessen Feder jeden Morgen unermüdlich bereit war die unschuldigen Schlachtopfer mit blutigen Reden zu bekränzen und mit einem diabolischen Humor zu Grabe zu geleiten. Die „natürliche Weichheit" seines Charakters, von der Carnot einigemale spricht, schlagen wir nicht höher an als Couthons und St. Justs Sentimentalität oder Robespierre's Tugend.

Die Einflüsse der Geburt und Erziehung sind das Einzige was in Barère's langem Leben die unverwischte Grundfarbe bleibt; der gasconische Leichtsinn in allen seinen schlimmen Phasen, die feine Erziehung der alten Zeit, die akademische Bildung auf der Spitze ihrer Biegsamkeit und Eleganz, diese Grundzüge seines Wesens hat weder die Schreckenszeit noch das Exil zu vertilgen vermocht. Eine Familienangelegenheit führt den jungen ehrgeizigen Advocaten in einem inhaltschweren Moment (1788) nach Paris, wohin der Vater ihn mit den ahnungsvollen Worten entläßt: die Sehne ist zu sehr gespannt, sie muß brechen. Die Hauptstadt mit ihren ernsten, wie ihren heitern Eindrücken bemächtigt sich des jungen Barère, der jetzt so recht

von der Luft des Tages getrieben bald hieher bald dorthin schwankt, mit der Naivetät eines Provinzbewohners die königlichen Revuen entzückt bewundert, hingerissen ist von der Pracht der Versailler Hoffeste, mit französischem Leichtsinn sich an der glatten lachenden Oberfläche freut, ohne deßhalb in den Stunden ernsten Nachdenkens sich über den nahen Sturm Illusionen zu machen. Diese kostbaren ersten Eindrücke, für die Charakteristik der Zeit wie für Barère selber sehr anziehende Documente, hat er damals mit jugendlicher Frische und Lebendigkeit aufgezeichnet und unter dem Titel: „Le dernier jour de Paris sous l'ancien Régime“ dem vorliegenden ersten Band seiner Memoiren einverleibt. In munterer keder Weise und mit dem vollen Muthwillen eines Südfranzosen werden hier Personen und Zustände skizzirt; wir sehen Ludwig XVI. in der Kirche und vor seinen Truppen; ihn wie Marie Antoinette schildert der Verfasser vortrefflich, wenn auch bei dem König der spätere Jacobiner manchen grellen Zug noch gehörig ausgepinselt haben mag. Auch die Brüder des Königs werden in Wesen und Manier zum Erkennen treu gezeichnet; Graf Artois mit einer wohlwollenden Theilnahme, der Graf von Provence mit malitiösem Griffel. In die Hoffeste und all die Herrlichkeiten von Paris und Versailles blickt aber auch die ernstere Seite des Lebens herein das ihn rings umgibt; seiner halb Voltairischen, halb Rousseau'schen Bildung Ehre zu machen, fällt er mitten unter den Reizen der Hauptstadt über die Corruption, über die Ungleichheit der Stände her, und sein Haß gegen die bonne compagnie, wo er die guten Ducs und Marquis mit achtloser Sicherheit amerikanische Constitution und demokratische Gleichheit preisen hört, sind eines angehenden Jacobiners würdig. Aber noch ist er aufrichtiger Freund der Monarchie, und als ihn jetzt das Vertrauen seiner Mitbürger zum Wähler macht, ihm die Redaction der Cahiers des doléances überträgt, endlich ihn als Abgeordneten der Reichsstände nach Versailles schickt, ist er weit entfernt die furchtbare Macht des Vulcans, auf dem alle Verhältnisse standen, zu ahnen.

In einer solchen Zeit seinen eigenen Weg zu gehen lag nicht in Barère's Natur; er bedurfte eines Haltes. Mirabeau und Bailly waren damals die hervorragendsten Persönlichkeiten; das waren zwei Minen, von einem jungen Deputirten ausgebeutet zu werden; Barère schloß sich an, wurde, wie er selbst sagt, ein Trabant dieser zwei Planeten. Ueber die Ereignisse der ersten Monate der Revolution,

vom Mai bis Julius und August, neue und geheime Aufschlüsse zu geben ist schwierig; alle Thatsachen mit ihren Motiven liegen hier plan und durchsichtig vor uns, und auch Barère fügt dem Bekannten meistens nur bestätigende Einzelheiten bei die er als Augenzeuge zu geben im Stande ist. Seine Bemerkungen und Reflexionen über einzelne Hauptpunkte, z. B. den 14. Julius, sind höchst beachtungswerth; auch gibt er oft Bestätigungen, wo wir nur vermuthen konnten. So erfahren wir daß der 4. August eine von dem privilegirten Adel abgeredete Scene war, und manchmal wie namentlich über die geheime Geschichte der Ereignisse vom October beobachtet er ein auffallendes, wie es scheint absichtliches Schweigen. Durch seine Thätigkeit in den Commissionen, seine stets in Anspruch genommene Gewandtheit der Feder ist er im Stande auch manche Ergänzung zu geben; so erfahren wir Authentisches über den Zustand der Staatsgefängnisse, da er mit Mirabeau, Fréteau und Castellane den Ausschuß der lettres de cachet bildete.

Noch ist er in politischer Hinsicht dem Eindruck des Augenblicks preisgegeben; Constitutioneller mit schwach demokratischer Färbung, Bewunderer von Mirabeau, Lafayette, Liancourt, in deren Gesellschaft er den Club von 89 besucht und seine Abende zubringt. Die demokratischen Gelüste der nächstfolgenden Zeit äußern sich mehr in Abneigungen als in bewußten Ueberzeugungen über Monarchie und Republik; seine Voltairische Aufklärung macht ihn zum Feind der Geistlichkeit aber auch zum warmen Verfechter der unterdrückten Confessionen; die Stimmung der Zeit steigert immer mehr seinen Haß gegen den Adel.

Noch bei des Königs Flucht ist der schlaue Gascogner von republicanischer Schwärmerei weit entfernt; seine Ueberzeugung die er damals hegte und wie er uns versichert später als die bewährte anerkannte, war daß die Republik für die Franzosen gerade so gut passe als die englische Constitution für die Türken! Man spürt aber den wachsenden Einfluß der demokratischen Stimmung an dem wegwerfenden Tone, womit Barère von den Versuchen zur Rettung der Monarchie spricht; man ahnt daß eine neue Capitulation mit dem mächtigen Anhang der Republik nicht mehr ferne ist. Gerade hier, im entscheidenden Moment, bricht der erste Theil ab und schließt mit einer guten Vertheidigung der Constituante gegen ihre Ankläger, die freilich mehr gegen die gilt denen sie zu wenig als gegen die welchen sie zu viel gethan zu haben schien.

Die wichtigeren Aufschlüsse über die Revolution, die geheime Geschichte des Wohlfahrtsausschusses haben wir also noch zu erhalten, und trotz aller der Gränzen, die wir der Erwartung von Barère's unumwundener Offenheit setzen müssen, kann man auf die folgenden Bände doch nicht anders als sehr gespannt sein. Aber auch dieser erste Band, namentlich die vorausgeschickte Biographie, zum Theil aus seinen eigenen Papieren geschöpft, enthält viel Bemerkenswerthes, vieles was schon in die spätere Zeit hinübergreift. Charakteristiken einzelner Personen sind vortrefflich; und auch Robespierre, obschon er sich in den verschiedenen Schilderungen desselben ein dutzendmal widerspricht, ist an einer Stelle mit sprechender Aehnlichkeit gezeichnet (S. 116). „Robespierre, heißt es da, hatte auf seinem pockennarbigen Gesicht eine fürchterliche Bläſſe; derselbe Geist der in seine pergamentnen Wangen ein sardonisches und manchmal wildes Lächeln eingrub, gab seinen Lippen eine convulsivische Bewegung und belebte seine Augen mit einem verdeckten Feuer und einem düstern, durchspürenden Blick. Seine Beredsamkeit war immer überlegt; seine Vorschläge schienen studirt und manchmal räthselhaft, dunkel, ermüdend durch Drohungen und politischen Verdacht."

Obwohl sich Barère für einen unschuldig Verfolgten hält und bitter klagt daß für seine sechshundert Berichte im Convent und Wohlfahrtsausschuß ihm nichts zu Theil geworden sei als Verbannung, Verleumdung und Anklage, so hat er sich in den Denkwürdigkeiten doch überall von einem gereizten und leidenschaftlichen Tone fern gehalten; manche Persönlichkeiten, wie z. B. der junge Ludwig Philipp, werden mit augenscheinlicher Vorliebe behandelt (S. 295); in wie weit dieß mit Barère's bekannter Freundschaft für das Haus Orleans und mit der Pension zusammenhing, die ihm Ludwig Philipp in den letzten Jahren ertheilte, ist schwer zu entscheiden. Gewisse Eindrücke bleiben auch in dem achtzigjährigen Barère unverwischt; seine Bewunderung für den Schrecken äußerte er noch in später Zeit durch das Wort: der Wohlfahrtsausschuß sei die erhabenste Schöpfung der Revolution; und seine Anhänglichkeit an das provinzielle Leben in Bigorre, seiner Heimath, seine Sehnsucht nach dem kleinen Tarbes hat ihn durch Verfolgung und Exil begleitet. Wir finden hier seine Berührungspunkte mit den Girondisten; er ist ein scharfer Gegner der Centralisation und äußert seine föderalistische Gesinnung bei vielen Gelegenheiten ganz unumwunden. „Es ist die Manie der Haupt-

stadt, sagt er unmuthig, in sich allein ganz Frankreich zu erblicken," und als die Nationalversammlung nach der Hauptstadt verpflanzt wird, macht er die treffliche Bemerkung: Paris ist kein Ort für solche Versammlungen; es sind da zu viel verderbende, bösartige, übertriebene und verleumdende Einflüsse.

Die biographische Notiz, die Hippolyte Carnot vorangestellt hat, enthält eine Reihe von Briefauszügen, die uns auch über die Stimmung seiner letzten Jahre Aufschluß geben. Die Juliusrevolution ward von dem Verbannten mit Jubel begrüßt, nicht allein weil sie ihn aus seinem Brüsseler Exil ins Vaterland zurückrief, sondern auch weil seine Hoffnung auf eine Rückkehr der Demokratie sich jetzt neu belebte. Aber die ersten Schritte des Juste-Milieu öffneten ihm die Augen; schon im September 1830 war er über Sachen und Personen im Klaren, und die neuen doctrinären Machthaber, die „gouvernementalen Charlatans," wie er sie nennt, müssen seinen bittersten Tadel empfinden. „Es sind, sagt er, Leute ohne großartige Leidenschaften, aber geübt die Leidenschaften anderer auszubeuten; je nach Zeit und Ort bald die Sklaven des Hofs, bald die Liberalen in den Centren; sie schonen die Interessen des Ehrgeizes, der Eitelkeit, des Egoismus; sie beben vor keinem Uebermaaß, vor keiner Gewaltthat zurück, wenn sie es für nothwendig zum Gelingen halten; sie fürchten sich vor keiner Consequenz der Impopularität, die eine ihrer Staatsmaximen ist; sie sind in Gemeinschaft mit den verschiedensten Leidenschaften, getheilt zwischen verschiedene Interessen, wenn es nur dazu dient ihre zusammengelesene Majorität (majorité de coalition) compacter zu machen." In dieser Weise schildert er die modernen Doctrinäre schonungsloser als irgend eine andere Partei oder Meinung; ein Beweis welch regen Antheil der alte Mann noch bis in seine letzten Tage an allem genommen hat. Die Ereignisse von 1840 bemächtigen sich des Greises von 85 Jahren mit solcher Stärke und Leidenschaft, daß man aus seinen Aufzeichnungen den jacobinischen Berichterstatter von 1793 zu hören glaubt, und es fehlt in den Ausbrüchen seines ungeschwächten Hasses gegen England nur noch das Schlachtgeschrei „Pitt und Coburg", um sich ganz in jene Zeit zurückzuversetzen. Die Aeußerungen darüber (S. 187 ff.) sind zum Theil treffend und wahr, zum Theil wenigstens charakteristisch für die Person des Schreibenden. Ganz die alten Kreuzpredigten gegen die „nordischen Mächte", aber durchflochten mit Warnungen gegen die britisch-mosko-

witische Uebermacht, ganz diese wohlbekannte Freundschaft für uns, welche Preußen und Oesterreich von Deutschland trennt und aus „den mittleren deutschen Staaten eine homogenere und mächtigere Verbindung" schaffen will!! Derselbe Fastenprediger des alten Jacobinismus ist aber hocherfreut, als die Nachricht von einem engern Bund zwischen Frankreich und Rußland sich verbreitet; die Declamationen gegen den „moskowitischen Czaar" sind vergessen, und er ruft entzückt aus: „Der Continent, zu oft das Werkzeug des englischen Ehrgeizes, wird vor dieser elenden Rolle durch Rußland und Frankreich bewahrt werden." So schrieb der Anakreon der Guillotine noch am 6. Jan. 1841, und am 13. war eine Leiche. Die letzten Worte des alten Conventmitglieds — bezeichnend für ihn und für sein Volk — beweisen genügend, daß es die Bourbonen nicht allein waren, welche nichts vergessen und nichts gelernt haben!

Histoire parlementaire de la revolution française, von Buchez und Roux.*)

(Allg. Zeitg. 11. u. 12. Nov. 1843 Beilage Nr. 315 u. 316.)

Die französische Literatur, namentlich auch die historische, kann sich nicht beklagen, in Deutschland zu wenig beachtet zu werden; die flachsten Erzeugnisse historischer commis voyageurs finden in unserm kosmopolitischen Vaterlande einen und mehrere Uebersetzer, und selbst unsere vornehmsten politischen Blätter geben mit wichtiger Miene von Woche zu Woche ein interessantes Bulletin über die wichtige Zeitfrage, wie weit Hr. Thiers mit seiner Geschichte des Kaiserreichs vorgerückt sei. Um so auffallender muß es sein, daß eine Erscheinung wie das obige Werk so ganz unbeachtet blieb (denn bis jetzt ist uns nur eine einzige Anzeige, die vom Inhalt Rechenschaft gibt, zu Gesichte gekommen); vielleicht haben die vierzig Bände unsere gründlichen Deutschen abgeschreckt auf ein Werk näher einzugehen, worin mehr Stoff liegt als in allen den gepriesenen rhetorischen Bearbeitungen der Revolutionsgeschichte.

Die Histoire parlementaire gibt mehr als der Titel verspricht; denn außer dem wesentlichen Inhalt der parlamentarischen Debatte,

---

*) Paris, Paulin. 40 Bände. 1834 ff.

wie der Moniteur sie bietet, finden wir hier die Verhandlungen des Jacobinerclubs, der Pariser Gemeinde, wichtige zum Theil sehr seltene Auszüge aus Proceßacten und gerichtlichen Actenstücken; eine ununterbrochene Folge der bedeutendsten Journalaufsätze aller Parteien zieht sich durch die parlamentarischen Verhandlungen als Faden durch, und ganze Pamphlette, die der Sammlung einverleibt sind, dienen der publicistischen Literatur als beachtungswerthe, selten gewordene Ergänzung. Der Stoff ist so mannichfaltig, die Kreise des Lebens in welche wir eingeführt werden sind von so überwältigendem Reichthum der Thatsachen, daß es für die erste Zeit nicht allzu leicht ist sich durch alles Detail zur Klarheit hindurchzuarbeiten; um aber ein Gesammtbild zu erhalten von der ganzen Zeit, was könnte besser dazu dienen als diese unmittelbare Anschauung, in welcher wir hier Volksversammlungen, Clubs, Gemeindehaus, Vorstädte, Journale, kurz alle Seiten revolutionärer Thätigkeit vereinigt finden? Hier die Reden Mirabeau's, der Girondisten, meistens in ihrer vollen Ausdehnung, dort die gewaltigen Brandfackeln der demokratischen Journalistik, von Brissot und Desmoulins bis zu Marat herab, auf der einen Seite das Gemeindehaus, auf der andern die Jacobinerhöhle, dazwischen oft neue, wichtige Aufschlüsse, wenig benützten oder erst entdeckten Quellen entnommen, und dann wieder ein kurzer Abriß der äußern Zustände, der Politik und der Kriegsbegebenheiten — alles das sammelt sich zu einem großen, reichen Ganzen, das zwar an sich nicht den Anspruch auf künstlerische Verarbeitung des historischen Stoffes macht, aus dem aber eine historische Gesammtansicht der ganzen Zeit in seltener Ausdehnung zu entnehmen ist, obgleich wir dessen Tendenz auf das entschiedenste bekämpfen und verwerfen müssen. Aber um dieß zu können, müssen wir auf seinen Inhalt eingehen, die Schlangenpfade der Dialektik aufdecken, und nach den Quellen spüren, aus denen die communistischen Handwerker, bis auf den Schneider Weitling herab, ihre verderbliche Lehre geschöpft. Den Strom an der Quelle zu verstopfen gilt es, nicht an einem einzelnen seiner Rinnsale! Sehen wir also wie die Verfasser dieses Werks ihre Aufgabe zu lösen versucht haben.

Nicht überall ist es ein objectiver Grund gewesen, der die Herausgeber hier zu allzu großer Gedrängtheit, dort zu übermäßiger Fülle veranlaßt hat. So vermissen wir ungern manche Verhandlungen die in ihrer Gesammtheit zu geben schon das Wesen der Revolutionsgeschichte

nothwendig macht; ja es werden uns Reden nur im Auszuge mitgetheilt die, abgesehen von ihrer politischen Wichtigkeit, schon in künstlerischer Hinsicht verdienen unverstümmelt zu bleiben. Ganze Debatten, wie z. B. die über das Mönchthum, werden ausgelassen, auch die Journalauszüge nicht immer nach gleichen Gesetzen der Billigkeit vertheilt, Einzelnes, wie sich deutlich wahrnehmen läßt, nicht aus lobenswerthem Streben nach Kürze, sondern aus Parteirücksichten sehr zusammengedrängt, so daß für die unbedingte Vollständigkeit des parlamentarischen Lebens in der Revolution der Moniteur noch nicht überflüssig gemacht ist.

Wie weit sich die erschöpfende Vollständigkeit der großen Sammlung ausdehne und wo etwa noch fühlbare Lücken sind, ist nicht hier der Ort genau anzugeben; dagegen die Motive jener allzu großen Gedrängtheit oder Breite aufzudecken, dünkt uns wohl einer genaueren Besprechung werth. Es führt uns eben auf die Tendenz und Grundansicht der Verfasser. Ihre Subjectivität tritt nicht nur einzelnen eingestreuten Urtheilen, resumirenden Uebersichten, erläuternden und ergänzenden Bemerkungen bewußt und eigenthümlich hervor, sondern es scheint fast als solle das ganze ungeheure Material ihnen zu nichts anderem dienen als zum historischen Substrat einer systematischen Begründung socialer und politischer Theorien. Jedem Bande sind ausführliche Einleitungen vorangeschickt, in denen das Bestreben ein Ganzes von socialen Principien aufzubauen unverkennbar hervortritt; oft schließen sich diese einleitenden Reflexionen an die erzählten Thatsachen ergänzend an, oft entfernen sie sich auch und schweifen in das Gebiet metaphysischer Speculation hinüber; immer aber machen sie sich durch eine Geübtheit in dialektischen Waffen bemerklich, an welchen man die gereiften Schüler ihrer revolutionären Muster leicht erkennt. Die Verfasser selbst bezeichnen diese Einleitungen als „commentaires de philosophie politique," und was sie über alle höhern Fragen der Gesetzgebung und Staatskunst bemerken, die Art wie sie das Militärwesen (Band 21, 22), die Erziehung (B. 24), die sociale Organisation (B. 32) in die Einleitung hereinziehen, trägt das scharfe Gepräge absichtlicher systematischer Beweisführung und schreitet weit hinaus über die Gränze des historischen Sammlerzweckes. Sie sprechen auch das unumwunden aus: ihr Werk ist das Manifest einer neuen Propaganda, die auf ein großes, weit verbreitetes Publicum rechnet; deßhalb sagen uns die Herausgeber: „um diesen Zweck erreichen zu können, bedien-

ten wir uns der einzigen Sprache, die ganz Europa gemeinsam ist, der einzigen die vom Polen so gut wie vom russischen Sklaven verstanden werden kann." (I. S. 6.) Und was ist dieser Zweck? Die nationale Lehre, die in der Revolution verhüllt liegt, soll fruchtbar gemacht werden. (IX. Préf. p. V.)

Diese revolutionäre Dogmatik genauer zu charakterisiren, hat ein doppeltes Interesse: fürs erste ist uns die apologetische Geschichte der Revolution, die starre eiserne Consequenz in Rechtfertigung des Geschehenen, noch nie mit solcher umfassenden Vollendung geboten worden, wie hier; fürs zweite stehen beide Verfasser nicht als isolirte Persönlichkeiten da, sondern hängen mit mächtigen Regungen und Verirrungen des modernen französischen Volksgeistes aufs innigste zusammen. Wer sie bekämpfen will, darf davor die Augen nicht verschließen, muß dem Gegner in seiner vollen Rüstung entgegengehen. Ihr historischer Standpunkt steht in schroffem Gegensatze zu dem Heer von Fatalisten, an dessen Spitze Mignet und Thiers so eminentes Glück gemacht haben; sie werfen dieser ganzen wetterwendischen Schule historischer Diplomaten den Vorwurf des groben Materialismus entgegen (X. Préf. p. VI.) und sagen darüber: „Nach dieser historischen Darstellung bleibt dem Menschen nur eine Fähigkeit, die nämlich alle Zufälle zu fassen und für seinen persönlichen Vortheil zu nützen. So wird die Geschichte eine Darlegung zu Gunsten der Immoralität, eine Ermuthigung der Selbstsucht, eine verzweifelnde Anklage die sich gegen alle reinen und hingebenden Absichten richtet.

Desto näher stehen unsere beiden Verfasser der neuen Bewegung des Socialismus, und man kann, wie gesagt, die ganze Histoire parlementaire ihrem vorwiegenden Charakter nach als eine Darlegung zu Gunsten der Socialtheorien bezeichnen. Der eine der Herausgeber, Buchez, ist durch eine Einleitung in die Philosophie der Geschichte in Frankreich viel bekannt; er ist einer der ältesten Schüler St. Simons, hat aber dessen engern Kreis verlassen und sich eine selbständigere Fortbildung der St. Simonistischen Theorien zum Vorwurf genommen. Die französische Revolution ist ihm und seinem Mitherausgeber die letzte Consequenz der modernen Civilisation und die moderne Civilisation hat als Quelle — das Christenthum. Daß diese absurde im innersten Grunde unsittliche Lehre anstößig und selbst in Frankreich vielen wenigstens auffallend sei, geben die Verfasser selbst zu, allein sie sprechen die wahnsinnige Hoffnung aus, daß sie in kurzem eine

allgemein anerkannte werden würde. Die Revolution ist ihnen eine erst begonnene; den Haß den alle Socialisten in mehr oder minder hohem Grade gegen die jetzt herrschende Bourgeoisie empfinden, tragen auch sie in ihr Werk herein, und mit ächt jacobinischer Exegese wird die christliche Idee der Gleichheit im verkehrten Sinne der modernen Socialphilosophen ausgebeutet. Um wieder an die Spitze der Nationen zu kommen, so lautet am Schluß des Werks die Quintessenz ihrer Theorie (B. 40. S. XIV), müsse „Frankreich auf socialem Wege die Moral des Christenthums verwirklichen, die Pflichten müßten die Quellen der Rechte sein, denn für Nationen wie für Individuen entspringe jedes Recht aus einer erfüllten Pflicht; das erste Bestreben müsse daher sein Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft einzuführen und jeder Einzelne, auch wenn er der Fähigste sei, den Anfang machen mit der durch Christus gebotenen freiwilligen Verläugnung des eigenen Ichs." Wir lassen unerörtert wie weit nach gegenwärtigen Zeitläuften das moderne Frankreich noch zu wandern habe bis zur freiwilligen Verläugnung des eigenen Ichs; zur charakteristischen Bezeichnung des Standpunkts der HH. Buchez und Roux könnten wir kaum eine passendere Stelle hervorheben. Sie sind Socialisten mit St. Simon'schem Anklang, wobei sie das Christenthum zu jener Caricatur verzerren, die in Frankreich in nur zu vielen Köpfen sich eingewurzelt hat; darum kämpfen sie auch so heftig gegen die Lehre von den verschiedenen Racen (Bd. III. Préf.); darum verwerfen sie jede Isolirung, sind Gegner jeder individuellen Vernunftfreiheit, und wie sie uns berichten, sind Thätigkeit, Freiheit, Verantwortlichkeit die Güter womit das Christenthum das Menschengeschlecht ohne Ansehen der Person beschenkt hat — „Güter, deren socialer Verwirklichung sich Frankreich seit fünfzehn Jahrhunderten widmet und deren Idee ihre ganze Nationalität erfüllt." Unsere deutschen Leser werden frappirt sein, und wer sich zufällig der Geschichten von Philipp dem Schönen an bis zu Ludwig XV. genauer bewußt ist, oder für die „heilige" Guillotine eine flüchtige Erinnerung bewahrt hat, der dürfte einen Augenblick in Verlegenheit sein wo die Symptome dieser christlichen Mission Frankreichs verdeckt liegen; das Erstaunen mindert sich, wenn uns die Verfasser weitere noch erstaunlichere Belehrung bieten. Die Franzosen sind an die Stelle des römischen Reichs getreten, so erfahren wir in der Einleitung, sie waren das einzig katholische Volk (die salischen Franken Chlodwigs sind natürlich Franzosen!), und gleich wie die

Kirche das geistige Werk aufbaute, so Frankreich das weltliche. Unsere armen Ottonen, Salier und Hohenstaufen, unser armer Heinrich III., IV., V., Friedrich I., II., unser ganzes Mittelalter sind nichts; „car tout le passé de l'Europe peut être compris sous deux mots: la France et l'Eglise." (I. S. 9.) Unsere ganze Gelehrsamkeit war in finsterm Irrthum befangen, wenn sie von einer Eroberung Galliens durch die Franken sprach; es war nichts weiter, so werden wir (I. S. 27) belehrt, als: ein Haufe Soldaten ging zum Christenthum über, und in Folge dessen ward ihr Führer zum Haupt der katholischen Militärmacht gewählt. Auch unsern Karl den Großen büßen wir ein, und die Gränzen seines Reichs, die wir bisher in thörichter Einfalt immer für eine deutsche Errungenschaft hielten, werden (I. S. 63) als „frontières de la France" genannt. Solch capitaler Unsinn darf unsere deutschen Leser nicht befremden, noch beirren; denn wer die französischen Geschichtschreiber, Jules Michelet nicht ausgenommen, über jene ältesten Zeiten nachgelesen hat, der weiß, daß man in Frankreich — wenn es nur der lieben Eitelkeit wohl thut — vieles der Art sagen darf, ohne deßhalb nach Charenton zu kommen.

Die Verfasser der Histoire parlementaire beweisen bei vielen Anlässen, daß sie es trefflich verstehen historisch zu sondern und den Kern der Thatsache scharf hervortreten zu lassen; es verläßt sie diese Gabe selbst da nicht, wo ihr schroffer Parteigesichtspunkt ihnen den einfachen klaren Hintergrund zu verdüstern droht. Mit jener socialistischen Tendenz und jener gränzenlosen Anbetung der französischen Nationalität verbindet sich bei ihnen das politische System von Jean Jacques Rousseau, wie es sich in seiner zurückstoßendsten Gestalt durch Robespierre und St. Just ausgebildet hat. Alle Züge des terroristischen Wesens, die metaphysische Kälte, die durchdingende, rücksichtslose Consequenz, das unverrückte, zähe Festhalten des leitenden Grundprincips tritt uns hier ebenso grell und in demselben Ton der Unfehlbarkeit entgegen wie in den berufensten Reden des Convents, und manche Stellen erinnern lebhaft in Form und Ton an die Producte des „apokalyptischen" St. Just. Den Zorn gegen jeden individuellen Willen und die fanatische Begeisterung für Centralisation theilen die Herausgeber mit den consequentesten Terroristen. Die Gegensätze der Schreckenszeit, Föderalismus und concentrirende Einheit, spüren sie allenthalben auf; mit Stolz wird die französische Nation (I. S. 5) als die Vollendung der alles verschlingenden einheitsvollen Gewalt gepriesen und Deutsch-

land bitter verhöhnt, weil es seit Jahrhunderten das Gewicht der individuellen Vernunft anerkenne (B. 10. S. XII), und schadenfroh ausgerufen: „Was thut das edle Germanien? Statt zu erfinden häuft es Materialien auf; statt zu glauben zweifelt es; statt zu handeln redet es!"

Die Verfasser sind also Jacobiner, und eine Regierung die in der Art des Wohlfahrtsausschusses alle Kräfte des Landes concentrirte und jeden individuellen Willen erdrückte, wäre wohl ihr Ideal; der Schrecken der zur Noth ein bißchen humaner sein dürfte als der von 1793, ist als politisches Mittel in ihrem wiedergeborenen „ächt socialen" Staate wahrscheinlich nicht ausgeschlossen. In dem ganzen Gebiete historischer Anschauung findet sich nur Eine Erscheinung, die sich rühmen kann durch ein geistiges und innerliches Band alles Aeußere umschlungen und zu einem Ganzen verschmolzen zu haben — die Kirche. Unsere Verfasser fühlen das, und ihre warme Bewunderung für das was sie Katholicismus nennen, ihr Haß gegen alles Protestantische entspringt zunächst aus jenem obersten Princip einer centralisirenden Weltmacht; daß sie dogmatisch und geistig mit der katholischen Kirche nichts gemein haben, sondern mit ihrem etwas Rosseau'schen, etwas St. Simonistischen Anstrich, ihrer Voltairisch modernen Aufklärung, an die sich wieder Reminiscenzen aus Lamennais anknüpfen, außerhalb jeder existirenden Kirche stehen, hat nichts Auffallendes, wenn wir sie uns im stricten Sinne des Wortes als Jacobiner vorstellen. Es gehört das zu den interessanten Erfahrungen in den jetzigen französischen Zuständen, dieses Suchen und Sehnen nach einem bestimmten innerlichen Etwas, dieser Rückfall in alle Abwege religiösen, oft irreligiösen Glaubens, seit ihnen der ächte Glaube verloren ging, dieses Schweben und unsichere Tappen zwischen kahlem Deismus, kirchlicher Orthodoxie, Rationalismus, Pantheismus u. s. w.; die antikirchliche Regung hat ihr Ziel gefunden, selbst der politische Radicalismus hat sich allmählich an der früher verschmähten Kirche einen Verbündeten gesucht, und höchstens die Leute vom Constitutionnel wärmen noch von Zeit zu Zeit ihre Voltairisirenden Gerichtchen unerschütterlich auf. Als Ersatz dafür kommt dann freilich manch seltsame religiöse Lucubration zu Tage, und die babylonische Verwirrung ist darin noch so groß, daß die meisten der Neophyten nicht einmal dazu gelangt sind ihre wahre Stellung zu dieser oder jener Kirche richtig aufzufassen. Auch die Verfasser der histoire parlementaire sammt ihren Anhängern sind in

diesem Falle; sie halten sich für glühende Verehrer der katholischen Kirche und doch hat die letztere allen Grund, in kirchenrechtlicher und dogmatischer Beziehung solchen Anhang weit von sich abzuweisen. Sie schwärmen für Huß (B. 9. Préf.) und preisen doch die dogmatische Einheit der Kirche die seine Lehre verdammte; sie kämpfen gegen Materialismus, erklären sich zu wiederholtenmalen für eifrige Spiritualisten, und doch wird bei ihnen im Grunde die Religion die dienende Magd des neuen Socialstaates; sie werfen auf Deutschland als auf das „classische Land des Pantheismus" einen salbungsvollen Seitenblick (B. 9. S. 128) und doch ist es schwer zu sagen wo zwischen ihrer Religion und einem sehr dürren, armen Pantheismus die eigentliche Gränze liegt. Sie rühmen oft und laut die Wirkungen der compacten, einheitsvollen Kirche, und doch werfen sie den unbeeidigten Priestern vor, daß dieselben ihre Kirche nicht aufgeben wollten; ja sie schließen mit dem bittern Vorwurf: in der Reihe christlicher Märtyrer während der Revolution suche man vergebens nach Geistlichen.

Trotz jenen feurigen Protestationen spiritualistischer Gesinnung sind die feinsten Fragen des religiösen und sittlichen Lebens bisweilen mit einer Plumpheit und Trivialität aufgefaßt deren sich die Koryphäen des revolutionären Materialismus nicht zu schämen brauchten, und der Radicalismus in Philosophie und Religion feiert hier bisweilen Triumphe, in denen man die eifrigen Schüler der terroristischen Muster sehr treu wieder erkennt. Wenn die Herrn Roux und Buchez (B. 30. S. IV.) den Wittenberger Reformator hart angreifen, weil seine Lehre vom freien Willen eine Concession an die Privilegirten sei und seine Theorie von der Gnade Aristokratismus enthalte, wenn sie daraus die feine Consequenz ziehen, die Völker lutherischen Glaubens seien deßhalb „liberalen Ideen" am unzugänglichsten, so können wir darin nichts anderes sehen als eine erweiterte Folge der revolutionären Tollheiten von 1793, wo man sich dem Begräbnisse einer Protestantin widersetzte, weil sie schon in Folge ihres Protestantismus geborene Aristokratin sei!*) Patriarch zu dieser Lehre ist Robespierre, wenn er sagt: L'idée de l'être suprême et de l'immortalité de l'âme est un rappel continuel à la justice; elle est donc sociale et republicaine, und wir finden, daß die Herausgeber sich an dieser Sorte sogenannter Religion herzinniglich erbaut haben. Robespierre gebraucht

*) Monit. 1793 12 Frim.

jene Worte an dem Tag, wo er das Dasein des höchsten Wesens decretiren läßt. Wir haben von der deutschen Gründlichkeit und Tiefe bessere Begriffe und glauben, selbst die jüngste Schule unsrer terroristischen Materialisten, die uns jetzt mit Tractätlein überschwemmt, wird dergleichen Speculation ordinär finden.

Nur unsre Herausgeber, ihre zahlreichen Freunde und ein Theil ihrer Landsleute fühlen nicht wie ganz von der Oberfläche geschöpft ihre Religion ist; wenige Zeilen, nachdem sie uns ein Ding gaben das dem Robespierre'schen Synkretismus von Gott, Natur, Vernunft ähnlich sah wie ein Ei dem andern, greifen sie Hobbes und den Materialismus an, ereifern sich über die Gironde, Danton, Hebert und die ganze Schaar Voltairischer enfants perdus in der Revolution, und sind dabei immer in der besten, naivsten Meinung, für das Christenthum die Feder zu führen. Diese Genügsamkeit des religiösen Bewußtseins ist auffallend — selbst bei Franzosen; aber schon daß sie vorhanden ist bietet Stoff zum Nachdenken genug. Diese Begründer des socialen Staates mit ihrer Schwärmerei für die Kirche, ihrem Fanatismus für Centralisiren aller geistigen und sittlichen Kräfte sind wirklich mit dem zufrieden was ihr terroristisches Ideal am 18. Floréal als Grundprincip jeder Religion aussprach*); das beweist die allgemeine Grundlage ihres Systems, beweist ihre Argumentation in religiösen Dingen, beweist endlich der Maaßstab den sie bei Beurtheilung von Charakteren stets vorwalten lassen.

Der jacobinische Standpunkt der Verfasser verlangt natürlich eine Apologie des Terrorismus; daß die gegeben werden soll läßt sich schon äußerlich wahrnehmen. Das Jahr 1793 und 1794 bis zum Thermidor umfaßt von den vierzig Bänden allein zwölf, während die ganze Zeit nach dem 18. Brumaire bis zum Jahr 1815 in etwas mehr als zwei Theilen abgethan wird. Unter dem Consulat und Kaiserreich ist nun freilich für eine „parlamentarische" Geschichte wenig zu suchen, allein die Vorliebe für die Schreckenszeit und der Wunsch hier auch nicht das Geringste verloren gehen zu lassen, ist wohl bei den Herausgebern das wesentlichste Motiv. Die Reden Robespierre's werden mit frommer Sorgfalt bisweilen noch breiter und gedehnter mitgetheilt

---

*) Ce n'est ni comme metaphysiciens ni comme théologiens que vous devez les envisager: *aux yeux du legislateur tout ce qui est utile au monde et bon dans la pratique, est la vérité.*

als sie schon der Moniteur gibt; die hinterlassenen Papiere der Terroristen werden ganz ausführlich abgedruckt, jedes Blättchen Papier wird von den Herausgebern mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit aufbewahrt; wir können ihnen dafür Dank wissen, da alles was sie hier bieten authentisch ist, und die Motive, weßhalb sie es geben, der historischen Ergründung gleichgültig sein können. Sie klagen bitter (B. 7. S. 44) daß der Moniteur in den ersten Jahren gegen Robespierre parteiisch sei und seine Reden — gar häufig seltsames Gewäsch — nicht ganz in extenso bringe; sie rächen sich dafür auf eine eigenthümliche Weise, indem sie Mirabeau's Meisterstück, seine Vertheidigungsrede vom 2. Oct. 1790, auslassen und mit ein paar dürftigen Bemerkungen in zwei Zeilen abfertigen (B. 7. S. 336). Als Entschädigung dafür erhalten wir (B. 8. S. 97) den ziemlich entbehrlichen Briefwechsel zwischen Robespierre und den Deputirten von Avignon, anderer Fälle ähnlicher Art nicht zu erwähnen!

Der eigentliche Rechtfertigungsversuch des Terrorismus wird in den Bericht der Thatsachen geschickt verflochten. Neben grell einseitigen Ausbrüchen des Parteigesichtspunktes sind hier manche treffende und wahre Urtheile zu finden. Die einleitende Uebersicht der Ursachen der Revolution wird etwas kurz abgethan, auch der Inhalt der Cahiers in äußerst gedrängter Weise zusammengefaßt, dagegen die sociale Seite der Revolution um so sorgfältiger beachtet. Richtig wird nachgewiesen daß es die Bourgeoisie war von der die ersten Bewegungen ausgingen; die meisten von ihnen huldigten Rousseau's Theorien und ihre Cahiers waren wieder nichts anderes als eine Ausführung dieser Theorien; die neue Ordnung der Dinge, wie sie das Jahr 1789 schuf, war dann nur die praktische Anwendung der Cahiers. Was die Herausgeber hier bemerken ist um so eigenthümlicher, je weiter sie entfernt sind von der weihrauchstreuenden Bewunderung der ersten Nationalversammlung. Sie, die Socialisten, hassen natürlich den besitzenden Mittelstand, ihnen sind die hochgepriesenen Resultate des 14. Julius, die Schöpfungen Lafayette's und Bailly's nichts anderes als Versuche einen despotisme bourgeois zu begründen; der ganzen Bürgerclasse wird Egoismus Schuld gegeben und sie nicht mit Unrecht getadelt daß ihre Vertreter, die Männer der Constituante, es so schlecht verstanden eine kraftvolle, tüchtige Regierung zu organisiren. (B. 6. S. IX.) Die meisten von ihnen, bemerken sie sehr gut, flüchteten sich in die Lehre von der Souveränetät des Volkes und doch hatte man weder genau definirt was Sou-

veränetät, noch was Volk sei. Einer solchen Beurtheilung der ersten Epoche der Revolution sind die Einleitungen mehrerer Bände gewidmet.

Wo die Verfasser sich hier aussprechen, stehen sie auf dem Boden der Geschichte; sie haben sich in diese Zeit und in das Wesen der revolutionären Partei so hineingelebt, daß kaum Desmoulins, Brissot oder Robespierre schärfer und treffender den jacobinischen Maaßstab an die Arbeiten der Constituante anzulegen vermöchten. Nur bei Personen begegnet ihnen dasselbe, was der jacobinischen Presse von 1789 und 1790 begegnet ist: auch hier wird mit aller unbeugsamen Strenge und trostlosen Beschränktheit ihr Parteiinteresse zur Scala des Verdienstes gemacht, und die alte jacobinische Abneigung gegen jedes hervorragende Talent haben die Herrn Buchez und Roux nicht überwältigen können. Während sie den mittelmäßigen Robespierre zum Helden machen, dem jungen Journalisten Loustalot mit warmer Theilnahme ein schönes Wort der Erinnerung nachrufen (VII. S. 79), wird Mirabeau mit schlecht verhehlter Abneigung und jener affectirten Kälte behandelt, die auch ihr Ideal Robespierre bei jedem überlegenen Kopfe anzuwandeln pflegte. Barnave wird (VIII. S. 75) als unwissend, sophistisch, als süffisanter Rhetor bezeichnet und Mirabeau hart angelassen, weil er durch Assignaten Frankreich retten wollte, und nicht durch sociale Theorien (VII. S. 235). „Um auf das neue ökonomische System einzugehen, um eine Revolution durchzuführen die noch durchzuführen ist, mußte man die Arbeit als einzige Quelle des Reichthums annehmen, und die Moral als Bürgschaft der Arbeit.“ Wie dieß durchzuführen sei, sagen uns die Herausgeber nicht, sie beschränken sich auf diese kurze Andeutung ihres socialistischen Glaubensbekenntnisses.

Je näher wir der Schreckenszeit kommen, desto sichtbarer tritt der apologetische Zweck des Werkes hervor; wurde die Constituante getadelt, Mirabeau und Barnave verächtlich abgefertigt, so mußte man die Gironde vernichten, damit sich der Jacobinismus in um so größerer Glorie erheben könne. Unsre deutschen Sophisten könnten hier eine tüchtige Schule durchmachen; denn wahrhaftig die Herausgeber bleiben in der Kunst das Schwarze weiß zu machen hinter den geübtesten ihrer Landsleute nicht zurück! Hören wir, wie dem Mord des Königs und dem Sturz der Girondisten präludirt wird. „Das französische Volk, heißt es (B. 25. Préf.), ist ein christliches, folglich muß der Gedanke der Einheit und der brüderlichen Gleichheit dasselbe durch-

dringen; folglich muß es alle Hindernisse, die dieser brüderlichen Einheit und Gleichheit entgegenstehen, wegräumen; wer entgegen handelt, muß demnach fallen als ein Hinderniß des nationalen Fortschrittes." Damit ist Ludwig XVI. abgethan. Aber auch die Girondisten stehen der nationalen Entwicklung im Wege. Neben manchem ganz treffenden Vorwurf (B. 26. S. VI) wird ihnen nachgesagt, sie hätten stets nur den eignen Vortheil im Auge gehabt; die widersinnigsten Invectiven des Jacobinerclubs werden als Wahrheit gepriesen (Bd. 22. S. 306) und drei ausführliche Einleitungen (B. 25. 26. 27) zur Anklageacte gegen sie benutzt. Heftiger und feindseliger sind die Girondisten vor dem Revolutionstribunal nicht angegriffen worden als durch die Herausgeber der Histoire parlementaire geschieht (B. 28 S. 145 f.), und mit schneidenderer Kälte als die Herren Buchez und Roux hat sie kaum der Ami du peuple zu Grabe geleitet. Was sie in der Einleitung zum 27. Bande sagen, ist höchstens eines Jacobiners aus Robespierre's Schweif würdig und erinnert an die ordinären Verdächtigungen des Triumvirats. Es ist das banale Geschrei von Dumouriez und der Verbindung mit dem Ausland; dieselben Männer, deren subtile Dialektik für Robespierre's Schreckenssystem eine Rechtfertigung findet, machen den Girondisten ein Verbrechen aus ihren Drohungen gegen die Freunde der Anarchie. Denn, fragen sie, wer waren die Anarchisten? Es war die große Mehrheit der Nation. Man kann daher nicht zweifeln, setzen sie mit ächt jacobinischer Dialektik hinzu, daß die Girondisten noch mehr Blut vergossen haben würden, als nach ihnen geschehen ist! —

Um denn alles auch fruchtbar zu machen für die unmittelbare Gegenwart, wird an die Anklage der Girondisten eine heftige Invective gegen die Eklektiker, die modernen Girondisten, gegen die Lehre vom Ich und die Anhänger der individuellen Vernunft angeknüpft (B. 28 Préf.). Natürlich wird der „Aristokratismus Deutschlands und Englands" seinem Ursprung nach auf diese Lehre zurückgeführt, Jules Michelet abgefertigt, Martin Luther abgekanzelt, und wahrscheinlich nur der Unkenntniß der Verfasser hat es der selige Fichte zu danken, daß er nicht auf der schwarzen Liste obenan figurirt. Was dann über Protestantismus und Katholicismus gesagt wird, jenen anzuklagen, diesen zu preisen, wird bei den Protestanten Lächeln, bei den Katholiken Aerger erregen; wenigstens haben diese allen Grund dazu, sich für solche Freunde höchlich zu bedanken. Schon der Panegyricus

auf Lamennais, als auf einen „ächten Katholiken," wirft auf die Kirchlichkeit der Herausgeber ein eigenthümliches Schlaglicht; wer noch im Unklaren ist, den können die Blasphemien in der Einleitung zum 29. Band sattsam belehren. Dort wird uns gesagt, was seit den letzten Jahrhunderten die reinste sociale Erscheinung auf dem Gebiet des Christenthums gewesen sei — das Jahr 1793.

Damit stimmt gut zusammen die warme Verehrung, welche die Verfasser für die ganze Maschinerie des Terrorismus empfinden. Die Gräuel von Lyon und Nantes durch Hebertisten vollzogen, werden auch nur diesen zugerechnet: Robespierre ist darüber untröstlich, sein Mordsystem ruht rein auf „moralischen Grundlagen." Der Vandalismus und der atheistische Wahnsinn ist abermals Werk der Hebertisten; Robespierre's armselige Naturreligion wird als ein kühner, gewaltiger Schritt, als eine tief gefühlte Bekehrung zum „Glauben" gepriesen. Das ist französisch, ächt französisch; auch Herr Thiers findet in Robespierre's Religiosität „des idées vraiment grandes et morales" und beide Parteien, der schmiegsame Provençale wie diese starren Jacobiner, sind innig erbaut von einer schändlichen Komödie, wie das Fest des „höchsten Wesens" war. Robespierre wird nur deßhalb getadelt, daß er sich im rechten Moment zurückzog, statt auch den letzten Rest seiner Gegner zu vernichten; es wird ihm mild vorgeworfen, er sei zu sehr Idealist und Mann der Theorie gewesen (B. 33. S. 20) um „praktisch" eingreifen zu können; seine „Ehrlichkeit und die Moralität seiner Ueberzeugung" war Schuld, daß die praktischeren Gegner ihn am 9. Thermidor überholten (B. 33. S. X). Der gute Mann begnügte sich im Jacobinerclub zu wirken um dort auf „die Erhöhung des moralischen Gefühls zu wirken" (B. 33. S. 5) und während dem kamen ihm die Hebertisten zuvor und bereiteten die fürchterlichen Schlächtereien, die man unter dem Namen der „grandes fournées" kennt, und die natürlich Robespierre nur mit Indignation ansah.*) So überraschte man den braven Mann; noch ehe er Zeit gehabt hatte seinem moralischen Unwillen durch eine Anzahl Bluturtheile Luft zu machen, spielten die Schufte von Thermidorianern ihm das Prävenire und der „reinste Charakter der Revolution" unterlag! —

Als Proben der revolutionären Dialektik mag das hinreichen; wir haben nicht Lust, die ganze schamlose Rechtfertigungsrede für Ro-

---

*) „Son âme était profondement ulcérée" heißt es B. 33. S. 182.

bespierre (B. 36. S. 5 ff.) einzurücken, oder von den begeisterten Exclamationen etwas mitzutheilen, in welchen die Terroristen als Helden der Moral und Humanität gepriesen werden (B. 29. S. 3. und B. 28. S. 143); es reicht hin zu wissen daß es in Frankreich eine Partei gibt, die wahnsinnig genug ist auf solche Lehren ernstlich den Gedanken einer socialen Reform zu basiren, und daß sie diese Lehren mit allem Apparat von Gelehrsamkeit, Beredtheit und Advocatengewandtheit zu verbreiten sucht. Die Souveränetät des Volkes und was daran hängt, wie es in der Revolution zur Erscheinung kam, ist „nur eine Uebertragung der Lehre von der Souveränetät der katholischen Kirche" (B. 40. S. XIII) und alle Gräuel der Zeiten von 1793 und 1794 sind nichts als eine „Folge von dem Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts und der Art Philosophie, die vom Adel damals gehegt und verbreitet worden war." Die Herren Herausgeber der histoire parlementaire sind äußerst moralisch; sie reden nie ohne tiefen Unwillen von dem gottlosen und liederlichen Anhang Dantons, aber Marat, der Mann des Ami du peuple findet Gnade vor ihren Augen; auch Marat war ein braver Mann und „hatte stets das Gute vor Augen." (B. 10. S. 236). Sapienti sat!

Mit dem Untergang des Terrorismus mindert sich das Interesse der Herren Verfasser sichtlich; eine trübe, pessimistische Grundansicht geht durch den jetzt sehr gedrängten Bericht der Thatsachen hindurch. In fünf Bänden wird uns die ganze übrige Zeit von Robespierre's Sturz bis zur zweiten Rückkehr der Bourbone vorübergeführt; die Herausgeber lassen sich jetzt weniger als sonst gehen und beschränken sich auf Hervorhebung des Nothwendigsten. Einen gewichtigen Vorzug vor allen andern Büchern über diese Zeit hat die Histoire parlementaire bei Bonaparte's Geschichte; einen Vorzug, den wir der consequenten Starrheit ihres jacobinischen Gesichtspunktes verdanken. Wer in Frankreich hat nicht sich und andern den klaren Blick in die bonapartistische Zeit durch rhetorischen Prunk, sophistisches Verhüllen und emphatische Bewunderung nach Kräften zu verdüstern gesucht? Wir wollen von Bignon nicht einmal reden, aber haben nicht selbst Liberale der Constituante, exjacobinische Conventsmitglieder der lieben Nationaleitelkeit hier recht geflissentlich gefröhnt, und sie, die lorbeerreichen Herolde der Freiheit, einen Dithyrambus angestimmt zu Ehren des corsischen Despotismus? Unsere Herausgeber, wenigstens von Einer rühmenswerthen Consequenz, sind auch hier Jacobiner, und geben in

Thatsachen, Actenstücken, Uebersichten ein ganz anderes Bild von dem gepriesenen Glanze der kaiserlichen Zeit, als es die meisten ihrer Landsleute gewollt und gekonnt haben. Müssen wir nicht in allen französischen Geschichtswerken die nationale Erhebung Deutschlands als ein Verbrechen gebrandmarkt sehen, nennt nicht, um den Matador bonapartistischer Geschichtschreibung anzuführen, Bignon*) unsere Schill, Dörnberg, Braunschweig u. s. w. „des brigands," und hat nicht selbst Thibaudeau, das alte Conventsmitglied, der so lang Deutschlands beste Gastfreundschaft genossen, sich gewaltig darüber ereifert daß die Deutschen den wunderlichen Einfall hatten, wieder deutsch sein zu wollen? Unsre jacobinischen Herausgeber geben sich hier keine Blöße; sie erkennen nicht nur die Gerechtigkeit unsrer nationalen Erhebung an, sondern sie fügen auch über Bonaparte's Verhältniß ein so wahres und treffendes Urtheil bei, wie es schwerlich bei einem andern französischen Geschichtschreiber gefunden werden möchte. Napoleon, sagen sie, hätte die Gefahr ahnen sollen, die schon 1810 aus der nationalen Stimmung in Deutschland entsprang. „Aber der Kaiser trotz der Erfahrung der Dinge die in Spanien geschehen verachtete die Völker; er sah in Europa nichts als die Höfe" (B. 39. S. 320).

Damit beschließen wir diese Andeutungen. Ein Buch, von solchem Inhalt, solcher Tendenz, dessen Verfasser zudem als Organ einer mächtigen gefährlichen Richtung sprechen, durfte nicht ignorirt werden; Inhaltsanzeige und Kritik des Materials reicht zur Kenntniß eines solchen Werkes lange nicht aus; aber dazu genügt es vielleicht manche junge Deutsche, wie sie kürzlich in von der Schweiz aus verbreiteten Pamphleten unbesonnen und frech genug sich hinstellten, darauf zu weisen, welchen Hintergrund die Fahne hat, mit der sie handthieren wie Knaben die nicht wissen was sie reden.

F. C. Dahlmann.

Geschichte der englischen Revolution.

(Allgm. Ztg. 16. Mai 1844 Beilage Nr. 137.)

Wenn Dahlmanns dänische Geschichte mehr dem kleinern Kreise ernster Leser eine tüchtige und ansprechende Belehrung gewährt, so

*) Hist. de France. VIII. p. 232.

dürfen wir seiner Geschichte der englischen Revolution ein weit ausgedehntes Lesepublicum und einen lauten Beifall aller Gebildeten unsres Volks als Prognostikon stellen. Wenig Stoffe von der Wichtigkeit und dem fesselnden Zeitinteresse, wie der angeführte, haben noch eine so tüchtige und gediegene, und dabei, was so selten in Deutschland, eine freiere und überlegenere Behandlung gefunden. Dahlmann hat Recht, wenn er bei den englischen Historikern der Revolution Parteigeist, bei den Deutschen die Mattherzigkeit rügt; er gerade durfte uns den Vorwurf mit vollem Recht machen, denn noch wenige Geschichtschreiber unter uns haben sie so frisch und männlich überwältigt, wenige gegenüber einer so großen und mächtigen Aufgabe sich in so selbständiger Höhe gehalten.

In der großen Reihe unserer geschichtlichen Erzeugnisse können wir nicht viele nennen, in denen ein Stoff von so ungeheurer Masse des Details in eine so prägnante Kürze zusammengedrängt, alles Eingehen auf reizende Abwege so glücklich vermieden ist, um eine der gewaltigsten Begebenheiten der Geschichte in einem großen treuen Abbild aus einem scharfen Guß hervortreten zu lassen. Hier ist kein lästiger Schulstaub, kein Notenwust, kein mühseliges Arbeiten bei der Lampe, wie unsere Darsteller es den Leser gern mitgenießen lassen; von Anfang bis zu Ende wird man nirgends an die leidige Bücherwelt erinnert, wir fühlen, es ist die Frucht langjähriger tiefer Studien, die aus dem Gährungsproceß geläutert als fertiges Ganzes uns geboten werden. Und wie der Inhalt aus dem rohen Material als reine abgeschlossene Schöpfung uns vor Augen tritt, so ist auch die Form von jener Freiheit und Sicherheit, wie sie nur festen durchdachten Gestaltungen der historischen Betrachtung eigen sein kann. Dahlmann hat sich in diesem Buch denjenigen unter den antiken Historikern zu nähern gesucht, die uns in scharfen hellen Umrissen den innern Zusammenhang hochwichtiger Ereignisse zusammengedrängt haben, und zugleich nimmt er aus der philosophischen Schule moderner Geschichtschreiber, die von den Engländern ausgehend durch Spittler zu uns verpflanzt worden sind, den unverrückten Hinblick aufs Leben und die Anspruchlosigkeit des ächten Pragmatismus in seine Darstellung herüber; es weht uns die schlichte nüchterne Einfachheit antiker Lebensbetrachtung überall an, und doch fühlen wir zugleich den Kern der Ereignisse in den Kreis der modernen Anschauung hereingezogen.

In diesem präcisen durchsichtigen Zusammendrängen des thatsäch-

lichen Stoffes wird man überall den ernsten männlichen Geist, der sich sein Leben lang an Betrachtung menschlicher Zustände geschult hat, leicht erkennen; schon die Zeichnung der einzelnen Charaktere mit jener wohlthuenden Frische und Bestimmtheit bildet einen trefflichen Gegensatz zu den Verirrungen moderner, oft manierirter Künstelei. Da ist nirgends Genremalerei und Auspinseln einzelner Partien im niederländischen Styl, überall scharfe kräftige Zeichnung im Großen; nirgends das sentimentale Decoriren kleinlichen Details, allenthalben der ruhige unbestochene Sinn der gereiften historischen Betrachtung. Einfacher als mit den Worten: „Elisabeth hatte alle Leidenschaften ihres Vaters, seinen Hochmuth, seine Sinnlichkeit geerbt, dazu ein reichliches Maaß von der Unliebenswürdigkeit ihres Großvaters, allein nach den wildesten inneren Kämpfen trug bei ihr mit wenig Ausnahmen der Staat den Sieg davon" — einfacher als mit diesen Worten läßt sich die Größe und Schwäche der jungfräulichen Königin kaum zeichnen; auch über die letzten Stuarts zweifeln wir ob treffender und gedrängter geurtheilt worden ist als hier. Die psychologische Nüancirung erhebt sich an einzelnen Stellen zur feinsten historischen Kunst, an andern zur erschütternden Würde, und man fühlt sich tief berührt, wenn es von dem unglücklichen verlassenen Karl I. heißt: „Karl stand, wie der alte Lear zwischen seinen hartherzigen Töchtern Regan und Goneril, so zwischen England und Schottland." Oder wie schön und mit welcher Schärfe ist Cromwell „der phantastische Heuchler" von Monk „dem prosaischen Heuchler" getrennt; wie trefflich ist über Cromwell in den einen Worten das Gewichtigste zusammengedrängt: „Während über seiner starren Leiche sich die lauten Stimmen der Schmähung und der Bewunderung kreuzten, mußten stillere Gemüther darüber erstaunen wie die Zeit sich ihren Mann zu wählen und aus rohem Stoff fertig zu schmieden weiß."

Die objective Kunst, auf die Wirkung der Unmittelbarkeit der Thatsache das meiste Gewicht zu legen, herrscht in Dahlmanns Buch vor; er hat es sich dabei nicht versagt das Persönliche und Individuelle da hervortreten zu lassen wo der Stoff selbst ein Eingreifen der Subjectivität des Darstellers erfordert. Sein subjectives Urtheil ist unbefangen und von jeder schiefen Richtung der Parteileidenschaft frei; aber auch die gemachte künstliche Kälte der historischen Blasirtheit, die sich bisweilen für Objectivität ausgibt, liegt seiner Auffassung fern. Ohne eigentlich politische Tendenz bildet eine staatsmännische Idee in

ihrem organischen Verlauf den Hintergrund der Darstellung, und an einzelnen, wenn gleich wenigen Stellen, tritt die politische Betrachtung des Verfassers in ruhigem und entschiedenem Ton hervor. Die englische Revolution wird in ihrer Quelle bis in die frühesten Grundlagen des socialen und politischen Englands zurückverfolgt, die Geschichte des Hauses Tudor von ihrer staatsgeschichtlichen Seite her mit hinein verflochten, und das Ganze als ein Entwicklungsproceß dargestellt, der erst nach Jahrhunderten innerer Gährung seine rechtliche Lösung in Befestigung volksthümlicher Institutionen gefunden hat. „Wer an der französischen Nation verzweifeln möchte, weil sie nach ihrer großen Umwälzung vor nun bald zwei Menschenaltern noch immer keine Ruhe wiederfinden kann, dem soll man vorhalten daß das englische Volk zwei Jahrhunderte brauchte um die seine zu vollbringen, ihre Früchte zu sammeln und von ihr zu genesen." Eine Ansicht, deren tiefe Wahrheit an verschiedenen Stellen hervorbricht und sich allem Künstlichen, dem Treibhaus Entlehnten in der Entwicklung eines Staatslebens streng entgegensetzt. So wird Monk, „dessen Hand keine einzige der streitigen Verfassungsfragen erledigt dem zurückkehrenden Königsgeschlecht entgegenhielt, vor ein strenges historisches Gericht gestellt; selten hat die Vorsehung in eine sterbliche Hand soviel Entscheidung gelegt als in die seine, aber „er hatte sich ein gemeines Lebensziel gesteckt, denn er kannte so gut wie einer die Gier dieser fürstlichen Geschlechter, bei welchen Genughaben soviel heißt als darben", und doch war sein Rath in einer Form ertheilt „welche dem verderblichsten der Vorurtheile huldigte, als sei die Herstellung einer Krone und einer weisen Regierung einerlei" (S. 284). Den Erfolg läßt uns die Darstellung in ernsten Worten ahnen; wir sehen mit Augen wie Karl II., von dem Jauchzen der Menge betäubt, die Frucht der Erfahrung aus der Geschichte seiner Väter vergißt. „Mit den Fetzen der Freiheitsbriefe, welche die Tudors übrig gelassen, hoffte er schon fertig zu werden. An das blutige Haupt seines Vaters dachte man nirgends seltener als in Whitehall, wo es gefallen war."

Die letzten Abschnitte, die Zeit der beiden letzten Stuarts enthaltend, reihen sich an gedrungener Kraft und spannendem Interesse der Darstellung dem Besten an was wir in der deutschen historischen Literatur besitzen. Die Bethörung dieser äußersten Zeiten, der klaffende Zwiespalt zwischen König und Volk, die Verblendung auf dem Thron und das Unterwühlen von unten sind in lebendigen Zügen

zusammengedrängt; wir sehen diese letzten Stuarts ihrem Untergang entgegeneilen, im Hintergrund den ernsten kalten Oranier das Werk der Zukunft vorbereiten. Karl II., der Mann „der nie in seinem Leben etwas Ungehöriges gesprochen, nie etwas Weises gethan hatte", dessen schlaffe Seele, bei vieler Schärfe des Geistes, stets jeder sittlichen Anstrengung fremd war, Jacob II., der ängstliche gewissenhafte Convertit, „der drei Kronen um eine Messe hingegeben", ihre Umgebung und die Kräfte des Widerstandes sind vortrefflich gezeichnet; nicht minder der große Oranier, der in schlichten drei Worten den Lords den Aufbau einer neuen freien Staatsverfassung ankündigt, und in seinem ersten Erscheinen die Wahrheit kund gibt daß kein Wilhelm der Eroberer übers Meer gekommen sei, wie vor 622 Jahren. Schön heißt es von ihm (S. 377): „Der Oranier hatte von Jugend auf die Herrschaft im Auge, wenn je einer sonst, über edle Leichen war sein Fuß hinweggeschritten, aber er dachte groß von den Beherrschten."

Am Schluß faßt Dahlmann die Lösung der großen Frage zusammen. Trefflich wird bei den Verhandlungen über die neue Ordnung der Dinge hervorgehoben wie sich von dem Klopfgefecht von Rabulisten und Pedanten ein Kampf unterscheide, in welchem innere Beweggründe die einzelnen Gemüther erfüllt und aufgeregt haben. Es wird gezeigt was gegeben war und was noch zu geben übrig blieb; manches hat erst die jüngste Vergangenheit gebracht, wozu Wilhelms III. Zeit uns die ersten Grundlagen gelegt. Mit treffender Beziehung heißt es da: „Ebenso war es mit der Preßfreiheit beschaffen, welche unsere politische Kinderwelt auf ihrem Weihnachtstisch finden möchte; sie schlug langsam Wurzel unter dieser Regierung, seit die Censurvorschriften nicht ferner vom Parlament bestätigt wurden, allein es verging noch ein volles Jahrhundert, ehe der aufstrebenden öffentlichen Meinung ein hinlänglicher Schutz der Gerichte zuwuchs." Mit einem herrlichen Lob des Oraniers, der noch früher als Cromwell über seinem Bau hinwegstarb, dessen Werk aber nicht der Zerstörung, sondern dem Lob aller edleren Herzen anheimfiel, schließt die Darstellung: „zum Thron nicht geboren, heißt es von ihm, trug er das königlichste Lob davon, denn ihm verdankt England seine Freiheit, soweit Freiheit verliehen werden kann, und Wilhelm hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker, so mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer scharfen Ecke hineingerückt,

daß wer in ihrer Nähe bloß die Augen schaudernd zuzudrücken und allenfalls ein Kreuz zu schlagen weiß, sich früher oder später daran den Kopf einrennen muß." Worte die einen tiefen Stachel im Gemüth zurücklassen! Möchte man sie in ihrem vollen Gewicht begreifen, und das Buch nicht nur flüchtige Leser sondern eine ernste aufmerksame Betrachtung finden. Es hat Anspruch darauf, denn noch wenige Erscheinungen unserer historischen Literatur haben in Form und Inhalt die Anschauung der Vergangenheit dem bewegten unmittelbaren Leben der Gegenwart so nahe gerückt als Dahlmanns Geschichte der englischen Revolution.

Die Correspondenz Kaiser Karls V.*)

(Allg. Zeitg. 16. u. 17. November 1844 Beilage Nr. 321 u. 322.)

Wir begrüßen diese Veröffentlichung als ein erfreuliches Zeichen jener liberalen Gesinnung, die sich nicht mehr ängstlich bedenkt die Quellen der Vergangenheit zur Benutzung unbeschränkt uns zu erschließen, und wir hoffen allmählich jene Scheu schwinden zu sehen, die es bisher noch sehr erschwert hat moderne Geschichte aus ihren unmittelbaren diplomatischen Quellen zu studiren. Der Herausgeber dieser Sammlung, Hr. Lanz, hatte ursprünglich die Absicht eine Geschichte Karls V. zu schreiben; die mächtig vordringenden Ideen einer reichen in rascher Umwälzung begriffenen Zeit, die großen Entwicklungen im gesammten Staatsleben, das Gegenstreben aller verschiedenen Kräfte, und dem gegenüber ein Mann mit umfassendem, unendlich thätigem Geist, reich an großen Ideen, unerschöpflich an inneren Hülfsmitteln, mit der zähesten Ausdauer, immer besonnen und überlegt, der alle jene ringenden Weltmächte sich und seiner Idee dienstbar zu machen sucht, bis er unterliegt — dieß großartige Lebensdrama wäre trotz allen seinen Schwierigkeiten für jeden lockend genug seine Kraft daran zu wenden. Indem sich Hr. Lanz die Quellen dazu zu schaffen suchte, ward ihm der unermeßliche Reichthum der zu Brüssel aufbewahrten

---

*) Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt, von Dr. Karl Lanz. Erster Band. 1513 bis 1532. Leipzig 1844.

Schätze erst klar; ein längerer Urlaub, den ihm die hessische Regierung 1842 und 1843 ertheilte, machte es ihm möglich aus diesem literarischen Potosi das Wichtigste mit Muße zu entnehmen.

Die Correspondenz des Kaisers, sammt den Instructionen, Memoires, Gutachten und Berichten seiner Diplomaten eröffnet einem das innerste Wesen der vielverzweigten weltumfassenden Politik; alle Triebfedern, Mittel und Tendenzen sind hier mit unverhüllter Offenheit dem Auge des Forschers dargelegt. Der Herausgeber hielt sich besonders an drei Sammlungen, deren gründliche Benutzung jedem künftigen Darsteller der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges unentbehrlich ist; zuerst an die Documens rélatifs à la réforme religieuse en Allemagne, die allein nahe an 100,000 Documente umfaßt, dann an die Collection des documens historiques, und endlich an das was die Bibliothèque de Bourgogne darbot. Die 281 Actenstücke die dieser erste Band endhält sind zum größten Theil neu; nur wo es der Zusammenhang erforderte oder die Ungenauigkeit der frühern Veröffentlichung rathsam machte, ist schon Gedrucktes neu abgedruckt worden. Die Zeit von 1513 bis 1532 umfaßt einen Wendepunkt der europäischen Entwicklung; über spanische, französische, englische, italienische Geschichten finden sich ebenso reiche und detaillirte Aufschlüsse wie über die deutsche und niederländische; wenn wir den Versuch machen in einer Uebersicht den wesentlichsten Inhalt durchzugehen, so ist es besonders unsere deutsche die wir dabei als leitenden Mittelpunkt festhalten.

Das Werk beginnt mit einer Reihe von Briefen welche des Vermählungsproject Karls V. mit einer französischen Prinzessin (1515) betreffen; das Project ist zwar gescheitert, aber die Verhandlung darüber gibt uns interessante Aufschlüsse über die Zeit, in welcher der kaum sechzehnjährige Karl zuerst die politische Bühne betrat. Die Herzensangelegenheit des jungen Fürsten wird darin mit derselben diplomatischen Trockenheit behandelt, wie die Frage über sein Lehensverhältniß zu Frankreich; aber das politische Verhältniß zu dem aufstrebenden französischen Reich neigt sich nach einer ganz andern Seite hin als nachher. Karl schrieb noch an seinen spätern Rivalen mit den kindlichen Worten: Monsieur mon bon père, und die Frage einer spanisch-französischen Allianz ward ernstlich debattirt; früh gewöhnte sich der junge Prinz, gleich bei seinem politischen Debüt, an den Gedanken das Centrum und den Schwerpunkt anderswo zu suchen als

in Deutschland, dessen Besitz damals noch in einiger Ferne lag. Die Keime des spätern Verhältnisses zwischen Karl und Franz I. ließen sich schon hier, selbst von dem scheinbaren Gebot gegenseitigen Vortheils, nicht zurückdrängen; man mißtraute sich schon damals, und mit lauernder Vorsicht suchte einer des andern innerste Gedanken aus der freundlichen Hülle herauszuspähen. Karls Politik zeigte alle Anlagen zu dem was sie später geworden ist; das Mißtrauen birgt sich noch hinter glatten Versicherungen der Freundschaft; bald scheint sie vieles zuzugestehen, bald wird alles wiederrufen; inständige Freundschaftsversicherungen wechseln mit argen Vorwürfen und Beschuldigungen. Franz erklärt zuletzt mißmuthig: „die Gesandten seien wohl nur gekommen um Zeit zu gewinnen, bis die Allianz, die Frankreich umstricken solle, fertig sei," und die Gesandten selbst schreiben ihrem Herrn: „er müsse nun doch etwas Ernstliches thun, sonst glaube man er käme jeden Tag mit neuen Forderungen ohne Ende und man hielte sie für leichtfertige unzuverlässige Leute."

Mit dem Jahre 1522 beginnt dann die ununterbrochene Reihe der reichsten Aufschlüsse. Karl ist deutscher Kaiser geworden, und seine vielfach verschlungene Stellung, deren äußerste Spitze bis nach der neuen Welt hinübergreift, springt auch aus diesen diplomatischen Verhandlungen hervor. Hier ein Brief des Königs von Fez an Karl V., dann ein Schreiben des Perserschah Ismael Sophi, worin er den Kaiser zu einem gemeinsamen Türkenkrieg auffordert, beide in dem schwülstigen Kanzleistyl orientalischer Diplomatie gehalten, daneben Nachrichten über den französischen Krieg, Berichte aus Westindien, und alles das durchkreuzt von den bedeutungsvollen Bewegungen in der Kirche und im deutschen Reich, gibt uns in einen Rahmen gefaßt ein lebendiges Bild der imponirenden Stellung Karls V. Schon jetzt wird seine Politik von jenem rein äußerlichen Charakter durchdrungen, der ihr im entscheidendsten Moment der deutschen Geschichte, gegenüber der religiösen Bewegung, jedes tiefere Verständniß und jeden innern Einfluß benahm, Kirche und Papst, Deutschland und die Reformation sind nur Factoren der politischen Combination, aus denen sich das Ganze seines Verhältnisses zu seinem germanisch-romanischen Länderbesitz gestaltet. Ein Brief an Adrian VI. erinnert zunächst an die Händel mit Frankreich; der Papst soll sich da brauchen lassen, und es wird daher sehr scharf betont daß er seine Wahl dem Einfluß Karls verdanke; Adrian lehnt das freundlich ab, dankt seinem ehemaligen

Schüler für den guten Willen, glaubt aber das Verdienst seiner Erhebung anderswo suchen zu dürfen.

Karls Stellung zu Deutschland ward früh so ausgebildet, wie sie sich nachher durch sein ganzes Leben hindurch erhielt. Niederländische, spanische, italienische Interessen regten von außen am kräftigsten an; in dem Complex dieser mannichfaltigen politischen Beziehungen nahm auch das Deutsche einen Platz ein, der allenfalls seinem territorialen Verhältniß, aber nicht der traditionellen Größe der frühern Jahrhunderte entsprach. Um den Kaiser selbst ist eine Partei thätig, die Deutschland theils nicht begreift, theils es aus dem ungünstigen Gesichtspunkt einer spanischen oder niederländischen Politik zu betrachten gewohnt ist; sie ist es die auf Karls landesfürstliche Stellung in den Habsburgischen Ländern das Hauptgewicht legt und den Rest Deutschlands nur als eine ergiebige Geldquelle betrachtet. Man sucht die Thätigkeit des Reichsregiments, das vorübergehend noch einmal den nationalen Willen Deutschlands in der ausübenden obersten Gewalt vertrat, in seiner Thätigkeit zu lähmen, man hält die Beiträge für dessen Unterhalt zurück, und die ganze Einrichtung wäre gewiß schon 1522 untergegangen, ohne Karls persönliches Dazwischentreten. Seinem scharfen Auge konnte doch die Bedeutung nicht entgehen die auch in dem geschwächten Deutschland noch als Ueberlieferung übrig blieb; ihm war der Kaisername mehr als ein byzantinischer Titel, alle Erinnerungen der großen deutschen Zeit waren in seiner Seele noch einmal aufgetaucht, aber romanische Einflüsse und der mehr persönliche als universelle Hintergrund seines ganzen Strebens hielten die elastische Schwungkraft jener Erinnerungen nieder. Doch dringt er selbst, wie wir aus diesen Briefen erfahren, auf die Erfüllung der kaiserlichen Obliegenheiten; ich habe, schreibt er (S. 71) an seine Muhme, die Statthalterin, zu Worms versprochen und geschworen diese Einrichtung zu erhalten, drum bitte ich die Beiträge nicht länger zu verzögern; wäre ich nicht Kaiser, müßte ich nicht der erste sein das zu halten was ich zur Ehre, zum Wohl und zum Nutzen des Reichs versprochen, so hätte ich mich wohl gehütet irgend einen Beitrag zu geben.

In einer ganz schiefen Stellung war aber Karl zur wichtigsten Frage des deutschen Lebens, zur kirchlichen Reform. Die rein äußerliche Bildung des jungen Fürsten verschloß ihm den tiefen und innerlichen Gehalt; die Sache war für ihn eine politische Angelegenheit, und weder die alte Kirche hatte an ihm einen begeistert treuen Sohn,

noch war der neuen Bewegung in ihm ein Anhänger gewonnen worden. Sein innerer Instinct trieb ihn wohl zur Abneigung gegen die gefahrdrohende Bewegung, aber das äußerliche Handeln war sehr sorgfältig nicht nach gemüthlichen Einflüssen, sondern nach der wechselnden Constellation äußerer Verhältnisse abgewogen. Derselbe Mann, der zu andern Zeiten der Ansicht war man solle ihm den Wittenberger Mönch als Reserve gegen Rom aufbewahren, schrieb 1523 eine fulminante Epistel an Clemens VII., worin er die neue Bewegung als eine böse Seuche, den neuen Glauben als einen schändlichen Irrthum, den Urheber beider als „den ruchlosesten Menschen der je gewesen" bezeichnet (S. 80), worin er alles zu thun verspricht was die „gottlose Secte" von Grund aus vernichte. Woher dieser glühende Eifer, woher diese warme Ergebenheit gegen Rom? Ein Schreiben Karls V. an seinen Bruder Ferdinand, das nur drei Wochen älter ist (S. 80. ff.), kann uns das Räthsel lösen. Der warme Vertheidiger der kirchlichen Einheit braucht gegen Frankreich Roms Beistand, in Deutschland will er von der Kirche Geld. Vom Reiche Geld zu bekommen, daran verzweifelte Karl; aber die Kirchen zu besteuern, das hofft er mit des Papstes Beistand durchzusetzen. „Sie können sich nicht widersetzen, schreibt er an seinen Bruder, diese Kirchen sind ja von unsern Vorgängern, den Kaisern und Königen, gegründet und dotirt, und müssen zur Vertheidigung und Erhaltung des Glaubens das Ihrige beisteuern." Statt baares Geld nimmt Se. Majestät auch Möbel, Pretiosen und Kleinodien, je nach dem Verhältniß der Kirche; eine Metropolitankirche sollte zehn Mark, und so abwärts jede bis zu einer halben Mark, beisteuern; Ferdinand sollte, unterstützt von einem eignen Bevollmächtigten des Kaisers, die Sache betreiben.

Dieser Bevollmächtigte war Jean Hannart, und die Briefe die von ihm mitgetheilt sind, enthalten für uns die interessantesten Aufschlüsse, welche die Correspondenz über das Jahr 1524 liefert. Ein ausführlicher Bericht, den die Statthalterin über die politische Lage gibt (S. 84 bis 95), ist zwar für Karls allgemeines Verhältniß von hoher Wichtigkeit, für Deutschland und seine damaligen Zustände sind die offenen und scharfsichtigen Bemerkungen Hannarts bei weitem das Gehaltreichste. Das traurige Bild deutscher Zustände sammt allen landesfürstlichen Hemmungen und Plackereien, wird hier von dem zunächst Betheiligten mit historischer Treue vor uns aufgerollt; wir sehen wie der Nachfolger der Cäsaren, Karls des Großen und Frie-

drichs I., einen Gesandten durchs Reich schickt, dessen diplomatische Thätigkeit sich zwischen Geldaustheilen und Geldbetteln vertheilt. Bei den Fürsten findet er nichts als „paroles ambigues, sans fruyt ou effect, et de petite substance“; die ewig wiederkehrende Palinodie in diesem Augenblick der verhängnißvollsten Verwicklung ist — Geldmangel. Der Gesandte muß dem Kurfürsten von Trier im eigentlichsten Sinn den Hof machen, er muß ihm seine Freude darüber bezeigen daß der Ruhestörer Franz von Sickingen unterlegen ist, und daß diese Freude, trotz des frühern Verhältnisses zu Sickingen, eine aufrichtige sei, beweist der Diplomat durch die Erwähnung, Kaiser Karl sei durch des Ritters Tod um 60,000 fl., die er ihm schuldete, reicher geworden. Neben allen diesen Armseligkeiten verbirgt Hannart nicht die wichtige Krise in der Stimmung der Gemüther; daß die kirchliche Bewegung sich in einem sehr unerwünschten Stadium befinde, spricht er offen aus. Das Reichsregiment — wie aus seinen Mittheilungen zu erkennen — war schon in den letzten Zügen; Reichsstände der verschiedensten kirchlichen Ansichten sprechen dem kaiserlichen Botschafter ihre Mißstimmung aus; Hannart selbst hebt hervor daß die meisten arge Lutheraner seien, berührt aber auch kurz und treffend den eigentlichen wunden Fleck: „Alle, sagt er, verlangen ein Regiment und Justiz, aber keiner will leiden daß sie ihn berühre, oder in sein Haus eingreife.“ Richtig sieht er voraus welcher Krisis Deutschland nahe; außer der Besorgniß vor der „mauldicte secte lutheriane“ fürchtet er noch andere Bewegungen; wenn sich auch diese Versammlung ohne Resultat trennt, so wird es in Deutschland merkwürdige Unruhen geben, und die nächste Zukunft hat seine Ahnung gerechtfertigt. Für die Autorität Karls und den Habsburgischen Einfluß drohte auch von einer andern Seite Gefahr; Hannart gibt darüber interessante Aufschlüsse (S. 106): „Einige Fürsten, schreibt er dem Kaiser, meinen, während Ihrer Abwesenheit ließe sich das Land nur schlecht regieren; und es war die Rede vom König von Frankreich, denn er hat mehr Thaler zu geben als irgend ein anderer. Wie man denn sah daß es schwierig sei durchzuführen, dachten die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg an sich, ob es vielleicht möglich sei sich zum römischen König zu machen. Keiner von ihnen findet noch Geschmack an meinem Herrn, Ihrem Bruder, sie sagen, er sei zu jung, und man würde sie dann durch Fremde regieren, da Salamanca alles bei ihm vermöge.“

Diese ganze Misere dauert fort, und die kaiserliche Politik läßt sie mit pessimistischer Berechnung fortdauern; aus allen Reflexionen des kaiserlichen Rathgebers spricht ungemein viel politische Schärfe, nirgends eine patriotische deutsche Gesinnung. Man konnte kaum die Hälfte der Unterhaltungskosten für das Reichsregiment zusammenbringen, es war allenthalben unpopulär geworden, aber Karl V. hält es aufrecht, aus Angst vor einem Reichsvicariat oder vor einem Uebergewicht der französischen Partei; nicht ein großes deutsches Interesse, sondern nur die Habsburgische Hausmacht ist der Hintergrund von Hannarts feiner und scharfsinniger Motivirung (S. 120). Man bezahlte lieber Geld einen bejammernswerthen Zustand zu erhalten, als daß man sich bemüht hätte mit Opfern einen neuen kräftigen Staat zu gründen. Und wie wird das Geld herbeigebracht? Eine Anzahl Augsburger Kaufleute sind wegen Ueberschreitungen des Gesetzes straffällig geworden, der Reichsfiscal bedroht sie; nun soll der kaiserliche Gesandte sehen ob sie sich zu einer gütlichen Abfindungssumme verständen, erst im Nothfall möge er gerichtlich verfahren. Die Casse des Hauses Habsburg würde auf diesem Wege geschont; nur wenn gütliche Abfindung und Proceß kein Geld einbringen, solle man in Gottes Namen zahlen! (S. 104). So verschacherte der Kaiser Recht und Reich, und das Reich seinerseits den Kaiser. Hannart erklärt seinem Herrn unumwunden, wenn er die Fürsten in guter Laune haben wolle, müsse er Pensionen zahlen; nur gegen Zahlungen von Geld seien dieselben zum Besuch der Reichstage zu vermögen (S. 129). Nun folgt eine förmliche Liste der politischen Steifbettler; außer denen die an das Kaiserhaus Geld entliehen hatten, fleht der Kurfürst von Trier um eine Pension; der Herzog Georg von Sachsen dringt auf Bezahlung seines Jahrgehalts (3000 fl.); auch der Erzbischof von Köln, von Mainz und der Pfalzgraf bei Rhein wollen nicht umsonst ihrem Vaterland dienen, und die Markgrafen von Baden und Brandenburg, die Herzoge von Mecklenburg und Braunschweig sind billig genug ihren Patriotismus nicht höher als auf 1500 bis 4000 fl. jährlich anzuschlagen (S. 130).

Da ist's denn freilich kein Wunder, wenn dem Staatsrath Karls V. für jene tiefere Bewegung das Verständniß abgeht; selbst ohne gemüthliche Religiosität und nur für den kirchlichen Mechanismus erzogen, betrachten der Kaiser und seine Rathgeber die ganze Reformationsfrage vom Standpunkt der plattesten politischen Routine. Natür-

lich nur an die schmutzige Berührung des Geldes gewöhnt, fühlten sich die schlauen Staatsmänner rathlos und unsicher, wenn einmal eine Sache, die mit Geld nicht abzumachen war, ihre politische Krämerei durchkreuzte. Mißmuthig schreibt Hannart über die Gefahr welche für die bestehenden Verhältnisse aus der lutherischen Bewegung erwachse; die Secte sei schon sehr ausgebreitet, fügt er hinzu, kein Mensch wolle das Achtsdecret von 1521 ausführen, und wenn man nicht bald heile, sei es zu spät (S. 127). Alles gewiß sehr richtig; aber daß das Heilmittel ein innerliches sein müsse, ahnten weder der Kaiser noch seine Diplomaten.

Reichen Inhalts, wie für die deutschen Zustände, beleuchten die Actenstücke auch die auswärtigen Geschichten mit vielen neuen Aufschlüssen; Einzelnes, bisher nur vermuthet, erhält Gewißheit, anderes Unvollständige wird vervollständigt, wieder anderes in ein ganz neues richtigeres Licht gesetzt. Die italienischen Verhältnisse am Anfang des Jahres 1525 werden durch resumirende Berichte erläutert, über die Schlacht von Pavia und die nächste Folgezeit erhalten wir viele Originalmittheilungen, und durch dieses wirre Getreibe diplomatischer und politischer Thätigkeit dringt auch wohl hie und da ein ansprechender Zug von individuellem Interesse. Ein schönes Zeugniß wird dem edlen Bayard von seinen Feinden nachgeschickt: „Sire, schreibt Adrien de Croy an Karl V., obwohl Bayard Ihrem Feind diente, so ist es doch Schade gewesen daß er starb; denn das war ein trefflicher Ritter, geliebt von Jedermann; er hat so edel gelebt wie kaum einer seines Standes, und sein Tod war der schönste von dem ich habe reden hören." Die Unterhandlungen nach dem Sieg von Pavia lernen wir besonders aus den Berichten des Louis de Praet kennen; er wie mancher Andere in des Kaisers Umgebung waren der Ansicht mit Franz I. die Sache nicht aufs äußerste zu spannen; gegen England wie gegen die schwankende Politik des Papstes betrachtet er Frankreich als den besten Alliirten. Die früher aufgeworfene Frage ob eine Verbindung mit Franz I. nicht die naturgemäße Politik des Kaisers sei, ward wieder hervorgezogen, und des Königs hartnäckiges Verweigern von Burgund gab jener Betrachtung noch mehr Gewicht. Die Rathgeber Karls V. waren der Ansicht, es bleibe nur eine Alternative, entweder den Gegner ganz zu vernichten oder ihn mit sich zu verbinden; das erstere schien schwierig, denn selbst die kaiserlichen Diplomaten mußten dem erwachten nationalen Selbstgefühl und der Aufopfe-

rung der Franzosen Anerkennung zollen, darum neigten sie sich zum letztern. Im Hintergrund lag denn auch der tröstliche Gedanke Franz werde vielleicht in der Gefangenschaft sterben; mit seinen minderjährigen Kindern und einer Regentschaft dachte man schon eher fertig zu werden.

Der Friede von Madrid war geschlossen; aber aus Mißtrauen und Eigennutz entsprungen, ließ er von Anfang an dem Sieger die behagliche Freude einer friedlichen Ruhe nicht zu Theil werden. Die Furcht vor einem Bruch mit dem Papst beunruhigt den Kaiser ebenso sehr als das ziemlich klare Gefühl daß der Friede mit Frankreich auf keiner festen Grundlage ruhe; mit dem Papst sind die Verhältnisse schon so schlimm geworden daß Karl dem Hugo von Moncada (11. Junius 1526) Verhaltungsregeln geben muß für den Fall eines Bruches. Colonna hatte sich erboten den Papst zu verjagen; Karl nimmt es im Geheimen an (S. 216), bittet jedoch ganz verborgen zu halten daß es mit seinem Willen geschehen, wie er denn auch nachher dem Papst Briefe schrieb voll von heuchelnden Versicherungen seiner Unschuld. Der zweite Krieg mit Franz bricht aus, neue Verhandlungen werden angeknüpft; die Schlußverhandlungen mit Frankreich und ein Bericht Margarethens über den Congreß zu Cambrai geben uns auch über diese Partie neue und interessante Aufschlüsse (S. 265, 300). Die Verhältnisse verwickeln sich mehr und mehr; ein Bericht Mendoza's (Junius 1529) läßt den Bruch mit England, wegen Heinrichs VIII. Ehescheidung, voraussehen, und über den eben geschlossenen Frieden mit Franz I. macht sich der Kaiser schon im October 1529 keine Illusionen. Dennoch tauchen gerade politische Plane wieder auf die früher vor der Noth des Augenblicks hatten weichen müssen; der große Gedanke durch einen allgemeinen Kreuzzug die germanisch-romanische Welt wieder in einer Idee zu verbrüdern und alle politischen Händel der Völker durch ein allgemein christliches Interesse zu verdrängen — ein Gedanke der in der Umgebung des Kaisers viele Anhänger zählte — ward jetzt von Margarethen wieder angeregt (S. 341). Ernst war es der kaiserlichen Politik mit solchen Plänen, und die Verhandlungen mit den Persern waren nicht abgebrochen worden; gerade damals (November 1529) suchte Balbi persönlich mit dem Sophi sich zu unterreden; und ein Brief, den er im folgenden Jahre von Babylon schreibt (S. 385), unterrichtet den Kaiser von seiner Ankunft und spricht die Hoffnung aus „die Angelegenheit werde gut gehen.“

Wie es mit Deutschland indessen geworden, darüber geben uns Berichte an den Kaiser und Antworten aus seinem Cabinet vielfach Auskunft; vom Jahr 1530 an wird Deutschland der Mittelpunkt um den sich die wichtigsten Actenstücke der Correspondenz drehen. Ein langer Brief Karls an seinen Bruder, worin er sich gehen läßt und sans gêne ausplaudert, gibt uns von seinen Gedanken über Deutschland unverblümten Aufschluß; er bittet den Bruder über Deutschland zu wachen, denn er ahnt mit richtigem Blick die neuen Verwicklungen mit dem Ausland, die ihn in Vollführung des Kreuzzuges gegen die Türken wieder hemmen werden. Daß ihm die Leitung der deutschen Bewegung mehr und mehr entwunden werde, sieht er klar ein (S. 364); drum will er Spanien verlassen, sich die Kaiserkrone holen und dann wo möglich sich nach Deutschland wenden, wo das Wachsen der Ketzereien seine Ankunft zu fordern scheint. Zwei Angelegenheiten beschäftigen ihn besonders: die Königswahl seines Bruders und die Schlichtung der kirchlichen Händel; Ferdinand, schreibt er, solle die Leute auf milde versöhnliche Weise zu gewinnen suchen, ihnen Hoffnung auf ein allgemeines Concilium machen; damit werde wenigstens die erstere Angelegenheit einer Entscheidung näher gebracht. Nöthig schien es, denn von dem drohenden Wachsen des Lutherthums gibt zu gleicher Zeit die Statthalterin ihrem kaiserlichen Neffen bedenkliche Aufschlüsse.

Die Ergebenheit der Fürsten muß durch Geld fortwährend aufgefrischt werden, und die Ueberreichung der Confession zu Augsburg zeigt die ganze Schwierigkeit einer vermittelnden Ausgleichung. Der Kaiser schreibt sebst an den Papst, ohne ein allgemeines Concilium sei hier nicht zu helfen (S. 391), und richtet an Clemens VII. die dringende Bitte recht bald die Berufung eines solchen Conciliums möglich zu machen und einstweilen die Abstellung der Mißbräuche nach Kräften zu fördern (pourueoir de soy mesmes et remedier aux abus que se peuvent remedier). Clemens ist bereit, hofft aber von Karls V. Fürsorge daß Zeit und Ort so gewählt werden daß der Rest der kirchlichen Autorität nicht dadurch zerstört werde, sondern diese sich neu aufbaue. Der Kaiser sah sich in seinen Vermittlungsplanen gescheitert; das verstimmte ihn, und mit innerer Abneigung gegen die neue Lehre ging er vom Augsburger Reichstag weg. Ein Brief an seine Schwester Maria (S. 416) zeugt von tiefem Widerwillen gegen alles Luther'sche, und auch sein Bruder Ferdinand, in den Briefen dieser

Zeit gewöhnlich das getreue Echo des Kaisers, ist nicht sehr freundlich gegen die Protestanten gestimmt. Doch will er, wie aus einem vertrauten spanischen Schreiben S. 426 hervorgeht, mit Rücksicht auf die Gefahr des Augenblicks und die große Ausbreitung der neuen Lehre, ihre Anhänger noch schonen; sie sollten in guter Laune und durch Versprechungen die man nicht erfüllen würde hingehalten werden. Aehnlicher Meinung ist auch Karl selbst; das Zögern Frankreichs zu einem allgemeinen Concilium die Hand zu bieten bestärkt auch in ihm die Ueberzeugung man müsse sich den Protestanten äußerlich zu nähern suchen, ohne in Wahrheit ein reelles Opfer zu bringen. Die Bedingung die sie setzen, für den Fall einer Theilnahme am Türkenkrieg, ist sehr moderirt; sie wollen nur vor den Processen des Reichsfiscals gesichert sein, aber es dauert beinahe ein halbes Jahr, bis der Kaiser nach vielem Hin- und Herschreiben eine deßfallsige Zusage ertheilt (S. 364, 489, 497).

Doch bricht sich auch am kaiserlichen Hofe der Glaube Bahn mit einer kleinen Concession sei am besten durchzukommen; Karl selbst denkt (S. 451) an eine Verständigung durch die Fürsten, auch Ferdinand sieht darin den nächsten Weg zum Frieden (Mai 1531), und so entschließt man sich einen der weltlichen Kurfürsten zum Unterhändler zu gebrauchen. Man wählt Ludwig V. von der Pfalz, einen Mann von ruhiger conservativer Gesinnung, ohne Fanatismus, von allen Parteien mit Vertrauen betrachtet und dem Kaiser vielfach verpflichtet, und rechnet zugleich auf den Erzbischof von Mainz. Scepperus reist im Sommer 1531 bei den Fürsten herum, und erklärt ihnen im Namen des Kaisers: das Concilium sei eine Sache von langer Hand; nun möchte der Kaiser von ihnen erfahren durch welche Mittel man die Lutheraner auf den ersten Glauben zurückführen oder wenigstens bewirken könne daß ihre Meinung nicht weiter ginge. Der kaiserliche Agent findet die Stimmung günstig, die Protestanten selbst zu einer Ausgleichung geneigt, aber ihre Zahl wächst in bedenklichem Grade, und was der Unterhändler mit lobenswerther Aufrichtigkeit über ihre Stellung zum Volke, über die allgemeine Stimmung und ihre Festigkeit in Glaubenssachen berichtet, mußte die Hoffnung einer Rückkehr zum alten Dogma sehr niederschlagen (S. 464).

Schon damals tauchte ein Gedanke auf, wie jener dem später das Interim seinen Ursprung verdankte; man wollte die Theologen milderer Ansichten zu einem Vermittlungsdogma bereden, und Scep-

perus bezeichnet Jonas und Melanchthon als die Männer denen er vertraue. Aber die Stimmung war dazu nicht günstig; der kaiserliche Geschäftsträger, ein Mann von hellem Blick, der sich keine Illusionen macht, findet überall die überraschendsten Spuren des Umgreifens der neuen Lehre (S. 473), und als er den Bischof von Augsburg aufsucht, macht der ihm Mittheilungen die dem kaiserlichen Diplomaten im Munde eines katholischen Kirchenhauptes allerdings seltsam lauten mochten. Er hält ihm alle einzelnen Punkte vor in welchen die alte Kirche nachgeben müsse, und schließt mit den prophetischen Worten: „et vault mieux ainsi le faire, que par la follie des prebstres mectre le tout en danger et en la fin riens faire, comme il aduint en la guerre des Bohemois qui, après dauoir este assailliz follement des prebstres, se vengerent tellement que encoires toute Lallemagne sen sent.“

Doch blieb des Kaisers Stellung schief, und für eine Ausgleichung bot sich wenig Aussicht; er wollte auf friedlichem Wege einen Ausgang finden und doch kein wesentliches Opfer bringen; in demselben Briefe, worin er den Gedanken einer Unterhandlung von Neuem auffaßt, regt er auch den Gedanken eines Bundes an der sich dem schmalkaldischen entgegenstelle. Auf der einen Seite wird mit vieler Emsigkeit das Vermittlungsgeschäft betrieben, die Grafen von Nassau und Nuenar mit neuen Instructionen versehen, auf der andern fehlte das Vertrauen und die Ehrlichkeit; das Unheil falscher zweideutiger Gesinnung schleppt sich verderbenbringend durch das Friedenswerk durch. So macht man — ein Beweis wie tief das Wesen der kirchlichen Bewegung in den höchsten Regionen begriffen ward — den saubern Plan Melanchthon durch Bestechung zu gewinnen (S. 559), und als in derselben Zeit die Sache der alten Kirche in der Schweiz einen wesentlichen Sieg mit den Waffen erkämpft, meint Ferdinand, jetzt solle man auch in Deutschland mit Gewalt losbrechen (S. 565, 582); das Eisen sei warm, man müsse es schmieden. Karl zeigte sich hier als Staatsmann; dem ungestümen Drängen des bekehrungseifrigen Ferdinand setzt er eine weise Zurückhaltung entgegen, und an dem Verdienst den thörichten Plan einer blutigen Reaction damals vereitelt zu haben hat der Kaiser einen wesentlichen Antheil. Freilich war die Lage der Dinge so vielfach verwickelt daß die gemäßigte Ansicht an Karls Hof, durch Leute wie Scepperus vertreten, wiederholt darauf dringt (S. 633) mit den Protestanten sich auf friedlichem Wege abzufinden. Der

Reichstag von 1532 zeigte dieß als Nothwendigkeit; mit den Verhandlungen darüber schließt der Band.

Man hat alles Recht dem Erscheinen des zweiten Bandes dieser Correspondenz mit Spannung entgegenzusehen; die interessante und hochwichtige Zeit die den letzten Kämpfen Karls V. vorausgeht, wird daraus gewiß mit reichen Aufschlüssen beleuchtet werden. Das Bild der Zeit und einer Individualität, wie die Karls V. war, erhält auf diesem Wege eine feste, in scharfen Umrissen abgegränzte Form; es wird, wenigstens für eine Epoche unsrer Geschichte, dem Historiker das Glück zu Theil aus der unmittelbaren Anschauung reicher Quellen zu schöpfen. Sollte das edle Beispiel das die belgische Regierung gab, nicht auch sonst Nachahmung verdienen? Dürfte man nicht die ängstliche Scheu vor unangenehmer Wahrheit einer vergangenen Zeit einmal ablegen? Die Quellen der Wahrheit, jedem frei eröffnet, sind vor Mißbrauch am ersten sicher; ängstlich bewacht und verschlossen werden sie am ersten von täppischer Unbeholfenheit oder lärmenden Scandaljägern benutzt. Einmal kommt das Wahre doch ans Licht, wozu denn auch noch der Vergangenheit schmeicheln; es wäre, wie Dahlmann sagt, mit der Gegenwart genug.

Zweiter Band.*)

(Monatsblätter der Allg. Ztg. Decemberheft 1845.)

Wir haben im vergangnen Jahre über den ersten Band dieser Urkundensammlung Bericht abgestattet; selbst aus den kurzen Proben konnte man dort beurtheilen, welch reiche und wichtige Aufschlüsse uns durch diese sehr verdienstliche Arbeit geboten würden. Nach kurzem Zwischenraum sind nun zwei neue Fortsetzungen erschienen, von denen die eine sich an den besprochenen ersten Band anreiht, die andere davon unabhängig eine Publikation des Stuttgarter literarischen Vereins bildet. Beide hat Herr Lanz aus den reichen Fundgruben der Brüsseler Archivarien und der Bibliothèque de Bourgogne entnommen; beide Bände sind zum größten Theile ihrem Inhalt nach neu, und

---

*) S. Correspondenz Kaiser Karls V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel, mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. II. Band 1532—49. Leipzig, Brockhaus, 1845, und Staatspapiere zur Geschichte Kaiser Karls V. von Dr. Karl Lanz. (Elfte Publikation des Stuttgarter literarischen Vereins, 1845.)

nur hie und da ist des Zusammenhangs oder der Vervollständigung wegen Bekanntes neu abgedruckt oder ergänzt worden.

So wäre denn für die Geschichte Karls V. der ersehnte Zeitpunkt ziemlich nahegerückt, wo es uns vergönnt ist aus den unmittelbaren Aufschlüssen der handelnden Personen selbst das historische Gemälde wie eine Mosaik zusammenzusetzen und was uns für die meisten Partien der spätern Zeit noch immer versagt wird, ist uns bei der vielgestaltigen, proteusartigen Politik der Granvella's und Chievres in reichem Maaße gewährt worden. Man kann es nicht oft genug wiederholen: es ist bei Geheimhaltung der historischen Quellen wie bei der geheimen Gerichtsbarkeit, selbst bei ganz Unverfänglichem wird ein unwillkührlicher Verdacht geweckt, der das Vertrauen allmälig ganz untergräbt. So haben es manche europäische Staaten durch hermetische Absperrung dahin gebracht, daß man gezwungen wird ihre ganze bekannt gewordene Geschichte für eine fable convenue zu halten; andere streben ihnen eifrig nach, selbst wenn sie zur Geheimhaltung oft gerade so wenig Grund haben als die jetzige belgische Regierung veranlaßt ist die Papiere Karls V. wie ein Arcanum zurückzuhalten.

Der größte Theil der diplomatischen Actenstücke, welche in den beiden uns vorliegenden Bänden der „Correspondenz" und der „Staatspapiere" gesammelt sind, bezieht sich auf die Zeit vom Nürnberger bis zum Passauer Religionsvertrag; hat sich nun zwar hie und da noch ein Nachtrag aus der früheren Zeit hieher verloren, oder enthalten die „Staatspapiere" auch Einzelnes über die Zeit nach dem Jahr 1552, so ist doch das allgemeine Bild der politischen Zustände, die ihre Aufhellung hier erhalten, auf jene angegebenen Grenzen zurückzuführen. Wir werden mitten in die reiche, bewegte Welt der kaiserlichen Politik hineinversetzt, und der großartige Umkreis aller der Bestrebungen die in Karls V. Cabinet ihren leitenden Mittelpunkt fanden, springt hier um so überraschender ins Auge, je bunter der Wechsel der Aktenstücke nahe und fernliegende Verhältnisse hervortreten läßt. Die deutschen, französischen, englischen, spanischen und italienischen Verhältnisse werden von den polnischen, ungarischen und türkischen durchkreuzt; hier werden die englische Ehescheidung und der französische Krieg, dort die neuen Entdeckungen der neuen Welt besprochen. Die Ordnung der dänischen Thronfolge und die Beschwichtigung der kirchlichen Bewegung berühren sich hier; dort werden wir plötzlich in das ganze Detail des Feldzugs nach Tunis eingeführt, den der Kaiser selbst in 7 Briefen

an Hannart (Corresp. II, 186) und Antoine de Pernin in einem besondern Berichte, (Staatspap. S. 537) ausführlich beschrieben hat. Zwischen alles das drängen sich noch persönliche Verhältnisse, Gunst und Ungunst, Neigung und Widerwille der handelnden Personen häufig genug ein, und üben oft mächtigeren Einfluß als man bei der Größe und dem Umfang des politischen Terrains erwarten sollte.

Der allgemeine Eindruck den das deutsche Nationalgefühl davon erhält, ist nicht befriedigender als er es bei dem ersten Bande war. Die Physiognomie der ganzen Politik ist eine habsburgisch-burgundische, keine deutsche; Dynastische Interessen sind allenthalben mächtiger als die nationalen. Die deutsche Stellung des Kaisers wird von den vielfach verschlungenen Verhältnissen des ausländischen Fürsten meistens in den Hindergrund gedrängt, und Deutschland, statt das Erste und der Mittelpunkt zu sein, ist nur ein Factor in der ganzen Reihe von Ländern und politischen Kräften. Karl V. mochte das selbst bisweilen fühlen, denn es war in ihm das Bewußtsein der kaiserlichen Stellung nach langer Pause noch einmal recht lebendig geworden, aber seine politischen Rathgeber hatten zum größten Theile davon keine Vorstellung und faßten die deutsche Individualität und ihre tiefsten Lebensfragen mit plumpem Mißverstande auf.

Von einer solchen Sammlung von Aktenstücken und Staatsschriften eine detaillirte Anschauung zu erhalten, ist nur durch Lectüre, nicht durch einen übersichtlichen Bericht möglich; doch lassen sich einzelne Punkte von Interesse hervorheben, wäre es auch nur um dadurch einen annähernden Maaßstab für den Reichthum des Ganzen zu besitzen. Wir wählen dazu, wie in dem frühern Berichte die deutschen Verhältnisse und gehen nicht über das Jahr 1533 zurück, da früher der Faden der Hauptentwicklung bis zu diesem Punkte geführt worden ist. Freilich liegt jenseits dieser räumlichen und zeitlichen Gränze noch ein unendlicher Stoff, von dem ein großer Theil zur Betrachtung von Karls V. Geschichte unentbehrlich ist; allein wie könnten wir auf alles dieß auch nur nothdürftig eingehen ohne daß wir uns eine diplomatische Geschichte Karls V. zur Aufgabe stellten? Manches politische Verhältniß, auch wenn es zunächst nicht in den territorialen Gränzen Deutschlands ausgefochten wird, berührt doch unser deutsches Interesse sehr nahe; so ganz besonders die dänische Frage, wie sie Karl V. ansah. Eine deutsche Stadt, Lübeck, ist damals die mächtige, Gnadenspendende, um deren Schutz die verschiedenen Bewerber demüthig buhlen; das kleine

Dänemark muß harren welchen Herrn ihr die kühnen Bürger von der Trave schicken würden. Karl V. dachte daran den Pfalzgrafen Friedrich für viele Dienste mit dieser Krone zu begaben und hatte ihn deßhalb mit des vertriebenen Christians II. Tochter vermählt; das dänische Königreich sollte, von einem deutschen, treuergebenen Fürsten verwaltet, wieder in den Kreis des deutschen Reichsverbandes eingehen, dem es seit dem 13ten Jahrhundert entfremdet worden war. Die Stellung zu Frankreich und England bewog den Kaiser sich an den deutschen Meeren zu verstärken; hier wie an der deutschen Westgränze traf sein Interesse mit unserm nationalen vollständig zusammen und oft unwillkührlich drängten ihn seine Verhältnisse dazu hin Lebensfragen unserer heutigen Politik zur Lösung vorzubereiten. So damals mit Dänemark; die Prätendenten, die Lübeck und England bot, hielt man ebenso ferne wie einen deutschen Protestanten, weil dann der germanische Norden für die alte Kirche sicher verloren ginge (Corresp. II, 128); man wollte einen Schützling des Kaisers, der als König von Dänemark mit den Niederlanden und den Hansestädten durch einen Erbvertrag eng verknüpft wäre; der Norden Deutschlands ward so zu einer mächtigen, compacten Masse, die Herrschaft in den deutschen Meeren war fest begründet.

In der wichtigsten deutschen Angelegenheit, der kirchlichen Reformation, hatte man einen Waffenstillstand eintreten lassen; man hatte den früher gehegten gewaltsamen Reactionsplan, wenn auch nicht aufgegeben, doch verschoben. Ueber das Wesentliche und Innerliche der Reform war man immer noch auf dem frühern Standpunkt, die Sache rein politisch anzusehen; ohne die Furcht vor einer Allianz Frankreichs mit dem deutschen Protestantismus war man jeden Augenblick versucht mit derber Faust dazwischen zu fahren. Immer noch meinte man die Reformationsidee an einige Personen geknüpft, hielt sie deßhalb für lenkbar, glaubte ihr Halt gebieten zu können und sah nicht, daß die Bewegung, einmal der ersten Kindeszeit entwachsen, sich ihren selbstständigen gewaltigen Gang suchen würde, den kein kaiserliches „quos ego“ mehr zu bannen vermöchte. Es war zu einem Axiom geworden, gleich anfangs im kaiserlichen Rathe an der religiösen Erhebung nichts als politisches Wesen finden zu wollen; man gewöhnte sich an den Gedanken und kam dadurch vom wahren Verständniß immer weiter ab. Einer der rührigsten Diplomaten, der Erzbischof von Lunden, stellt dem Kaiser recht absicht-

lich (Corresp. II, 121) die politischen Erhebungen mit den religiösen zusammen, derselbe ist aber auch der erste der zu momentanem Nachgeben räth, sobald ernstliche Gefahr droht Franz I. möchte unter den deutschen Protestanten seine Verbündeten finden. „Man muß," schreibt er (Corresp. II, 151) „ihnen versprechen, in keiner Weise gewaltsam gegen sie wegen religiöser Dinge verfahren zu wollen, dann werden sie nichts gegen Ew. Maj. unternehmen, sondern sicherlich zufrieden sein." Dieselbe politische Betrachtung der Dinge verbitterte auch die Stellung zum Papste selbst in kirchlichen Dingen; die kaiserlichen Diplomaten trauten der römischen Politik so wenig wie der protestantischen. In demselben Augenblicke, wo Lambert de Briarde im Namen des Kaisers einen päpstlichen Legaten begleitet (1533) um für das künftige Concilium vorzubereiten wird ihm eine geheime Instruktion mitgegeben (Staatspap. S. 100 ff.) die ebenso viel Mißtrauen und Vorsicht ausspricht, als die ostensible von Vertrauen und Hingebung diktirt scheint. Man sieht klar, die kaiserliche Politik traute dem römischen Legaten bei Betreibung des künftigen Conciliums gerade so lang als sie ihm im Auge behielt, und Lambert de Briarde ist mehr zur Controle und lauernden Beobachtung als zur freundlichen Unterstützung dem römischen Nuntius beigegeben.

Die kirchlichen Angelegenheiten ernstlich und ehrlich zu erledigen, dazu war die kaiserliche Politik vielfältig aufgefordert, und zwar von der parteilosesten Seite; nur Wenige in Deutschland trugen sich noch mit dem Gedanken der gewaltsamen Reaction. Kamen die kaiserlichen Gesandten nach Deutschland, so fanden sie gute Gesinnung, allgemeine Abneigung gegen Frankreich, aber ein gewaltiges Umsichgreifen des Protestantismus, der sich mit bescheidenen aber bestimmten Forderungen ihnen näherte; so schildern es alle Berichte der vertrautesten kaiserlichen Diplomaten. „In der unmittelbaren Umgebung König Ferdinands selbst, schreibt der Erzbischof von Lunden im September 1534, riecht die Mehrzahl nach dem Lutherthum; in den kaiserlichen Erblanden folgt fast der ganze Adel der neuen Lehre, das Volk in Oesterreich und Tyrol wird allmählig ganz davon angesteckt." Was in dieser Lage die gemäßigten riethen, spricht der Erzbischof von Köln gegen denselben kaiserlichen Staatsmann offen und entschieden aus: (Corresp. II, 105). „Der gallische Hahn, sagt er, wird nicht eher zufrieden sein, bis man ihm einmal die Federn ausrupft; seien die kirchlichen Dinge friedlich geordnet, so würden gewiß alle Fürsten gegen Frankreich und

anderwärts den Kaiser auf's Eifrigste unterstützen, ohne Beilegung jener Angelegenheit sei freilich gar nichts zu hoffen."

Man schien das am kaiserlichen Hofe selbst zu fühlen und näherte sich den Protestanten. Während man sich mit Sachsen in freundlicheres Einvernehmen setzte, wurden auch (1535) mit Hessen Unterhandlungen angeknüpft, die ein günstiges Ende versprachen (Corresp. II, 165 ff.) Die kaiserlichen Diplomaten waren selbst überrascht über soviel Unbeugsamkeit in religiösen und ein so freundliches Entgegenkommen in politischen Dingen. Auch später noch wo schon manche trübe Wolke zwischen beiden lag, sprach sich Landgraf Philipp (1538) mit männlicher Offenheit gegen den Vicekanzler Naves aus (Staatspap. S. 255). Er zeigt wie er politisch nicht einen einzigen Schritt gethan, den man ihm zum Vorwurf machen könne; gerne seien er und alle Protestanten bereit gegen den Türken zu Felde zu ziehen, aber „sie seien von vielen trefflichen Fürsten, Städten und Potentaten treulich und wahrhaftig gewarnt worden vor einem Ueberfall des Kaisers und die Sendung des Mathias Held ziele offenbar darauf ab.*) Wolle man sie darüber beruhigen, so würden sie nicht allein in dem Türkenzuge, sondern auch sonst in allem sich mit unterthänigem Gehorsam erzeigen." „Es muß aber, setzt er hinzu, der Friede baß halten dann der letzt zu Nürnberg." Daß es dem Landgrafen damit Ernst war, beweist der Bericht den Naves über seine Sendung abstattet (Staatspap. S. 269); hingebender hatte noch kein Fürst der kaiserlichen Macht seine Dienste zugesagt. Für die einzige Concession der religiösen Rechte und die sichere Zuversicht auf einem allgemeinen Concilium die Ausgleichung zu finden, bietet er an die deutschen Protestanten zur Hülfe für den Kaiser zu vermögen, den Franzosen die deutschen Truppen zu entziehen, den Kaiser mit einem Heer und Vorräthen zu unterstützen, und wenn es gefordert würde, seinen eignen Arm für den Dienst Karls V. zu gebrauchen. Die folgenden Depeschen geben uns vollständige Einsicht in die Verhandlung die deßhalb zwischen dem Kaiser und dem Landgrafen angeknüpft war. Freilich können wir uns auch nicht verbergen wie weit die Ansichten beider immer noch auseinander lagen: der Kaiser wollte möglichst viel Dienste geleistet haben und dafür weniges in kirchlichen Dingen bewilligen, der Landgraf wollte

*) Die kaiserliche geheime Instruktion an Held ist in der Corresp. II, 268 ff. abgedruckt.

wohl Opfer bringen aber in der religiösen Frage seine Wünsche erfüllt sehen. Die Verständigung mit Frankreich (Mai 1538) hatte zu dem die Stellungen verändert; der Kaiser war auch über die kirchlichen Dinge mit seinem Gegner übereingekommen, Franz I. hieß jetzt plötzlich wieder der „allerchristliche König," und der Kaiser selbst schreibt (Corresp. II, 287) auf dem Congreß zu Aiguesmortes hätten sich beide über die kirchlichen Angelegenheiten zugesagt den gleichen Weg zu befolgen. Drum werden die Concessionen jetzt knapper zugemessen; sollte man ein Opfer bringen müssen, schreibt der Kaiser an seinen Unterhändler, so dürfe es nichts Wesentliches und Substantielles sein, nichts was der katholischen Religion ein Aergerniß sei, nichts was dem heiligen Vater oder dem allerchristlichsten König mißfallen könne. Jedenfalls müsse man, fügt er später hinzu, wenn voraussichtlich der Friede fehlschlüge, die Abgefallnen zum Dienst für den Kaiser bewegen und sie mit einer Hoffnung auf friedliche Verständigung beruhigen. (Staatspap. 278. 280.) Das geschieht wenige Wochen nachdem Königin Maria ihrem Bruder den weiseren Rath gegeben hatte, den Landgrafen durch kirchliches Nachgeben für den Dienst des Kaisers zu gewinnen. (Corresp. II, 291.) Maria war es die durch Naves das bessere Vernehmen mit Philipp dem Großmüthigen mühsam vorbereitet hatte.

Die Verhältnisse der folgenden Jahre; die Erneuerung des Krieges zogen den Kaiser nach einer andern Seite hinüber; das Ganze der Verhandlungen macht den Eindruck, als hätte man den deutschen Kirchenverhältnissen nur untergeordnete Aufmerksamkeit geschenkt. Was Karl von seinen Unterhändlern hie und da aus Deutschland erfuhr, mochte schlecht genug klingen; man gab der religiösen Verstimmung eine politische Seite und berichtete, wie Scepperus (1542) that, von „schrecklichen Praktiken" in den Erblanden und von Versuchen nach schweizerischem Muster in Deutschland das republikanische System einzuführen. (Staatsp. 315.) Man glaubt einen Diplomaten der Gegenwart zu hören! Immer noch war aber der Plan nicht aufgegeben, durch Benützung Philipps von Hessen der kaiserlichen Sache Kraft und Popularität zu schaffen, Königin Maria fuhr fort den früheren Gedanken anzuregen (Corresp. II, 642) und wir sehen aus einem Gutachten, daß man noch im Jahr 1543 ernstlich erwog ob nicht der Dienst des Landgrafen durch Opfer zu erkaufen sei. (Staatspap. 379.) Auch König Ferdinand schrieb damals dringende, flehende Briefe, man möge

den Reichstag schnell halten, alle Beschwerden erledigen und mit der gemeinsamen Reichshülfe Ungarn erretten.

Die verhängnißvolle Pause zwischen den Reichstagen von 1543 und 1545 bereitete den Bürgerkrieg vor; wir können die innern Gründe mehr aus dem Zusammenhang der Ereignisse als aus unmittelbaren Dokumenten entnehmen. Die vorliegenden Sammlungen schweigen darüber: so reich die Aufschlüsse über ungarische und türkische Verhältnisse sind, eine so tiefe Stille herrscht über Deutschland. Plötzlich werden wir (Corresp. II, 486) durch ein gewitterdrohendes Schreiben des Kaisers (Junius 1546) überrascht, das uns verkündigt die Mittel der Güte seien jetzt trotz aller Langmuth erschöpft, man müsse es mit Gewalt versuchen. Jetzt klagt er auf einmal „etliche der Reichsfürsten hätten schon eine gute Zeit her sich angemaßt und unterständen sich von Tag zu Tag mehr in die kaiserliche Hoheit einzugreifen," und spricht seinen festen Willen aus gedachte Fürsten zu „billigem, gebührlichem Gehorsam anzuweisen." Nicht die deutsche Nation wolle er unterdrücken, schreibt Karl an die Eidgenossen, sondern nur den Muthwillen und das tyrannische Vorhaben der Rebellen züchtigen, „da ihres bösen Gemüths kein Aufhören sei." „Wiewohl sie, fährt er fort, in Wahrheit nichts weniger vor Augen haben als die Ehr des Allmächtigen oder den heiligen christlichen Glauben, so haben sie doch solches zu einem Scheindechsel und Farb fürgenommen um die deutsche Nation zu beunruhigen." (Corresp. II, 495). Aehnliche Beschuldigungen gingen nach allen Richtungen hinaus, namentlich war man bemüht durch solche Anklagen sich der Loyalität der Städte zu versichern. Wiederholt betheuert der Kaiser, es sei ihm nicht darum zu thun das fremde Kriegsvolk hispanischer und italischer Nation zur Unterdrückung Deutschlands zu gebrauchen; wiederholt giebt er das Versprechen die kirchliche Angelegenheit „durch ein gemein-christlich Concilium oder ander gebührliche Wege und Mittel zu christlicher Vergleichung zu befördern." (Corresp. II, 513). Die Antworten die von Städten und Herren an den Kaiser gelangen, stimmen in dem Hauptpunkte überein: in politischen Dingen will man gehorsam sein, in kirchlichen zu seinem Rechte gelangen, und neben der loyalsten Ergebenheit gegen den Kaiser findet sich die unbeugsame Festigkeit einer religiösen Ueberzeugung. Am treffendsten spricht das die Stadt Ulm aus; sie beruft sich darauf, „wie sie in allen zeitlichen Sachen für den Kaiser und das Haus Oesterreich mit ihren Leib, Gut und Blut bereit gewesen sei, wie sie

auch jetzt mit Leid und Mißfallen erfahren hätte, daß gegen den Kaiser Ungetreues practicirt werden sollte, und wie ihre Prediger von den Kanzeln herab für seine glückliche Regierung auch gnädigen Sieg und Victori das Volk zum Gebet ermahnten." Aber bei aller Loyalität unterläßt die protestantische Reichsstadt doch nicht die kirchliche Angelegenheit mit bescheidenem Freimuth zur Anregung zu bringen. „Seit sie die Reformation vorgenommen, hätten sie auch allwegen auf ein frei-christlich Concil im deutschen Land, auf eine nationale oder gemeine Reichsversammlung ernstlich gedrungen, um da eine beständige Vergleichung und Einigkeit zu finden. Sie hätten lange Zeit vergeblich und nicht ohne Beschwerung des Gewissens darauf geharrt; der Kaiser selbst wisse am besten, daß diejenigen die einer christlichen Reformation zum höchsten bedürftig von ihren offenbaren auch dem Kaiser bekannten Mißbräuchen und selbst erfundenen Menschenlehren nie abstehen oder im geringsten nachgeben wollten." (Corresp. II, 506). Ihr Vertrauen auf des Kaisers Mäßigung im Sieg war zu kühn; schon nach dem ersten Lächeln des Kriegsglücks verrieth Karl daß er nicht im Stande war diese wichtige Krise der deutschen Entwicklung mit parteiloser Ueberlegenheit zu beherrschen. Noch in Herbst 1546 konnte man 20mal in einem Athem von ihm hören, daß keine Beschwerung in Gewissenssachen erfolgen würde; schon im Januar 1547, als der erste Akt des Kriegs gut ausgefallen, berieth sich der Kaiser mit seinem Bruder ob es wohl rathsam sei schon offen mit der Religion zu verfahren (de commencer ouvertement par l'affaire de religion) und jeden einzeln zur Wiederannahme des alten Glaubens zu zwingen. (Corresp. II, 526).

Wußte Karl V. den erfochtenen Sieg mit weiser Mäßigung zu nützen, stellte er seine kaiserliche Macht her ohne die religiösen Antipathien herauszufordern, so konnte man in dem Ausgang des schmalkaldischen Krieges ein segenbringendes Ereigniß sehen, und keine von beiden Kirchenparteien, die unbeugsamen Extreme etwa ausgenommen, durfte sich über diese Wendung beklagen. Wenn es der Kaiser verstand die protestantischen Gewissen in ungestörtem Vertrauen zu erhalten, so hatte er an ihnen die treuesten Verbündeten gefunden; leider schlug er eine Politik ein, die zu dem unheilvollen Bunde zwischen landesfürstlichen und religiösen Interessen führen mußte. Die letzte Partie der Aktenstücke läßt manches der Art durchblicken; mitten aus den Siegesberichten taucht hie und da ein Gedanke auf, der uns für

das gefahrvolle Spiel der kaiserlichen Politik besorgt machen muß. Die Klagen und Beschwerden wegen des gefangenen Landgrafen, die den Schluß bilden, hängen mit der Katastrophe von 1552 schon ganz unmittelbar zusammen. Was sonst noch von Bedeutung zu erwähnen ist, betrifft besonders den Plan der Uebertragung der kaiserlichen Krone auf den Infanten Philipp: Ranke hat zuerst (V, 119) nach den Brüsseler Aktenstücken uns darüber Aufschluß gegeben, hier in den „Staatspapieren" (S. 450. 465. 477.) finden sich darüber verschiedene Gutachten und Instruktion, und in dem folgenden Bande der Correspondenz werden wir darüber vollständige Einsicht erlangen. Für die spanischen Zustände von großem Werthe ist die Instruktion die Karl V. seinem Sohne für die Verwaltung in Spanien ertheilt. (Staatspap. 359.)

Diese Andeutungen mögen genügen auf den reichen und vielseitigen Inhalt dieses Bandes, dem bald ein dritter folgen wird, aufmerksam zu machen; der dritte wird die höchst interessante Partie der letzten Regierungszeit des Kaisers behandeln, und wir dürfen daher mit allem Recht auf die baldige Fortsetzung gespannt sein. Herrn Lanz, dem verdienten Herausgeber, kann man nur wünschen, daß sein Bemühen überall so freundliches Entgegenkommen finden möge, als in den Archiven zu Brüssel.

Dritter Band.

(Monatsblätter der Allg. Zeitg. Novemberheft 1846.)

Ueber die früheren Bände dieses wichtigen Quellenwerks ist in diesen Blättern und der Allgemeinen Zeitung zu wiederholtenmalen gesprochen worden; der dritte und letzte Band welcher uns vorliegt, steht an Interesse und Bedeutung den beiden ersten nicht nach. Eine Fülle höchstwichtiger Begebenheiten drängt sich in diesen letzten Theil des Briefwechsels zusammen; Gunst und Ungunst des Schicksals, schwindelnde Höhe und jähes Sinken politischer Macht liegt hier in überraschender Nähe bei einander. Auf den ersten Blättern finden wir den Kaiser noch im Vollgenusse seiner Macht, auf den letzten nimmt er trüb und gebeugt Abschied von dem deutschen Lande, dessen Kaiserwürde er ungern und zögernd dem Bruder statt dem Sohne hatte übergeben müssen; die Höhe der kaiserlichen Macht nach dem schmalkaldischen Kriege, die landesfürstliche Erhebung dagegen und der traurige Ausgang einer vielverheißenden Restauration der monarchi-

schen Gewalt, das alles wird hier in unmittelbaren Aeußerungen der Betheiligten frisch und lebendig vor uns vorübergeführt.

Den ganzen Reichthum des Inhalts, der in solch einer Sammlung von Actenstücken vorhanden ist, kann man durch kurze Auszüge nicht zur Anschauung bringen; wohl aber lassen sich interessante Momente herausgreifen, und durch Proben im Einzelnen der Werth des Ganzen charakterisiren. Den eigentlichen historischen Genuß gewährt doch nur die persönliche Einsicht in das innere Gewebe von Beweggründen, politischen Entwürfen und Mitteln, das hier durch vertraute Mittheilungen der handelnden Personen vor uns enthüllt wird; ein übersichtlicher Bericht kann hier am wenigsten das genaue Lesen ersetzen, höchstens dazu ermuntern. Die erste Gruppe von Briefen (aus den Jahren 1550—1552) zeigt uns den Kaiser auf der Höhe seines Einflusses; weltliche und kirchliche Händel will er dauernd schlichten, und es scheint als wenn die schwere Arbeit seines Lebens endlich dem Ziele des Gelingens nahe gerückt sei. Aber es scheint nur so; denn schon bereiten sich die ernsten Verwicklungen vor die von kirchlicher und landesfürstlicher Seite das künstliche Räderwerk der kaiserlichen Politik verwirren. Die kirchlichen Ideen des Kaisers entsprangen aus einer umfassenden politischen Berechnung; er suchte die äußere Einheit möglichst festzuhalten, und glaubte dafür den beiden widerstreitenden Parteien Concessionen zumuthen zu können. Mit großem Eifer erfaßt Karl den Gedanken einer Vereinigung der occidentalischen und orientalischen Kirche; ein Anerbieten des russischen Czaren Iwan wird von ihm mit beiden Händen ergriffen, und der Papst dringend gebeten (III, 73) er möge diese große Angelegenheit nicht aus den Augen verlieren. Auch in der abendländischen Kirche suchte der Kaiser um jeden Preis eine drohende Spaltung zu verhüten; aus seinen Briefen geht hervor daß er ernstlich die Hoffnung hegte, den jungen Protestantismus durch kleine Concessionen einer innern Reform befriedigen und dabei das compacte Gebäude der römisch-katholischen Kirche erhalten zu können. In einem Schreiben an den Erzbischof von Cambray empfiehlt er dringend die wachsame Fürsorge für innere Reformen (III, 8); denn „aus der Verderbniß der Zucht und Lehre sei nach Ansicht der Mehrzahl die kirchliche Verwirrung entstanden, gewachsen und befestigt worden." Dieser Eifer für innere Reformen schloß aber jede Hinneigung zur neuen Lehre bei ihm aus; ein Zugeständniß zur Bildung einer neuen Kirche weist er entschieden von

sich, und bei den Verhandlungen zu Passau ist die kirchliche Anerkennung des neuen Bekenntnisses einer von den Punkten womit er sich am wenigsten befreunden kann. Karls Politik befand sich dabei in der bedenklichen Mitte zwischen zwei entschiedenen Ansichten, welche beide vor halben Concessionen sich sträubten; die römisch-katholische Kirche wollte nicht durch kaiserlichen Einfluß zu inneren Veränderungen gezwungen werden, die protestantische nicht sich ein politisch abgekartetes Bekenntniß aufdringen lassen. Der kaiserliche Hof sah die religiöse Angelegenheit so an, wie sie von den Fürsten und Diplomaten jener Zeit zum großen Theil angesehen ward; er zog alle politischen Seiten der Frage in genaue Erwägung, blieb aber der Einsicht in das innere Wesen ganz fremd. Mochte auch ein großer Theil der Landesfürsten und ihrer Rathgeber die kirchliche Bewegung als eine äußerliche Angelegenheit ausbeuten, dem Volke beider Confessionen blieb sie eine Gewissenssache, die sich nicht durch eine diplomatische Verabredung oder ein Abstimmen per majora abthun ließ. Weckte man den kaum verhaltenen Geist des Widerstrebens zum offenen Widerstande, trug man dazu bei die guelfischen Tendenzen der fürstlichen Aristokratie durch religiöse Momente zu verstärken, so ward ein Sturm heraufbeschworen dem die kaum erst wieder hergestellte monarchische Autorität nicht im mindesten gewachsen war.

Dieser Rechnungsfehler verwirrt die ganze Politik des Kaisers: er glaubt hier auf einem Punkt, der unhaltbar war, mit unbeugsamer Consequenz beharren zu müssen, während sonst seine staatsmännische Scharfsicht auch große Concessionen zu machen bereit war, wenn das zu erreichende Ziel sie aufwog. Auch seine Stellung zu den Landesfürsten sah Karl, wie uns seine Briefe zeigen, nicht im rechten Lichte an; er glaubte die guelfischen Bestrebungen durch den Krieg von 1547 völlig zu Boden geworfen, während sie nur augenblicklich gebeugt waren. Jene Bestrebungen waren in der deutschen Geschichte zu alt, die Zahl der Betheiligten zu groß als daß ein einziger Schlag sie hätte niederwerfen können; war das landesfürstliche Princip bei Mühlberg momentan unterlegen, so hatte es doch auf allen Seiten Anhänger und Vertheidiger genug, zum Theil in den Reihen derselben Leute die dem Kaiser jenen Schlag hatten führen helfen. Karls V. eigner Bruder Ferdinand, sein Schützling und Schüler Moriz waren die ersten welche einer Durchführung kaiserlicher Autorität im umfassenden Sinne opponirend in den Weg traten. Manches An-

zeichen hätte den Kaiser auf eine drohende Wendung von dieser Seite her aufmerksam machen können; fühlte er doch selbst schon am Ende des Jahres 1550 daß seine Successionsplane für König Philipp einen bedenklichen Bruch mit dem Bruder veranlassen würden! In einem längeren Briefe an Königin Maria spricht sich Karl V. über diese Wendung der Dinge ausführlich aus; in einer eigenhändigen Nachschrift gibt er die trübe Stimmung kund welche ihm die Opposition des Bruders erweckt hat, und mit unfreiwilliger Resignation überläßt er sich dem Beistand Gottes, von dem er innere Stärke und Geduld für sich erbittet (III, 20).

Diese Erfahrungen reichten aber nicht hin den Kaiser über die Gefahr einer landesfürstlichen Erhebung aufzuklären oder ein begründetes Mißtrauen gegen Charaktere wie Moriz in ihm zu wecken. Mit unbegreiflichem Vertrauen baut er auf die feste Dauer der restaurirten monarchischen Autorität, mit ebenso unbegreiflicher Hartnäckigkeit reizt er durch harte Behandlung des Landgrafen Philipp die wirkliche oder scheinbare Erbitterung seiner landesfürstlichen Gegner. Man erstaunt wenn man aus der Correspondenz die Arglosigkeit Karls über die Politik des Kurfürsten Moriz herausliest, und daneben den unbeugsamen Eigensinn gegenüber dem Landgrafen bemerkt; sein böser Genius schien ihn über den wahren Vortheil seiner Politik völlig zu verblenden. Der Fluchtversuch des hessischen Fürsten — wenn er gelang gewiß kein allzugroßes Unglück für den Kaiser — wird mit der größten Wichtigkeit behandelt; die Stimmung der Freunde des Landgrafen, die verdächtigen Schritte des neuen Kurfürsten verliert man dabei ganz aus den Augen. Des Kaisers Aeußerungen nach dem mißlungenen Fluchtversuch Philipps sind streng, ja hart; er erklärt, der Gefangene „habe die Hoheit und Obrigkeit der kaiserlichen Erblande höchlich verletzt,“ und dadurch seine Sache viel böser gemacht. In der Behandlung des gefangenen Fürsten vermissen wir jene Mäßigung die hier Klugheit war; ein Gefühl der Gereiztheit und Erbitterung, das bei dem Kaiser persönlich wirksam ist, scheint die weiseren Eingebungen einer milden Gesinnung zu hemmen. Ein Schreiben welches der Landgraf eigenhändig an Königin Maria richtete (III, 472), stellt die kleinen Quälereien und Chikanen zusammen womit man dem Gefangenen das Leben verbitterte; bald verbot man ihm, unter dem ungegründeten Vorwand er streue Briefe aus, am Fenster dem Volke Almosen zu geben, bald schickte man einen agent

provocateur hinter ihn, der sich mit trügerischen Versicherungen in sein Vertrauen einstahl und ihn dann verrieth, bald neckte und quälte man den unglücklichen Fürsten mit jenen raffinirten Launen qualificirter Kerkermeister, wovon die neuere Geschichte ein paar scheußliche und verrufene Exempel aufgedeckt hat. So verschloß man dem gefangenen Landgrafen eine Zeitlang die Fenster und öffnete sie dann damit er einen seiner Getreuen konnte grausam züchtigen sehen; oder man lud ihn zum Spiel ein um ihn dann plump zu übervortheilen, oder man ließ ihn gar an Speise und Trank entgelten was er gegen die Politik des Kaisers gesündigt hatte.

Diese Mittheilungen des Landgrafen zeigen wie wenig man am kaiserlichen Hofe die Gefahr der Lage zu ermessen verstand, statt jeden Schritt auf der gefährlichen Höhe auf der man sich befand vorsichtig zu berechnen, gab man einem Gefühl persönlicher Gereiztheit Raum, das eines großen Monarchen durchaus unwürdig war. Zu einer weiseren Politik rieth die Schwester Karls V., die Königin Maria; in einem Briefe vom October 1551 mahnte sie den Kaiser aufs dringendste ab nach Innsbruck zu gehen, und zeichnete ihm in flüchtigen aber treffenden Zügen die Gefahren die von einer Erhebung in Deutschland, von Frankreichs Feindschaft und der Zweideutigkeit des Kurfürsten Moriz zu befürchten seien. Sie gibt den verständigen Rath, sich mit Fürsten und Städten gütlich zu vertragen, selbst widerspenstige Reichsglieder wie Bremen und Magdeburg lieber durch eine Concession zu gewinnen, als bei einem drohenden Umschwung ohne Freunde dazustehen; ihr weiser Rath fand aber kein Gehör. Rascher noch als Königin Maria es prophezeit hatte, brach die Empörung los, und Karl sah sich plötzlich in eine Lage versetzt in der er dem eignen Bruder nicht ganz vertrauen konnte. Denn seine diplomatischen Agenten die er an den König Ferdinand sandte, bekamen doppelte Instructionen; eine öffentliche, die ihn mit scheinbarem Vertrauen um Rath und Hülfe ersuchte, und eine geheime, in welcher Ferdinand und sein Sohn Maximilian als Verschworene oder Mitwisser angesehen sind, die man mit allen Beweggründen der Pflicht, des eignen Vortheils und lockender Versprechungen zum kaiserlichen Interesse zurückführen müsse (III, 107).

Sobald der Ausbruch der Verschwörung erfolgt ist, gibt sich auch die Gährung auf allen Seiten kund, und es zeigt sich auf wie hohlem Grunde die eingebildete Allmacht des Kaisers aufgebaut war. In

Deutschland alles in einer wilden Verwirrung begriffen, die Franzosen im Westen, die Türken im Osten, Böhmen unruhig, der Bruder des Kaisers zweideutig — so stellt sich nach dem Briefwechsel Karls und seiner Rathgeber die ganze Trostlosigkeit seiner Lage dar. Eines geht aus allem hervor: der Mangel jeder nationalen Sympathie in Deutschland und die Unfähigkeit der spanisch-niederländischen Staatskunst, sich in den Gemüthern des Volkes eine Stütze zu schaffen. Das sagen auch einzelne Rathgeber dem Kaiser offen ins Gesicht. „Ew. Majestät," schreibt Lazarus Schwendi, „kennt die gegenwärtige Stimmung in Deutschland und weiß wie die Rebellen alle Welt durch den Vorwand erbittert haben, sie wollten die Spanier aus Deutschland verjagen und die Deutschen von ihrem übermüthigen und unerträglichen Joch befreien." Der kaiserliche Staatsmann fügt hinzu, daß die Stimmung im Heer durch diese nationale Abneigung sehr drohend geworden sei, er hält es für nothwendig die spanischen Officiere und das spanische Commando durch deutsches zu ersetzen. Dieß Zeugniß aus dem unbefangensten Munde gibt erläuternde Antwort auf vieles, und widerlegt die Ansicht derer welche die Politik Karls V. ihren Mitteln wie ihrem Zwecke nach zu einer par excellence nationalen und deutschen stempeln möchten.

Der rasche Umschwung der Dinge, wie er durch den Zug des Kurfürsten Moriz herbeigeführt ward, machte auf Karl einen tiefen Eindruck; blieb er auch in gewissen Grundansichten seiner Politik consequent und von zäher Nachgiebigkeit, so hatte ihn doch die plötzliche Enttäuschung über die Stärke seiner Stellung in Deutschland und die drohende Gefahr von Seiten Frankreichs bedeutend herabgestimmt; dieß läßt sich aus dem Inhalt wie aus dem Ton seiner Briefe deutlich heraushören. Er will jetzt Beweise seiner Mäßigung und Fürsorge für das gemeine Beste geben; das lang und oft ersehnte Ziel der deutschen Patrioten von damals, die Errichtung eines beständigen Reichsregiments aus deutschen Elementen will er jetzt freiwillig der öffentlichen Meinung zugestehen (III, 401). Auch seine Rathgeber und König Ferdinand geben dazu ihre laute Zustimmung kund; es scheint als habe man allerseits am kaiserlichen Hofe die Nothwendigkeit gefühlt, von der mehr europäischen Haltung habsburgischer Politik auf deutsche Bahnen einzulenken, und sich an die Sympathien einer immer noch gewaltigen Nation fester anzuknüpfen als bisher geschehen war. Daß die Nachfolger Karls, von Rudolf II. bis auf Karl VI. den einzigen Joseph I. ausgenommen, selten mehr den Versuch mach-

ten sich aus der dynastischen Verbrüderung mit ausländischen Interessen zu nationalen Gedanken zu erheben, das war mit der wirksamste Hebel die kaiserliche Autorität aus dem Angesicht des Volkes wegzudrängen, und die landesfürstlichen Prätensionen in deren Stelle einzuweisen. Denn daß schon mit dem 17. Jahrhundert das nationale Interesse anfängt sich von der monarchischen Sache des Kaisers weg der aristokratischen der Landesfürsten zuzuwenden, diese Erfahrung, so traurig sie mit ihren Folgen sein mag, darf die aufrichtige Geschichtschreibung sich nicht verbergen.

Der Passauer Vertrag ward unter dem Eindruck jener bittern Nothwendigkeit abgeschlossen; wie viele Kämpfe dem Kaiser dieß Opfer kostete, zeigt uns in der Correspondenz sein schmerzlicher Unwille, sein Zaudern, seine tiefgebeugte Stimmung als er das Unvermeidliche hat thun müssen. Erst die Einsicht daß längeres Zögern die Verhältnisse nur mehr verwirre, und der Rath seiner Verwandten und Staatsmänner vermochte ihn zu dem schweren Opfer; schreibt er doch selber, nur die Rücksicht auf Ferdinand der ihn ungestüm bedrängte, habe ihn zur Annahme des Vertrags bewogen. Daß ein tieferer Unwille zurückblieb gegen die Urheber der Katastrophe, könnten wir schon vermuthen, auch wenn es uns die Correspondenz nicht zeigte; eine solche Verbissenheit des überrascht Besiegten ist ganz menschlich. Kaum hatte sich die schlimme Lage der kaiserlichen Politik um weniges verbessert, so tauchen in der Umgebung Karls auch schon die mühsam verhaltenen Rachegedanken auf; die Feinde, schreibt Schwendi im Moment des Abschlusses, seien ohne Geld, ihr Muth sei ihnen gesunken seit sie ihrem Kaiser sich gegenüber sähen. Ließe man diese Leute ungestraft und ließe man sie fortdauernd ihre bösen Praktiken betreiben, so sei Verwirrung, Untergang jeder gesetzlichen Ordnung und Verfall der Religion die nothwendige Folge (III, 436). Das war im Sinne des Kaisers gesprochen; kaum fühlt er sich die Hände etwas freier, so ist er gern bereit ein kleines Mißverständniß zur Annullirung des Vertrags zu benutzen und mit den Waffen loszuschlagen (III, 502).

König Ferdinands Politik zeigt sich als eine friedlichere und vorsichtigere; er beschwichtigt durch vermittelnde Vorschläge oder durch beunruhigende, wenn auch nicht übertriebene Schilderungen der Gefahren in Deutschland. Ein ausführliches Schreiben an den Kaiser (März 1553) schildert die Lage des Reichs als höchst bedenklich; lange verhaltene innere Gährungen und die Türkennoth seien für die kaiser-

liche Politik eine dringende Aufforderung hier mit starken und entscheidenden Heilmitteln zu helfen. Vor allem müßten Albrecht von Brandenburg und seine Gegner beruhigt werden; Selbsthülfe beider Theile sei höchst gefährlich, namentlich sei es ein leichtes für den Markgrafen durch religiöse Motive oder den weltlichen Druck die untersten Volksclassen aufzuregen und eine Erhebung zu veranlassen, die viel gefährlicher werden könne als der Bauernkrieg von 1525. Auch müsse der Kaiser die Verhältnisse der beiden sächsischen Linien befriedigend ordnen; keiner von beiden dürfe ein Vorwand übrig gelassen werden sich mit französischer Hülfe oder revolutionären Kräften gegen das Bestehende zu erheben. Auch die kirchliche Angelegenheit müsse eine gründliche Entscheidung erhalten; denn, schreibt König Ferdinand, ohne Verständigung in der religiösen Sache halten wir es für unmöglich Friede und Einheit im Reich zu erhalten. Er selbst fühlt aber zugleich die Schwierigkeit eines friedlichen Auswegs; sich an den Papst wenden, sagt er, wird wenig Erfolg haben, da er nicht dazu beitragen will die Mißbräuche abzustellen, und die Lutheraner werden auch nicht bereit sein ihre Uebergriffe (insolences) wieder gut zu machen.

Auch der Kaiser läßt sich über die deutsche Politik ausführlich vernehmen, aber mit sichtbarem Mißvergnügen und ohne großen Eifer die alte schwierige Arbeit noch einmal zu beginnen. Er hat fromme Wünsche für Deutschland, aber keine Zeit und Kräfte mehr dafür; seine Briefe seit 1554 sind mißmuthige Ausbrüche jener Stimmung, die ihn wenige Jahre nachher bewog vom politischen Schauplatz abzutreten. Er wird gleichgültig gegen die deutschen Angelegenheiten, überläßt gern das Bedeutendste seinem Bruder, und seit dem Mißlingen der Unternehmung gegen Frankreich sieht man den Entschluß der Resignation in ihm allmählich zur Reife kommen. Das Einzelne spricht sich in den Briefen an seinen Bruder unverkennbar aus.

Wir haben durch diese Uebersicht nur auf einzelne besonders interessante Punkte hinzuweisen gesucht, und wiederholen die schon früher ausgesprochene Aufforderung, alle Freunde einer gründlichen geschichtlichen Belehrung möchten sich durch sorgfältige Lectüre von dem Werth der Sammlung überzeugen. Hrn. Lanz gebührt für seinen aufopfernden Fleiß und seine diplomatische Sorgfalt um so größere Anerkennung, als er uns verspricht seine archivalischen Forschungen auch weiterhin fortsetzen und nach Kräften ergänzen zu wollen. Alle

Freunde einer gründlichen und gediegenen Geschichtsforschung werden dem Herausgeber aufrichtig Gedeihen wünschen zu seiner größeren und schwierigeren Arbeit, einer Biographie Kaiser Karls V. und mit ihm von Herzen bedauern, daß man den Versuch gemacht hat diese Arbeit vor ihrer Geburt schon todtzuschlagen. Wie wir aus der Vorrede erfahren, ist Hrn. Lanz von einer Seite her eine ziemlich entmuthigende Aufnahme zu Theil geworden, und in einer Berliner Zeitschrift sein Unternehmen geradezu als eine Ilias post Homeros (Robertson und Ranke sind die Homeri!) bezeichnet worden. Hr. Lanz hat Recht wenn er den Beurtheiler um diese Parallele nicht beneidet, und bei aller Anerkennung von Ranke's großem Verdienst seine eigene Arbeit durch die „deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" nicht für überflüssig gemacht hält. „Daß eine Aufgabe," sagt er, „die auf der einen Seite als Biographie eine weit beschränktere ist als die Ranke's, der es mit der Geschichtsepoche eines Volkes zu thun hat wo die Volkskräfte in ihrer massenhaften Bewegung bei weitem die Hauptsache sind, wo daher die Historiographie in ihrer vielseitigsten Beobachtung und Schilderung in Anspruch genommen wird; die dagegen auf der andern Seite der Thätigkeit des Kaisers in Italien, Belgien, Spanien, in Afrika und Amerika, in seinen Verhältnissen zu Frankreich und der Türkei, zu England und den nordischen Reichen mit gleichem Interesse folgt, wie seinen Bestrebungen in Deutschland—daß eine solche Aufgabe von der unvergleichlichsten Darstellung der deutschen Reformation nicht unnöthig gemacht werde, daß sie damit in gar keine Vergleichung gebracht werden kann, dieß ist, dächte ich, eine so plumpe Bemerkung, daß ich sie nicht gemacht haben würde wenn ich nicht durch oben gedachte Stelle in der genannten Zeitschrift dazu veranlaßt worden wäre." (S. VII.)

In so großen und schwierigen Aufgaben sollte ein Gelehrter den andern nach Kräften unterstützen, statt persönliche Motive oder den Standpunkt einer Camaraderie vorwalten zu lassen; die vielgerühmte „Deutschheit" gelehrten Wesens hätte ja hier die beste Gelegenheit sich in ihrem Glanze zu zeigen, statt an den Interessen der Erdscholle und des Kirchthurms zu haften. Versuche wie der oben gerügte, jede andere Richtung durch ein prüdes Ignoriren oder ein allmächtiges „a cessé d'exister" moralisch todtzuschlagen, sind gerade in diesem Augenblick sehr unglücklich zu nennen, und müssen den entschiedenen Protest aller Unbefangenen hervorrufen.

Thiers' Geschichte des Consulats und Kaiserreichs*.)

(Allgm. Ztg. 31. März u. 1. April 1845. Blg. Nr. 90 u. 91.)

Es hat seine große Schwierigkeit ein Werk der ernsten Beurtheilung unterwerfen zu wollen, das eben erst zu Tage gekommen, noch in der glücklichen Lage ist von Dilettanten bewundert, von feilen Speculanten angepriesen, und von den ruhigen Freunden historischer Wahrheit meistens nur still geprüft zu werden. Setzt man sich auf der einen Seite selbst der Gefahr aus von diesem himmelstürmenden Jubel mit fortgerissen zu werden, und das Werk unter den Eindrücken zu beurtheilen die man für ein Tagespamphlet empfindet, so ist auf der andern zu besorgen keine Hörer und keine Leser zu finden wenn man den Muth haben sollte die gutmüthige Anbetung der Dilettanten und Modenarren, deren Zahl Legion ist, zu stören.

Es sind erst wenige Jahre her, da gehörte es in dem größten Theil der deutschen Presse zum Ton den „kleinen Provencalen", den „Pariser Gamin", und wie man sonst den Conseilpräsidenten vom 1. März zu nennen pflegte, alltäglich zum Text einer patriotischen Capucinade zu nehmen; manch dünnes Blatt hat noch lange nach dem Herbst 1840 seine magere Kost mit einer Blumenlese von Verbalinjurien gegen den Exminister gewürzt, und als er selber kam, hat sich nur die „Metropole deutscher Wissenschaft" von ihm enchantirt gefühlt, die übrigen Vaterlandsfreunde haben kannegießernd, schimpfend, ja in einer Stadt sogar mit Katzenmusik und Pereat ihre nationalen „Demonstrationen" gemacht. Und heute? Dieselben Journäler, die jeden Morgen Hrn. Thiers alle Leiden ihrer patriotischen Polemik hatten ausstehen lassen, stoßen jetzt in ihre Posaunen, und verkünden dem Michel von dem neuen Evangelium das von der Place St. Georges zu Paris für alle Völker beglückend ausgegangen. Armer Michel! kaum hast du dich in einen gründlichen Ingrimm gegen den kleinen Provencalen hineingearbeitet, so mußt du staunend still stehen und sein historisches Meisterwerk bewundern; jedes Journal bringt dir darüber seine Bulletins, du erfährst jeden Morgen *wie viel* Exem-

*) Historie du Consulat et de l'Empire par A. Thiers etc. Leipzig. Meline. 1845. T. I. II.

plare jetzt verkauft sind, fünf Buchhändler zugleich stürmen dir das Haus mit dem Original und Uebersetzungen, die zweibogenweise um ein paar lumpige Groschen geboten werden, und die Zeitungen des grundgelehrten profunden deutschen Volkes erzählen von den Vorarbeiten und Studien dieses Buchs wahre Wunderdinge.

Man darf uns nicht einwenden, ein Conseilpräsident habe mit dem Geschichtschreiber nichts zu thun — vielmehr ist gerade in diesem einzelnen Fall der kriegerische Minister von 1840 und der Geschichtschreiber Napoleons auf einem und demselben Wege. Was er damals von der Tribune gepredigt, wird jetzt historisch eingekleidet; wovor sich die gesunde Natur des Michel vor fünf Jahren gesträubt, wird ihm jetzt durch die harmlose Propaganda einer geschichtlichen Darstellung eingeimpft. Das führt uns auf eine sehr ernste Frage: inwiefern nämlich die Leute in Deutschland gewissenhaft handeln die ihrem unerfahrenen Volk ein Werk als Volks= und Lesebuch empfehlen, das ganz offenbar im Sinn und Interesse der bonapartischen Revolutions=politik geschrieben und auf alle Gelüste des lieberal=propagandistischen, rheingränzsüchtigen Franzosenthums berechnet ist?

Gern erkennen wir die Vorzüge des Buches an; gern stimmen wir in das Lob ein das Thiers, dem Darsteller und Bearbeiter des historischen Stoffes, wie wenig Andern gebührt. Die Bewältigung eines großen Materials, die Anordnung und malerische Gruppirung, und jene einfache, aber leicht und anmuthig fließende Erzählung, die gleichwohl den dramatischen Effect gut zu erhaschen weiß, sind auch hier mit einer Virtuosität bewährt, die an den gewandten Sprecher auf der Tribune, an seine vortrefflichen Expositionen, und die plane durchsichtige Beweisführung seiner besten Reden erinnert. Es ist schwer so klar und verständlich und doch zugleich so fein und edel zu schreiben; das Werk kann für ein treffliches Lesebuch des Volkes gelten, und erfüllt doch zugleich alle die Ansprüche die der Kenner an die historische Form zu machen berechtigt ist. Darin liegt das größte Verdienst des Werkes, und die Franzosen dürfen sich freuen eine populäre Geschichte Napoleons zu besitzen welche von den Schwächen der andern sich möglichst freigehalten, und doch an ihren Vorzügen einen guten Antheil bewahrt hat.

Viel geringer ist die Ausbeute die dem historischen Forscher geboten wird; wer wollte auch von einem so vielbeschäftigten Manne, Thiers, jene sitzende Thätigkeit über Quellen und Urkunden erwarten, die dem deutschen Professor durch natürliche Anlage und Beruf so

außerordentlich leicht wird? Hr. Thiers nippt an ein paar Actenschränken, die ihm sein Freund Mignet zum Theil zurecht gemacht; eine Partie junger Handarbeiter („les historiens de Mr. Thiers“) appretiren das Appretirte; und daraus baut dann der historische Künstler das bewundernde Gerüste seines historischen Materials auf. Daß damit in Frankreich arge Charlatanerie getrieben wird, daß man dergleichen dann in allen „affiliirten Blätter“ als funkelnagelneue Weisheit ausposaunt, das wissen wir längst; aber für das „gründliche und gelehrte“ Deutschland war es ein großes Armuthszeugniß von den riesenhaften Studien zu dem Buche Geschichten zu erzählen, die an die Mährchen von tausend und eine Nacht erinnerten. Was die Archive über Bonaparte bieten, hat schon Bignon mit musterhaftem Fleiß benützt; wenig Seiten wird man da finden die nicht auf einen neuen Aufschluß über Einzelnes führten, und selbst die widrige Dialektik des Mannes den Bonaparte in seinem Testament zu seinem apologetischen Geschichtschreiber ernannte, kann den Eindruck einer an Neuem und Wichtigem so reichen Darstellung nicht verwischen. Durch ihn war Hrn. Thiers in der Hauptsache vorgearbeitet; alles andere was er uns jetzt Neues bringen will, z. B. aus dem Archiv des Staatssecretariats, ist theils von zweifelhaftem Werth, theils nichts als ein weiterer Beleg zu Thatsachen, die bereits bekannt waren. Der Erwähnung werth ist manche Ergänzung über die Verwaltung, manche diplomatische Beigabe, z. B. über die Verhandlungen nach der Schlacht bei Marengo, über die Anfänge des Concordats, über die Mission St. Juliens, auch hie nnd da eine Notiz über das Kriegswesen und die Marinerüstungen. Die Darstellung der Ermordung des Kaisers Paul, die der Verfasser mit so viel Nachdruck als die einzig richtige betont, hätten wir mit diesem dramatischen Detail lieber im Feuilleton eines Journals als in einem ernsten Geschichtswerke gefunden.

Thiers selbst wird gewiß auch die Prätension nicht machen wollen ein Werk des grundgelehrten sitzenden Fleißes zu liefern; Zweck und Verdienst des Buches muß ihm auf einer ganz andern Seite liegen. Eine Geschichte Napoleons zu schreiben, die in fließender netter Darstellung alle nationalen Sympathien und Antipathien in dieser Zeit der Erschlaffung rege machte, die den bonapartischen Erinnerungen wohl und den lieberalen Neigungen doch auch nicht wehe thue, das mochte wohl der Hauptgesichtspunkt sein aus dem der Minister vom 1. März nach seinem politischen Schiffbruch sich in diese Arbeit flüchtete.

Die Geschichte der Revolution war das Manifest der revolutionären Ideen gegenüber den Bourbons; die Geschichte des Consulats und Kaiserreichs ist eine Proclamation des halb liberalen, halb bonapartischen Volksgeistes gegenüber der Friedenspolitik, die ihn verdrängt hat. Nach zwei Seiten hin weiß er die nationalen Gelüste in gutem Humor zu erhalten: die Liberalen der Revolution und die Propagandisten des Kaiserreichs finden zugleich ihre Schlagwörter drin. Die politische Weisheit von neun Zehnteln des französischen Volkes ist aber aus jenen zwei Elementen zusammengesetzt; selbst der Epicier, wenn auch jetzt, im niedern Gelderwerb, für die Friedenspolitik gefangen, stimmt in jenes vive l'Empereur mit ein, das neben dem politischen Ertrag der Revolution zugleich die goldene Zeit zurückführen kann, wo die große Nation in allen Küchen, Keller und Geldkisten des Continents das Indigenat besaß. Hr. Thiers hat sein Publicum viel besser gekannt als Bignon; während der ehemalige Diplomat Bonaparte's, an unbedingten Gehorsam nach oben nnd an freche Gewalt nach unten gewöhnt, zwar der Eitelkeit der Bonapartisten im unbedingtesten Sinn fröhnt und jedem wunden Fleck eine dialektische Umhüllung zu geben weiß, übersieht er die andere Seite, die Erinnerungen der Revolution, und er gibt sich die Mühe nicht mit den liberalen Reminiscenzen der Constitutante oder des Convents zu liebäugeln. Hr. Thiers ist in beidem Meister; er führt uns in das Werk gleich mit der Versicherung ein, daß die politische Erfahrung die hochherzigen Empfindungen seiner Jugendzeit nicht erkältet habe; „ich bin gewiß, ruft er aus, die Freiheit und den Ruhm Frankreichs zu lieben wie ehemals."

An dieser „liberté" und „gloire" spinnt sich das Werk fort; es sind die großen Schlagwörter die aus der Darstellung und Beurtheilung uns immer wieder in die Ohren tönen. Das unterdrückte Bedauern „die reichen Gefilde Deutschlands und Italiens der Armee von 1799 verschlossen zu sehen", spricht sich später schon offener in der Klage aus (I. 343), daß kein Desaix bei Waterloo war, um dort, wie einst bei Marengo, „Frankreich seine gebietende Stellung in Europa zu behaupten." Die prunkhaften Schilderungen der Feldzüge, mit größerer Ausführlichkeit angelegt als je bisher, sind von der Bemerkung eingeleitet: daß für überlegene Köpfe, aber auch nur für solche, der Krieg die beste Schule zum Regieren sei; und während die französischen Siege, wie auf dem Arc de Triomphe zu Paris, auch in den Ueberschriften mit emphatischer Kürze Ulm — Marengo — Hohen-

linden in die Augen fallen, widmet der Verfasser mit sichtbarer Behaglichkeit ganze Seiten der perfiden Politik Albions und der Schilderung der materiellen Noth Altenglands. Fühlt sich dadurch der alte Bonapartist, der Hasser Großbritanniens, der politische Janhagel, dessen Glaubensbekenntniß in „Pitt et Cobourg", „les frontières du Rhin" ꝛc. besteht, innerlich erwärmt und befriedigt, so geht auch der liberale Hampelmann nicht leer aus. Mit großem Nachdruck wird auf die politische Behaglichkeit der Gegenwart hingewiesen, die Garantien der Presse betont, und der sonst tadellose Bonaparte nur dann leise getadelt wenn er sich an den revolutionären Erinnerungen zu grob versündigt. Der erobernde Bonaparte wird vortrefflich gefunden, und doch auch der constitutionelle Bonaparte herbeigewünscht; vom politischen Kindesverstand seiner Leser erwartet der Verfasser mit Recht daß dieselben den Widerspruch der beiden ganz disparaten Vorzüge kaum fühlen werden. Hier wird sein Bund mit Rußland (1800), das Vorspiel der Erfurter Allianz zwischen kosakischer und corsischer Bezwingung europäischer Nationalitäten, belobt und zur Nachahmung empfohlen; dort aber doch die absolute Regierungsform Rußlands für Pauls I. grausenhafte Ermordung verantwortlich gemacht; in England, sagt er, hat die langjährige Geisteskrankheit eines Monarchen keine Störung gemacht, in Rußland die traurigsten Plane hervorgerufen. Nicht die Menschen sind daran Schuld, sondern die politischen Formen. In einem andern Staat wäre Pahlen, der Mörder, vielleicht ein großer Bürger geworden; unter einer despotischen Regierung mußte er ein Verbrecher werden. „Man muß, schließt die politische Betrachtung, das Verbrechen in jedem Lande mißbilligen; man muß aber vor allem die Institutionen mißbilligen die dergleichen hervorrufen (II. 329 ff.)."

Diese liebenswürdige Nachsicht des Historikers für die Schwächen seines Publicums, diese löbliche Unparteilichkeit in Berücksichtigung bonapartischer und liberaler Gelüste, diese Staatsphilosophie, wie sie dem ehemaligen Redacteur des National sehr wohl ansteht, spricht sich auch in den Charakterschilderungen bezeichnend aus. Schon in seiner Geschichte der Revolution hat Thiers uns alle Empfindungen der verschiedenen Epochen mit durchmachen lassen; wir jubeln, umarmen, rhetorisiren mit der Constituante, wir lärmen mit Camille Desmoulins und dem Palais Royal, wir werden fanatisirt mit dem Convent und weinen mit der gefangenen Königsfamilie, und wenn wir

auch mit schmerzlicher Erschütterung die Gironde zur Guillotine begleiten, so können wir doch nicht umhin auch das Gebäude des Schreckens, wie es Danton, Robespierre und Barère aufrichten, theilnehmend zu bewundern. Keine Partei kann sich beklagen, denn jede findet eine Seite die der Verfasser für sie zurecht gemacht hat; böse ist niemand; die Umstände, das Schicksal, die Nothwendigkeit sind an Allem Schuld, alle Individuen, von Ludwig XVI. und Marie Antoinette an bis zu Robespierre und Marat, waren im Grund unbescholtene Leute. Mit diesem toleranten Fatalismus haben die Bücher von Mignet und Thiers in einer von den Parteiinteressen der Revolution noch innerlich durchwühlten Zeit viel Glück gemacht; das neueste Buch versucht das nämliche mit der Geschichte Napoleons. Alle Personen werden mit optimistischer Milde beurtheilt, nur wo eine französische Antipathie im Spiel ist, übt Hr. Thiers das Amt des unerbittlichen Richters.

Das Directorium bestand, so wird uns gleich am Anfang erzählt, aus „redlichen Bürgern"; Fouché war ein Mann von Einsicht und Verschlagenheit, nicht gut und nicht böse, der die Menschen vortrefflich kannte und sie verachtete; Talleyrand hatte „zwar keine bestimmte Meinung, aber eine angeborne Mäßigung die allen Uebertreibungen widerstrebte; bequemte sich schnell den Ideen derer denen er aus Geschmack oder Interesse gefallen wollte, drückte sich in einer unvergleichlichen Sprache aus, die nur der von Voltaire gebildeten Gesellschaft eigen war, und war voll von lebhaften beißenden Einfällen, die ihn eben so furchtbar als anziehend machten."*) Sieyes, der abstracte Dialektiker, reich an papierner Weisheit und stets unfähig etwas im Leben einzurichten, wird mit einem Lykurg und Solon in Parallele gestellt; und Massena wird einmal als eine grande âme (I. 308), das anderemal als ein grand cœur (I. 272) bezeichnet. Mit Moreau ist die Sache schon schwieriger; dem Sieger von Hohenlinden schadet der Waffengefährte Kaiser Alexanders bei Dresden; darum wird er viel strenger beurtheilt und ihm kaum ein Wort des Bedauerns geschenkt. „Könnte man doch einen Schleier über die Zukunft halten — heißt es nach dem Siege von Hohenlinden, — um ihn rein zu genießen, so lange Eifersucht und Verbannung sein Herz noch nicht vergiftet hatten" (I. 270). Bernadotte — von dem will der Franzose gar nichts wissen; Hr. Thiers bequemt sich daher (I. 7) ihn „als mit-

*) II. 143. 145.

telmäßigen Kopf, eiteln und ehrsüchtigen Charakter" ein für allemal abzufertigen.

Es gibt in der historischen Darstellung eine Kunst die Thatsachen so zu erzählen daß sie, ohne eigentliche Fälschung nach einer Seite, einer bestimmten Tendenz hin, leise verändert werden; bald milder, bald härter, hier mit zu viel Schatten, dort mit zu viel Licht ausgestattet, wird aus der ernsten, unbestechlichen Historie das fügsame Vehikel dieser oder jener arrière pensée, das Schiefe ist mit dem Richtigen, das Halbwahre mit dem Wahren so geschickt verflochten, daß es einer lauernden Aufmerksamkeit bedarf, um den glatten Erzähler auf seinen verwickelten Gängen zu erfassen. Hr. Thiers hat einem dieß Geschäft mit vieler Geschicklichkeit recht erschwert. Wir wollen viel lieber in allen zehn Bänden Bignons die Sophismen und Halbheiten aufdecken, als in drei oder vier Theilen des Thiers'schen Werkes; der alte kaiserliche Diplomat übertreibt entweder im kolossalen Style der Bulletins seines Herrn oder er übernimmt offen und unbefangen die Rolle des Apologeten, wozu ihn des Kaisers Testament mit richtigem psychologischem Tacte gewählt hatte; der neueste Geschichtschreiber Napoleons weiß die Stellen, wo er einer Tendenz, einer nationellen Laune huldigt, wo er mit Absicht lobt oder mit Absicht tadelt, so geschickt in das ganze Gewebe zu verflechten, daß es oft Mühe kostet die falschen Fäden von den richtigen zu sondern. Ein Blick auf den Gang des Werkes wird das zeigen.

Thiers eröffnet sein erstes Buch „Constitution de l'an VIII" mit einer Darstellung des Zustandes, wie ihn die Sieger des 18. Brumaire vorfanden. Den Verhältnissen im Innern, die er absichtlich mit starken Farben zeichnet, und den kriegerischen Unfällen des Jahres 1799 wird die politische Genialität und der militärische Ruhm Bonaparte's gegenübergestellt um den Satz zu begründen, den er an einer spätern Stelle ausspricht: „man empfing ihn aus den Händen des Sieges und der Nothwendigkeit." Der Fatalismus der Revolutionsgeschichte kehrt hier in verjüngter Form wieder; Hr. Thiers ist aber indessen religiöser geworden, und sein heidnisches Fatum hat sich zu einer göttlichen „Providence" veredelt. Ihr auserwählter Sohn ist natürlich Bonaparte; er wollte kein Parteichef, kein legitimer König werden, „er wollte keiner andern Macht als Werkzeug dienen als der Vorsehung" (I. 44). Freilich ist der Hr. Thiers des Fatalismus mit dem er an die Providence glaubt, offenbar noch im Kampfe; hier sehen

wir die blinde Nothwendigkeit als göttliche Vorsicht, dort wieder die eben gepriesene Vorsicht als „Glück" erscheinen. Doch belehrt er uns bald daß dies Glück ein sehr vernünftiges ist: „der General Bonaparte, heißt es II. 75, war damals (1800) glücklich, weil er es verdiente zu sein, weil er Recht hatte, gegen alle Welt, im Innern gegen die Parteien, nach außen gegen die Mächte Europa's. Das Glück, fährt er fort, diese launenhafte Gebieterin der Menschen, ist nicht so launenhaft als es scheint, das Unrecht ist nicht immer auf seiner Seite. Das Glück, diese heidnische Bezeichnung für die Macht die alle Dinge hienieden regiert, ist die Vorsehung die das Genie begünstigt, wenn es in den Wegen des Guten wandelt, d. h. in den Wegen, die die ewige Weisheit vorgezeichnet."

Es ist Hrn. Thiers Sache in den folgenden Geschichten mit der „leitenden Macht aller irdischen Dinge", wie er sie construirt, fertig zu werden; für jetzt, in diesen ersten glücklichen Jahren des Consulats, ist es ihm ein Leichtes; denn was er bald als „bonheur", bald als „circonstances" agiren läßt, ist immer wieder nur ein Ausfluß jener „Provindence", die den Mann von Genie begünstigen muß, weil er in den Wegen des Guten wandelt. Drum gelingt ihm jetzt alles, und die wunderbaren Schöpfungen des Jahres 1800, so großen Antheil die Verhältnisse daran haben müssen, sind doch nur ein gerechter Tribut welchen die göttliche Vorsicht seinem Genie zollt. In diese Schöpfungen führt uns der Geschichtschreiber dann ein: ohne etwas neues zu geben, entwirft er hier ein treffliches, lebendiges Bild von jener merkwürdigen Zeit in der sich alle Zweige der Verwaltung wie mit einem Zauberschlag zu beleben anfingen, in der alle gefesselten praktischen Kräfte der Revolutionszeit mit einemmale, wie von einer geheimnißvollen Macht angezogen, um den „Mann der Vorsehung" sich thätig gruppirten. In solchen Darstellungen dürften wenige Hrn. Thiers erreichen; wie man ihm Stunden lang aufmerksam zuhören kann, wenn er auf der Tribune klare, lichtvolle Resumés der verwickelsten Materien gibt, so hat er hier über die Finanzzustände und die Verwaltung des Jahres 1800 einen Ueberblick gegeben, der nicht eine neue Thatsache enthält, aber an durchsichtiger, lebendiger Gruppirung alle Vorgänger übertrifft.

Als die wichtigste Frage stellt Thiers die neue Verfassung hin, mehr um seinem bewunderten Sieyes ein Relief zu geben, als weil es der wahre Zusammenhang der Dinge so erfordert. Der „Lykurg

und Solon der Revolutionszeiten“ (als wenn die Hellenen sich auf abstracte papierne Gesetzgebungen eingelassen hätten!) wird neben Bonaparte als die zweite Säule der Zeit hingestellt, und seinem Verfassungswerk eine Ausführlichkeit gewidmet die weder der abstracte noch der praktische Werth derselben verdient hat. Thiers selbst kann sich oft einer leichten Ironie bei Betrachtung dieses metaphysischen Kunststücks nicht enthalten, er gibt sogar zu daß sie bei aller tüftelnden Berechnung direct zum Despotismus führen muß (I. 58), aber dazwischen thut er wieder ganz ernsthaft und erdrückt uns mit Reflexionen über alle die Möglichkeiten die aus dieser Verfassung fließen konnten. Sie heißt ihm „tief“, er erblickt in ihr das eigentliche Bild der Repräsentativmonarchie und begrüßt dieses seltsame Gemisch eines allgemeinen Stimmrechts das ganz gelähmt war, eines gesetzgebenden Körpers der nicht discutiren, eines Tribunats das nicht beschließen durfte als „eine wunderbare Anstrengung des menschlichen Geistes alle möglichen Formen in einer einzigen Verfassung zu vereinigen“ (S. 66). Er gibt selbst zu daß sie praktisch nichts taugte, er drückt sie durch einen treffenden Vergleich mit der englischen Verfassung, wo jenes Problem wirklich gelöst ist, zu Boden; trotzdem wird diesem „œuvre savante mais artificielle“ eine Ausdehnung gewidmet, die uns für den ersten Augenblick überraschen kann. Aber freilich ist damit den politischen Rechenkünstlern in einer endlosen Wahrscheinlichkeitsrechnung die erwünschte Nahrung geboten, und zugleich die schwierige Doppelaufgabe glücklich gelöst seinen Abbé Siéyès als eine sehr bedeutende Figur erscheinen zu lassen und doch zu zeigen, warum Bonaparte mit der Verfassung desselben gar nichts anfangen konnte; die Bewunderer des Mannes der seit 1789 zu allen Thatsachen die Dialektik machte, sind einerseits befriedigt, und die Bonapartisten quand même haben andererseits einen Rechtfertigungsgrund für den aufkeimenden Absolutismus. Bleibt noch eine Partei zu beruhigen — die constitutionellen Liberalen; für sie spricht sich dann (I. 78) das Bedauern darüber aus daß sich Bonaparte nicht durch diese Verfassung binden ließ; denn, heißt es, er hätte dann zwar nicht so große aber auch nicht so exorbitante Dinge versucht, und sein Scepter wie sein Schwert wäre bis zum Tode in seinen glorreichen Händen geblieben.

Auch hier sind alle Leute vortrefflich: Bonaparte gibt ohne böse Absicht dieß Phantom einer Constitutionscomödie, Siéyès ist ein Ehrenmann, obschon er sich mit Geld abfinden ließ, und die Anklage,

als habe er die curiose Stelle des Grand-Electeur, dieses gemästeten Müßiggängers, für sich erfunden, wird kurzweg abgewiesen. Es bilden sich die Ministerien; auch Talleyrand ist unter den neuen Ministern, und wir möchten gern erfahren ob die Unentbehrlichkeit dieses Individuums für Bonaparte auch eine von den Wirkungen jener Providence des Hrn. Thiers war. Der Geschichtschreiber beobachtet darüber ein weises Stillschweigen; er speist uns mit der Phrase ab: „man ging jetzt von der Politik der Leidenschaften zur Politik der Berechnung über" (I. 50), und der gewesene Lobredner der Conventsmänner vergißt auch die „élégance exquise de mœurs" nicht, die mit dem ehemaligen Bischof von Autun in die regierenden Kreise zurückkam.

An die Geschichte der Grundlegung des neuen Staates, wie sie das erste Buch erzählt, knüpft sich das zweite („administration intérieure") als unmittelbare Fortsetzung; war dort das Allgemeine festgestellt worden, so erfahren wir hier wie sich das Einzelne allmählich aus dem Chaos der letzten Zeiten bildete. Hier ist Hr. Thiers auf seinem eigenen Feld, aber auch bei seinen eigenen Interessen; der revolutionäre, halb volksthümliche, bald militärische Despotismus, der ihm selbst als ideale Politik des künftigen Richelieu vorschwebt, wird hier dem guten Franzosen in der scheinbar unschuldigsten Form als das ächt nationale und wahrhaft revolutionsmäßige Ergebniß gepriesen. Es ward in dieser Zeit das bureaukratische Fundament des spätern Bonapartismus gelegt, woran die französische Freiheit bis jetzt krank ist, und woran alle die HH. Thiers, Guizot, Molé &c. gezehrt haben; gerade bei Schilderung dieser Zeit hat daher der Geschichtschreiber alle seine Kunst aufgeboten die klare historische Betrachtung durch listige Dialektik zu verwirren. Wenn der Moniteur vom 7. Nivose einen hämischen Ausfall gegen die Stellenjägerei perfid benützte um den ganzen Republicanismus der alten Zeit der Lächerlichkeit und der Verachtung preiszugeben, so sieht Herr Thiers darin nur einen Beweis daß das officielle Blatt „die Niederträchtigkeiten brandmarken" wollte (S. 88); wenn er von einer ehrsüchtigen kleinen Cotorie politischer Glücksritter uns erzählt, wird schlau Benjamin Constant mit hineinverflochten, und, ohne den Liberalen alten Schlags wehe zu thun, wird überaus schonend angedeutet daß seine politische Opposition auf persönlichen Motiven beruhte (S. 87. 107).

Daß Bonaparte schon damals anfing in den Tuilerien einen kleinen Hof zu bilden, daß er die Replublicaner fürchtete und oft miß-

handelte, während er die gepuderten Herren der alten Zeit zu sich heranzog, daß er alle die Kleinlichkeiten des zertrümmerten Königthums in den ersten Anfängen schon damals wieder aufweckte, davon wird uns kein Wort erzählt; die Einführung der Ehrensäbel wird absichtlich in ganz unschuldiger Isolirung hingestellt (I. 98), und während eben erst das ganze Tribunat in seinem bedeutendsten Sprecher, Benj. Constant, verdächtigt wurde, findet der Erzähler das grobe Anschnauben das sich der erste Consul gegen die Volksrepräsentanten im Moniteur erlaubte, nur „wenig passend“ (I. 115). Wenn es uns vielleicht frappiren mochte weßhalb Bonaparte einem so unbedeutenden Pariser Gamin, wie Augereau war, gleich anfangs eine bedeutende Stelle geben mochte, so belehrt uns Hr. Thiers daß es einen hohen Beweis von des großen Mannes Selbstverläugnung liefere, wenn er den jacobinischen Schwätzer (der freilich zum Bedienten geboren war) mit einer gewichtigen Mission beehrte. Bei Einrichtung der neuen Verwaltung, die alle machiavellistischen Regierungen nach Bonaparte weislich beibehalten und seine Freunde vom Rheinbund glücklich nachgeahmt haben, geräth unser Geschichtschreiber in wahre Begeisterung, der Historiker wird hier unvermerkt zum ehemaligen und vielleicht auch künftigen Premierminister, der nicht Worte genug finden kann dieses Meisterstück der Präfectenregierung seinen steuerpflichtigen Lesern anzuempfehlen (S. 119. 121). Alles ist musterhaft, auch die Personen der neuen Büreaukratie (I. 127); aber statt der Auskunft und des Beleges werden uns nur ein halb Dutzend Namen aus der Legion der neu Angestellten angeführt.

Neben diesem Aufbau des neuen Despotismus verschmähte Bonaparte auch nicht die revolutionären Reminiscenzen mit einer wohlfeilen Komödie abzufinden; denn in demselben Augenblick wo schon aus allem die Rückkehr des „l'état c'est moi“ heraussprach, hielt er eine nichtssagende Todtenfeier zu Ehren Washingtons, dessen Stelle er eben anfing mit der eines Militärdespoten zu vertauschen. Hr. Thiers kann zwar nicht umhin einzugestehen (I. 170) daß die Feier etwas Unwahres, Künstliches besaß; er rechnet sogar einen Theil davon der politischen Heuchelei zu, aber dessenungeachtet nennt er eine Seite früher das ganze Puppenspiel „une fête simple et noble“. Es war ein arger Hohn des Schicksals daß die Festrede gerade von Fontanes, dem niedrigsten aller niedrigen byzantinischen Hofschmeichler, gehalten ward; unsern Historiker choquirt das nicht, er findet die Rede superb,

und klagt nur daß diese vortreffliche akademische Darstellung des achtzehnten Jahrhunderts von den Wogen der Zeit mitverschlungen worden (I. 169). Eine Probe dieser akademischen Virtuosität im Styl Fontanes' wird uns kurz zuvor vom Verfasser selbst geboten; sie gibt zugleich einen Beweis wie groß Hr. Thiers von der politischen Einsicht seiner Leser denkt. Die harte Beschränkung der freien Presse, erfahren wir S. 166, war nicht Bonaparte's Werk, sondern die Beschwerden der auswärtigen Mächte, namentlich Preußens, gaben dazu Anlaß; wie wahrscheinlich wird das, wenn man erwägt, mit welch zarter Courtoisie Bonaparte stets gegen die Vorstellungen fremder Staaten zu verfahren pflegte! So wird auch mit schonender Auswahl dem französischen Leser alles Bittre erspart oder nur in gedrängtem Auszug mitgetheilt, was Pitt und Grenville im Johnbullstyl damals über Frankreich im Parlament aussprachen; ganz ausführlich dilettirt dagegen der Verfasser seine Leser mit allen den pomphaften Tribunenphrasen (S. 147. 148), womit die damalige englische Opposition zum Aerger der Minister die französischen Verhältnisse anzupreisen pflegte. In allen diesen Dingen ist Cicero's erste Regel für den Historiker „ne quid falsi dicat“ nothdürftig beobachtet, die zweite schwierigere „ne quid veri dicere non audeat“ scheint der akademische Bewunderer von Fontanes gar häufig vergessen zu haben.

Das dritte und vierte Buch führt uns in die Kriegsgeschichte; Ulm — Genua — Marengo, so betitelt „brevitate imperatoria“ Hr. Thiers die Erzählung der militärischen Ereignisse bis zum Junius 1800. Stört auch die behagliche Sicherheit womit der Verfasser militärisch reflectirt und beurtheilt, als hätte er seit 1792 alle Feldzüge mitgemacht, und die Ostentation womit er sein flüchtiges Bereisen der Schlachtfelder zur Schilderung der Localitäten benützt, so bleibt immer noch ein ungeschmälertes Verdienst vortrefflicher Darstellung; der Erzähler des italienischen Feldzugs von 1796 hat sich auch bei dem Zug über den Bernhard, der Belagerung von Genua und den Zügen Moreau's nicht verläugnet. Eine meisterhafte Gruppirung, die immer einen einzigen Hauptpunkt aus der Masse der Bewegungen hervortreten läßt, wird durch jene lebendige plastische Schilderung unterstützt, die den französischen Historiker unsern fleißigen und gründlichen Erforschern des Details so überlegen macht; hier wird die ganze Schwierigkeit der Lage in glühenden Farben gezeichnet, dort die Ueberwindung der Hindernisse mit aller Emphase patriotischen Stolzes hervor-

gehoben, bald ein Bild des ernsten Kampfes entfaltet, bald eine anmuthige Anekdote hineinverwebt, und das Ganze von jener feierlich gehobenen, beinahe epischen Darstellung unterstützt, womit die Franzosen die winzigsten Punkte ihrer Kriegsgeschichte ausgeschmückt haben. Von der Schlacht bei Soissons und Zülpich (denn auch das ist ihre Domäne) bis zur Wegnahme der Smala des Abd-El-Kader hat alles seinen Maler oder Erzähler oder Dichter gefunden; in Deutschland ist nicht einmal der große Befreiungskampf herodoteisch entwickelt worden; darum nährt man unser Volk jetzt mit der pomphaften Verherrlichung französischer Siege über unsere Heere!

Mit großer Gewandtheit wird überall, scheinbar zufällig und ungesucht, Bonaparte's Auftreten als das entscheidende hervorgehoben; hier Moreau an der Donau, dort Massena in dem hart bedrängten Genua; alles hängt nur an einem Faden: da tritt der erste Consul mit der kleinsten der Armeen auf, und gibt in vier Wochen der Lage der Dinge die siegreiche Wendung. Die Erzählung gewinnt dadurch sehr an dramatischem Interesse; auch ist die Schilderung der Localitäten zum malerischen Effect glücklich benützt, darum muß man wohl manchen Schlageffect, der mit vieler Bewußtheit vorbereitet ist, mit in Kauf nehmen. Wer wollte dem Verfasser die prunkhafte Rhetorik tadeln womit die Schwierigkeiten der Lage oft noch vergrößert, die Schwäche in der Stellung der Gegner klüglich verdeckt wird; wer wollte ihm übel nehmen daß den meisten Feldherren, außer Bonaparte, ihr Verdienst um den Sieg etwas verringert wird, ja sogar der Sieger von Hohenlinden eigentlich mehr in Richepanse als in Moreau zu finden ist! (II. 196). Dieselbe Milde der Gesinnung, wovon schon die Fouché und Talleyrand profitirten, kommt auch denen zu gut die im Ausland nicht allzu schroff die Interessen ihres Volkes verfochten. Armer Pitt! Wie glücklich ist dagegen Haugwitz! Die Schwarzwälder Bauern die sich als Landsturm organisirten, werden mitleidig als Verführte angesehen; dagegen Melas, der Melas von Alessandria, erhält eine ausführliche Apologie — die er denn freilich um die Franzosen verdient hat. Wie nobel ist die Angst geschildert in die ihn schon Bonaparte's Erscheinen versetzte; wie unwidersprechlich wird dargethan daß der ehrwürdige Mann (respectable vieillard S. 298) seine Pflicht gethan hat! (II, 350. 353). Daß Hr. Thiers in den späteren Bänden auch Ehren-Mack noch im Grabe reinigen, und jene „brigands“, wie Schill, Dörnberg, Braunschweig, Hofer, gebührend

tractiren wird, läßt sich erwarten, begierig sind wir aber doch ob Dupont nach der Capitulation von Baylen (1808) auch noch als ein „respectabler" Mann von dem französischen Historiker gepriesen werden wird?

Jene Virtuosität der alten akademischen Beredsamkeit, deren Untergang mit Fontanes der Geschichtschreiber der Revolution so sehr bedauert, wird auch an andern Stellen trefflich von ihm bewährt. Man kann die französische Intrigue bei der Wahl Pius' VII., das Treiben Consalvi's nicht glatter und niedlicher darstellen als es Hr. Thiers thut; schon Bignon hat hier ein diplomatisches Meisterstück geliefert, bei unserem Geschichtschreiber wird aber die Sache vollends so, daß es für den Unerfahrenen schwer wird den wahren Verhalt der Angelegenheit zu durchschauen. Wie fein wird Cardinal Maury's Abfall gezeichnet! „Es war ein Mann, heißt es (I. 361), von ausgezeichnetem Geist, der mit geheimer Befriedigung sich der Idee hingab sich wieder an die französische Regierung zu knüpfen, seit der Ruhm für die Neuheit dieser Regierung einen Ersatz gab." Alles das ist ein Vorspiel, wie uns die Geschichte des Concordats erzählt werden wird; an einer Stelle (II. 114) wird auch schon darauf präludirt. Es wird über die Leerheit der revolutionären Festlichkeiten geklagt (die doch sonst Hr. Thiers „simples et nobles" findet); „öffentliche Spiele, Theater, Freudenfeuer können wohl zum Theil ein Volk ergötzen, aber nicht vollständig. In allen Zeiten waren die Nationen geneigt ihre Siege am Fuß der Altäre zu feiern, ihre öffentlichen Ceremonien waren ein Act des Dankes gegen die Gottheit. Aber Altäre gab es in Frankreich nicht mehr! Die welche man der Göttin Vernunft errichtet, die welche die Theophilanthropen mit Blumen schmückten, waren mit dem Gepräge unauslöschlicher Lächerlichkeit bedeckt; denn unter den Altären sind nur die alten achtungswerth; nun war aber der alte katholische Altar Frankreichs noch nicht aufgerichtet." Diese Religiosität des Hrn. Thiers ist nun zwar von derselben Natur wie die von Portalis, der bei Einführung des Concordates vor dem legislativen Körper die „Unschädlichkeit" der Religion darzuthun sucht (Moniteur von 1802), aber es ist denn doch schon ein schöner Uebergang zur Geschichte des folgenden Bandes. Thiers, der Geschichtschreiber der Revolution, der die armselige Religion Robespierre's „vraiment grande et morale" gefunden hat, und der Geschichtschreiber des Kaiserreichs, der das Concordat loben muß,

sind freilich etwas widersprechende Individualitäten; durch jenen trefflichen Satz, der die Religion als ein nothwendiges Ingredienz öffentlicher Feten vermißt, wird der Uebergang allmählich vermittelt.

Wenn wir früher von einer Kunst gesprochen haben ohne eigentliche Fälschung das wahre Verhältniß der Thatsache zu verschieben, oder durch Austheilung von Licht und Schatten und durch den Zusammenhang bald ein geschmeicheltes, bald ein verzeichnetes Bild der Sache zu geben, so hat, scheint uns, Hr. Thiers dazu die entsprechenden Belege gegeben; man könnte bis zu Ende die einzelnen Abschnitte durchgehen, und zeigen wie die Wahrheit dann immer zu kurz kömmt, wenn man sie nur mit Absicht und Berechnung zu sagen gestimmt ist. Das fünfte Buch „Heliopolis" behandelt z. B. die Schicksale der ägyptischen Armee bis zu Klebers Ermordung. Die unverantwortliche Lage worin Bonaparte das Heer und die Colonie zurückließ, wird mild übergangen; es sind nur seine „detracteurs" (II. 3) die es getadelt haben daß er im Augenblick der größten Gefahr Frankreichs die beste Armee zu seinen Zwecken nach Aegypten führte, und daß er sie, als sie dort eingeschlossen war, zu seinen Zwecken wie ein Deserteur verließ. Mit unnachahmlicher Sophistik wird vielmehr das Alles zu des Helden Lob benützt. Die Noth der Truppen, die Verzweiflung der Officiere, der Mißmuth Aller wird mit lebhaften Farben geschildert; wir erwarten einen Vorwurf gegen Bonaparte, der ja von dem Allem der Urheber war; nein, vielmehr wird mit Emphase der Werth hervorgehoben den die verlassene Armee der Gegenwart des Einzigen beilegte. Klebers Bericht, der neben vielem Uebertriebenen viel Wahres enthält, wird abgefertigt, und eine Widerlegung versucht die einzelne Zahlenangaben mildert, aber nicht den Zustand der Colonie. Wie Kleber ermordet war, wird Menou sein Nachfolger; man hatte allgemein einen verdienten General erwartet, z. B. Regnier, statt dessen folgte dieser Geck, nur weil er Bonaparte's Schmeichler und Wohldiener war. Nun erkennt zwar Thiers seine Unfähigkeit an (II. 53), verschweigt uns aber weislich den Grund seiner Erhebung. Das sind Vorwürfe die wohl eine Widerlegung des französischen Geschichtschreibers verdient hätten; aber während er darüber tiefes Schweigen beobachtet, wird mit vielem Pomp und unnöthigem Nachdruck die abgeschmackte Anklage widerlegt Bonaparte habe den General Kleber ermorden lassen.

Schon im Herbst 1800 fing man an die öffentliche Meinung zu

sondiren ob sie für die Rückkehr der alten Monarchie gestimmt sei; es erschien ein Pamphlet „Parallèle entre César, Cromwell, Monck et Bonaparte", das man bald Lucian Bonaparte, bald Fontanes zuschrieb, dessen Abfassung aber jedenfalls dem ersten Consul kein Geheimniß sein konnte. Wie der Erfolg dann verunglückte, zog er sich zurück, und war nach seiner Art über die erbittert die er als Werkzeuge gebraucht; betroffen machte es ihn als der Admiral Truguet im Staatsrath ihm sehr treffend andeutete er wisse um das Geheimniß des ganzen elenden Manövers. Daß der große Mann solche Künste nicht verschmähte, gehört leider auch zu seiner Geschichte; Hr. Thiers erzählt die ganze Begebenheit (II. 162), aber ohne Bonaparte nur dabei zu nennen; der arme Lucian und Fontanes müssen alles gethan haben. Ein anderes Beispiel gehört in die nämliche Kategorie. Es ist bekannt daß Bonaparte nach der Höllenmaschine den glücklichen Moment benützte sich der ihm furchtbaren Republicaner zu entledigen; zu spät bewies ihm Fouché daß die Royalisten die Thäter seien; „il faut profiter de l'enthousiasme... à présent j'en suis debarrassé" soll er damals zu Fouché gesagt haben. Mag man auch die furchtbaren Worte der Fabrik Bourienne's zuschreiben, so bleibt doch wahr daß Bonaparte die Specialtribunale, die Verfolgungen, die Deportationen gegen die in dieser Sache ganz unbetheiligten Jacobiner schonungslos durchführen ließ, und über jede furchtsame Vorstellung, jeden Widerspruch in Wuth gerieth; allein statt ihn auch nur leise deßhalb zu tadeln, wirft Hr. Thiers die ganze Schwere des Vorwurfs auf Fouché (II. 261), das elende Werkzeug des Willens seines Gebieters.

Das neunte Buch „les Neutres" entwickelt uns jenes System der auswärtigen Politik, das man Hrn. Thiers und alle Andern alljährlich von der Tribune herab vertheidigen hört. Es ist ein artiges Vorspiel zur Geschichte des Rheinbundes, ein strenges Strafgericht für alle die da wagen sollten anders zu handeln als es der Dienst und das Interesse der großen Nation vorschreibt. Schon früher (I. 48) war die Rolle der Neutralität, die Preußen seit dem Basler Frieden spielte, und durch die es direct zum Tilsiter geführt ward, mit honigsüßen Worten belobt worden; Haugwitz und seine Entfremdung von den nationalen Interessen Deutschlands findet Hr. Thiers, wie zu erwarten, ganz vortrefflich. An einer andern Stelle erzählt uns der Geschichtschreiber „wie man in Berlin täglich gesagt habe man müsse den Ehrgeiz Oesterreichs unterdrücken" (II. 70), und die preußische

Politik sammt ihren Lenkern ist herrlich solange sie in dieser Stellung beharrt. Die englischen Tories, die ihr englisches Interesse im Auge zu behalten kühn genug sind, werden an verschiedenen Stellen hart angelassen, und der Geschichtschreiber verschmäht sogar nicht in das „haine aux Anglais“ (I. 356) der französischen Unterofficiere, Käskrämer und Studenten einzustimmen, während er doch selbst als Conseilpräsident im Mai 1840 Großbritanien „notre allié magnanime“ betitelt hat.

Ein kitzlicher Punkt ist Bonaparte's Verhältniß zu Godoi; es hat da seine Schwierigkeit in den Handlungen des ersten Consuls die göttliche „Providence“ des Hrn. Thiers wieder zu erkennen. Zart wird berührt (I. 102) wie der große Mann es nicht verschmähte den verbuhlten Kammerdiener mit einem Geschenke zu kirren; und an einer andern Stelle, die mit lebhaften Farben die Unwürdigkeit des Madrider Hofes zeichnet (II. 85), wird nur leicht hingeworfen: „der große Consul dessen unermüdlicher Geist alles zugleich umfaßte, hatte seine Politik auch schon nach Spanien gerichtet, und diesen entarteten Hof so vortheilhaft als möglich für die gemeinsame Sache zu benützen gesucht.“ Wohin diese vortheilhafte Benützung für die gemeinsame Sache führte, zeigen uns die Bayonner Auftritte von 1808; auch darauf läßt Hr. Thiers bereits ein Schlaglicht fallen (II. 90), wenn er sagt: „man wird schmerzlich ergriffen wenn man denkt, wohin das geführt hat, ohne Perfidie von französischer Seite, sondern nur durch eine unbegreifliche Verkettung der Umstände.“ Auf den Beweis dieses Satzes, den uns der Verfasser nicht versagen kann, hat man einiges Recht gespannt zu sein.

Wir brechen hier ab und sind zufrieden wenn unsere Absicht bei dieser Beurtheilung nicht mißverstanden d. h. mißdeutet wird. Wir wollen das glänzende Talent des Darstellers dem berühmten Verfasser so wenig mißgönnen als wir den Franzosen die Freude darüber verkümmern mögen daß sie eine Geschichte Napoleons besitzen die so geschickt alle ihre nationalen Stimmungen, Neigungen und Launen in sich zu absorbiren weiß. Nur eines wollten wir zeigen, daß mit aller Kunst der Darstellung und rednerischen Dialektik der feste Kern der rauhen Wahrheit nie ganz verhüllt werden kann, und daß ein glänzendes Plaidoyer noch lange keine Geschichte ist. Nur eines wollten wir zeigen daß der deutsche Patriotismus noch in seinen Kinderschuhen gehen muß so lange man ihm ein Buch anempfehlen und ausposaunen

darf, das ohne Zweifel — zwar nicht so plump wie Bignon — aber nur um so treuloser die größten Momente unserer letzten Nationalgeschichte die Jahre 1809—1813 verkleinernd und schmähend darzustellen bemüht sein wird, das, wie seine Vorgänger die ehrwürdigen Blutzeugen unsers Befreiungskampfes, mit römischer Nachäfferei*) als Brigands bezeichnen muß. Laßt die Franzosen ihre nationalen Narrheiten bis auf den letzten Tropfen behaglich ausschlürfen, aber zwingt uns nicht den imperialistischen St. Veitstanz und das obligate vive l'empereur aus purer Toleranz gegen unsere „großherzigen" Nachbarn mit durchzumachen. Wenn denn Hr. Thiers durch seine dienstfertigen Claqueurs sich als den modernen Thukydides ausposaunen läßt, so liegt der Vergleich zwischen dem perikleischen Athen und dem Frankreich des Robert Macaire nahe genug um jene Parallele in ihrem richtigen Licht erscheinen zu lassen. Wenn man die Unwissenheit eines Herrn Lerminier besitzt, und weder den Thukydides, noch den Guicciardini, noch den Macchiavell je gelesen hat, so kann es einem auch an der nobeln Dreistigkeit nicht fehlen das Thiers'sche Buch mit den angeführten zu vergleichen.

Die beiden ersten Bände führen die Geschichte bis zu den Vorbereitungen des Friedens von Amiens (1801); wir werden seiner Zeit Bericht davon geben wie die folgenden geworden sind.

Dritter Band.

(Allg. Zeitg. 18. Juli 1845 Beilage Nr. 199.)

Haltung und Tendenz dieses Werkes hat sich in seiner neuesten Fortsetzung nicht verändert; der dritte Band enthält Proben derselben Geschichtschreibung die bei Besprechung der beiden ersten charakterisirt worden ist. Er beginnt mit der Räumung Aegyptens und schließt mit dem lebenslänglichen Consulat, enthält also gerade die Epoche wo sich die glänzendsten Resultate des bonaparte'schen Geistes im kleinsten Raum zusammendrängen, wo nicht nur den Franzosen, sondern dem größten Theil von Europa der erste Consul als Friedensbote und Schöpfer einer neuen Aera menschlicher Geschichte erschien. Wie Großes und Imponirendes sich hier im raschesten Laufe gefolgt ist, fühlt am besten eine ereignißlose Zeit, und Hr. Thiers mag wohl Recht haben, wenn er alle Epochen der Weltgeschichte kühn zur Parallele auffordert

*) Latro nennen die römischen Historiker Livius und Vellejus den spanischen Freiheitshelden Viriathus.

mit diesen Jahren des Consulats; unrecht aber thut er, wenn er uns emphatische Lobpreisungen im Styl eines Akademikers als historische Zeichnung bieten will. Sind es doch dieselben Jahre aus denen, neben allem wohlverdienten Ruhm, der Bonoparte der folgenden Zeiten schon sehr bestimmt herausspricht; wo die Hoffnung einen Wiederhersteller in ihm zu begrüßen durch reactionäre Gelüste und autokratische Launen zuerst verdüstert wird. Das Frankreich nicht bestimmt war den hohen Beruf einer Verjüngung und Ordnung der europäischen Welt zu erfüllen, daß es nur die alte Zeit in jacobinisch soldatischer Umhüllung wiederbrachte, läßt sich schon aus jenen Tagen deutlich herausfühlen; wir würden deßhalb, wären wir Franzosen, nur mit Wehmuth diese Geschichte des verlornen Paradieses betrachten können, statt mit den alten Kinderklappern bonapartischer „gloire" das gesunde Gehör korybantisch zu betäuben. Was sind dagegen wir Deutschen für ein bescheidenes Volk! Den dreihundertjährigen Ruhm unserer mittelalterlichen Kaisergeschichte und die damals weltbeherrschende furia tedesca hat noch Niemand unternommen in der stolzen Farbenpracht zu schildern, womit der Franzose jeden Winkel seiner rühmlichen und unrühmlichen Zeiten aufgepinselt hat; dagegen war das landesfürstliche zahme Deutschland sehr bemüht seine größte Vergangenheit mattherzig zu verkleinern, oder über die Salier und Hohenstaufen im Ton eines friedliebenden Schulmeisters kosmopolitisch zu kannegießern.

Hr. Thiers versteht seine Sache besser; wie sauber wird der Held herausgeputzt, so daß auch kein trübes Aederchen an ihm bleibt! Der dritte Band beginnt mit der Räumung von Aegypten. Die Wichtigkeit dieser Colonie schlägt unser Historiker außerordentlich hoch an; er sieht in ihr die Hauptwaffe gegen England, und meint es sei den Franzosen nicht schwer geworden dort bald eine „süperbe Colonie" zu begründen. Man kann nach den Colonisationsversuchen der jüngsten 15 Jahre einigen Zweifel daran hegen, aber jedenfalls war die Besitzung von Werth, auch wenn nicht, wie Hr. Thiers mit französischer Bescheidenheit hinzusetzt, es eine Lebensfrage für die „menschliche Civilisation" war (S. 86). Um so größer war die Pflicht, nach Klebers Tod, die Stelle tüchtig zu besetzen; um so unverantwortlicher das Versehen einem Menschen wie Menou das Schicksal Aegyptens in die Hände zu legen. Unser Erzähler kann nicht umhin die Unfähigkeit und das nichtige Treiben dieses Mannes zuzugeben, aber wie viel überflüssige Worte werden verschwendet um die Aufmerksamkeit

vom Hauptpunkt abzulenken. Reynier, der würdigere Rivale Menou's, wird durch Verdächtigungen verkleinert, und dessen gerechter Unwille, den alle Officiere empfanden, wie eine ehrsüchtige Intrigue hingestellt; Bonaparte bleibt ganz aus dem Spiel, denn daß er Menou vorzog als eine wohldienerische Creatur, davon erzählt uns der Historiker nicht eine Silbe. In den glänzendsten Reden wird der Ruhm des ersten Consuls gepriesen daß er Aegypten erwarb; daß er es zum Theil durch seine Schuld wieder verlor, wird auch nicht einmal angedeutet.

Zu den trüben Seiten der Consularpolitik gehören die Mittel durch die sich Bonaparte ergebene Vasallen schuf; man wird schon im Jahre 1801 und 1802 mehr an die diplomatischen Künste der alten Zeit, oder an das Treiben der Rheinbundsepoche erinnert, als an die großen Züge eines Weltordners. Der erste Consul verschmähte selbst einen Godoi nicht als Helfershelfer; bald mit Schmeicheln, bald mit Drohen wußte er den buhlerischen Lakaien solange festzuhalten, bis er ihn entbehren und preisgeben konnte. Der spanische Günstling war eine solche Politik wohl werth; aber lächerlich ist die Entrüstung der französischen Geschichtschreiber, womit sie Godoi's Zweideutigkeit bitter anklagen, sobald er die oft gebrauchten Winkelzüge, statt für Bonaparte, plötzlich gegen ihn gebraucht. So war das auch unserm Hrn. Thiers ein erwünschter Vorwand seinen Helden zu entschuldigen, wenn er nach des heil. Crispinus Muster England mit spanischen Colonien bezahlt macht, er rühmt die hohe Loyalität der bonaparte'schen Politik, und theilt doch selbst eine Depesche Talleyrands mit die uns das doppelzüngige Spiel zur Genüge enthüllt (S. 128). Talleyrand freut sich daß Godoi's Zweideutigkeit einen Anlaß gebe sich aller Verbindlichkeiten gegen die alliirte Macht zu entledigen. Spanien, sagt er, hat er uns ungemein erleichtert, wie können jetzt La Trinidad preisgeben; man muß deßhalb in London ein bischen drängen, und in Madrid mit milden Verhandlungen, freundlichen Versicherungen hinhalten, nur von den Interessen der Allianz sprechen — mit einem Wort in Madrid Zeit verlieren, in London sich eilen. Dieser Brief, den Herr Thiers selbst als seltsam bezeichnet, wird offenbar nur mitgetheilt damit nicht Bonaparte, sondern Talleyrand als der Falsche erscheine; aber man kann dabei doch nicht umhin von der bonaparte'schen „loyauté" ähnliche Vorstellungen zu hegen, wie von der berüchtigten entente cordiale.

Die spanische Politik für sonstige Nachgiebigkeit zu lohnen, griff man zu denselben Mitteln denen Deutschland später einen Murat

und Jerome als Regenten verdankte; man verkaufte oder verschenkte die Völker, wie in Rußland die Leibeigenen. So ward ein Königreich Etrurien geschaffen, und ihm als Oberhaupt ein Prinz gegeben dessen armselige nichtige Persönlichkeit selbst Bonaparte so in Verlegenheit setzte, daß er ihm den General Clarke, den Spion des Directoriums von 1796, als Mentor beigab. Den kindischen jungen Menschen selbst ließ man nach Paris kommen, und gab den Müßiggängern der Hauptstadt ein paar Wochen lang Stoff, indem man ihnen den lange entbehrten Anblick eines gekrönten Hauptes bot, und sie zugleich an höfische Etikette und Repräsentation anfing zu gewöhnen. Diese armselige Komödie, eher jedes Andern als Bonaparte's würdig, nennt Hr. Thiers un spectacle grand et singulier — ein Urtheil das man einem Pariser Flaneur, aber nicht einem ernsten ergrauten Staatsmann verzeihen kann. Ja noch mehr; um das Erniedrigende zu verhüllen das in der Erhebung eines solchen Menschen lag, wird die französische Eitelkeit mit langen und gründlichen Schilderungen aller der Festlichkeiten abgefüttert wodurch man den sogenannten König von Etrurien zu ehren suchte.

Wer den bittern Ernst des Lebens gegen so armseligen Flitterstaat preisgeben kann, der wird auch in andern Dingen sich kaum über das Niveau der ordinären Gelüste erheben, womit sich der impotente französische Bonapartismus seit dreißig Jahren in Europa lächerlich macht; in der That bemüht sich der Minister vom 1. März in seinen Urtheilen über auswärtige Politik nicht klüger zu sein als die Mehrzahl der Rheingränzschreier, die vor fünf Jahren den guten Michel so grimmig in Wuth gebracht haben. Das schmerzliche Bedauern über die Verträge von 1815 geht bei unserm Geschichtschreiber Hand in Hand mit dem Behagen über die Bonaparte'sche Politik gegen Deutschland, wo er alle kleineren Mächte so großmüthig „protegirte" und der „Ambition des Hauses Oesterreich" entgegenwirkte.

Die wichtigste Partie des Bandes ist die Geschichte des Concordats; der Verfasser hat sie nicht nur sehr ausführlich und mit sichtbarer Vorliebe behandelt, sondern er bietet hier auch viele neue Einzelheiten welche über das innere Getreibe der Unterhandlungen uns erwünschten Aufschluß geben. Die Originalcorrespondenz des Abbé Bernier, die Briefe welche die päpstlichen Legaten Spina und Caprara nach Rom schickten, sind von Hrn. Thiers reichlich benützt worden, und liefern den Beweis daß man die geheime Geschichte des Concordats bisher

nur mangelhaft gekannt hat. War dadurch Hrn. Thiers die Kenntniß des Stoffes sehr erleichtert, so machte die Behandlung desto mehr Schwierigkeit; denn eine Apologie Bonaparte's sollte auch hier in die Geschichte verflochten werden, und gerade hier am meisten, weil es galt den Helden bei seinem eignen Anhang, bei den antikirchlichen Militärs, den kaiserlich gesinnten Revolutionsmännern und den bonapartisirenden Epiciers, überhaupt den Lesern des Constitutionnel, wegen jenes kirchlichen Actes zu rechtfertigen. Da kam denn freilich unser Geschichtschreiber selbst in eine fatale Lage; der Historiker der Revolution stand dem des Consulats sehr im Wege, und es konnte ohne Verläugnung mancher theuern Ansicht von ehedem nicht wohl abgehen. Eine lange Einleitung in die Geschichte des Concordats selbst motivirt gewissermaßen diesen Uebergang, womit der ehemalige Redacteur des National uns plötzlich überrascht; denn selbst das Univers oder die Gazette de France müßten über Hrn. Thiers' Kirchlichkeit erbaut werden, wenn die unglückliche Jesuiteninterpellation nicht im Wege stände. Schon daß er gleich im Anfang die Schöpfer der constitution civile du clergé, die eifrigen Jansenisten, als Leute bezeichnet „die in menschlichen Dingen sehr gefährlich seien", erweckt Hoffnungen für eine Conversion zur Kirchlichkeit; überraschender noch ist daß derselbe Hr. Thiers, der einst in Robespierre's Vernunftreligion „des idées vraiment grandes et morales" gefunden hat, jetzt (S. 158) von einem culte insensé de la déesse Raison spricht. Da kann es uns denn freilich nicht mehr überraschen wenn er auf einmal in eine kirchliche Extase geräth, die wir bei dem warmen Anbeter des Convents am wenigsten erwarten durften, wenn er mit Begeisterung von der „unité catholique" spricht, „zu deren Füßen ein Bossuet und Leibnitz (ein recht curioses Paar!), nachdem sie alle Philosophien der Welt erwogen, ihren stolzen Geist gebeugt haben." Diese Religion, ruft er aus, die alle civilisirten Völker unterworfen, ihre Sitten gebildet, ihre Gesänge ihnen eingeflößt, ihrer Poesie und Kunst den Stoff geliefert, war einen Augenblick in einem großen Sturm des menschlichen Geistes verschwunden; aber wie der Sturm vorüber war, fand sie sich in der Tiefe der Herzen wieder, als der natürliche und unentbehrliche Glaube Frankreichs und Europa's" (S. 159).

Diese kirchliche Andacht des Hrn. Thiers dient aber nur als Einleitung zur Apologie des ersten Consuls; die Leser des Constitutionnel und des juif errant werden warm gemacht für die Bewun-

derung der kirchlichen Schöpfungen Bonaparte's. Da ist's nun ganz merkwürdig mit welcher Geschicklichkeit unser Historiker die Beurtheilung der Motive seines Helden bei Seite schiebt und Nebendinge vordrängt; denn das besonders rühmen daß im ersten Consul der Glaube an ein höheres Walten lag, lautet wie eine Verkleinerung des großen Mannes; Augereau und die andern enfans perdus des alten Voltairianismus konnten wohl mit dem Atheismus groß thun, von einem Kopf wie Bonaparte war konnte man solche Abgeschmacktheiten nicht erwarten. Darum hätte sich Hr. Thiers der Mühe entschlagen können Augereau und Consorten zu widerlegen, Bonaparte besonders zu loben, aber darüber durfte er nicht schweigen daß ihn bei Widerherstellung des christlichen Cultus neben den löblichen Absichten auch manche bedenkliche arrière pensée geleitet hat. „Soll man fragen ob ihn mehr die Politik und der Ehrgeiz erfüllten, oder kirchliche Inspiration", ruft Hr. Thiers aus; nein, antwortete er sich selbst, er handelte mit Weisheit, das genügt (S. 160). Eine vortreffliche und sehr bequeme Anleitung wie man über die steilen Stellen der historischen Beurtheilung hinwegkommen kann. So leicht wollen wir's aber unserm Geschichtschreiber nicht machen; vielmehr dürfen wir wohl fragen ob Bonaparte nicht bei Einführung des Concordats ebenso sehr an sich als an das Christenthum dachte? Der Mann der in seiner Reisebibliothek die er nach Aegypten mitnahm, unter der Rubrik „Politik" die Bibel und den Koran verzeichnete, der in Aegypten selbst dem Islam sich so außerordentlich artig bewies, hatte gewiß im Jahr 1801, als er mit dem heiligen Vater unterhandelte, die sehr menschliche Nebenabsicht als Gegendienst die legitime Weihe seiner künftigen Monarchie zu fordern; denn was wollte er anders sagen mit den bekannten Worten die ihm entfuhren: et d'ailleurs j'ai besoin du pape? Das war gewiß sehr natürlich und sehr menschlich; aber eben darum braucht ihm Hr. Thiers nicht die Strahlenkrone eines gottbegeisterten Kirchenvaters aufzudrücken.

Diese Schonung geht aber durch die ganze Geschichte der Verhandlungen hindurch. Der päpstliche Legat Spina ist „noch mehr von Geiz als von Glauben erfüllt, uud sein heißester Wunsch ist seinen Hof reich und verschwenderisch zu machen wie ehedem"; Bonaparte, der französische Gesandte Cacault und Abbé Bernier sind dagegen von den reinsten Absichten geleitet. Auch ihre Mittel sind die reinsten; mit wahrer Befriedigung berichtet Hr. Thiers, wie Bona-

parte den päpstlichen Legaten durch die soldatische Drohung ihn sogleich fortzuschicken etwas mürbe macht, und sichtbar gerührt ist unser Geschichtschreiber darüber daß man gleichzeitig Rom mit der früher geraubten heil. Jungfrau von Loretto beschenkt. Alles ist lieb und gut; Bonaparte liebt den Papst, der Papst liebt Bonaparte, der Gesandte Cacault ist voll Zuneigung für beide, und ist bemüht ihre gegenseitige Liebe zu steigern. (S. 188). Hr. Thiers wird ganz sentimental indem er diese politische Idylle beschreibt, gibt uns aber doch genug Einsicht in den geheimen Gang der Verhandlungen, um zu sehen daß es dort nicht immer allzu idyllisch zuging.

Eine schwierige Probe für unsern Geschichtschreiber ist die Darstellung der Opposition im Tribunat und legislativen Körper; der parlamentarische Hr. Thiers steht hier dem bonapartischen sehr im Wege. Uns scheint, als fälle er über sich selbst und seine jüngste Opposition ein sehr bedenkliches Urtheil, wenn er sagt: „Nach den gewöhnlichen Regeln des Repräsentativsystems konnte man sagen daß die Majorität verloren war, aber es war nichts als eine Neckerei die ernster Männer unwürdig war, Bonaparte mußte also bleiben.“ Noch mehr; unser Geschichtschreiber der sich auf der Tribune als einen Sohn der Revolution bekannte und so eifrig gegen das gouvernement personnel gefochten hat, ist höchlich erbaut über die Art wie Bonaparte die parlamentarische Debatte umging und die wichtigsten Fragen der Gesetzgebung in der geheimen Verhandlung des Staatsraths begrub. In einer großen Versammlung, meinte er, wird die wahre Freiheit des Gedankens durch die Feierlichkeit der Tribune und die Ungelegenheiten der Oeffentlichkeit stets gehemmt und gedrückt, darum wäre jene Art der Verhandlung die beste von allen, wenn es nicht in der Macht eines unumschränkten Herrn läge die Debatte nach seinem Willen anzuhalten (S. 367). Doch kann Hr. Thiers nicht umhin das soldatische Verfahren gegen die Opposition ganz leise und verstohlen zu tadeln (S. 316), und um seine steuerpflichtigen Wähler nicht zu beunruhigen, werden die Pillen des Bonapartismus einmal sogar durch eine warme Lobrede auf das Repräsentativsystem verzuckert (S. 407).

Je ausführlicher Hr. Thiers alle diese Punkte behandelt, um so auffälliger ist die Kürze oder das völlige Schweigen über andere. Die Errichtung der italienischen Republik wird uns erzählt, auch berichtet daß Bonaparte dort Präsident war, aber w i e er es ward, darüber

beobachtet der Erzähler ein feierliches Stillschweigen. Man wartete eine Sitzung der Consulta ab wo die Mehrzahl der Mitglieder abwesend war, dann ließ Talleyrand diese Lebensfrage durch eine rasche übereilte Abstimmung entscheiden, und erschlich für Bonaparte die Präsidentenwürde; eines der armseligsten Taschenspielerstücke in der Geschichte des großen Mannes, worüber Hr. Thiers sich aus Botta hätte belehren können. Die Amnestie für die Emigranten wird mit Salbung erzählt; daß man neben der guten Absicht auch die Nebentendenz hatte aus den Leuten von Coblenz sich eine Schaar ergebner Hofstatisten zu bilden und daß man damit alsbald anfing, darüber schweigt Hr. Thiers. Daß der Geschichtschreiber der den Convent so warm bewunderte, sich über die Errichtung der legion d'honneur erfreut fühlt, kann nach den andern Antecedentien kaum mehr auffallen; befremden kann uns nur die ungeheure Naivität womit sich Herr Thiers zu einer Lobrede dieser jetzt ganz deteriorirten Corruptionsanstalt enthusiasmiren läßt. „Diese Einrichtung, ruft er voll Emphase aus, zählt kaum mehr als vierzig Jahre, und schon ist sie geweiht als hätte sie Jahrhunderte durchgemacht; sie ist in diesen vierzig Jahren die Belohnung des Heroismus, des Wissens, des Verdienstes jeder Art geworden, sie ist von den Großen und Fürsten Europa's gesucht worden, die so stolz auf ihren Ursprung sind!"

Auch für Erziehung und Unterricht wie für die Kirche wird Bonaparte als Wiederhersteller gepriesen. Vortrefflich sagt Hr. Thiers (S. 364): das Studium der todten Sprachen ist nicht nur ein Studium von Worten, sondern von Sachen, es ist das Studium des Alterthums mit seinen Gesetzen, seinen Sitten, seiner Kunst. Es gibt nur ein Lebensalter dieß zu lernen: die Kindheit. Ist einmal die Jugend mit ihren Leidenschaften, ihrem Hang zur Uebertreibung und zum falschen Geschmack gekommen, oder das reife Alter mit seinen positiven Interessen, so geht das Leben vorüber, ohne daß uns ein Moment gegeben wird zum Studium einer Welt die todt ist wie die Sprachen die uns den Zugang dazu eröffnen. Führt uns eine späte Neugier dahin zurück, so dringt man nur durch farblose und ungenügende Uebertragungen in dieses schöne Alterthum ein; und doch würden wir in einer Zeit wo die religiösen Ideen geschwächt sind, wenn auch die Kenntniß des Alterthums verginge, nur eine Gesellschaft ohne moralisches Band mit der Vergangenheit bilden, die einzig von der Gegenwart unterrichtet und nur mit ihr beschäftigt ist, eine Gesell-

schaft die unwissend, herabgedrückt und nur zu mechanischen Künsten geeignet wäre. Nach dieser Einleitung sollte man erwarten, Bonaparte sei der verdienstvolle Wiederhersteller der classischen Studien, und in der That stellt es Hr. Thiers ganz in diesem Sinne dar. Daß die classischen Studien vielmehr ganz herabgedrückt wurden durch die polytechnischpraktische Prosa der bonapartischen Lehranstalten, daß sie sich seitdem nicht wieder erhoben haben und die Gesellschaft in Frankreich wirklich anfängt „nur in der Gegenwart unterrichtet und nur mit ihr beschäftigt" zu sein, davon sagt uns der Geschichtschreiber Bonaparte's keine Silbe.

Dafür schließt der Band mit einem andächtigen Ausbruch bonapartischer Idolatrie, worin alle Schwäche des Helden nur aus dem Umstand abgeleitet wird daß er eben das Unglück hatte ein Mensch, kein Gott zu sein. „Denkt man sich, ruft er aus, daß dieser Dictator so weise bleibe als er groß war, daß er diese beiden Gegensätze vereinige die Gott freilich nie in demselben Menschen vereinigte, daß er die bewegte französische Gesellschaft beruhigte und allmählich für die Freiheit vorbereitete, dann die Eifersucht der andern Staaten statt sie aufzuregen beschwichtigte und die politischen Gränzlinien der Verträge von Luneville und Amiens für immer festsetzte, daß er endlich seine Laufbahn beschloß mit einem Act der der Antonine würdig war — welch ein Mensch wäre dann diesem je gleich gekommen! Aber dieser Mann ein Krieger wie Cäsar, ein Staatsmann wie Augustus, tugendhaft wie Marc Aurel wäre mehr als ein Mensch gewesen, und die Vorsehung gibt der Welt ja keine Götter um sie zu regieren."

Also fehlte doch nur ein kleines Stück zur Gottähnlichkeit, denn der Cäsar und Augustus waren vorhanden; nun gut, in den folgenden Bänden hat Hr. Thiers die beste Gelegenheit zu zeigen wie er mit seines Helden approximativer Gottähnlichkeit zurechtkommt.

Vierter und fünfter Band.

(Allg. Zeitg. 10. Januar 1846. Beil. Nr. 10.)

Wir haben beim Erscheinen des ersten Bandes die Ansicht ausgesprochen, Hr. Thiers setze in dem anscheinend harmlosen Gewand des Geschichtschreibers nur das Werk fort das er 1840 als Staatsmann begonnen hatte; wir warnten damals dringend vor diesem verjüngten Manifest des Bonapartismus, und jeder neu erscheinende Band, jeder

neue Abschnitt in dem Buch hat zu unserem Urtheil die traurige Bestätigung gegeben. Machten wir es uns damals zur Pflicht die krummen Wege des französischen Geschichtschreibers mit Thatsachen aufzudecken, so können wir uns auch fernerhin einer Charakteristik der einzelnen Bände nicht entschlagen; Wahres ist darin mit Falschem so geschickt vermischt, Sophistik und Thatsächliches oft so unzertrennlich verschmolzen, daß der gewöhnliche dilettantische Leser die ganze impérialistische Staatsweisheit arglos verschlucken und ohne Magenbeschwerden in sich aufnehmen wird. Damit wächst freilich der Grad von Gefahr womit dieß Buch unsere historische Lesewelt bedroht; denn gleiten auch die rüden und plumpen Vergötterungen und Rodomontaden des wälschen Bonapartismus an dem gesunden Sinn der Masse ab, so ist doch die historische Kenntniß und politische Bildung nicht stark genug um dergleichen feine wohlgedrehte, anscheinend ganz arglose Insinuationen, wie sie Hr. Thiers bietet, zur rechten Zeit von sich abzuhalten. Hr. Thiers ist viel zu klug, um zu Ehren seines bonapartischen Wesens eine dumme grobe Lüge zu riskiren, oder einmal recht dick à la Norvins und Bignon aufzutragen — aber die Dinge so geschickt zu wenden daß sie sich hier ein klein wenig zu Gunsten seines Helden, dort ein bißchen mehr zu Ungunsten der Gegner stellen, hier mit lakonischer Kürze zu berichten, dort mit liebenswürdiger Breite auszumalen, Licht und Schatten so zu vertheilen daß der kaiserliche Adler doch immer in der lichtesten Glorie dasteht und die Gegner unendlich klein dagegen erscheinen — alle diese Künste der historischen Schönfärberei, dieses corriger la fortune, wie es Chevalier Riccaut bei Lessing nennt, versteht Hr. Thiers meisterlich, und auch die neuesten Bände geben davon erbauliche Proben.

In Deutschland macht deßwegen das Buch doch seinen Weg; noch ganz erfüllt von der Rheinliedbegeisterung liest der Michel mit andächtiger Spannung ein Geschichtswerk, das als schlauestes und perfidestes Manifest der jenseitigen Rheingelüste gelten kann. Wahrlich, die kosmopolitische Toleranz unserer buchhändlerischen Speculanten und deren Claqueurs dulden wir mit viel mehr Nachsicht, als ein ernstes auf seine Ehre eifersüchtiges Volk es sollte. Hören wir nicht täglich fremde Uebersetzungen historischer Bücher in Masse anpreisen, und doch steht die historische Forschung und Darstellung in Deutschland jetzt auf einem Höhepunkt, dem sich weder die französische noch die englische vergleichen darf. Kein Gebiet der Geschichte ist von uns ungepflegt, während Engländer und Franzosen mit kleinstädtischer Eigenliebe nur das Nächst-

liegende und Nächstbekannte anbauen; in jeder Gattung, in jeder individuellen Richtung haben wir tüchtige Repräsentanten, während sich der Ausländer Bestes nicht über Mittelgut erhebt. Wie konnten bei uns die Bücher von dem ganzen Troß französischer und englischer Historiker à la Capefigue oder gar à la V. Hugo und A. Dumas Eingang finden, wenn nicht immer noch Lessings Wort seine bedenkliche Richtigkeit hätte: „alles was uns von jenseits dem Rhein kommt ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im gerinsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, von dem gerechten Schicksal zu seinem Antheil erhalten hat."

Die Speculation der literarischen Krämer geht oft ins Komische; wir führen nur ein Beispiel statt vieler an. Kaum hat Dahlmanns englische Revolution durch Leichtigkeit der Darstellung und Beziehung zur Zeit ihr wohlverdientes Glück in ein paar Auflagen gemacht, so tritt ein scharfsinniger Buchhändler auf und entdeckt daß das Verdienst des Buches im Format, Papier und dem gefälligen englischen Einband (was Neues in Deutschland!) liegen müsse. Was thut er? Er läßt ein ganz armseliges Product über Karl I. von Monsieur Chasles (der Name genügt schon) in deutscher Zunge bearbeiten, läßt es in demselben Format, demselben Papier und — auch demselben eleganten Einband an die wißbegierige Lesewelt austheilen, um es so der ehrlichen Dahlmann'schen Arbeit anzuschweißen! Das ist keine Buchhändlerschlauheit mehr, das ist eigentliche Buch b i n d e r speculation, auf solche Leser und Liebhaber berechnet die sich erst das Büchergestell, dann einige hundert Quadratschuh Bücher anschaffen. Das Beispiel ist aber lehrreich, weil man daraus sieht was sich mit f r e m d e n Büchern ein deutscher Buchhändler erlauben darf. Während uns der tüchtige Chmel vor kurzem öffentlich klagte*) daß er zu seiner verdienstlichen Sammlung von Actenstücken zur Geschichte Kaiser Maximilians „ungeachtet vielfacher Bemühungen und fast demüthigender Versuche" keinen Verleger fand, ist kein ausländisches Product zu klein, keine historische Compilation zu dürftig, sie findet einen menschenfreundlichen Verleger, der sie durch

*) S. Bibliothek des Literar. Vereins in Stuttgart. Xte Publication.

einen literarischen Proletarier übersetzen läßt, und dem todtgebornen Erzeugniß ein vorübergehendes vegetatives Leben fristet.

Ist bei der Masse der ephemeren Fabricate die Folge davon nur insofern nachtheilig, als die ernste Wißbegier durch den vorübergehenden Gaumenkitzel literarischer Neuigkeiten verdrängt wird, so hat jene Geschäftigkeit das Publicum recht wohlfeil mit Ausländischem zu verköstigen, bei einem Buch wie das Thiers'sche ist, seine sehr ernste und gefahrvolle Seite: unsere eigene Geschichte wird uns schmählich verfälscht und statt des gerechten nationalen Zornes, statt der leider zum Mythus gewordenen furia tedesca wird uns eine bonapartisirende Toleranz eingeimpft, die uns die Erinnerung an das Beste was wir seit drei Jahrhunderten gethan kläglich verkümmert. Die beiden vorliegenden Bände haben es ganz besonders mit Deutschland zu thun; aus dem sanftmüthigen Schafpelz der entente cordiale zwischen beiden Nationen bricht zur rechten Zeit der bonapartische Wolf oft sehr ungenirt hervor, und es lohnt sich sehr der Mühe diese weislich vertheilten, manchmal gut verhüllten Geständnisse als eigentliche Pointen des Buches hervorzuholen und in's rechte Licht zu setzen.

Hr. Thiers beginnt im vierten Bande mit der Geschichte der Säcularisationen, das heißt mit der glücklichen Zeit wo die politischen Zustände Deutschlands in den Vorzimmern der Pariser Staatsmänner entschieden wurden, wo unsere Diplomatie die altdeutsche Strafe des „Hundetragens", wie Hr. v. Gagern schreibt*), kurz vor dem Verscheiden des deutschen Reichs noch einmal durchmachte. Hr. Thiers muß zwar zuerst gestehen (S. 58) es sei für Deutschland wünschenswerther gewesen wenn es, wie Frankreich im Jahr 1789, eine einzige allgemeine Freiheit, eine Bürgschaft der einzelnen Rechte und Freiheiten erhalten hätte; allein es dauert nicht lange, so erschrickt er selbst vor dem Wort das ihm entfahren, und wie ein Alp drückt ihn das drohende Gespenst der deutschen Einheit. Die bonapartische Politik der Jahre 1802 und 1803, die in Theilung der deutschen Interessen so überaus glücklich war, versetzt Hrn. Thiers in eine Ekstase des Entzückens, „nichts Durchdachteres, nichts Bewunderungswürdigeres" hat er noch gesehen. „Denn, argumentirt der Präsident vom 1. März auf der einen Seite wurde Preußen an Frankreich geknüpft, Oesterreich dabei doch nicht so geschwächt daß Preußen zu sehr an Macht gewann, und die kleinen Fürsten — nun, die durfte man von franzö-

*) Mein Antheil an der Politik. I. 120.

fischer Seite nicht opfern; denn sie waren ja alte Verbündete Frankreichs, und die freien Städte durften schon als Republiken von ihrer ehrenwerthen Schwester der französischen Republik (sic!) nicht preisgegeben werden (IV. 68. 69). Auf diese Weise, setzt denn unser Mann mit lobenswerther Offenheit hinzu, vermied man die Begünstigung jener deutschen Einheit die, wenn sie je zu Stande käme, gefährlicher wäre für das europäische Gleichgewicht, als es je die Macht Oesterreichs gewesen ist.

Die Politik des ersten Consuls, über die wir erröthen müssen — vor Scham wie vor Unwillen — erscheint natürlich dem Geschichtschreiber des Bonapartismus als „höchst weise"; die Vernichtung des zwar erstorbenen, aber immer noch ehrwürdigen „heiligen römischen Reichs" betrachtet er als eine „nützliche Reform" (IV. 71); „denn die deutschen Landesfürsten erhielten dadurch eine vollkommen scharfe Abgränzung!" Darum ist es auch ganz consequent, wenn ihm die Protection Rußlands und Frankreichs über das getheilte Deutschland als das passendste erscheint, wenn er Bonaparte's Plan, sich und die Moskowiten zu „médiateurs" in deutschen Dingen zu erheben, als eine seiner glücklichsten Ideen bezeichnet (IV. 77) Ueberhaupt ist unser Geschichtschreiber hier wie in der Politik um die Mittel nicht verlegen; wie einst der „allerchristlichste König" mit dem Erbfeind der Christenheit einen Bruderbund schloß, so ist auch der liberale Hr. Thiers, der Sohn der Revolution, wie er sich auf der Tribune getauft hat, jeden Moment bereit mit dem Czar einen Bund auf Leben und Tod einzugehen — wenn's nur zur Gewalt hilft. Selbst mit Albion, dem „perfiden Albion", ist er zur Versöhnung bereit; mit einer Thräne im Auge bedauert er den Bruch des Friedens von Amiens (IV. 254), denn wie schön, sagt er, wäre es geworden, „wenn sich Frankreich und England ergänzt und vereinigt hätten die Interessen des Erdkreises friedlich zu ordnen; die Civilisation hätte schnellere Fortschritte gemacht, die Unabhängigkeit Europa's wäre für immer gesichert gewesen." Was es mit der Civilisation auf sich habe, kann die französische Kriegsgeschichte von der Orleans'schen Mordbrennerei bis zu der großen Röstung in den Daharagrotten erläutern; zur Geschichte der europäischen Unabhängigkeit unter französischer Obhut bietet die Geschichte vom Tilsiter Frieden bis 1812 einen erschöpfenden Commentar.

Daß solch ein historischer Nonsens für Hrn. Thiers' französisches

Publicum nicht übel berechnet ist; daß diese politische Steifbettelei um mächtige Allianzen für das point d'honneur des hungernden Bonapartismus jenseits nichts Blamables hat, glauben wir gern; nur das sehen wir nicht ab was sich der deutsche Leser für geschichtliche Belehrung, für patriotische Erhebung daran holen soll. Wir verzeihen Hrn. Thiers gern die Schnitzer in Kleinigkeiten, wir haben nichts dagegen wenn er das Herzogthum Bremen mit der freien Stadt verwechselt und letztere für hannoverisch ausgibt, aber über die Grundelemente fremder politischer Zustände, über die gegenseitigen Verhältnisse und Interessen in einem Lande wie Deutschland sollte sich ein Mann wie Hr. Thiers doch genau unterrichten, die sollte doch ein Historiker der sich zugleich pikirt großer Staatsmann zu sein, seinen nationalen Lesern nicht schief darstellen, nicht durch den nicht zu lüftenden Schleier diplomatischer Sophistik verhüllen. Aber Hr. Thiers kennt seine Leute besser; er weiß daß sie Kinder sind, und Kinder muß man mit dem „soave licor" des Betrugs, von dem Tasso spricht, behandeln. Die Geckerei der alten Kinder geht freilich ins Arge; sie ist vielleicht unheilbar; darum handelt er gewiß mit viel Weltklugheit wenn er, statt sie mit saurer Wahrheit zu enttäuschen, ihnen das alte bleisüße Liedchen der bonapartischen Politik gegen Deutschland wieder vorsingt. Noch darf es kein Franzose zu sagen wagen, ja die französische Gelehrsamkeit selbst läßt sich nicht davon überzeugen daß der bekannte „Charlemagne" ein breitschulteriger, vierschrötiger Germane war; Karl der Große ist und bleibt ein Franzose, weil er eben „Charlemagne" heißt. So ist's in andern Dingen auch; wir möchten dem ehrlichen Biedermann nicht rathen, seinen lieben Landsleuten über Deutschland reinen Wein einzuschenken; er wird so schlimm heimgeschickt werden wie der vorlaute Mensch der es wagte sie mit kritischer Dreistigkeit um die Landsmannschaft ihres Charlemagne bringen zu wollen.

Die großen Helden unserer Freiheitskriege sind bis jetzt ohne Ausnahme von der französischen Geschichtschreibung als „brigands" verdammt worden; auch Hr. Thiers wird aus den Schills, Hofers ꝛc. etwas Artiges zurecht machen. Dafür haben alle Reichs- und Landesverräther, alle Käuflichen, Schwachen, alle Kopf- und Herzlosen sich der besondern Protection von dort zu erfreuen; die Melas und Mack werden wenigstens als „respectables vieillards" rangirt. In Deutschland ist es jetzt sattsam bekannt wie und unter welchen Verhältnissen Hannover im Jahr 1803 in französische Hände gerieth; es ist viel Bit-

teres, aber wenig Uebertriebenes über eine Regierung gesagt worden welche dem schlagfertigen Heer anbefahl „das Bajonnet mit Moderation zu gebrauchen" und durch tapfere Vertheidigung „nicht Unglück über das Land zu bringen." Hier wäre es am Platz gewesen, ohne Hinterhalt die faulen Stellen aufzudecken; daß Hr. Thiers da auf einmal mit so überaus zarter Schonung verfährt, daß er über die ganze hannover'sche Angelegenheit (IV. 304) so flüchtig wegschlüpft, ist eine Galanterie gegen Deutschland, die wir ihm nicht danken können. Dank verdient nur die Wahrheit, die geschminkte Lüge, das schlaue Schweigen nie. So sind wir ihm auch für die apologetische Gewandtheit nicht verpflichtet womit er Hrn. Lombard, als derselbe Preußen an Bonaparte preisgibt, zu entschuldigen weiß (IV. 339. 341); die Lombard, Luchesini, Haugwitz haben damals und nachher viel Schlimmes in Deutschland hören müssen, aber das Schlimmste ist das süße Lob in Hrn. Thiers' Munde. Wie wird es Preußen danken, wenn es die Schönheiten liest die ihm unser Geschichtschreiber über seine Politik von 1795 bis 1805 sagt; wie wird man das Andenken des braven Königs durch die Lobsprüche geehrt fühlen, die ihm für das Lombard-Luchesinische Treiben zu Theil werden! Doch Hr. Thiers kann auch ehrlich sein; fand er für die Vergangenheit eine Allianz mit Preußen wünschenswerth, so verwirft er sie für die Gegenwart. Die Verhältnisse haben sich jetzt schlimm geändert zwischen Preußen und Oesterreich, meint er bedauernd; ist jetzt wenig Stoff zur Rivalität mehr, „aber desto fruchtbarer liegt er zwischen Preußen und Frankreich aufgehäuft — in der Rheingränze." (V. 7.)

Hr. Thiers kann entsetzlich naiv sein, oft glaubt man den ehrlichen alten Constitutionnel zu hören, namentlich über die Rheingränze und was daran hängt. Wie die Coalition von 1805 ihre Waffen gegen Frankreich richtet, berechnet Hr. Thiers die Chancen des Ausgangs, und ergeht sich über die Friedensbedingungen, die im glücklichen oder unglücklichen Fall Frankreich zu Theil würden. War der Krieg ganz unglücklich, sagte er, so mußte man Frankreich auch noch das Land zwischen Maas und Rhein nehmen; aber der lieben Ruhe wegen mußte man ihm einen Theil seiner Eroberungen lassen; „nämlich man mußte eine Linie von Luxemburg nach Mainz ziehen, und ihm außer Mainz auch noch die heutige bayerische Pfalz lassen. Solche Bestimmungen hätten nicht das

Gepräge des leidenschaftlichen Hasses getragen wie die Verträge von 1815." (V. 250.) Wir wären nicht erstaunt, wenn wir dieses Raisonnement von einem aus dem Bonaparte'schen Nachtrab, oder von einem alten Invaliden des Kaiserreichs hörten; aber es ist ein Staatsmann, der so spricht, es ist ein Staatsmann, der hier die Plünderung der halben Welt durch Bonaparte gut heißt, dort sehr entrüstet die göttliche Gerechtigkeit anruft, wenn eine Wendung des Glücks den Raub zu dem frühern Besitzer zurückführt.

Hr. Thiers steht eben immer noch auf dem Standpunkt der Versailler Allianz uud der Roßbacher Schlacht; er und mit ihm sein bescheidenes weises Publicum drüben meinen immer noch es bestehe ein Oesterreich für sich, ein Preußen für sich, ein Deutschland für sich. Oesterreich, meint er, hat jetzt nur noch in Italien Interessen, Preußen ist persönlicher Inhaber der Rheinlande, die man ihm wieder nehmen muß; Deutschland steht à part, ist aus guten dummen Leuten zusammengesetzt, die alte Alliirte Frankreichs sind, die man bei erster Gelegenheit wieder haben kann, um ihnen das alte Liedchen von der deutschen Freiheit aus französischer Fabrik wieder vorzuträllern Daß es ein Preußen und Oesterreich nur durch und in Deutschland gebe, daß ein Deutschland ohne Preußen und Oesterreich nicht denkbar ist, daß die territorialen und politischen Bezüge jetzt so verschlungen sind, daß im Fall eines Krieges es sich nicht mehr um eine Wiener oder Berliner Cabinetspolitik, sondern um ein deutsches Volk handelt, von dem Preußen und Oesterreich mit die allerbesten Elemente, theilweise auch die regsamsten und frischesten in sich enthalten — davon hat unser staatsmännischer Geschichtschreiber so wenig eine Ahnung als die Millionen von französischen Lesern, die uns immer von ihrem Hasse gegen Preußen erzählen, aber die wärmste Liebe zu ganz Deutschland laut betheuern.

Wie weit darin der Unverstand bei einem so feinen Kopfe, wie Hrn. Thiers, gehen kann, mag ein Beispiel zeigen. Es war im Jahr 1805 viel von einer europäischen Pentarchie die Rede, die vielleicht in der spätern Mißgeburt von 1839 wieder auftauchte; es sollten England, Rußland, Frankreich, Preußen, Oesterreich, als active Großmächte constituirt und zwischen sie eine germanische, eidgenössische und italienische Conföderation geworfen werden, deren Bundesverfassung und zersplitterte Kräfte natürlich jedes thätige Aufstreben zur politischen Mündigkeit unmöglich machten. Ein saubres Plänchen, daß Preußen

und Oesterreich von seinen starken Stellen in Deutschland und Italien wegrückte, und die schutzlosen Jungfrauen, jene utopischen Conföderationen am Rhein, in den Alpen und am Po, den französischen Liebkosungen ohne Rettung preisgab. Es ist aber nicht zu sagen, wie ausführlich unser Staatsmann bei dergleichen Kannegießereien verweilt, mit welchem Behagen er sich an dem Glück weidet das durch die neue Theilung namentlich über Deutschland kommen mußte. In allem Ernste rühmt er die Bundesverfassung der Zukunft, bei der die Conföderation, d. h. die losgerissenen Fetzen des südlichen Deutschlands, mit denen man nachher rheinbündelte, „zwischen Oesterreich und Preußen die Wage hielte" (V. 253); denn, meint er, dadurch wären Oesterreich und Preußen im Schach gehalten worden, Preußen wäre nicht wie 1815 durch die Rheinlande geschah, natürlicher Feind Frankreichs geworden, Deutschland selbst wäre frei gewesen und hätte seine wahren Interessen verfolgen können. Deutsch übertragen würden wir dieß so: Preußen und Oesterreich war durch eine rheinbündische, undeutsche Politik eine Fessel angelegt, beide waren politisch zu Eunuchen gemacht, und der übrige Rest, den Hr. Thiers unter Deutschland versteht, hätte sich jener glücklichen Freiheit erfreut, die auf dem polnischen Reichstag noch viel vollendeter zu finden war als in dem weiland heil. römischen Reiche deutscher Nation.

Wir gestehen, die Beglückungsplane des Hrn. Thiers machen uns nach seinem Protectorat nicht lüstern; wir würden — obwohl dem Theile angehörig den er für Deutschland hält — doch vorziehen, unter dem Despotismus des „peuple du Nord", jener wilden preußischen Nation, die Hr. Thiers gewiß für stammverwandt mit den Kosaken hält, oder unter der Herrschaft jenes fernen unbekannten Oesterreichs zu stehen, als daß wir unter diesem oder jenem Jupiter Scapin einen Nachsommer der Bonaparte'schen Rheinbundsglückseligkeit erleben möchten. Hr. Thiers lockt uns daher auch nicht, wenn er (V. 258) so wild thut über den monarchischen Absolutismus der Mächte von 1815; wir sind auch nicht erfreut über Vieles vor und nach den Karlsbader Beschlüssen, aber der Advocat des Bonapartismus strengt seine Lunge vergeblich an, wenn er uns mit liberalen Stichwörtern zu gewinnen denkt; vestigia terrent! Selbst der letzte Trumpf ist vergebens ausgespielt, den er (V. 264) wenige Seiten nachher über die Rheingränze vorbringt: die Furcht vor dem Norden; denn sollte es dem Norden einfallen, Deutschland berauben zu wollen,

so wird das Frankreich des Hrn. Thiers, das liberale, das Propaganda machende Frankreich sich über Hals und Kopf beeilen, durch eine Palingenesie des Erfurter Bundes von dem Moskowiter sich ein Stück des Raubes zu erschleichen. Nein, Hr. Thiers, Ihr süßes, großmüthiges Versprechen französischer Protection lockt uns nicht, so wenig wie Ihre angedrohte Feindschaft Preußen schrecken, und Ihre Complimente an Bayern, „den alten Alliirten" — diesem schmeicheln werden.

Bei aller Gutmüthigkeit des Michels, so kurz ist sein Gedächtniß doch nicht daß er alles vergessen haben sollte was an die beglückende Epoche Bonaparte'scher Suprematie zurückerinnert. Die Königreiche à la Jerome, die Proconsulate à la Davoust, die „genereuse" Behandlung Preußens nach 1806, die Ermordung der deutschen Patrioten, die kleine Rachsucht gegen Hofer sind Dinge, die noch im Munde des Volkes leben, auch wenn das ganze schauerliche Detail jener Zeiten der jüngern Generation fremd geworden ist. Man muß deßhalb entweder ignorant sein ohne Gränzen, oder naiv ohne Scham, wenn man behauptet, wie es Hr. Thiers thut (V. 261), unter allen Völkern sei Frankreich dasjenige über dessen Ehrgeiz man am wenigsten Klage zu führen habe; „denn kein Land haben französische Armeen durchzogen, das nicht dadurch besser und erleuchteter geworden wäre."

Wir haben aus der gewandten Darstellung die Pointen hervorgehoben, in denen sich Hrn. Thiers' Politik gegenüber von Deutschland über alle Erwartung offenherzig kund gibt; über das Uebrige können wir kurz sein, da wir den allgemeinen Charakter der Thiers'schen Geschichtschreibung in einem frühern Aufsatz dargestellt haben. Es ist ganz natürlich daß unser Geschichtschreiber die Uebergriffe in der Schweiz billig findet, daß er die Uebertragung der italienischen Krone auf Bonaparte vollkommen rechtfertigt; es ist in der Ordnung daß er beim Bruch des Friedens von Amiens das Benehmen Englands in Bezug auf Malta als ein „wahrhaftes Skandal" bezeichnet, und es ist nur billige Schonung seines Helden daß das grausige Ende Toussaint l'Ouverture's mit einer Zeile abgethan wird. Die Mißhandlung des Helden von Domingo hätte auch eine gar zu düstre Gegengruppe gemacht gegen die prachtvollen Maskeraden der Kaiserkrönung; deßhalb schien hier die laconische Kürze am Platz, die nichts weiter als Toussaints Wegbringung nach Europa erwähnt. Ueberhaupt hat

nach Hrn. Thiers Bonaparte bis zum Jahr 1805 nur zwei politische Fehler gemacht: zuerst daß er Preußen nicht fest an sich knüpfte, dann daß er den Papst persönlich so auszeichnete, ohne ihn doch politisch zu befriedigen. (V. 242.)

Um so breiter fließt der Strom der Erzählung, als es sich um die Farce der Kaiserkrönung handelt. Der Geschichtschreiber des Convents, der den Robespierre und Danton bewunderte, hat diese Jugendsünden längst abgebüßt; der feile Fontanes, würdig unter den Cäsaren die Stelle eines Eunuchen zu versehen, hat schon in den frühern Bänden die Gunst, die unser Verfasser den Männern von 93 entzog, vollständig geerbt. Auch jetzt wird Fontanes als ein Mann gerühmt, „der im Besitz einer Beredsamkeit war, wie sie an der Spitze großer Versammlungen wohl passe;" was kann uns nach der Probe von monarchischer Devotion noch überraschen? Zwar meint Hr. Thiers selbst (V. 45), das rasche Greifen nach der Krone sei ein Act eitler Uebereilung gewesen, auch scheint er Cambacérès Meinung zu theilen daß die Gelüste nach abhängigen Tochtermonarchien Frankreich um seine Kraft bringen mußten. Aber nichtsdestoweniger sucht er, als das Unvermeidliche geschieht, seinen Vortheil als Geschichtschreiber bestens daraus zu ziehen. Er findet es ganz in der Ordnung daß man englische Journale bezahlte, um von dort aus an den Namen Monarchie wieder zu gewöhnen; er hat auch gar kein Gefühl des Mißbehagens über die ganz erbärmlichen Manöver, die man anwandte um das Tribunat günstig zu stimmen und seine Meinung zu präoccupiren. Die Anfänge der neuen Monarchie sammt ihrem Flitterstaat, die festlichen Aufzüge und Decorationen, vor allem die Kaiserkrönung sind erzählt wie fürs Feuilleton eines Pariser Journals; Hr. Jules Janin hätte sich der Autorschaft nicht zu schämen. Auch darin kennt Herr Thiers seine Leute vortrefflich; bei aller republicanischen Liebhaberei erbauen sie sich doch ungemein an solchen Paraden der menschlichen Eitelkeit und Hr. Thiers selbst hat als Minister den Faschingszug vom 15. December 1840 vorbereitet, wenn auch dessen Erfolg offenbar sehr überschätzt.

Fragt man nach den neuen Aufschlüssen die uns die Bände bieten, so lautet die Antwort sehr bescheiden. Das Beste ist die Darstellung der Vorbereitungen zur Landung in England; sie stützt sich besonders auf die Correspondenz zwischen Bonaparte und dem Seeministers Decrès, und ist reich an neuen Einzelheiten wie an charakteri-

stischen Zügen zur Beurtheilung des Kaisers (Livr. XVII. XXI.). Den Mord des Herzogs von Enghien hat Hr. Thiers etwas verschieden, aber nicht günstiger darzustellen vermocht; wir sind damit nicht beruhigt daß er einen unglückseligen Schlaf des Staatsraths Réal zum eigentlich Schuldigen macht (IV. 461); ist doch der Kunstgriff abgenützt genug bei einer großen Schuld zuletzt auf einem armen untergeordneten Werkzeug die ganze Last der Verantwortung haften zu lassen. Wir glauben nicht daß der Herzog v. Enghien zu einem andern Zweck von Ettenheim geholt worden ist, als um gemordet zu werden; selbst die von Hrn. Thiers sehr hoch betonte Erzählung der Frau v. Rémusat, Bonaparte habe am Abend vorher versöhnliche Stellen aus Corneille und Voltaire vor sich hin gemurmelt, mindert nach unserer Ansicht von der Schuld und Verantwortlichkeit nicht das Geringste.

Hr. Thiers ist da in seiner Apologetik nicht glücklicher als in den Beglückungstheorien die er Deutschland vorträgt. Er beweist nur daß es auch nach der Julirevolution, auch nach dem Juliusvertrag noch Leute genug in Frankreich gibt die nichts vergessen und nichts gelernt haben.

Sechster Band.

(Allg. Zeitg. 2. u. 3. März 1847 Beilage Nr. 61 u. 62.)

Das unbefangene Urtheil über die jüngste historische Arbeit des französischen Staatsmannes beginnt sich allmählich festzustellen, und was man im Sturm der ersten unreifen Bewunderung, der anstaunenden Neugierde nur verblümt andeuten durfte, das kann man jetzt laut sagen: ein anderes ist es Journalist und parlamentarischer Intrigant sein, ein anderes Geschichte erforschen und unbefangen darstellen. Es hat dem berühmten Autor weder an der Prätension, noch seinen guten Freunden an Emsigkeit gefehlt die „Histoire du Consulat et de l'Empire“ als eine Frucht der reichsten Quellenstudien hinzustellen, allein wie arm und leer steht das Werk neben den inhaltschweren Büchern eines Bignon und Lefebvre da, wie dürftig schwimmen die paar Berichtigungen und neuen Aufschlüsse auf der breiten Oberfläche allbekannter Thatsachen umher! Hr. Thiers selber hat freilich keine Zeit die dicken Convolute der französischen Archive, mit der diplomatischen Scharfsicht eines Bignon oder dem ehrlich forschen-

den Fleiß eines Lefebvre durchzuarbeiten, aber seine literarischen Ouvriers, die das für ihn besorgen, sollten doch mehr Accuratesse anwenden, sollten nicht an gewichtigen und ergiebigen Quellen leichtsinnig vorübereilen. Manchmal hat es freilich stark den Anschein als wisse Hr. Thiers viel mehr als er sagen wolle, nur taugt ihm das bessere Wissen nicht immer in den Kram. Man ist dann in dem fatalen Fall den französischen Staatsmann entweder für einen unwissenden oder für einen unredlichen Geschichtschreiber zu halten — eine Alternative, über die wir aus Delicatesse hier keine Entscheidung geben wollen.

Dieß alles steht freilich dem großen populären Erfolg nicht im Weg. Hr. Thiers erzählt gewandt, lebendig, mit all der Frische eines parlamentarischen Sprechers, der gewohnt ist ein ganz blasirtes Publicum durch Pikantes aufwecken zu müssen; er hat eine bewunderungswürdige Gabe trockenes Detail aus administrativen und financiellen Gebieten in verständlicher Uebersicht klar und einfach zusammenzufassen; es fehlt ihm nicht an jenem glücklichen savoir faire seiner Landsleute, das ihn mit beneidenswerther Sicherheit über alle Verhältnisse des Kriegs und Friedens, des Handels und der Marine wie einen gewiegten und erfahrenen Kenner hinweggleiten läßt, er besitzt in hohem Grade das Talent militärische Ereignisse mit allem Reiz dramatischer Lebendigkeit vor den Augen des Lesers zu entfalten. Erwägt man dabei die Gewandtheit womit er die verschiedenen Sympathien seines französischen Publicums, die liberalen wie die militärischen, anzuregen, und die Raschheit womit er aus dem Ton der kaiserlichen Bulletins in die populären Doctrinen des Constitutionnel überzuspringen weiß, so kann man leicht die Bedeutung und den Einfluß überschlagen den die Histoire du Consulat et de l'Empire in dem umfassenden Kreise des französischen Lesepublicums gewinnen muß.

Dem Bonapartismus im verjüngten Maßstab, sowie wir ihn aus den journalistischen und parlamentarischen Debatten der Gegenwart herauslesen, wie ihn alle Fractionen von dem ultramontanen Grafen Montalembert an bis zu den Redacteuren des National in verschiedenen Nuanceen vertreten — diesem Bonapartismus, dem es nur am Können nicht am Wollen fehlt, wird mit der Geschichtschreibung des Hrn. Thiers viel besser gedient als mit der bestellten und bezahlten Vertheidigung eines Bignon. Muthet uns letzterer zu alle unreinen Gänge Bonaparte'scher Politik mit obligater Bewunderung durchzumachen, nimmt er als hartgesottener Bonaparte'scher Bureaukrat

auf die liberalen Neigungen vom Jahr 1830 nur wenig Rücksicht, so weiß Hr. Thiers die militärischen und politischen Liebhabereien seines Publicums, die imperialistischen Erinnerungen und die constitutionellen Schwachheiten der heutigen Generation überaus geschickt mit einander zu verschmelzen. Die historische Darstellung ist ihm häufig nur die Locomotive an die er verschiedene Wagen politischer Weisheit anhängt, und dieß ist die interessanteste Seite des Buchs; denn schlagen wir auch die Belehrung die wir dem Geschichtschreiber Thiers verdanken, nicht gar hoch an, so ist es uns doch wichtig genug zu hören was der Exminister Thiers politisch Neues zu sagen weiß.

Der Kriegsplan des Jahres 1805, die Vorbereitungen und Entwürfe beider Parteien, in einem anziehenden Gemälde zusammengefaßt, bilden den Eingang des sechsten Bandes. Wir sehen die stolzen Colonnen der „großen Armee" vor uns vorüberziehen; ihren Jubel, ihr Vertrauen auf den nahen Sieg zeichnet Thiers mit den lebendigsten Farben. In dem Geschichtschreiber des Kaiserreichs wird die eine alte Reminiscenz rege, wie sie dem Geschichtschreiber der Revolution wohl anstand; die Soldaten von 1805, meint er, fochten nicht mehr mit dem hingebenden Patriotismus der Freiwilligen von 1792; es war Ehrgeiz, nicht Vaterlandsliebe was sie am mächtigsten anregte. Indessen, fügt er entschuldigend hinzu, machen wir keine Unterscheidungen unter solchen Gefühlen; es ist schön sein Vaterland zu vertheidigen, wenn es in Gefahr ist, es ist ebenso schön sich ihm hinzugeben, auf daß es an Größe und Ruhm wachse.

Ebenso lichtvoll und übersichtlich wie die kriegerischen Verwicklungen sind die innern Verhältnisse, besonders die financielle Krisis des Jahres 1805 zusammengestellt. Hr. Thiers kommt da auf ein häkeliges Capitel, das er mit aller Sachkenntniß eines Erfahrenen darstellt, mit aller Toleranz eines Ministers der Juliusregierung beurtheilt; es sind die schmutzigen Geldmanöver von Ouvrard und Consorten. Was sich da zur Entschuldigung sagen läßt, hat unser Geschichtschreiber redlich gethan, und man sollte fast glauben ein mehr als historisches Interesse knüpfe ihn an die verlorene Schaar der Papier- und Geldspeculanten; er findet vieles sehr natürlich und sehr billig, worüber die Bedenken Unerfahrener nicht so schnell hinwegkommen können. Wenn z. B. Ouvrard den Spaniern verspricht die Piaster aus Mexico herüberzubesorgen und ihnen dafür ein volles Viertel des Werthes ab-

zieht, so war diese Speculation zwar eines Wucherers werth, aber eines Mannes der im Namen des ersten Monarchen von Europa operirte durchaus unwürdig. Hr. Thiers sieht seinen Helden offenbar viel zu sehr mit den Augen der Börsenspeculanten an, wenn er solche Händel so gar leichtfertig nimmt. Napoleon selbst empfand darüber mehr Scham als sein staatsmännischer Geschichtschreiber.

Sehr anziehend ist die Uebersicht des Seekrieges und der Katastrophe von Trafalgar; das Detail hat hier auch manche kleine Vervollständigung erhalten, und die Mittheilungen aus dem Briefwechsel des Seeministers mit Villeneuve klären den ganzen Zusammenhang hinlänglich auf. Die französische Marine war in Hinsicht auf Bemannung und Material der englischen nicht gewachsen, die spanische fast unbrauchbar und von der kühnen Taktik des englischen Admirals hatten die Führer beider Flotten kaum eine Ahnung. Der französische Admiral war durch Protection, nicht durch sein Verdienst erhoben; bekanntlich galt schon in dieser Zeit bei Napoleon eines mehr als das andere. Obwohl unzufrieden mit Villeneuve zögerte der Kaiser doch ihn zu entfernen, und wie er sich endlich dazu entschloß, geschah es in einer Weise die jeden Mann von Ehrgefühl zur Verzweiflung bringen mußte. Ihr Freund Villeneuve, schrieb er an den Seeminister, ist zu feig um Cadiz zu verlassen; schicken Sie den Admiral Rosily hin, und befehlen Sie Villeneuve nach Paris zu kommen und sich zu rechtfertigen. Der Seeminister ließ den Schützling ahnen was sich gegen ihn vorbereite, und dieser von dem Vorwurf der Feigheit tief gekränkt deutete an welch verzweifelten Entschluß er gefaßt habe. Wenn es der französischen Marine, schrieb er bitter an Decrès, nur an Muth gefehlt hat, wie man behauptet, so wird der Kaiser nächstens zufriedengestellt werden, und er kann auf die glänzendsten Erfolge zählen.

Villeneuve war entschlossen wenigstens seine persönliche Ehre zu retten; noch war ihm nichts officiell eröffnet, aber sein Nachfolger war bereits in Madrid, und er konnte ahnen daß die schimpfliche Absetzung über ihn ausgesprochen sei. Von dem Moment bedrängt faßte er den Entschluß sich zu schlagen; ein matter Hoffnungsschimmer ließ ihn die Stärke der englischen Flotte geringer erscheinen als sie war, und er verließ Cadiz. Es erfolgte die Schlacht, die Englands Alleinherrschaft zur See auf Generationen hinaus entschied, und das ganze Gewicht der Bonapartischen Macht auf den Continent allein warf. In der

Schilderung der Schlacht hat Hr. Thiers alle Kunst dramatischer Erzählung und übersichtlicher Gruppirung aufs brillanteste entwickelt und die Niederlage seiner Landsleute so viel wie möglich zu versüßen gewußt. Er löst den Kampf in eine Menge einzelner Gefechte auf, jedes Schiff erhält seine epische Verherrlichung, und der französische Leser geht von der erschütternden Niederlage wenigstens mit der beruhigenden Ueberzeugung hinweg daß der Heroismus des Seeheers hinter der Landarmee um nichts zurückbleibe. Interessant ist auch die Milde und das Wohlwollen womit Hr. Thiers die Engländer behandelt; ein Beweis daß er von dem wilden Rufe „haine aux Anglais“ nichts wissen will, sondern sich immer noch für den Mann der Zukunft hält, der die zehnfach erschütterte und durchlöcherte entente cordiale auf neue Grundlagen wiederaufbauen kann.

Wie rührend ist nicht die Betrachtung die sich bei dem furchtbaren Sturme, welcher der Schlacht folgte, unserm Geschichtschreiber aufdrängt; es war, sagt er, als wenn der Himmel die beiden civilisirtesten (!) Nationen der Erde, die beiden die am meisten werth sind durch ihre Eintracht die Welt nützlich (utilement) zu beherrschen, hätte strafen wollen für die Wuth womit sie einander entgegentraten. Hr. Thiers ist ein so feiner Diplomat daß er gewiß den Geschichtschreiber nicht leicht etwas Bedeutendes sagen läßt, das ohne Plan und Berechnung wäre. Seine lange Parentation auf die Verdienste William Pitts gehört in dasselbe Capitel der entente cordiale; sie macht den Eindruck als ob sie ebenso für die Engländer wie für die Franzosen geschrieben wäre. Wir erkennen dabei gerne an daß es das erste unbefangene Wort über den englischen Staatsmann ist das wir aus dem Mund eines französischen Geschichtschreibers noch vernahmen, und auch wenn wir uns nicht ganz überzeugen können daß Hr. Thiers ohne jede politische arrière-pensée Geschichte schreibt, freuen wir uns doch daß er einmal das banale Schlagwort „Pitt et Cobourg“ durch eine verständigere Auffassung ersetzt hat.

Deutschland gegenüber ist unser Geschichtschreiber noch nicht auf den Standpunkt überlegener Objectivität gelangt; mit Preußen ist wegen der Rheingränze abzurechnen, Oesterreich gehört bekanntlich zu den nordischen Mächten, es bleibt also nichts als jenes unfindbare Land, das sich die Mehrzahl der Franzosen als Deutschland vorstellt, nämlich die Territorien des Rheinbundes glückseligen Andenkens, und diesen ist er wohl geneigt seine ehrliche und uneigennützige Freundschaft

anzubieten. Der größere Theil des sechsten Bandes behandelt deutsche Verhältnisse; der Krieg mit Oesterreich von 1805, die diplomatischen Verwicklungen mit Preußen, die Stiftung des Rheinbundes das sind die Hauptthemata die der Geschichtschreiber des Kaiserreichs seinen Franzosen mundgerecht zu machen sucht. Daß sie in dieser Zubereitung auch in Deutschland Liebhaber finden werden, läßt schon die nicht sehr wählige Leselust unserer weltgebildeten Landsleute und der Mangel lesbarer deutscher Bücher mit Sicherheit erwarten, auch wenn nicht Uebersetzer und Claqueurs dafür Sorge trügen.

Eben die große Verbreitung macht eine um so schärfere Aufsicht nöthig, denn es handelt sich hier um eine Periode wo das französische Vorurtheil mit der historischen Unparteilichkeit, die fremde Unkenntniß mit der richtigen Auffassung in bedenklicheren Conflict gerathen ist als irgendwo sonst. Das pessimistische Vorurtheil das wir von der historischen Sehweite französischer Geschichtschreiber Bonaparte's hegen, haben die bedeutenden Werke eines Bignon und Lefebvre in uns geweckt, und wir könnten nicht sagen daß die sechs Bände des kriegslustigen Ministers von 1840 uns zu günstigeren Ansichten belehrt haben. Mag man es Eigensinn nennen oder nationale Antipathie, wir werden das undankbare Geschäft des Glossators und Berichtigers bonapartisirender Geschichtschreibung nicht eher aufgeben als bis die Franzosen in ihrer Darstellung wahrheitsliebender und billiger, oder unsere Landsleute in der Wahl ihrer Lectüre ausschließlicher geworden sind. Wohl wissen wir daß sich in die gelehrte deutsche Kritik soviel süße Höflichkeit, so viel mattherzige Toleranz, so viel schläfriges Geschehenlassen eingeschlichen hat, daß eine Stimme die wiederholt und unermüdet die scharfen Waffen der Wahrheit handhabt, eher auf Widerspruch als auf Unterstützung rechnen kann.

Die österreichischen Verhältnisse des Jahres 1805 bis zu den erschütternden Katastrophen von Ulm und Austerlitz können kaum verstanden werden ohne ein Eingehen auf die innern Verhältnisse, die es möglich machten daß das Schicksal einer der bedeutendsten Monarchien nach einander in die Hände eines Thugut, eines Cobenzl u. s. w. gelegt, und die Leitung einer der schönsten Armeen der neuern Zeit einem Mack, Werneck, Jellachich, Auersberg und wie die Helden der Retirade alle heißen mögen, überantwortet war. Wir sind hier nicht einmal in dem unglücklichen Fall über unsere eigenen Zustände der nothdürftigsten Quellen entbehren zu müssen; aber schon der eine

Briefwechsel von Gentz entwirft von dem Zopf- und Gamaschenregiment das die Heldenthaten des Jahrs 1805 ans Tageslicht förderte, ein so überaus drastisches Bild daß der Geschichtschreiber, auch wenn er nur daraus schöpfte, um Stoff nicht verlegen war. Jene politische Weisheit welche das innere Leben des Staates unter dem Mechanismus einer schreibenden und decretirenden Bureaukratie verkommen läßt, und vor jeder Erweckung volksthümlicher Kräfte scheu die Augen verschließt, hat sich selten ein stärkeres Dementi gegeben als durch die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806, und so wohlfeil es ist die brillanten Siege emphatisch zu verkündigen, so unerläßlich ist dem Geschichtschreiber die Darstellung der Kehrseite. Hrn. Thiers sind diese Zustände durchaus unbekannt; er beschränkt sich darauf den trostlosen Ausgang in möglichster Behaglichkeit seinen Landsleuten auszumalen; wie und warum es so geworden, erfahren wir nicht. Gern erkennen wir an daß die wohlwollende Milde womit der französische Staatsmann den armseligen Mack beurtheilt, für das Gemüth des Geschichtschreibers ein sehr günstiges Zeugniß ausstellt, damit ist aber noch nicht entschuldigt daß er über den prahlenden Schilderungen Napoleonischer Kriegsthaten es ganz versäumte auch den Zusammenhang der innern Verknüpfung nachzuweisen.

Auch hier freilich hat es der französische Geschichtschreiber an dem nöthigen Dunst nicht fehlen lassen; er thut sich sehr viel zu gut auf die Benützung der seltenen Vertheidigungsschrift die Mack bei seinen Richtern eingab, allein daß es ihm damit gelungen ist die wie er meint in Deutschland entstellte Wahrheit blank und gesäubert ans Tageslicht gebracht zu haben, das können ihm doch nur seine Landsleute glauben. Wir hegen gerechte Bedenken, weil uns schon in den Zahlenangaben die alte Erbsünde Bonapartischer Geschichtschreiber, die Falstaff'sche Neigung eilf steifleinene Kerle aus zweien zu machen, begegnet ist. Es ist gewiß nur eine Kleinigkeit zu berichten Napoleon habe mit 250,000 Mann gegen doppelt überlegene Streitkräfte den Feldzug begonnen, denn wenn man auf Seiten der Feinde alles rechnet was nur auf dem Papier stand, oder durch Raum und Zeit auseinander gehalten war, so kommt die Rechnung ziemlich richtig heraus. Ebenso wahr ist es auch daß Massena in Italien mit fünfzigtausend Mann die achtzigtausend des Erzherzogs siegreich aus dem Felde schlug; es ist dabei nur die Bagatelle übersehen daß der Erzherzog fast vierzig Bataillons hatte nach Deutschland detachiren müssen, und deßhalb

mit gleichen Kräften nicht mehr thun konnte als er that den Feinden jeden Fußbreit Landes so theuer als möglich zu verkaufen. So berichtet uns Hr. Thiers auch daß die Feinde bei Austerlitz an Todten, Verwundeten und Gefangenen etwa 35,000 Mann, die Franzosen im Ganzen nur siebentausend verloren; nach glaubwürdigen Angaben der Gegner*) war der französische Verlust um ein Bedeutendes größer, die Einbuße der Oesterreicher und Russen um wenigstens achttausend Mann geringer. Wir legen nicht zu viel Werth auf solche Angaben, deren Zuverlässigkeit immer prekär ist, aber charakteristisch ist es daß unser französischer Staatsmann in allen zweifelhaften Fällen lieber den Mund so voll nimmt, wie die kaiserlichen Bulletins wahrheitsliebenden Angedenkens.

Nach der Katastrophe von Austerlitz wurde im kaiserlichen Cabinet ernstlich die Frage debattirt, ob man sich mehr Oesterreich oder Preußen verbinden solle. Talleyrand war für Oesterreich; man solle das unsichere zweideutige Preußen ganz aufgeben, Oesterreich mit der Moldau und Walachei entschädigen, und es dadurch mit seinen bisherigen Verbündeten ebensosehr überwerfen als an Frankreich fest anknüpfen. Hr. Thiers ist anderer Meinung; man mußte Preußen, sagt er, um jeden Preis an Frankreich knüpfen, Oesterreich niemals mit Vertrauen sich nähern. Preußen theilt er also die ehrenvolle Rolle zu der erste Rheinbundsstaat zu werden, und die heißen Kastanien der Bonapartischen Alleinherrschaft in Osteuropa aus dem Feuer zu holen; daß Napoleon eine entgegengesetzte Politik verfolgte, zieht ihm von Seite des Geschichtschreibers einen gelinden Tadel zu. Jetzt freilich ist der Fall ein anderer; jetzt hat Preußen die fatalen Rheinprovinzen, wie Hr. Thiers scharf zu betonen nicht unterläßt, und ehe da die Abrechnung erfolgt ist, kann von einem herzlichen Einverständniß keine Rede sein.

Die Verhältnisse mit Preußen vom October 1805 bis Herbst 1806 bilden neben den Ereignissen von Ulm und Austerlitz die wichtigste Partie des Buches; wir glauben behaupten zu dürfen daß gerade hier Hr. Thiers durchaus schief und parteiisch verfahren ist. Neue Aufschlüsse bringt er nicht, ja er hat sich nicht einmal die Mühe genommen die trefflichen Aufklärungen Armand Lefebvre's zu benützen, sondern sinkt auf die Linie eines Bonaparte'schen Plaidoyers herab, wie

*) Oesterreich. milit. Zeitschr. 1822. II. 299.

es uns schon Bignon geliefert hat, nur geschickter, scharfsinniger und unverhohlener. Wir brauchen wohl kaum zu versichern daß wir uns nicht zum Apologeten der Haugwitz'schen Politik der Jahre 1805 und 1806 aufwerfen wollen, vielmehr kann die unwahre und charakterlose Halbheit in der Staatskunst jener Tage nicht scharf genug gezüchtigt werden, aber deßwegen soll denn doch auch die Bonaparte'sche Politik, die damals alle Phasen der brutalen Verachtung, der offenen Gewaltthat und zuletzt der vollendeten Perfidie durchlief, nicht als das unschuldige Lamm unter Wölfen erscheinen, wie sie Hr. Thiers darzustellen beliebt.

Auch von Preußen gilt was wir bei Oesterreich bemerkt haben: der französische Geschichtschreiber kennt nicht einmal oberflächlich die preußischen Zustände und Personen. Die paar dürftigen Vorstellungen von einem friedliebenden König, einer enthusiastischen Königin, einem kriegslustigen Prinzen Louis und einem englisch gesinnten Minister Hardenberg, womit die französischen Geschichtschreiber fast alle ohne Ausnahme ihre historischen Schilderungen ausstutzen, bilden auch die Summe der Weisheit bei Hrn. Thiers. Es ist bekannt daß die Verletzung des Ansbacher Gebiets der erste Anfang war zu den Verwicklungen zwischen Napoleon und Preußen; der König sah sein mühsames Werk, vermittelnd und neutral zu bleiben, auf einmal zertrümmert, und die Mißachtung von Seite des französischen Kaisers verletzte um so schmerzlicher, je mehr man sich noch auf dem Boden der Monarchie Friedrichs des Großen zu befinden glaubte. Die Art wie sich Napoleon entschuldigte, die leichtfertige Vornehmheit womit er die Gewaltthätigkeit als Bagatelle behandelte, beleidigte statt zu versöhnen, und die Berufung auf frühere Vorgänge ähnlicher Art war nicht stichhaltig. Dieß alles im wahren Licht darzustellen war Pflicht des Geschichtschreibers; statt dessen beschenkt uns Hr. Thiers mit sophistischen Ausflüchten, wie sie Bonaparte in seiner verunglückten Entschuldigungsschrift vorgebracht hatte. Und doch konnte die scharfe und schneidende Note die Hardenberg am 14. October als Antwort übergab, unsern Geschichtschreiber recht gut eines Bessern belehren. „Man stützt sich, hieß es dort, auf das Beispiel der letzten Kriege und die Aehnlichkeit der Umstände, als ob die damals zugestandene Ausnahme nicht in ausdrücklichen Verhandlungen begründet gewesen sei! Man führt die Unkenntniß unserer Absichten an, als ob die Absicht nicht aus der Natur der Sache hervorginge, die feierlichsten Verwahrungen der Kö-

niglichen Behörden nicht genügten, und der Verfasser dieses Schreibens dem Marschall Duroc und dem Gesandten Laforest nicht mit der Karte in der Hand die Unzulässigkeit irgend eines Durchzugs durch die Markgrafschaften dargethan hätte."

Wir glauben nicht, daß auf diese Erklärung etwas zu erwiedern ist; man kann sie höchstens, wie Hr. Thiers thut, ignoriren und Napoleon als den gutmüthig Unwissenden hinstellen. Daß er das nicht war, daß jede Apologie dieser Art auf Sophistik oder Unwahrheit beruht, geht sonnenklar aus seinen Depeschen an Bernadotte hervor; in zwei Briefen an diesen Feldherrn (vom 28. Sept. und 3. Octbr.) ersieht man, daß der Kaiser recht wohl wußte, daß eine Einsprache erfolgen würde, aber er gab seinem Marschall den Auftrag sich nicht daran zu kehren. Hat unser Geschichtschreiber diesen ersten Anlaß des Zwistes schief und unwahr dargestellt, so ist er auch über die nächsten Folgen im Irrthum. Er gibt sich alle Mühe den Zorn der Berliner Staatsmänner als einen gemachten darzustellen, und dem König selbst die trügerische Maske einer verstellten Erbitterung anzudichten. Friedrich Wilhelm III. war zwar friedliebend bis zum Uebermaß und ohne Vertrauen in die eignen Kräfte, aber seine Friedensliebe ging nicht so weit daß die Stimme des Ehrgefühls davon übertäubt ward. Als er damals nach der Ansbacher Geschichte heftig auffuhr, handelte er vielleicht unpolitisch, aber wahr und ächt menschlich; er spielte nicht, wie Hrn. Thiers beliebt, die Rolle des gutmüthigen Polterers, den man mit Hannover beschwichtigen konnte, sondern er war in seiner militärischen und königlichen Ehre gekränkt, und ließ den französischen Kaiser diese Stimmung bitterer fühlen als die Staatsklugheit rieth.

Das war die Stimmung bei Hardenberg und allen den alten Staatsmännern und Feldherren, die Hr. Thiers einmal höchst komisch als jeune état-major prussien bezeichnet; das point d'honneur des alten Preußenthums regte sich noch einmal, es bedurfte der Komödie nicht. Dieß benützte Kaiser Alexander; er kam, um aus der Verbitterung des Augenblicks die Elemente zu einer neuen Coalition zu sammeln. Es war von preußischer Seite keine tief angelegte Combination, kein gewaltiges Meisterstück diplomatischer Perfidie, es war nichts weiter als die Politik des Augenblicks, die Staatskunst der momentanen Auskunftsmittel, welcher Preußen seit 1795 ergeben war. Enthusiastische Naturen, wie die Königin Louise, folgten jetzt ungescheut dem ungestümen Antrieb nationaler Sympathien und ihrer antifranzösischen

Gesinnung, wie Frauen pflegen, ohne die kalte Erwägung der ungünstigen Verhältnisse, ohne die ruhige Betrachtung der Kräfte und Gegenkräfte, ganz den Eindrücken hingegeben welche die eigne Seele beherrschten. Man kann diesen Enthusiasmus einer edlen Frauennatur vielleicht in seinen Erfolgen theilweise beklagen, nie aber ihn verlachen; man kann solche patriotische Illusionen höchstens als einen unglücklichen Irrthum betrachten, darf aber die Seele nicht verdammen die solches Irrthums fähig ist. Es gehört eine eigne Roheit der Gesittung dazu den Schmutz der grundlosesten Verleumdung einem solchen Charakter anzuhängen; wer wie Hr. Thiers den Muth dazu hat dergleichen auch nur verblümt anzudeuten, beweist daß die gute Schule Bonaparte'scher Bulletinslügen an ihm den begabten Jünger gefunden hat.

Bei diesem mächtigen Zusammenwirken persönlicher Erbitterung und eines gewandten fremden Einflusses, wie der des russischen Kaisers war, wird man die plötzliche Wendung der preußischen Politik erklärlich finden; man vermißt zwar auch hier, wie in allem was seit dem Basler Frieden geschah, Consequenz des Grundsatzes und höhere staatsmännische Weisheit, aber die Motive sind wenigstens nicht räthselhaft. Hr. Thiers sieht diese einfache Verknüpfung der Dinge nicht; mit einem ganz unnützen Aufwand von Scharfsinn baut er ein wohldurchdachtes System von Perfidie auf, das er uns für die preußische Politik ausgibt. Dieß Hineinverhören, wie es der Rabulist Vansen in Goethe's Egmont nennt, hat die wohlwollende Absicht Napoleons brutales und gewaltsames Verfahren in milderem Licht erscheinen zu lassen, und Hr. Thiers geht hier noch weiter als der bezahlte Bonaparte'sche Apologet Bignon. Dieser sucht wenigstens nur zu beweisen daß die preußische Politik als eine durchdachte Perfidie e r s c h e i n e n mußte, Hr. Thiers behauptet sie sei es wirklich gewesen. Preußen schließt den Vertrag vom 3. November, der es mit der Coalition verknüpft; es handelt dabei inconsequent gegenüber der bisherigen Politik, unklug wenn es seine eignen Kräfte erwog, aber es handelte nicht perfid. Dennoch erhebt Hr. Thiers einen gewaltigen Lärm über die Falschheit Preußens; denn, sagt er, es schloß Verträge ab die förmlichen Stipulationen mit Frankreich widersprachen und für die Preußen mit schönen Besitzungen bezahlt worden war. Eine Falschheit können wir nicht darin sehen; hatte doch Hardenberg in der berühmten Note vom 14. October erklärt: da Kaiser Napoleon Ursachen gehabt habe die

zwischen ihnen bestehenden Verpflichtungen für werthlos zu achten, so halte er sich selbst für entbunden von allen frühern Obliegenheiten, und den Verhältnissen zurückgegeben wo keine andere Pflicht als die der Sicherheit und allgemeinen Gerechtigkeit obwalte. Schwerlich kann man unumwundener erklären daß man gesonnen ist die bisherige Politik zu verlassen, und der Vertrag vom 3. November war somit keine Falschheit; nur hat Hr. Thiers vor lauter Scharfsinn die nächstliegenden Actenstücke übersehen.

Daß das Bonaparte'sche System mit Ländern und Völkern empörenden Handel zu treiben, auch durch die Gegner ausgebeutet ward, ist eine alte Erfahrung, und wir mögen den Franzosen gern die Schadenfreude gönnen womit sie der Coalition dergleichen Schwachheiten aufmutzen. So vergißt auch Hr. Thiers nicht von Oesterreich zu erzählen daß es im Preßburger Frieden einen starken Appetit nach Hannover verrieth, oder von England zu berichten daß es Preußen als Ersatz für Hannover die Republik Holland anbot. Dergleichen Aufschlüsse, die er aus „authentischen Actenstücken" geschöpft haben will, sind immer dankenswerth, nur sind die Stoßseufzer der obligaten Entrüstung, womit Hr. Thiers solche Thatsachen begleitet, überaus lächerlich. Im Munde eines Historikers, der es ganz in der Ordnung findet wenn außer Frankreich die Schweiz, Italien, Süd- und Westdeutschland, Holland Bonapartisch gemodelt wird, macht der moralische Unwille über solchen Länderhandel und die rührende Appellation an die „illustre nation hollandaise" einen ganz andern Eindruck als der Autor beabsichtigt hatte.

Es wird schwer sein etwas Neues zu sagen über den Vertrag vom 15. December, den Haugwitz mit Napoleon abschloß; die gränzenlose Frivolität womit der preußische Staatsmann, statt wie ihm aufgetragen war dem französischen Kaiser zu imponiren, sich von demselben imponiren ließ und das mit der Coalition verbündete Preußen zugleich mit Frankreich alliirte, ist so oft und einstimmig verurtheilt worden daß Hr. Thiers darüber kurz sein durfte. Eine Uebertreibung scheint uns aber darin zu liegen, wenn unser Geschichtschreiber (S. 277) die Sache so darstellt als habe Haugwitz mit beiden Händen die französische Allianz ergriffen, sei also ganz gewissenlos seinen bestimmtesten Aufträgen ohne äußere Nöthigung untreu geworden. Dürfen wir den Erzählungen einzelner Augenzeugen und den Berichten sehr besonnener französischer Geschichtschreiber Glauben schenken, so war Haugwitz als

ihn Bonaparte anschnaubte und so laut lärmte daß die Adjutanten im anstoßenden Zimmer alles hörten, zwar verlegen, aber keineswegs bereit sogleich die französische Allianz anzunehmen.*) Vielmehr suchte er auszuweichen, schützte Mangel an Ermächtigung vor, bis denn Napoleon seine oft angewandte Taktik an ihm meisterhaft übte. Bald drohte er, und die Marschälle mußten wie geheimnißvoll erzählen daß man bereit sei gegen Preußen loszubrechen, bald schmeichelte er und sagte dem preußischen Diplomaten persönlich die verbindlichsten Sachen. Diesem doppelten Manöver, das nur zwischen einem drohenden Krieg und der friedlichen Erwerbung Hannovers die Wahl zu lassen schien, erlag Haugwitz, der ja von Anfang an die französische Allianz verfochten und gewiß nur mit Widerwillen dem Gedanken einer antifranzösischen Politik sich befreundet hatte.

Es bleibt dabei immer eine gute Dosis Frivolität und Grundsatzlosigkeit an Haugwitz hängen; nur irrt sich Hr. Thiers, wenn er den Grafen mit der preußischen Politik völlig identificirt. Man war in Berlin den verschiedensten Eindrücken hingegeben, es fehlte an hoher Einsicht ebenso sehr wie an Charakter und muthiger Entschiedenheit, aber weder der König noch Hardenberg, noch selbst die bisherigen Freunde der französischen Allianz billigten den Weg den Haugwitz eingeschlagen hatte. Vielmehr war man entschlossen die Bedingungen des Vertrags vom 3. November zu erfüllen; Hardenberg schrieb noch am 22. December (also acht Tage nach dem Schönbrunner Vertrag, von dem aber in Berlin niemand etwas wußte) an den englischen Minister, alle Unterhandlungen mit Napoleon hätten nur den Zweck Zeit zu gewinnen — da kam auf einmal drei Tage nachher Graf Haugwitz mit seiner französischen Schutz- und Trutzallianz, die kein Mensch hatte ahnen können. Alle Leute von Ehrgefühl waren entrüstet über die Art wie Haugwitz mit dem politischen Ruf Preußens gespielt hatte, man warf ihm sogar im ersten Zorn offenen Verrath vor, und in der großen Staatsrathssitzung, die der König hielt, gab die völlige Rathlosigkeit hinlänglich Zeugniß dafür wie wenig man auf eine solche Eventualität gefaßt gewesen war.

Alle diese Verhältnisse, die wir hier nur andeutend berühren können, durfte Hr. Thiers sehr genau darstellen, statt sie so von der

*) Mémoires du Duc de Rovigo II. 229. Lefebvre, histoire des cabinets de l'Europe II. 239. 240.

Oberfläche abzuschöpfen wie er thut. Die Unvollständigkeit ist hier ebenso groß wie seine Befangenheit, wenn man da von Befangenheit reden kann wo die Unbilligkeit aus offenbarer Absicht und Berechnung entspringt. Hr. Thiers, der von William Pitt so begeistert reden konnte, warum hat er nur Schmähungen für Hardenberg? Warum den Deutschen gegenüber das nationale Vorurtheil festhalten, das er den Engländern zu Liebe abstreifte? Wir sind keiner von den Bewunderern Hardenbergs, und können nicht ohne tiefen Unmuth daran denken mit welcher Emsigkeit eine gewisse Clique sich später an den Staatskanzler anklammerte, um Männer wie Stein u. a. in der öffentlichen Achtung herabzudrücken, aber sein Benehmen vom Nov. 1805 an bis zu seinem Rücktritt (April 1806) war durchaus ehrenwerth. Er hatte sich gegen die Verletzung Ansbachs mit aller Entschiedenheit offen ausgesprochen, er war in den Bund mit der Coalition ehrlich eingetreten, hatte die Haugwitz'sche Bekehrung zur französischen Allianz entschieden bekämpft, und hatte sich gegen die brutalen Schmähungen, Verläumdungen des Bonapartischen Moniteur mit einem Nachdruck vernehmen lassen der die französischen Calumnianten erbitterte und überraschte. So geschickt daher Hr. Thiers sein Lob Pitts für die Engländer berechnete, so wenig werden die Schmähungen auf Hardenberg, die Lobrede auf Haugwitz seinen deutschen Lesern munden; dieselben haben sogar bei französischen Geschichtschreibern schon unbefangenere Darstellungen dieser Zustände gefunden als bei Hrn. Thiers.

Als Napoleon erfuhr mit welcher Gesinnung man den Schönbrunner Vertrag in Berlin aufnahm, schwankte er ob er nicht lieber entweder die preußische Allianz ganz aufgeben und sich durch die Zurückgabe Hannovers mit England versöhnen, oder in einem neuen Vertrag Preußen ganz innig und fest an sich knüpfen wolle. Daß das eine oder das andere, Friede mit England oder feste Verbindung mit Preußen, für Napoleons Interesse das Wünschenswertheste gewesen, daß jeder Weg der zwischen beiden lag ein verfehlter war, darin hat Hr. Thiers gewiß Recht, nur in der Darstellung des neuen Vertrags vom 15. Febr. 1806 können wir nicht mit ihm übereinstimmen; hier hat wieder die Bonapartische Vorliebe mächtiger gewirkt als die bessere Einsicht. Wie er die Sache erzählt, kam Haugwitz nach Paris, fand den Kaiser zögernd und bedenklich, wußte es aber durch seine Gewandtheit dahin zu bringen daß er noch einmal einen Vertrag mit Preußen abschloß (S. 314 ff.); Preußen sucht also (abermals wie zu Schön-

brunn!) die französische Allianz, Napoleon läßt sich durch Haugwitz dazu bringen. Hätte sich die Sache so günstig drehen lassen, Bignon der Advocat Napoleons hätte gewiß nicht unterlassen daraus Vortheil zu ziehen; aber die Sache verhielt sich eben nicht so, wenn wir anders den ziemlich übereinstimmenden Berichten deutscher und französischer Quellen gegenüber von Hrn. Thiers einiges Gewicht beilegen dürfen. Preußen hatte Napoleons Zorn erregt, indem es den Potsdamer Vertrag zu bestätigen sich bedachte, und zugleich Hannover in einer Weise in Besitz nahm die aussah wie eine Schonung Englands; Preußen hatte aber in demselben Augenblick sich gegen seinen Grimm wehrlos gemacht, indem es aus übelberechneter Sparsamkeit wieder zu entwaffnen anfing. Beides, die Erbitterung des französischen Kaisers und der Gedanke daß Preußen ihm jetzt auf Discretion überliefert sei, muß man im Auge behalten; dann sieht auch die Geschichte des Vertrags vom 15. Febr., in der Nähe betrachtet, etwas anders aus. Wie Haugwitz nach Paris kam, ward ihm von dem Zorne des Kaisers überall geredet, er wurde erst nicht vorgelassen, und als man ihn vorließ, von Napoleon in ähnlicher Weise angedonnert, wie damals zu Schönbrunn, Hof und Regierung in Berlin wurden hart gezüchtigt, und Hardenberg wie gewöhnlich als Söldling Englands hingestellt. „Ihr König, hieß es, weiß nicht was er will, einige Unbesonnene drängen ihn zum Kriege, er will den Frieden, wird aber in jeder Weise gehetzt." Noch beherrscht von dem Eindrucke dieser Scene, wo es auch nicht an persönlichen Artigkeiten gegen Haugwitz fehlte, erhielt der preußische Diplomat von Talleyrand die Erklärung der Kaiser betrachte den Schönbrunner Vertrag als aufgehoben, sei aber bereit einen neuen zu schließen. Haugwitz war nun in einer allerdings peinlichen Lage; die Begegnung Napoleons ließ ihn das Bedenklichste fürchten, sagte man ihm ja doch ziemlich unverhohlen Bernadotte und Augerau seien im Stande jeden Augenblick gegen Preußen aufzubrechen; so nahm er denn den Vertrag ohne Widerspruch an, den Napoleon ihm durch Duroc vorlegen ließ.

Auf dem Wege den Hr. Thiers einschlägt, nimmt sich die Sache freilich ganz anders aus; man kann dann zur Noth seinem Urtheil beistimmen das er als Ultimatum ausspricht; Preußen hat gar keinen Grund zur Beschwerde gehabt, Napoleon nahm nur einigemal wenig Rücksicht gegen die Monarchie Friedrichs des Großen, war aber durch Preußens eigenes Verfahren dazu veranlaßt (S. 434. 435). Die

Zweideutigkeiten und Verkehrtheiten der preußischen Politik jener Tage sind so einstimmig von Bonaparte'schen und preußischen Geschichtschreibern anerkannt worden, daß wir uns einer Verhandlung darüber billig entheben können; seit der Katastrophe von Tilsit hat unseres Wissens niemand den Muth gehabt dort sich als Apologet zu versuchen, und Leute der verschiedensten Richtungen, Bignon und Gentz, Thibaudeau und Manso sammt allen andern, haben die Halbheit und Schwäche die oft wie Unwahrheit aussah, die Inconsequenz und den Mangel an politischer Haltung gebührend gewürdigt. Wir Deutschen selber haben mit lobenswerther Billigkeit die Leute von 1806 aufgegeben, aber die Franzosen haben es nicht über sich vermocht Gleiches mit Gleichem zu erwiedern, und die Bonaparte'sche Politik so vorurtheilsfrei zu würdigen wie wir es mit der preußischen thaten. Hr. Thiers namentlich leistet das Mögliche; wo selbst Bignon schüchtern einige kleine Fehler zugesteht, und die größern als beredter Anwalt zu beseitigen sucht, meint sein Nachfolger kurzweg es sei Napoleon in seinem Benehmen gegen Preußen durchaus nichts vorzuwerfen. Schon die Ansbacher Geschichte, noch mehr die Art und Weise wie er zu Schönbrunn und Paris mit Haugwitz verfuhr, erwecken von der Loyalität Napoleons ebenso schlechte Begriffe als von seiner politischen Mäßigung; was im Laufe des Jahres 1806 weiter geschah, gab von dem Uebermuth und dem trotzigen Hohne des französischen „Verbündeten" so schlagendes Zeugniß daß eine mehr als deutsche Geduld dazu gehörte dergleichen zu verwinden. Die rücksichtslose Eile womit man den noch nicht bestätigten Vertrag vom 15. Februar militärisch vollziehen ließ, die Unverschämtheit womit das officielle Organ der kaiserlichen Politik einen der ersten preußischen Staatsmänner angriff, die gewaltsame Besetzung der Abteien Elten, Essen und Werden, die Einverleibung der bergischen Festung Wesel, das alles wäre unter andern Verhältnissen schon ein casus belli zwischen zwei gleichstehenden Mächten geworden, nur Preußen mußte es sich gefallen lassen, auch wenn es dergleichen nicht vergaß. Jetzt kam der Rheinbund hinzu; ein guter Theil von Deutschland wird in französische Präfecturen umgewandelt, zwei Verwandte Preußens, Oranien und Taxis, werden mediatisirt, und Preußen, seit Generationen gewohnt in Deutschland ein Wort mitzureden, erfuhr das alles zuerst aus der Leichenrede die der französische Gesandte dem deutschen Reichstage hielt, ein paar Tage später erst durch officielle Eröffnung. Auch dazu schwieg Preußen,

denn man schwatzte ihm von einer norddeutschen Conföderation, von einer Uebertragung der Kaiserwürde auf das Haus Brandenburg vor, und es schien als lasse es sich einen Augenblick wirklich bethören, als gehe es bona fide auf diese Gedanken ein. Da erfuhr man in Berlin daß die französische Politik bei Sachsen und den Hansestädten diesem norddeutschen Bunde heimlich entgegenwirke, von Hessen waren ähnliche Gerüchte, wenn auch nicht bewiesen doch nicht unwahrscheinlich, und zum Ueberfluß ward noch bekannt daß Napoleon das an Preußen um hohen Preis verkaufte Hannover an England wieder abzutreten versprochen habe. Dieß letzte gab den Ausschlag; das Maß war so gefüllt daß ein Tropfen ausreichte um es überströmen zu machen, die Abtretung Hannovers war aber für sich allein gewichtig genug die ganze bisherige Politik umzuwerfen. Preußen beschloß zu rüsten, wie der Erfolg bewies, ein unkluger Entschluß, der zu früh oder zu spät gefaßt war. Aber unter dem Eindruck der letzten Begebenheiten, nach all der Schmach des Jahres 1806 sollte es sich noch länger ruhig mißhandeln lassen?

Vermissen wir in diesen Dingen jene unbefangene Liebe zur Wahrheit, ohne die der Geschichtschreiber zum Advocaten einer Partei herabsinkt, so hat Hr. Thiers auch wieder manches offen berührt, wofür die Scharfsichtigkeit der frühern Geschichtschreiber, namentlich Bignons, völlig blind war. So sind bei allen französischen Geschichtschreibern die russischen Friedensunterhandlungen des Jahres 1806 falsch und unvollständig dargestellt; heuchlerische Versicherungen von der französischen Ehrlichkeit und Friedensliebe verbrämt mit obligaten Ausfällen auf die „russische Perfidie“ sollen das wahre Verhältniß verhüllen. Daß sich Oubril der russische Unterhändler jämmerlich düpiren ließ, daß die Bonapartische Politik hier durch Talleyrand eines ihrer empörendsten Lügenstücke aufführen ließ, und daß Rußland sehr gelind verfuhr, wenn es den ungeschickten Unterhändler desavouirte, das wissen wir freilich in Deutschland aus den Actenstücken*) sehr genau; auch den Franzosen konnte es bei genauerem Nachforschen nicht entgehen, erst Hr. Thiers hat es aber für gut befunden, möglichst schonend und etwas verblümt, das wahre Sachverhältniß hervorzuheben. Ein ähnlicher Fall ist es mit der letzten Unterhandlung Preußens vor dem Ausbruch des Krieges von 1806; wie machten da die französischen Geschichtschreiber einstimmig Chorus gegen die Perfidie

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege III. 206 ff.

des Berliner Cabinets, bis der ehrliche Lefebvre den unbequemen Einfall hatte die ausstudirte Perfidie Napoleons und die unwürdige Instruction die man dem französischen Gesandten in Berlin gab, wahrheitsliebend zu beleuchten. Hr. Thiers ist dem wenigstens so weit gefolgt als er es für erlaubt hielt, ohne seinen Bonapartischen Lesern zu wehe zu thun.

Die Schilderung des Kriegs hat unser Geschichtschreiber auf den siebenten Band verspart; doch deutet er in den Schlußworten des vorliegenden Theiles unverblümt an daß ihm die Politik, die Napoleon nach dem Siege verfolgte, nicht zusagt. Wiederholt macht er darauf aufmerksam daß Frankreich und Preußen damals die einzigen Mächte waren deren Interessen sich vereinigen ließen; wiederholt beklagt er es daß Preußen aus der für Frankreich so einträglichen Stellung eines stummen Alliirten herausgedrängt ward. Eben deßhalb können wir nur mit Befriedigung auf die Katastrophe von 1806 zurückblicken; denn welch eine Zukunft bedrohte Deutschland, wenn auch Preußen in die Politik der Rheinbundsstaaten einging und der Bonapartismus zwar minder plump und gewaltsam, aber um so schleichender und nachhaltiger die deutschen Lebenssäfte vergiftete? So wie die Dinge sich wandten, war zwar eine Zeit des furchtbarsten Drucks und schmachvoller Erniedrigung die nächste Folge, aber diese bittern Jahre der brutalen Fremdherrschaft leisteten für die Erweckung der Volkskräfte, für die Verjüngung eines nationalen Preußens unendlich mehr als die lange Zeit einer unter scheinbaren Formen verhüllten Despotie Napoleons vermocht hätte.

Das fühlt auch Hr. Thiers; die Andeutungen die er darüber gibt, sind überaus dankenswerth, und beweisen daß die nachgebornen Söhne des Bonapartismus sich doch manche gute Lehre aus den schlimmen Erfahrungen des Meisters abstrahirt haben. Unser Geschichtschreiber ist z. B. nicht zufrieden damit daß Napoleon im Preßburger Frieden Oesterreich Tirol entzog und die süddeutschen Fürsten so bedeutend vergrößerte; wozu, sagt er, Oesterreich in unversöhnlichem Haß erhalten, wozu die nicht Begünstigten erbittern, die Begünstigten in Deutschland selbst verdächtig machen und Preußen verstimmen? Napoleon, meint er, durfte sich nicht mehr als es nöthig war in die deutschen Verhältnisse einmischen, und sich nicht die Eifersucht der Großen, den Undank der Kleinen großziehen (S. 270). Es ließ sich nur noch ein größerer Fehler begehen, sagt er ein ander-

mal (S. 373), wenn Napoleon französische Königreiche in Deutschland errichtete.

Das lautet sehr verständig; dennoch gestehen wir daß uns der ganze, gewaltige, maßlose Napoleon viel lieber gewesen wäre als die halben, vorsichtigen, verjüngten Abdrücke heutiger Zeit. Denn liegt hinter dieser scheinbaren Mäßigung des Hrn. Thiers nicht die ganze arrière-pensée einer Politik die der alten Bonapartischen an Energie und Muth ebenso viel nachsteht, als sie an Perfidie dieselbe überholt? So plump freilich, so soldatisch ungenirt hergebrachte und volksthümliche Verhältnisse durcheinander zu werfen, wie Napoleon es in Deutschland that, dazu ist der ehemalige Redacteur des National zu schlau und — zu wenig Napoleon, aber mit einem feinen Netze die deutschen Verhältnisse zu umstricken, das Gift der Zwietracht zwischen die einzelnen Stämme zu säen, dafür reichen die Kräfte seiner Politik aus. Er sagt es uns was er will; es ist das Programm der Völkerbeglückung, das wir in der Presse und auf der Tribune oft genug vernommen haben, das Hunderttausende von Franzosen gern unterschreiben werden. „Es war ein großer Fehler, heißt es S. 373, die alten Verhältnisse Deutschlands zu ändern, wodurch Preußen in ewiger Eifersucht gegen Oesterreich und alle einzelnen Fürsten Neider der andern gewesen waren; Frankreich brauchte Preußen nur etwas zu verstärken, Oesterreich nur wenig zu schwächen, das war alles was Deutschland bedurfte. Man durfte weder Preußen so stark machen daß uns zu Berlin der Feind aufstand, der bisher zu Wien gewesen war, noch durfte Preußen oder Oesterreich ganz vernichtet werden, und das Verhältniß zu den kleinen Fürsten hätte nicht über eine billige Protection hinausgehen sollen. Wir haben, fügt er wehmüthig hinzu, Größeres unternommen, mehr zum Wohle Deutschlands als zu unserm eigenen; zum Dank dafür hat es gegen uns eine tiefe Erbitterung genährt, und den Moment unseres Rückzuges benützt um unsere Soldaten die durch die Masse erdrückt waren rücklings anzufallen."

Eröffnen diese letzten Worte eine artige Perspective auf die Schilderung des deutschen Befreiungskrieges, wie sie Hr. Thiers uns geben wird, so enthält das erste die Summe der politischen Weisheit, worauf sich die große Mehrzahl der Franzosen die Zukunft Deutschlands aufbaut. Die Darstellung des Rheinbunds und seiner Entstehungsgeschichte ist durch dieselben Lieblingsideen bestimmt; kein Gedanke daran

daß die herben und unbequemen Partieen auch nur flüchtig behandelt würden. Von dem militärischen Druck den die Sieger von Austerlitz im Sommer des Jahres 1806 in Deutschland übten, und wovon ältere Zeitgenossen noch Erbauliches zu erzählen wissen, redet Hr. Thiers nur kurz, berichtet uns aber dafür viel Schönes von der liebenswürdigen und geselligen Natur, wodurch sich die französischen Soldaten vor den Rheinbundstruppen ausgezeichnet hätten; von der brutalen Proconsulargewalt womit die Marschälle in „befreundeten" Ländern verfuhren, Eigenthum und Leben deutscher Bürger antasteten, hat Hr. Thiers nur wenig erfahren, selbst den Mord Palms thut er mit bewunderungswürdigem Laconismus so kurz ab daß man nicht einmal den Namen des Schlachtopfers von ihm erfährt. Von der Entstehung des Rheinbundes bringt er nur unwesentliche Einzelheiten bei; manches was er aus französischen Quellen erfahren konnte, namentlich die Geschichten von dem Versteigern deutscher Fürstenthümer, wie sie Montgaillard mit Humor erzählt, muß ihm für das Ensemble seines Gemäldes als störend erschienen sein. Er entschädigt uns dafür mit dem merkwürdigen Briefe den Karl v. Dalberg an Napoleon schrieb, als er den Cardinal Fesch zum Coadjutor verlangte; das Document beweist überaus schlagend bis zu welcher politischen Begriffsverwirrung eine deutsche ideologische Natur mit ihrer rein gelehrten und theoretischen Entwicklung gelangen kann. Mit welch souveränem Hohn mußte der corsische Imperator die Epistel des Reichserzkanzlers durchlesen, worin ihm der ehemalige Illuminat eine Vorlesung hielt über seinen hohen Beruf für Deutschland im neunzehnten Jahrhundert das zu werden was Karl der Große im neunten war. Und solche Phantasten waren noch nicht die schlimmsten unter denen in deren Händen Deutschlands Schicksal lag!

Siebenter Band.

(Allgm. Ztg. 1. u. 2. December 1847 Beilage Nr. 335 u. 336.)

Das Werk von Thiers ist in der Allg. Zeitung mehrfach besprochen, und die früheren Bände so ausführlich beurtheilt worden daß sich nachgerade ein festes Urtheil darüber beim großen Publicum hätte bilden können. Die Unbefangenen und Prüfenden, die, mit Thucydides zu reden, ein Werk für ewig auch dem glänzenden Erzeugniß des Augenblicks vorziehen, konnten nie darüber in Zweifel sein

wie hoch Thiers' historischer Forschergeist und unbestechliche Wahrheitsliebe zu taxiren seien. Es wurde an den einzelnen Bänden zur Genüge nachgewiesen daß der berühmte Staatsmann bei Durchforschung der Archive nicht mehr gründlichen Ernst und Ausdauer bewiesen habe als einst an der Spitze seines Departements oder auf der parlamentarischen Rednerbühne; allein es ließ sich auch nicht bestreiten daß er die geistigen Vorzüge, die ihn dort als Sprecher auszeichneten, hier als Schriftsteller in vollem Maße bewährte. Diese Kunst Verwickeltes in präciser und klarer Uebersicht auseinanderzulegen, das Verschiedenartigste anmuthig zu gruppiren und durch den Reiz einer nicht besonders kunstvollen, aber leichten und frischen Darstellung zu fesseln — diese Kunst ist dem Geschichtschreiber Napoleons so gut treugeblieben wie dem Staatsmann und Diplomaten. Wo solche Vorzüge der Form mit einem tiefen Ernst der historischen Betrachtung sich zusammenfinden, oder die Kunst der Darstellung zugleich von einer strengen, Sitte und Recht über alles achtenden Ueberzeugung gehoben und getragen wird, da ist man berechtigt das Größte und Bedeutendste zu erwarten; wo sie freilich keine bessere Unterlage haben als eine äußerliche feinberechnete Tendenz, oder die wenig verhüllte Selbstsucht einer Partei, da ist auch die Gefahr um so größer daß unter dem Schutz einer verführerischen Form Irrthum und Unwahrheit genug sich eindrängen.

Auf diese Gefahr haben wir bei dem Thiers'schen Buch laut und vielfach aufmerksam gemacht; denn das scheinbar so gewichtig auftretende Werk hat alle Frivolitäten und Sophismen der alten Bonaparte'schen Schule in sich aufgenommen, ist aber geschickt genug sich dabei in gewissen Schranken zu halten und die politische Tendenz durch einen gut einstudirten Ton der Mäßigung und Unbefangenheit zu maskiren. Drum haben wir bei jedem einzelnen Band genaue Revue gehalten über die Verdrehungen, Einseitigkeiten und Fälschungen, die in dem scheinbar so tendenzlosen Strom gewandter Rede mit unterlaufen; wir haben dieß um so lieber gethan, als die große Verbreitung in einem populären Kreis von Lesern es dringend nothwendig machte gerade auf populäre Weise den nachtheiligen Einflüssen einer unhistorischen und undeutschen Betrachtungsweise entgegenzutreten. Wir wollen auch den siebenten Band genauer besprechen; er theilt die Vorzüge und Schwächen aller vorangegangenen, er wendet und dreht so lange an der historischen Wahrheit, bis sie etwas aus ihrer

ursprünglichen Lage gerückt ist, aber er bietet auch wieder Anziehendes genug, und enthält manch bemerkenswerthes Geständniß, das schon die Mühe lohnt einen Augenblick dabei zu verweilen.

Wir haben nie behauptet daß Hr. Thiers, ungeachtet aller Posaunentöne die ihm vorausgegangen sind, in den wesentlichen Partien neue und gewichtige Aufschlüsse beigebracht hat, aber er bietet doch Einzelnes was belehrt oder anzieht, und hebt zur Charakteristik seines Helden manch bezeichnenden Zug hervor, sei es auch nur eine Anekdote oder eine einzelne Aeußerung. Zudem ist der Verfasser als Person bedeutend genug um auch in seinen Irrthümern ein allgemeineres Interesse zu bieten; denn in jenen schiefen und einseitigen Auffassungen oder Urtheilen hören wir den Vertreter einer Partei, deren politische Rolle noch keineswegs ausgespielt ist, deren Glaubensbekenntniß vielmehr in der großen Masse der Franzosen viele Tausende von Anhängern zählt. Hat auch der unbeschränkte Bonapartismus an Boden verloren, so ist er doch mit Modificationen, wie sie die Zeit verlangte, um nichts weniger bedeutend als ehemals; mit etwas liberalen Formen versetzt, von einer constitutionellen Komödie nach Thiers'schem Zuschnitt unterstützt, wird der Glaube an die Unfehlbarkeit der großen Nation und an ihr unveräußerliches Recht auf jeden Besitz den sie wünscht, auch heute noch in Frankreich seine Kirche finden, wie in der Zeit deren Geschichte Thiers uns erzählt.

Gleich im Eingang des Bandes der die Lage der französischen Politik vor dem preußischen Feldzug (1806) bespricht, gibt uns Hr. Thiers ein Stück seiner politischen Weisheit zum Besten; es ist eben jener moderirte Bonapartismus, dessen Mäßigung aber leider nur eine Folge der Schwäche ist. Der Geschichtschreiber ist nämlich der richtigen Ansicht, das Anhäufen des Besitzes zugleich im Norden und Süden, in Deutschland und Italien sei der Last zu viel gewesen; selbst Napoleons Hülfsquellen hätten nicht ausgereicht um zugleich die Elbe und Donau und die Südspitzen Italiens militärisch besetzt zu halten. Drum räth er Deutschland lieber fallen zu lassen und sich an Italien zu halten, denn, fügt er hinzu, indem die Familie Bonaparte sich nach Art der Bourbonen in Spanien und Italien ausdehnte, handelt sie im wahren Sinne einer französischen Politik viel mehr als wenn sie sich Sitze in Deutschland schuf.

Die Italiener werden auf diese Prärogative so wenig stolz sein, als wir Deutschen betrübt über die Zurücksetzung; Thiers erzählt, fast

auf derselben Seite wo er diesen politischen Satz aufstellt und im prahlenden Ton von der Wiedergeburt Italiens durch französischen Einfluß spricht, Dinge die uns von der Wiedergeburt Italiens seltsame Vorstellungen geben. Die Hülflosigkeit des neuen Regenten Joseph Bonaparte, seine Lust den König zu spielen wo es zu schaffen und zu organisiren galt, die politische Steifbettelei um Geld das ihm der Bruder schicken sollte — das alles bietet eine sehr trübe Kehrseite zu dem glänzenden Schlagwort: Wiedergeburt Italiens, Befreiung von einem barbarischen System! So lauten die Worte des Hrn. Thiers und wir haben keinen Anlaß ihm zu widersprechen wenn er das Regierungssystem Ferdinands IV. als barbarisch bezeichnet; aber ist es nicht ein frappanter Widerspruch daß Hr. Thiers das an derselben Stelle sagt wo er den Franzosen den sühnenden Beruf einer Regeneration zuschreibt; war denn Ferdinand und seine Familie nicht auch französischen Ursprungs, war er nicht auch durch dieselbe Politik die „regeneriren" wollte, durch diese „ächt französische Politik" der Bourbonen auf den Thron Neapels gebracht worden, und haben nicht alle französischen Verwüster und Zerstörer Italiens seit Karl VIII. eben auch mit der stolzen Verkündigung „regeneriren" zu wollen ihr schlimmes Werk begonnen?

Wie Napoleon diese Dinge ansah, darüber theilt Thiers einen kostbaren Brief mit, der mehr wiegt als ganze Bände apologetischer Geschichtschreibung. „Man sagt dir, schreibt er an Joseph, deine Milde mache dich beliebt, das sind Einbildungen deiner Schmeichler. Wenn ich morgen eine Schlacht am Isonzo verlöre, so würdest du erfahren was von deiner Popularität zu halten ist. Die Menschen sind niedrig, kriechend, bloß der Gewalt unterthan. Denke dir (was immer möglich ist) es erfolgte ein Mißgeschick; bald würde das ganze Volk sich erheben und rufen: nieder mit den Franzosen, nieder mit Joseph, es lebe Caroline! Du würdest dann in mein Lager kommen; ein vertriebener und länderloser König ist aber eine einfältige Person. Drum muß man mit Gerechtigkeit und Strenge regieren, die Mißbräuche abstellen, die Ordnungen begründen, Verschleuderungen meiden, Finanzen schaffen und meine Armee, durch die du dich allein halten kannst, gut bezahlen." Oder ein andermal räth er ihm sich eine Veste anzulegen, in der er sich für den Nothfall halten könne; denn, fügt er hinzu, „weder du noch ich weiß was in zwei, drei Jahren geschehen kann. Die Jahrhunderte gehören nicht uns! Wenn du aber Energie

hast, so kannst du in einem solchen Asyl lange genug der Ungunst des Schicksals trotzen und bessere Zeiten abwarten." Die harte Wahrheit die in diesen Aeußerungen liegt wird niemand bestreiten können; ob aber mit dieser kalten Menschenverachtung, diesem soldatischen Egoismus dem bedrängten Italien mehr als ein „aufgeklärter Despotismus", ob ihm eine wirkliche „Wiedergeburt" gebracht ward, diese Frage beantwortet sich ebenfalls sehr leicht von selber.

Die Vorbereitungen zu dem Feldzug von 1806 schildert Thiers mit gewohnter Virtuosität; das vielfältige Detail so übersichtlich in Gruppen zusammenzufassen und trockene Geschäftssachen mit so anziehender Lebendigkeit zu behandeln, versteht niemand besser als er. Seine Ansicht über die politische Lage spricht er unverblümt aus: es war nach seiner Meinung ein Fehler Napoleons sich mit Preußen zu überwerfen, und ein noch größerer Fehler eine österreichische Verbindung zu suchen. Preußen, so meint Hr. Thiers, war der natürliche Verbündete des Napoleonischen Reiches, das heißt recht eigentlich von der Vorsehung bestimmt die deutsche Einigkeit zum Vortheil Frankreichs auseinander zu reißen, Oesterreich in Schach zu halten, und die dauernde Unterdrückung derjenigen Dynasten die der Franzose unter dem Begriff „l'Allemagne" zusammenfaßt, möglich zu machen. Preußen ist von dem Wohlwollen des Hrn. Thiers dazu berufen die Sendung zu erfüllen die das rheinbündische Bayern oder Sachsen zu schwach war zu erfüllen, nämlich der französische Schlagbaum und Gränzwächter zu werden, der auf Rußland und Oesterreich Acht gibt und dafür an Hannover oder sonst so etwas ein mäßiges Salair erhält. Drum ereifert sich der Geschichtschreiber so sehr als Napoleon auf seinem Zuge nach Preußen in Würzburg Einverständnisse mit Oesterreich sucht; eine solche Allianz ist ihm eine Chimäre, eine Unmöglichkeit. Mit den Jahren 1813 bis 1815, das gibt uns der feine Diplomat ein andermal zu verstehen, hat dann freilich das arme Preußen seine Jungfräulichkeit eingebüßt; durch den Besitz der Rheinlande ist es fortan unwürdig der französischen Protection und Zuneigung, es ist ein natürlicher Gegner Frankreichs geworden. Das ist so ungefähr die Quintessenz der Thiers'schen Staatsweisheit über Deutschland; sie würde ohne Zweifel, wie sie jetzt als harmlose Theorie auftaucht, eine praktische Bedeutung erlangen, sobald die große Nation sich dazu verstände Hrn. Thiers die Vollendung der Bonaparte'schen Mission in die Hand zu legen.

Die Darstellung der Kriegsbegebenheiten gehört zu den Glanzpartien der Thiers'schen Geschichtschreibung; so ist denn auch die Geschichte des Feldzugs von 1806 mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit erzählt womit deutsche Historiker schwerlich rivalisiren werden. Deßwegen hätte aber der französische Staatsmann deutsche Quellen und Hülfsmittel doch sehr gut brauchen können. Zwar verweilt er mit sichtbarer Ostentation bei geographischen und localen Erörterungen, und läßt uns recht deutlich fühlen daß er auf seiner Reise nach Berlin auch das Schlachtfeld zu Jena besucht hat, allein empfindliche Lücken und schiefe Auffassungen, die er durch ein genaues Studium der deutschen Monographien über die Geschichte von 1806 hätte vermeiden können, sind deßwegen doch genug vorhanden. Hr. Thiers hätte am besten das Detail von Planen und Gegenplanen, Märschen und Gegenmärschen, die sich durchkreuzende Mannichfaltigkeit von Bewegungen, wie sie der Katastrophe von Jena vorangingen und die Armee allmählich demoralisirten, in einer klaren Uebersicht zusammengefaßt; die folgenden Ereignisse wären dann jedenfalls eher motivirt gewesen als durch seine allgemeinen Betrachtungen oder die bequeme und unbillige Beschuldigung, Fürst Hohenlohe sei der Haupturheber alles Unheils gewesen. Wir wollen den Ungehorsam des Fürsten unmittelbar vor der Schlacht (obwohl er da eine richtigere Einsicht hatte als der Herzog von Braunschweig) nicht entschuldigen, noch weniger seine ganze Thätigkeit bis zur Capitulation von Prenzlau für besonders ruhmwürdig ausgeben, aber wir möchten ihn auch nicht für die Fehler des unglücklichen Herzogs verantwortlich gemacht sehen. Hr. Thiers freilich ist schnell fertig; nach seiner Ansicht gab es im preußischen Lager alte schwache Generale, wie Möllendorff und Braunschweig, und junge ungestüme, von Ehrgeiz getriebene — wozu denn auch der sechszigjährige Hohenlohe gehört! Leider lag aber die ganze Führung in den Händen des hohen Alters, und mit Ausnahme einiger Prinzen die den Generalstitel trugen, waren sämmtliche Generale und Marschälle sechzig- und siebzigjährige Greise — welche denn Hr. Thiers mit vielem Humor als „jeunes gens" bezeichnet.

In raschen Zügen schildert der Geschichtschreiber den Siegeslauf seines Helden, und verweilt nur hie und da um einer Betrachtung Raum zu geben, welche beim Hinblick auf die nächste Zukunft und den unerhörten Wechsel des Glücks sich unwillkürlich aufdrängt. Wenige Momente zeichnen diesen raschen Wechsel so schlagend als der Besuch

den Napoleon bei Friedrichs Grabe zu Potsdam macht. Wie außerordentlich, bemerkt Hr. Thiers, ist die dunkle Verkettung welche die Dinge dieser Welt verknüpft, verwirrt, trennt oder annähert. Friedrich und Napoleon begegneten sich hier auf seltsame Weise! Dieser königliche Philosoph der vom Throne herab einer der Beförderer der französischen Revolution gewesen ist, empfing jetzt in der Gruft den Besuch des Feldherrn dieser Revolution, der Kaiser geworden war und Berlin erobert hatte. Der Sieger von Roßbach empfing den Besuch des Siegers von Jena. Welch ein Schauspiel! Unglücklicherweise, fügt Hr. Thiers hinzu, waren diese Wendungen des Schicksals nicht die letzten. Der Gedanke an die Katastrophe von 1814 drängt sich überhaupt unserem Geschichtschreiber nirgends so sehr auf als bei Erzählung der Ereignisse von 1806; er zieht häufig Parallelen zwischen damals und später — Parallelen die nicht immer zu Gunsten der Sieger von Jena ausfallen. Der Einzug des Feindes in der preußischen Hauptstadt, sagt er, war dort nicht der Sturz einer Partei und der Sieg einer andern; es gab dort keine unwürdige Faction die von gehässiger Freude erfüllt war und jubelte beim Anblick fremder Soldaten! Wir Franzosen, in den Tagen des Mißgeschicks nicht so glücklich, haben diesen abscheulichen Jubel hören müssen, und so in diesem Jahrhundert alles erlebt, die größten Siege und größten Niederlagen, die erstaunlichste Größe und tiefste Erniedrigung, den höchsten Grad der Ergebenheit und den schwärzesten Verrath!

Manch charakteristischen Zug gibt Thiers aus Briefen preußischer Officiere welche damals aufgefangen wurden und sich im Original unter Napoleons Papieren im Louvre befinden. Wenn man, schreibt einer, nur mit dem Arm gegen die Franzosen zu fechten hätte, so wären wir bald Sieger. Sie sind klein, unansehnlich; ein einziger von uns Deutschen würde deren vier niederwerfen. Aber im Feuer werden sie übernatürliche Wesen; sie sind dann von einer unbeschreiblichen Hitze fortgerissen die unsere Soldaten nicht kennen. Was soll man aber auch aus Bauernburschen machen die von Adeligen ins Feld geführt werden, deren Gefahren sie theilen, ohne gleiche Neigungen und gleichen Lohn mit ihnen zu haben. Wir wollen die nationale Selbstgefälligkeit womit Hr. Thiers solche Lobsprüche aus dem Munde der Feinde erzählt, ihm umsoweniger mißdeuten als in diesen Worten viel Wahrheit liegt; ein anderes ist daß der französische Geschichtschreiber aus Bewunderung für seinen Helden den Casernenstyl der kai-

ferlichen Bülletins ungemein schonend beurtheilt, die Roheiten gegen Königin Luise in sehr mildem Lichte ansieht und überall nur Gutes und Liebes von dem Verfahren seines Abgotts zu erzählen weiß. Wir kennen das Paradepferd schon, womit alle Franzosen aufstolziren um Napoleons Großmuth und Milde zu beweisen, es ist die bekannte Anekdote vom Fürsten Hatzfeld, jene klug berechnete Nachsicht gegen einen Mann, den man nach dem Kriegsrecht strafen konnte, während er vor einem höhern Richter ohne alle Schuld war. Reicht aber dieser eine Zug hin um alle die Brutalitäten zu decken womit König, Königin, Minister vor der Welt beschimpft wurden, oder die Roheit zu entschuldigen womit der unglückliche Welfe, der siebzigjährige Greis von Ort zu Ort gescheucht ward, wie Rückert singt:

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Es gibt aber einmal Wahrheiten die den Franzosen nicht einleuchtend zu machen sind. So geben sich sämmtliche Geschichtschreiber jener Nation die undankbare Mühe beweisen zu wollen es sei Napoleon Ernst gewesen mit der Wiederherstellung Polens; auch Hr. Thiers sagt mit vieler Zuversicht: Napoleon dachte aufrichtig daran Polen zu restauriren. Nun stehn aber dieser Behauptung die Handlungen und Worte Napoleons so durchaus entgegen daß eine eigne Stirne dazu gehört die alte Unwahrheit zu wiederholen; nachdem einmal einer seiner vertrautesten (Maret) an einen andern Vertrauten geschrieben hat: „der Kaiser hat keine Thorheiten im Kopf, er hat Polen immer als ein Mittel, nie als eine Hauptsache behandelt", müssen wir immer wieder das alte Märchen in neuer Ausschmückung erzählen hören. Diese Ueberzeugung gewann schon damals, selbst bei einem so leichtgläubigen Volk wie die Polen sind, Raum genug und der brave Kosciusko lehnte mit Recht die zweideutige Ehre ab als demagogischer Strohmann von Napoleon benützt zu werden. Natürlich war Napoleon wüthend, Kosciusko, hieß es jetzt auf einmal von dem Mann dem man eben noch alles Gewicht zugeschrieben hatte, ist ein dummer

Mensch, der die Bedeutung die er sich einbildet nicht einmal hat. Daß Napoleon, wenn einmal eine freie Seele sich nicht mißbrauchen ließ zum Lügenspiel, dann seinem Unmuth so grob Luft machte, ist nicht auffallend; daß aber ein so „liberaler" Staatsmann wie Hr. Thiers damit Chorus macht und die „falsche Richtung" von Kosciusko's Charakter bejammert, das beweist eben daß man sehr fein und sehr geistreich und doch im Abc des Gefühles für Recht und Wahrheit ein Stümper sein kann.

Hr. Thiers kann nicht in Abrede stellen daß sich bei dem so erfolgreichen Feldzug von 1807 doch die Rückwirkungen des Klima und der Kriegführung auf eine bedenkliche Weise fühlbar machten; die Disciplin löste sich theilweise auf, Unordnungen aller Art rissen ein, und man konnte in der Lage wie sie dem Kampf von Eylau vorausging. ein Vorspiel des Feldzugs vom Jahr 1812 erblicken. Bei einem Feldherrn und einem Heer die gewohnt waren den Krieg durch den Krieg zu nähren und in bevölkerten, fruchtbaren Landstrichen sich aufzuhalten, war freilich der Aufenthalt in wüsten, kalten Gegenden und der mühevolle Kampf gegen ein zähes Volk wie die Russen etwas ganz Ungewöhntes, und Napoleon mußte sich gefallen lassen daß seine Waffengefährten ihren Unmuth laut werden ließen. Die Stabsofficiere, schrieb er wie zum Trost an seinen Bruder Joseph, haben sich seit zwei, ja manche seit vier Monaten nicht mehr umgekleidet; ich selbst habe seit vierzehn Tagen meine Stiefel nicht mehr ausgezogen. Wir sind mitten im Schnee und Koth, ohne Wein, Branntwein und Brod, nähren uns von Kartoffeln und Fleisch, machen lange Märsche und Gegenmärsche ohne irgendeine Erholung und schlagen uns gewöhnlich mit dem Bajonnet im Kartätschenfeuer; die Verwundeten müssen sich in freier Luft fünfzig Stunden weit im Schlitten fortschleppen lassen... Wir führen den Krieg mit aller seiner Kraft und seinem Schrecken. Unter diesen Strapazen war jedermann mehr oder weniger krank; ich allein habe mich nie wohler befunden, ich bin dick geworden.

Aus diesem seltsamen Trostbriefe kann man schließen wie es denen zu Muthe sein mochte die selber leidend waren; es kamen durch briefliche Mittheilungen Gerüchte bis nach Paris, die Napoleon ungemein verdrossen, eben weil sie Wahrheit enthielten. Machen Sie schrieb er an Maret, daß diese überflüssigen Auditeurs fortkommen, die an den Krieg nicht gewöhnt sind und nach Paris nichts als Dumm-

heiten schreiben. Und wie sich von der Schlacht bei Eylau die wahren Schilderungen bis in die Hauptstadt verbreitet hatten, schrieb er an Fouché: Meine Officiere wissen von dem was in der Armee vorgeht so viel wie die Müßiggänger die im Tuileriengarten spazierengehen von den Berathungen in meinem Cabinet wissen. Zudem liebt der Geist des Menschen die Uebertreibung; die dunkeln Gemälde die man von unserer Lage entworfen hat, sind von den Pariser Schwätzern fabricirt. Was Eylau betrifft, fährt er fort, um die officielle Lüge würdig zu vollenden, so habe ich schon gesagt daß das Bulletin meinen Verlust übertrieben hat (!); wenn ich meine Armee über den Rhein zurückführe, wird man sehen daß nicht viele fehlen. Ein andermal hatte Berthier in einem eiliggeschriebenen Bericht auf persönliche Gefahren denen sich Napoleon aussetzte hingedeutet; natürlich hatte der servile Diensteifer nichts Eiligeres zu thun als diesen Beweis von des Kaisers Tapferkeit im Moniteur abdrucken zu lassen. Aergerlich schrieb Napoleon an Cambacérès: Jetzt läßt man drucken ich commandire meine Vorposten, das sind Dummheiten; ich habe Sie ersucht nichts als die Bulletins in den Moniteur setzen zu lassen. Wenn es nicht geschieht, so werde ich nichts mehr schreiben, und Sie werden dann nur noch mehr Unruhe haben. Treffend bemerkt dazu Thiers: Napoleon wollte also nicht daß man seinen persönlichen Muth betonte, denn dieser Muth selbst wurde zu einer Gefahr; man gestand damit zu offen ein daß diese Militärmonarchie, ohne Zukunft, auf einer Kanonenkugel stand.

Es ist bezeichnend für die Geschichtschreibung, wie sie hier vorliegt, daß Hr. Thiers alle diese dankenswerthen Mittheilungen zwar benützt hat, aber im Resultat doch mit der Wahrheit wie sie Napoleons Bulletins enthalten, übereinstimmt. Alle Thatsachen, wie er sie selber beibringt, wiegen nicht so stark als die kaiserliche Autorität und die nationale Eigenliebe; die Schlacht von Eylau; eine Schlächterei deren moralischer Erfolg durchaus gegen die Franzosen ausschlug, soll gleichwohl zu einem glänzenden Sieg gestempelt werden. Ebenso einfach als wahr ist der Charakter jenes Treffens von Lefebvre bezeichnet worden: der Tag von Eylau, sagt dieser treffliche Geschichtschreiber, hatte manchen Zauber zerstört, die Armee war nach dieser schrecklichen Schlacht nicht nur decimirt, sondern traurig und entmuthigt; der Soldat hatte seine Munterkeit, seine Unbekümmertheit verloren, und zum Theil auch jenes fast trunkene Vertrauen auf seinen Anführer.

Es schien übrigens als suche Napoleon selbst von den furchtbaren Strapazen der letzten Zeit eine Erholung in indifferenteren Dingen; nach der Schlacht von Eylau widmete er sich mit sichtbarer Vorliebe den innern Zuständen des Reichs, zum Theil localen Angelegenheiten der Hauptstadt, und Hr. Thiers theilt einige interessante Briefe im Auszug mit, die der Kaiser vom Dorfe Finkenstein aus an seine Minister schrieb. Dieselben geben ebenso sehr Zeugniß von der universellen Thätigkeit womit er das Verschiedenartigste gleichzeitig zu erfassen verstand, wie von der despotischen Neigung sich in alles und jegliches einzumischen. Das einemal tadelte er die ultramontane Richtung einiger Blätter, das anderemal nahm er sich eines bedrängten Maschinisten bei der großen Oper an, wieder ein andermal rügte er eine Taktlosigkeit der Akademie. Da hatte sich bei der Aufnahme des Cardinals Maury die ganze reactionäre Wuth der Royalisten losgelassen, und es waren bittere Reden über die Revolution und über Mirabeau gefallen; Napoleon wollte natürlich nicht daß man so ganz ohne Noth gegen die nationalen Empfindungen verstoße, und schrieb an Fouché: ich mache Sie darauf aufmerksam daß man keinen Rückschlag in der öffentlichen Meinung hervorrufe. Lassen Sie von Mirabeau mit Anerkennung reden; überhaupt mißfällt mir manches an dieser akademischen Sitzung. Wann wird uns einmal die wahre christliche Liebe erfüllen (!!), wann werden unsere Handlungen nicht mehr darauf ausgehen Andere zu erniedrigen? Wann werden wir aufhören Erinnerungen zu wecken die so vielen nahe zu Herzen gehen!

Napoleon ließ sich in solch vertraulichen Aeußerungen ganz gehen und warf Bemerkungen hin die oft sehr treffend, oft sehr einseitig, immer aber für ihn sehr charakeristisch sind. Bei Gelegenheit der Erziehungsanstalt von Ecouen spricht er sich über die Erziehung der Frauen überhaupt aus; zu Fontainebleau, sagt er, habe ich auf religiöse Erziehung nur untergeordneten Werth gelegt, es handelt sich da nur um die Erziehung junger Officiere, zu Ecouen ist das eine andere Sache, man will da Frauen, Gattinnen, Mütter erziehen. Macht sie gläubig und nicht vernünftelnd; die Schwäche des weiblichen Kopfes, die Beweglichkeit ihrer Ideen, ihre Bestimmung in der gesellschaftlichen Ordnung, die Nothwendigkeit ihnen mit steter Entsagung eine nachgiebige Milde einzuflößen — alles das macht für sie das Joch der Religion unentbehrlich. Ich will demnach nicht angenehme, sondern tugendhafte Frauen, ihr Reiz soll im Herzen, nicht im Kopfe liegen. Ich

will aus den jungen Mädchen nützliche Hausfrauen machen, und bin gewiß, daß ich so auch angenehme Frauen aus ihnen mache; wollte ich sie zu angenehmen Frauen bilden lassen, so würden bald leichtsinnige Mädchen daraus werden.

Auch der kleinste Zug entging ihm nicht. So hatte sein Bruder Joseph dem Mönchswesen in Neapel Schranken gesetzt, womit Napoleon ganz einverstanden war, aber die Art der Veröffentlichung, die lange doctrinäre Vorrede die man dem Edict vorausschickte, mißfiel ihm höchlich. „Ich habe, schreibt er, eine schlechte Vorstellung von einer Regierung deren Handlungen durch eine schöngeistige Liebhaberei geleitet sind. Du gehst zu viel mit Schriftstellern und Gelehrten um. Das sind Koketten, mit denen man nur einen galanten Verkehr anknüpfen, die man aber niemals zu seiner Frau oder seinem Minister wählen muß. Wenn du einmal zwanzig Jahre regiert und dir Furcht und Achtung erworben hast, dann kannst du deinen Thron für befestigt halten." Ein andermal, wo Fouché das Conventsmitglied Ricord aus Paris ausgewiesen, nahm er sich des alten Republicaners eifrig an. „Da man ihm, schrieb er dem Polizeiminister, einmal erlaubt hat zurückzukehren, so muß man ihn auch lassen; was er früher gethan, hat wenig Gewicht. Er benahm sich unter dem Convent wie ein Mann der am Leben hing; er ist mit dem Strom geschwommen." Und in demselben Augenblick wo er so einen ehemaligen Jacobiner vor dem übertriebenen Diensteifer Fouché's schützte, war er klein genug sich durch eine weibliche Zunge verletzt zu fühlen, und auf der Ausweisung der Frau v. Staël ernstlich zu bestehen. Hr. Thiers selbst findet das zu arg, und er ruft aus: „wünschen wir uns Glück endlich nur dem Gesetz, das gleich für alle ist, unterthan zu sein, statt von guten oder schlimmen Regungen eines Gemüths abzuhängen; ja das Gesetz ist mehr werth als irgendein menschlicher Wille, welcher es auch sei."

Am Schluß des siebenten Bandes behandelt Hr. Thiers die Verhandlungen zu Tilsit; er bringt hier manches Neue was er aus den Briefen Savary's und Caulaincourts geschöpft hat. Diese beiden Diplomaten, die sich zur Blüthezeit der französisch-russischen Allianz am Hofe zu St. Petersburg befanden, erfuhren dort aus Alexanders eigenem Munde das Detail der Tilsiter Verhandlungen, und legten es in ihren Berichten an den Kaiser nieder, wo es dann von ihm anerkannt oder berichtigt ward. Auch will der französische Geschicht-

schreiber aus einer authentischen Quelle im Ausland Mittheilungen erhalten haben über die Stimmung der Königin Luise, wie sie sich nach dem Tilsiter Frieden in Briefen an einen vertrauten Staatsmann aussprach. Da sowohl Bignon als Lefebvre sich nur kurz darüber äußern, so hat Hr. Thiers hier manche Lücke in der Geschichte jener verhängnißvollen Epoche ausgefüllt. Gleich bei der ersten Zusammenkunft auf dem Niemen hatte Napoleon, mit jener Meisterschaft die ihm in Behandlung der Menschen eigen war, alle ehrgeizigen Regungen in Alexanders Seele nach einer Seite hin zu lenken und ihm das Bündniß mit Frankreich als die beste Politik hinzustellen gewußt; er hatte ihm Engländer und Deutsche als seine natürlichen Feinde bezeichnet, der Waffentüchtigkeit der russischen Truppen in schmeichelnder Rede erwähnt, und ihm den Weg angedeutet der ihn von Preußen losmachen und an Frankreich eng knüpfen konnte. Nicht den Monarchen allein, auch den Menschen wußte er vortrefflich zu fesseln. Wir beide, Sie und ich, sagte er dem auf seinen Regenteneinfluß so eifersüchtigen Czaren, wir werden uns besser verständigen als unsere Minister; wir werden in einer Stunde weiter kommen als unsere Unterhändler in vielen Tagen, zwischen uns soll sich niemand drängen.

Die gleichzeitige Katastrophe in Konstantinopel, der Sturz Selims bot eine passende Gelegenheit dem Ehrgeiz Alexanders das erwünschte Feld zu eröffnen. „Ich war der Meinung, sagt er dem russischen Kaiser, man könne aus diesen Türken etwas machen, in ihnen wieder einige Kraft wecken; aber es ist eine Täuschung; man muß ein Ende machen mit einem Reich das nicht mehr bestehen kann, und dafür sorgen daß seine Trümmer nicht in Englands Hände fallen. Nun wurde der ganze Theilungsplan entwickelt: Frankreich sollte im Westen, Rußland im Osten gebieten, und die Freiheit wie die nationale Eigenthümlichkeit der Völker in der Mitte sollte erdrückt werden; Italien, Holland, Spanien, die Türkei waren für gute Prise erklärt, die germanischen Staaten, England, Deutschland, Schweden als natürliche Feinde der neuen Allianz bezeichnet. Alexander zudem ward durch die schmeichelhafte Aussicht gefesselt bewaffneter Mediator zwischen England und Frankreich zu werden, indem Napoleon seiner jugendlichen Eitelkeit in der Ferne den Lorbeer zeigte Friedensbringer und Mittler in den Weltangelegenheiten zu werden.

Als materieller Lohn ward zunächst Schweden in Aussicht gestellt. Schweden, sagte Napoleon, kann mit Rußland verwandt, augenblicklich

auch wohl verbündet sein, aber es ist sein geographischer Gegner. Petersburg ist zu nahe an der Gränze Finnlands; die schönen Russinnen dürfen von ihren Palästen aus nicht mehr schwedische Kanonen hören. Von dem türkischen Reich freilich war es schwerer so bestimmt zu reden: Napoleon deutete hier nur im Allgemeinen hin, ohne irgendeine ihm lästige Verpflichtung einzugehen; er wollte gern den Vortheil des neuen Bündnisses genießen, aber diese Vortheile durch die Russificirung des türkischen Reichs zu erkaufen schien ihm doch ein bedenklicher Handel. In den Besprechungen beider Kaiser ging Napoleon auf eine beschränkte Theilung ein: Rußland sollte seine Gränze bis an den Balkan vorrücken, Albanien und Morea an Frankreich, Bosnien und Serbien an Oesterreich fallen, also das türkische Reich mit Rumelien, dem Bosporus, Kleinasien und Aegypten fortbestehen. Alexander wollte eine völlige Auflösung des türkischen Reiches, damit ihm als Löwenantheil der langersehnte Besitz der byzantinischen Kaiserstadt zufiele, aber sein Rivale blieb unerschütterlich, und Meneval hörte einst mit eigenen Ohren, wie Napoleon den Finger auf der Landkarte laut und wiederholt ausrief: Konstantinopel! niemals! das ist die Weltherrschaft.

Aus den geheimen Unterredungen, so weit sie Preußen betrafen, geht eins als unzweideutig hervor: daß der russische Autokrat sich seines unglücklichen Verbündeten nur leicht und ohne Energie angenommen habe; er übernahm es sogar dem König von Preußen zuerst anzukündigen daß es im Rath der Gewaltigen beschlossen sei ihm die Hälfte seiner Monarchie zu nehmen. Friedrich Wilhelm III. selbst gab sich keine Mühe durch unwahre Versicherungen von Ergebenheit den Groll des ungroßmüthigen Gegners zu beschwören; Hr. Thiers macht darüber Mittheilungen welche dem verstorbenen Monarchen sehr zur Ehre gereichen. In einer Unterredung zwischen ihm und Napoleon kam die Rede auf die Verletzung des Ansbacher Gebiets, und Friedrich Wilhelm beharrte auf seinem guten Recht so ungestüm daß Napoleon in eine gewisse Verlegenheit kam; er wies ihn an seinen ehemaligen Verbündeten und bemerkte ihm wie zum Hohn, Alexander könne ihm ja durch seinen Einfluß an Mecklenburg und Oldenburg eine Entschädigung verschaffen. Welchen Erfolg Alexanders Vermittlung gehabt hat, ist aus dem Frieden selbst bekannt; ließ sich doch Rußland vom Raube seines eigenen Verbündeten, dem der Selbstherrscher in jener sentimentalen Scene am Grabe zu Potsdam ewige Treue geschworen, ein Stück als Entschädigung zuwerfen! Die gehei-

men Bestimmungen des Vertrags von Tilsit bespricht Hr. Thiers mit einiger Wichtigthuerei; er redet davon daß der wahre Sinn dieses Vertrages bis jetzt unbekannt geblieben sei. Es ist uns nicht gelungen zu entdecken worin die neuen Enthüllungen des Hrn. Thiers bestehen; vielmehr scheint uns Bignon die einzelnen Bestimmungen genauer und wortgetreuer mitgetheilt zu haben*), und auch Lefebvre in dem eben erschienenen dritten Theil seines trefflichen Buchs hat anspruchslos wie immer die Sache besser aufgeklärt als Thiers, ohne sich deßhalb des Verdienstes neuer Entdeckungen zu berühmen.

Das Urtheil über die Politik wie sie der Tilsiter Friede enthielt fällt bei Thiers nicht günstig aus. Er hält es für einen Fehler daß Napoleon Preußen, „seinen natürlichen Verbündeten", zerstörte statt sich denselben durch Großmuth zu Dank zu verpflichten, er hält es für einen Fehler ein Königthum Westfalen in Deutschland zu gründen, dessen Last und Gehässigkeit der Politik Napoleons zufiel. Hr. Thiers, wenn er den Frieden hätte schließen dürfen, würde zu König Friedrich Wilhelm gesagt haben: vergessen wir Ihre Niederlage und meinen Sieg, ich vergrößere Sie statt Sie zu verkürzen, aber seien Sie auch für immer mein Verbündeter. Mit andern Worten, unser diplomatischer Geschichtschreiber sieht ein daß die Napoleonische Despotie anfing sich selbst zu untergraben, er fürchtet mit Recht das Erwachen des deutschen Volksgeistes, der, wie er nachher sagt, „den König fast wider seinen Willen mit fortriß", er wünscht daher die Rolle der Unterwürfigkeit die Preußen zehn Jahre lang durchgespielt hatte in andern Formen wieder erneuert, damit Deutschland keine Verlegenheiten bereiten könne, sondern die Theilung der deutschen Interessen in ein österreichisches und preußisch-rheinbündisches verewigt werde. Wir sehen daher in jener überströmenden Großmuth des Hrn. Thiers nichts als den bezeichnenden Ausdruck einer Politik wie sie jeder französische Staatsmann gegen Deutschland verfolgen wird, einer Politik wie sie vor wenig Tagen das Journal des Débats wieder tauben Ohren gepredigt hat. Denn darin stimmen sie alle überein, die Leute des Débats wie die Männer des Constitutionnel und National; es ist eine volksthümliche Tradition, über der die Nüancen politischer Parteiung verschwinden. Deßwegen hat der Friede von Tilsit vor den ächt französischen Geschichtschreibern wie Bignon und Thiers keine Gnade fin-

*) S. Histoire de France VI. 332 ff.

den wollen; deßwegen sei er uns Deutschen als eine harte aber wohlthätige Prüfung für alle Zeiten gesegnet!

Achter Band.

(Allg. Ztg. 15., 26. u. 27. Juli 1849 Beilage Nr. 196, 207 u. 208.)

Es ist die Fortsetzung eines bekannten Buches die vor uns liegt, und diese Fortsetzung theilt im Ganzen die Vorzüge und Schwächen welche an den vorausgegangenen sieben Bänden zu bemerken waren. Dasselbe savoir faire mit wichtigen Quellenaufschlüssen, deren Werth gleichwohl hinter der Erwartung zurückbleibt, die nämliche apologetische Tendenz die um die Fehler des großen Mannes und der ihm dienenden Nation ein schonendes Mäntelchen zu hängen sucht, dieselbe Klarheit, Flüssigkeit und Anmuth der Darstellung. Gleichwohl glauben wir auch an diesem Buche die Spuren zu bemerken welch eine ungeheure Zeit mit ihren Erfahrungen und Enttäuschungen zwischen dem siebenten und achten Bande in der Mitte liegt. Als der siebente Band erschien (1845), stand Hr. Thiers noch in der bequemen Oppositionsstellung gegen die Politik des Friedens um jeden Preis, gegen die Staatskunst die keine Concessionen mehr machte, sondern alle bescheidenen Forderungen mit ihrem hochmüthigen Rien beantwortete. Wie leicht war es da dem Geschichtschreiber Napoleons nach beiden Seiten hin kleine pikante Ausfälle zu machen; wie lustig konnte er da in die prahlende Posaune Bonapartischer Kriegsglorie stoßen, mit welcher Salbnng an dem großen Manne tadeln daß er so alle demokratischen Erinnerungen und Errungenschaften der Nation für nichts geachtet habe! Es war ein so reizendes Ding Geschichte zu schreiben, wo man immer zugleich Politik schrieb, die Vergangenheit so zu schildern daß ohne Mühe zugleich dem Minister der Zukunft sein Programm zwischen den Zeilen herauszulesen war.

Der vorliegende Band entbehrt dieser pikanten Beziehungen auf die Interessen des Tages; er ist zwar schon 1846 begonnen, aber erst nach den schmerzlichen Erfahrungen des Jahres 1848 beendet. Es ist möglich daß wir uns irren, aber uns erscheint der Verfasser darin viel älter, ernster, sein Bonapartismus von etwas kühlerer Temperatur; auch die Auffassung ruhiger, trockener, und nicht mehr von jener muntern Frische die in den frühern Bänden in die Augen sprang. Und warum sollte es auch nicht? Hr. Thiers ist durch das Jahr

1848 um manche persönliche bittere Erfahrung bereichert worden; er mußte eine Revolution erleben die ohne ihn und gegen ihn sich ihre Bahnen brach, er sah eine neue Nationalvertretung mit einer neuen politischen Generation auftauchen, in der für ihn anfangs nicht einmal ein bescheidenes Plätzchen übrigblieb, er mußte sich die Klugheit des Schweigens und Reservirens angewöhnen, und der alte Satz des bene vixit qui bene latuit fand auch einmal vorübergehend an dem unruhigsten und beweglichsten politischen Kopf seine unwillkommene Anwendung. Das waren die Zeiten in welchen er die verlassene historische Arbeit mit neuer Thätigkeit aufgriff.

Indessen war er nicht nur um manche persönliche Erfahrung reicher geworden, auch der Gesichtskreis seiner historisch-politischen Anschauungen konnte nicht unverrückt bleiben. Der Bonapartismus, für den Hr. Thiers in seiner, vorsichtiger Umhüllung sich zum Sachwalter gemacht hatte, trat jetzt mehr als je in die Reihe der Antiquitäten; es fragte sich ob die Mehrzahl der Nation noch ein Ohr hatte für die Art von Musik worin Hr. Thiers Virtuose war. Hatte doch die Revolution den innern Abgrund der Gesellschaft aufgedeckt, den die letzte Zeit Ludwig Philipps mit aller Mühe zu verhüllen suchte; war es doch allen klar geworden daß es zunächst galt diese Gesellschaft vor dem allgemeinen Umsturz zu retten, statt veraltete Bonapartische Kriegsgelüste zu erwecken. Stand doch die ganze Staatsgenossenschaft fortwährend auf dem qui vive gegen eine neue Doctrin, gegen die sich alle Parteien die Hand in Eintracht reichten, waren doch alle materiellen Kräfte der Nation weit entfernt ehrgeizigen Invasionsgelüsten dienen zu können, fortwährend in Anspruch genommen um die innere Staatsordnung mit eisernen Banden zusammenzuhalten!

Die Erkenntniß daß ein Staat dem die innere Gesundheit fehlt durch eine gewaltsam zufahrende äußere Politik das Uebel nur größer machen kann, hat jetzt bei vielen Tausenden jenseits des Rheines Eingang gefunden. Man fängt an zu begreifen daß ein Land in welchem die Factionen einen Theil der besten Kräfte auffaugen und verwüsten, schlecht dazu gerüstet ist Eroberungsgelüste nach außen zu befriedigen. Man fühlt die gegenwärtige Schwäche Frankreichs, und scheint zum Theil alles Ernstes entschlossen, statt alte Sünden zu erneuern, an die innere Heilung Hand anzulegen. Der trotzige, prahlende, abenteuernde Bonapartismus hat sehr an Terrain verloren; die Nation ist so prosaisch und nüchtern geworden wie sie nur jemals

war, und möchte das Nächste retten ehe sie nach Weiterem strebt. Ein Bonaparte steht an der Spitze Frankreichs, aber durch eine bezeichnende und tiefsinnige Ironie des Schicksals scheint durch ihn die Friedens- und Restaurationspolitik einen noch viel stärkeren und entschlosseneren Ausdruck zu finden als in den stolzesten Tagen Ludwig Philipps.

Diese bittere Lection ist auch an unserem Geschichtschreiber des Consulats und Kaiserreichs nicht spurlos vorübergegangen; die früheren Posaunenklänge haben dießmal einen etwas gedämpften Ton. Gleich auf den ersten Seiten, wo er sich anschickt die Herrlichkeit und Macht wie sie Napoleon von Tilsit mitbrachte, in lebhaften Farben zu schildern, schickt er die bezeichnende Bemerkung voraus: Meine Vernunft, durch die Zeit abgekühlt, durch die Erfahrung aufgehellt, kennt alle die Gefahren recht gut welche unter dieser Größe ohne Maß verborgen sind. Indessen wenn ich mich auch dem bescheidenen Cultus des Nüchternen und Verständigen (au culte modeste du bon sens) widme, man wird mir doch einen Augenblick der Begeisterung gestatten für so viele Wunder, die nicht dauernd gewesen sind, aber die Dauer haben konnten, man wird mir gestatten sie darzustellen mit vollkommener Vergessenheit der Unglücksfälle die darauf gefolgt sind. Um mit einem richtigeren Gefühl diese Zeiten, die von den unsrigen so verschieden sind, zu zeichnen, will ich die traurigen Tage die nachher gefolgt sind, ganz unbemerkt lassen, so lange sie nicht da sind.

Dieser gedämpfte Ton geht auch durch die Darstellung hindurch, sowohl in der ersten Hälfte des Bandes, die unter der Ueberschrift „Fontainebleau“ den Ueberblick der innern und äußern Zustände nach dem Tilsiter Frieden enthält, als in der zweiten, die sich mit den spanischen Händeln bis zur Katastrophe von Bayonne beschäftigt. Nur hie und da fällt er ganz in den alten Ton zurück. Die Dürftigkeit der Literatur, Poesie und Kunst unter dem Kaiserreich z. B. sucht er damit zu verdecken daß er uns Napoleon selbst als den größten Schriftsteller und seine Bulletins (auch die Wachtstuben-Roheiten von 1805 und 1806?!) als Meisterworte, eines Cäsar würdig preist, und am Ende bricht er gar in die geschmacklose Exclamation aus: Eigenthümliches Schicksal dieses wunderbaren Mannes, der größte Schriftsteller seiner Zeit zu sein, während er zugleich der größte Feldherr, der größte Gesetzgeber und der größte Administrator war! Die Nation hatte ihm in den Tagen der Ermüdung die Sorge überlassen für alle zu wollen, zu befehlen, zu denken; sie hatte ihm auch dasselbe

Vorrecht darin eingeräumt daß er besser sprach und besser schrieb als alle andern.

Solche vereinzelte Rückfälle in die alte Manier abgerechnet, ist die Darstellung viel ernster und trockner, viel weniger brillant. Er schildert die äußerliche Herrlichkeit nicht mehr mit der Freudigkeit und Frische wie früher, er verweilt gern bei den ernstern Partien der Verwaltung, und vertieft sich ganz besonders in das Einzelne der Finanzwirthschaft, worüber er interessante Quellen benützt hat und sich mit der ihm eigenen lichtvollen Klarheit ausbreitet. Er hält für nöthig Napoleons Wiederherstellung alter Titel und Formen mit einigen entschuldigenden Worten einzuleiten, oder die ungeheuern Dotationen des neuen Soldatenadels mit dem freilich ebenso ungeschickten als unwahren Vorgeben zu rechtfertigen es sei das alles den Völkern nie zur Last gefallen, sondern nur aus der Beute bestritten worden die man an den seit 1792 gegen Frankreich verschworenen Kaisern, Königen, Fürsten und Klöstern gemacht habe.

Zu den interessanteren Partien des Abschnitts gehören die Mittheilungen über das Verhältniß zu Kaiser Alexander. Napoleon hatte erst Savary, dann Caulaincourt nach St. Petersburg geschickt, um die Bande der Tilsiter Allianz fester zu knüpfen; Alexander hatte mit beiden lange Unterredungen, die pünktlich aufgeschrieben und nach Paris geschickt wurden. Sie befinden sich dort im Louvre und sind von Thiers benützt worden. Aus allen einzelnen Conversationen geht deutlich hervor welche Mühe sich Alexander gab die französischen Gesandten auszuhorchen wie weit ihr allmächtiger Gebieter die Concessionen gegen Rußland auszudehnen denke. Dem russischen Czar lag vor allem die Türkei am Herzen; sie war ihm der eigentliche Preis des Tilsiter Bundes, wofür er Napoleon gern in Westeuropa nach Belieben schalten und walten ließ. Aber gerade diesen Preis wollte ihm Napoleon nicht gönnen; Finnland schien ihm genügend für den russischen Ehrgeiz. Darum hatten seine Gesandten die strengsten Weisungen auch in keinem Worte mehr zuzugeben als der Kaiser einzuräumen entschlossen war, und trotz aller Feinheit gelang es dem unermüdlichen Alexander nicht aus Savary auch nur ein Wort herauszupressen das ihn vollkommen befriedigt hätte. So trug die Allianz, die auf gegenseitige Täuschung und Uebervortheilung gebaut war, schon frühe in ihrer eigenen Immoralität den Keim der Auflösung in sich.

Die zweite bedeutsamere Hälfte des Bandes beschäftigt sich mit den spanischen Händeln, die Thiers in manchem abweichend von seinen Vorgängern darstellt. Wir wollen darüber in einem folgenden Briefe Bericht geben.

Wir haben in einem früheren Brief uns über den allgemeinen Charakter und den Ton der in diesem neuesten Bande des bekannten Werkes vorherrscht ausgesprochen; wir behielten uns damals vor in einem besondern Bericht auf die Besprechung des Einzelnen einzugehen. Es lohnt sich das gerade bei diesem Bande sehr der Mühe; die zweite Hälfte beschäftigt sich ausschließlich mit den spanischen Geschichten bis zur Katastrophe von Bayonne, und ist durch Stoff und Behandlung gleich geeignet ein mehr als gewöhnliches Interesse anzusprechen. Sind sonst die mit vielem Nachdruck angekündigten neuen Aufschlüsse der Thiers'schen Geschichtschreibung im Ganzen ziemlich mäßig anzuschlagen, so hat er in dieser Partie unsere Erwartung weit übertroffen, und bietet in der That eine Menge neuen Details, wofür ihm auch die strengste und unbefangenste historische Forschung Dank wissen wird. Die spanischen Geschichten sind von den Bonaparte'schen Historikern wie alles Andere mit vorwiegend apologetischer Tendenz behandelt worden; nur einer, der treffliche und unparteiische Armand Lefebvre, hat wenigstens die auf dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten vorhandenen Actenstücke sorgfältig benützt, und uns, soweit es mit ihnen möglich ist, eine Einsicht in das Labyrinth verschafft, das die officielle und die Partei-Lüge schon früh undurchdringlich zu machen gesucht haben.

Die wichtigsten Aufschlüsse sind aber auf dem sonst so reichhaltigen Archiv der auswärtigen Angelegenheiten nicht zu suchen; außer den zum Theil ganz interessanten Berichten eines preußischen Diplomaten, die Lefebvre benützt hat, liegen dort die Correspondenzen Champagny's und Beauharnais', also eines Ministers der in die Sachen nicht eingeweiht war, und eines Diplomaten der in der ganzen Intrigue die unbewußte Rolle des Dupirten spielte. Napoleon hatte in der Angelegenheit eine Reihe von Leuten benützt, deren jeder nur zum Theil, keiner vollständig eingeweiht war; in Paris Duroc und Talleyrand, in Spanien Murat, Savary, Bessières, Lobau, Tournon, Grouchy, Monthyon — sie alle wurden an einzelnen Stellen gebraucht, und die Correspondenz mit ihnen enthält allein über die geheimen Gedanken des Kaisers und die mit einer merkwürdigen Arglist angewandten Mittel authentische Aufschlüsse. Diese Privatcorrespondenz

Napoleons, aus der er nur einzelne Actenstücke und auch diese verfälscht publiciren ließ, befindet sich im Louvre, und ist von Thiers zum erstenmal benutzt worden. Die Arbeit war nicht leicht, aus den scheinbar widerspruchsvollen und zusammenhanglosen Acten die richtige Verbindung herzustellen und in den mit einer wahrhaft jesuitischen Meisterschaft getrennten und isolirten Instructionen den leidenden Gedanken aufzufinden. „Indem ich, sagt Thiers selbst, alle gegebenen Befehle, nicht nur solche welche an vertraute Leute gingen, sondern auch diejenigen die den reinen Werkzeugen mitgetheilt wurden, unter einander verglich, die politischen Anordnungen mit den militärischen zusammenhielt, indem ich das Befohlene mit dem was wirklich ausgeführt ward oder mit den halb vertraulichen Eröffnungen die in dem entscheidenden Moment gemacht wurden, verglich, gelang es mir durch anhaltende Geduld die Wahrheit zu entwirren, aber erst nach Jahren der Betrachtung; ich sage nach Jahren, denn es ist ein Punkt darunter, über den ich erst nach dreijährigen Untersuchungen zur Gewißheit kam.

Wir glauben gern daß unser Geschichtschreiber hier nicht übertreibt; auch begegnen wir mancher schönen Aufklärung, die des vieljährigen Forschens wohl werth war, und gern wird man Hrn. Thiers das Verdienst einräumen die spanische Katastrophe zuerst unter allen Geschichtschreibern in einem möglichst vollständigen und klaren Zusammenhang entwickelt zu haben. Zur Verherrlichung oder nur zur Rechtfertigung seines Helden sind diese Aufschlüsse nicht geeignet; im Gegentheil, es treten durch sie einzelne Momente von einer so entsetzlichen Perfidie hervor daß die schauerlichen Scenen von Bayonne daneben verschwinden. Die Brutalitäten zu Bayonne waren nur die letzte fatale Consequenz der einmal begonnenen Verwirrung; die Dinge die vorausgingen sind es hauptsächlich welche die spanische Politik des Kaisers den dunkelsten Partien in der Geschichte Ludwigs XI., der Borgias 2c. an die Seite stellen. Thiers hat das gefühlt und die apologetische Tendenz dießmal wenig vorwalten lassen. Er hat es über sich gewinnen können die ganze Geschichte politisch und sittlich zu verdammen, sie mit den Schurkereien (fourberies) des 15ten Jahrhunderts zu vergleichen und kein Wort der Entschuldigung für Handlungen beizubringen in denen er selber mit einem sehr bezeichnenden Ausdruck nur den „Cynismus des Ehrgeizes und der Herrschsucht" erkennt. Er gibt zu — und wir wissen diese Concession an Hrn.

Thiers sehr zu schätzen — daß zu solch einem Verfahren nirgends eine Berechtigung zu finden ist, nicht einmal in dem Privilegium sich alles und jedes zu erlauben das die französische Auffassung sonst so gern der Nation und ihrem Abgott einräumen möchte. So mächtig und ruhmreich, sagt er, Napoleon auch war, und obwohl er den Siegen von Montenotte, Castiglione, Rivoli die von den Pyramiden, Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena und Friedland folgen ließ, es war doch nicht möglich daß er ohne die Welt zu empören eines Tages erklärte: Karl IV. ist ein elender Fürst, von seiner Frau betrogen von einem Günstling beherrscht, der Spanien erniedrigt und erschöpft; ich, Napoleon, vermöge meines Genies und meiner providentiellen Sendung entthrone ihn daher, um Spanien neu zu schaffen. Solch eine Art zu verfahren wird von der menschlichen Anschauung keinem gestattet, wer es auch sei. Sie verzeiht dergleichen bisweilen nach dem Erfolge, und segnet dann die Hand Gottes, wenn etwas Gutes daraus geworden ist. Aber solange die Dinge im Werden sind, betrachtet sie solche Unternehmungen als Attentate gegen die geheiligte Unabhängigkeit der Völker.

Thiers macht es sehr wahrscheinlich daß der Plan in Spanien die Bourbons zu stürzen erst allmählich in dem Kaiser auftauchte, keineswegs aber, wie man bisweilen voraussetzte, eine längst beschlossene und abgemachte Sache war. Daß schon zu Tilsit Verabredungeu darüber stattfanden und Alexander auf einen solchen Fall vorbereitet war, stellt unser Geschichtschreiber entschieden in Abrede; vielmehr wird es nach seiner sehr ins Einzelne gehenden Darstellung äußerst wahrscheinlich daß Napoleon in dem Momente wo er Portugal angriff, noch nicht mit sich darüber im Reinen war welche Politik Spanien gegenüber einzuschlagen sei. Nur regte sich schon früh in ihm die Lust nach dem spanischen Norden bis zum Ebro, und als der Krieg gegen Portugal begonnen ward, ließ er sich durch seinen Gesandten in Spanien eine Statistik der Provinzen nördlich vom Ebro entwerfen. In seiner Umgebung, fügt Thiers hinzu, befand sich damals ein gefährlicher Rathgeber, gefährlich nicht weil es ihm an gesundem Sinne fehlte, sondern weil ihm die Liebe zur Wahrheit abging; es war Talleyrand, der die geheimen Gedanken Napoleons errathen hatte und nun die allerverderblichste Verführung über ihn ausübte, nämlich die den Kaiser ohne Unterlaß von dem Gegenstand seiner Gedanken zu unterhalten. Es gibt für die Macht keinen gefährlicheren Schmeich-

ler als einen Höfling in Ungnaden, der wieder in Gunst kommen will. So hatte Fouché, nachdem er 1802 sein Portefeuille verloren, weil er die vortreffliche Einrichtung des lebenslänglichen Consulats mißbilligt, sich ungemein bemüht sein Portefeuille wiederzuerlangen, indem er durch tausend Intriguen die verderbliche Errichtung des Kaiserthums unterstützte. Eine ähnliche Rolle in Bezug auf Spanien spielte schon im Spätjahr 1807 Talleyrand.

Um dieselbe Zeit war der französische Gesandte in Madrid, Beauharnais, schon mit dem Prinzen von Asturien in Beziehungen getreten, deren Zweck der Sturz Godoi's und die Heirath des Prinzen mit einer Französin war. Thiers theilt uns einige Briefe aus der sehr vertraulichen Correspondenz Ferdinands mit Beauharnais mit, durch die es ganz unzweifelhaft wird daß der französische Diplomat der sogenannten Verschwörung des Infanten im Herbst 1807 nicht fremd war. Diese Verschwörung, deren Details Thiers zuerst genauer bespricht, bestand freilich in nichts Größerem als einer Denkschrift gegen Godoi, die dem König überreicht werden sollte, und einer Vollmacht die dem Herzog v. Infantado für den Fall daß Karl IV. plötzlich mit Tod abgehe das Militärcommando in Madrid und Neucastilien übertrug. Durch die Spione, von denen Ferdinand umgeben war, schöpfte man Verdacht und ließ seine Papiere wegnehmen; die Wuth der Mutter und des Günstlings war gränzenlos, der Vater zu schwach um die ärgerliche Procedur zu hindern die man nun mit dem Infanten vornahm, und die erst eingestellt ward als Napoleon von Paris aus mißbilligende Winke gab. In alle diese Dinge war der französische Gesandte sehr verwickelt; Thiers und früher Bignon suchen zwar dieß als persönliche Angelegenheit von Beauharnais hinzustellen, und wissen nicht genug Worte zu finden um die Unbedeutsamkeit des Gesandten zu schildern. Allerdings war Beauharnais lange Zeit Dupe seines Herrn, und ward in die geheimen Gedanken noch weniger eingeweiht als selbst die Minister Napoleons; aber daß er diese Intriguen in Spanien auf eigene Hand und gegen den Willen des Kaisers unternommen habe, werden uns die beiden Geschichtschreiber nicht glauben machen wollen. Der wahrheitliebende Lefebvre erklärt auch ausdrücklich: er habe in der ganzen diplomatischen Correspondenz keinen Beweis davon gefunden daß der Kaiser unbetheiligt oder unzufrieden damit gewesen sei.

Doch entwickelte sich alles allmählich und nicht mit einem einzigen,

raschen Entschluß. Während Beauharnais in Madrid intriguirte, Godoi in Paris seine Spione und Agenten unterhielt, waren die Dinge mit Portugal zur Entscheidung gekommen, und die spanischen Angelegenheiten drängten sich nun von selber vor die Augen. Napoleons Interesse war schon jetzt der ganzen pyrenäischen Halbinsel zugewandt, auch wenn ihn dringendere Sorgen, die Isolirung Englands zur See und die Unterhandlungen mit Rußland wegen der Türkei, fürs erste viel lebhafter in Anspruch nahmen. Auf seiner Reise nach Italien äußert er sich über die Krisis in Spanien noch ziemlich gleichgültig, wie über eine ferner liegende Sache, aber er ist unablässig bemüht seine militärischen Kräfte zu verstärken. Wie ungeheuer diese damals waren, gibt er selbst in einem vertraulichen Schreiben an König Joseph genauer an. „Wie viel Sorgen mir das Detail macht, schreibt er, kannst du daraus sehen daß ich mehr als 500,000 Mann auf den Beinen habe. Ich habe noch eine Armee an der Passarge, nahe beim Niemen, eine zu Warschau, eine in Schlesien, eine in Hamburg, eine in Berlin, eine in Boulogne, eine die nach Portugal marschirt, eine zweite die ich zu Bayonne zusammenziehe, eine in Italien, eine in Dalmatien und eine in Neapel. Du kannst daraus entnehmen, wenn das alles auf meine Staaten zurückfällt, und ich keine fremde Erleichterung finde, wie nothwendig es ist meine Ausgaben streng zu berechnen."

Man sieht, trotz alles Selbstvertrauens und Aberglaubens an seine Macht fühlte Napoleon doch daß dieselbe anfing ihm selber durch ihre eigene Schwere drückend zu werden; um so dringender war es geboten sich nicht, wie durch die spanischen Geschichten geschah, neue unermeßliche Verlegenheiten zu bereiten. Seit indessen Portugal besetzt war und die Unfähigkeit der Dynastie und Regierung in Spanien immer kläglicher hervortrat, namentlich seit dem Anfang des Jahres 1805 beschäftigte sich Napoleon lebhafter mit dem Gedanken in Spanien eine Veränderung vorzunehmen, und die alte Idee von 1808: die bourbonischen Throne umzuwerfen, bot sich jetzt von einer neuen verführerischen Seite. Doch war, wie Thiers aus der geheimen Correspondenz klar macht, ein bestimmter Plan noch keineswegs gefaßt; vielmehr beschäftigten den Kaiser sehr verschiedene Entwürfe. Ob er Spanien durch einer Heirath Ferdinands mit einer Französin und den Sturz Godoi's enger an Frankreich knüpfen solle, ohne das Gebiet der Monarchie irgend zu verkürzen, oder ob er Spanien den franzö-

sischen Einfluß und den Sturz des Günstlings wollte durch Catalonien und einige Colonien bezahlen lassen, oder endlich ob er vom Thron Ferdinands und Isabellens die Bourbons wegjagen und einen König seiner Macht, eine Creatur der französischen Politik hinsetzen solle, darüber war Napoleon damals noch nicht mit sich im Reinen.

Thiers hat sehr Recht wenn er diese Wege alle für nicht gut erklärt, auch wenn sie nicht geradezu gleich schlecht waren. Eine Heirath Ferdinands mit einer Französin gab bei dem Charakter des Prinzen keine Bürgschaft dauernder Verbindung, höchstens erwarb der Sturz Godoi's, wenn er ohne zu hohen Preis geschah, die Dankbarkeit des spanischen Volkes. Ließ man sich freilich diese Wohlthat durch Abtretung an Land und Leuten bezahlen, so war der moralische Erfolg ein ganz entgegengesetzter, und versuchte man gar Spanien ein neues Königthum zu octroyiren, so waren die Folgen unabsehbar. Thiers selbst weist richtig darauf hin daß Napoleon schon dadurch sich ungeheuere Hindernisse geschaffen hatte daß er im Norden und Süden künstliche Staaten schuf, ein schwächliches Polen organisirte und „zum großen Mißvergnügen der deutschen Völker ein französisches Deutschland herzustellen" suchte; unternahm er in Spanien etwas Aehnliches, so war eine Ausdehnung von Kräften und Mitteln erfordert zu welcher selbst das damalige Frankreich und seine eigene schöpferische Kraft sich als unzureichend erweisen mußte. Darum war der erste Plan der klügste, den Infanten durch eine Heirath an Frankreich zu knüpfen, ohne Spanien dafür Opfer aufzulegen; damit schuf man sich möglicherweise einen Verbündeten und populäre Sympathien, ohne sich Schwierigkeiten zu schaffen.

Eine Zeitlang hatte der Plan manche Chance; ein unerwarteter Zwischenfall, den wir durch Thiers zuerst erfahren und der die Bonapartische Politik ungemein charakterisirt, stört die Combination. Napoleon hatte nicht wie der Gesandte in Madrid meinte die Fräulein v. Tascher (später Herzogin von Aremberg) als Gemahlin Ferdinands im Auge, sondern er dachte nur an ein Glied der Familie Bonaparte, und zwar an die älteste Tochter Lucians. Sie ward nach Paris beschieden, damit der Oheim sie kennen lerne und prüfe ob sie ein passendes Werkzeug für seine Politik sei; in derselben Absicht wurde auch ihre ganze Correspondenz aufgefangen und eröffnet. Da fanden sich nun sehr unerwartete Aufklärungen; die junge Dame war mit dem

wenig günstigen Vorurtheil das ihr im väterlichen Hause gegen die übrigen Familienglieder eingeflößt worden war, nach Paris gekommen, und fand sich dort darin bestärkt. Ihre Briefe enthielten pikante aber ärgerliche Details über die Großmutter, die Muhmen und den allmächtigen Oheim, der sich dann das grausame Vergnügen machte die geöffneten Briefe im Familienkreise vorlesen zu lassen. Die indiscrete Schreiberin erhielt aber die Weisung binnen 24 Stunden Paris zu verlassen, ward schon den Tag nachher wieder nach Italien gebracht und von dem Heirathsplan war keine Rede mehr.

Ohnedieß hatte, wie Thiers uns berichtet, dem Kaiser der Gedanke immer widerstrebt Spanien so wohlfeilen Kaufs abkommen zu lassen; diese schonende, vorsichtige Politik stimmte nicht zu seinem Wesen und zu dem souveränen Uebermuthe durch den seine Politik damals excellirte. Während Talleyrand ihm einzureden suchte sich an Catalonien, Aragon, den Balearen und einem Theil der Colonien zu entschädigen, schien ihm eine solche Verstümmlung Spaniens von denselben Gefahren und Schwierigkeiten umgeben wie ein vollständiger Wechsel der Dynastie, und der Gedanke die Bourbons auch in Spanien zu entthronen bemächtigte sich seiner mit aller Macht.

Die Mittel die er nun zunächst zu diesem Ende anwandte, ergänzen das Bild Bonapartischer Machiavellistik mit äußerst starken und bezeichnenden Zügen; was uns Thiers darüber mittheilt ist größtentheils neu und von dem höchsten Interesse. Napoleon wollte die Bourbons auf ähnliche Weise entthronen wie das Haus Braganza in Portugal; das Gehässige eines gewaltsamen Umsturzes wollte er von sich abwehren, sie sollten fliehen, zur Flucht gedrängt oder gezwungen werden. Darum rüstete er mit großem Aufsehen seit Anfang 1808, und gab auf die ängstlichen und besorgten Anfragen keine beruhigende Antwort; seine Briefe waren mit Absicht ganz zweideutig und mysteriös gehalten, um durch das Geheimnißvolle Unruhe und Schrecken zu verbreiten. Es gelang vortrefflich; seit Ende Januars waren in den feigen Seelen eines Godoi, des Königs und der Königin die wohlberechneten Wirkungen der Bonapartischen Taktik fühlbar; sie waren voll Angst und dachten daran das Haus Braganza nachzuahmen. Noch einen letzten Versuch machte Karl IV. um den gefürchteten Zorn des Imperators — der rüstete und Truppen marschiren ließ — zu beschwören; er schrieb (5. Febr.) einen ängstlichen, jammervollen Brief, zählte darin alle Beweise sklavischer Unterwürfigkeit auf

die Spanien gegen Napoleon gegeben hatte, und bat inständig um Beruhigung.

Damals war aber in Napoleon der Entschluß schon gereift die Flucht um jeden Preis hervorzurufen und dann Spanien zu occupiren; er traf schon alle Maßregeln so daß um Mitte März die Krisis eintreten und er mit seinem Heere in Spanien vorrücken könne. Mit hundert Mitteln die auch Thiers als klein und kleinlich anerkennt, wußte er den Schrecken am Madrider Hof zu unterhalten; die Instructionen die Murat als neuem Oberbefehlshaber der Pyrenäenarmee ertheilt wurden — auch ein sehr interessantes Actenstück — hatten denselben Zweck. Murat sollte die festen Plätze besetzen, seine militärischen Anordnungen wie in Feindesland treffen, im Uebrigen sich gegen die Bewohner freundlich benehmen, nichts ohne Bezahlung requiriren, mit dem Hofe in gar keine Verbindung treten, keinen Brief Godoi's beantworten, auf etwaige Fragen die man durchaus beantworten müsse sich im Allgemeinen dahin äußern daß man ein für Frankreich und Spanien vortheilhaftes Ziel verfolge, ganz vag die Namen Cadiz, Gibraltar nennen, den baskischen Provinzen die Bestätigung ihrer Vorrechte versprechen, in Proclamationen die freundlichste Gesinnung gegen das spanische Volk an den Tag legen, überhaupt nur vom hochherzigen spanischen Volke reden, nie von Karl IV. und seiner Regierung.

Man sieht diese Instructionen waren meisterhaft berechnet die Dynastie und den Hof mit Angst zu erfüllen, und eine Flucht wie sie Napoleon brauchte zu veranlassen; ganz ähnliche Weisungen hatte der Gesandte in Madrid erhalten. Mit dem Agenten Godoi's, mit Yzquierdo, spielte man ein Spiel von ähnlicher Berechnung. Erst gab man sich den Schein eifriger Unterhandlung mit ihm, dann befahl Napoleon ihn plötzlich sehr hart anzulassen, ihn zu behandeln als traue man ihm nicht mehr, und wolle mit der spanischen Regierung nichts mehr zu thun haben. Duroc erhielt (24. Febr.) die Weisung ihm wie freundschaftlich zu rathen, er solle lieber gleich nach Madrid gehen um die Entfremdung zwischen Paris und Madrid zu beseitigen. Worin diese Entfremdung bestand wurde nicht gesagt; aber der Zweck war erreicht — auch Yzquierdo half nach Kräften den spanischen Hof in Alarm bringen. Napoleon war zugleich schon bereit selber nach Spanien zu gehen; so sicher rechnete er auf das Gelingen seiner Intriguen.

Nur ein Bedenken war ihm indessen aufgestiegen, und dieß erforderte eine Modification seiner Anordnungen. Thiers gibt uns darüber ganz neue, aus den Acten geschöpfte Aufklärungen. Napoleon bedachte mit Recht daß eine Flucht der Dynastie, wie in Portugal, eine Loßreißung der Colonien oder eine Beherrschung durch englischen Einfluß zur Folge haben könne; ein Resultat das für ihn selber sehr unerwünscht war und auf das spanische Ehrgefühl sehr peinlich wirken mußte. Es ward also beschlossen die königliche Familie zur Flucht zu treiben und dann in Cadiz anzuhalten!! Am 21. Febr. ward eine Depesche in Chiffern an den Admiral Rosily in diesem Sinn abgesandt; die Familie Karls IV. sollte also erst dahin gedrängt werden daß sie als verrätherisch erschien, damit man dann den Anschein eines Rechts gewinne gegen sie einzuschreiten. Dieß ist der Sachverhalt wie er aus einer Reihe sehr interessanter Briefauszüge, die Thiers mittheilt, hervorgeht. Thiers selbst verhüllt dießmal die schmähliche Wahrheit nicht, wie es sonst die apologetische Tendenz mit sich bringt; er tröstet sich mit der billigen Freude das Räthsel gelöst zu haben durch einen Fund, der um so verdienstvoller ist als ihn der Geschichtschreiber nicht durch Zufall, sondern im Wege scharfsinniger Combinationen machte.

Inzwischen schien erreicht was man wollte; in Madrid war die Flucht beschlossen. Wir erfahren von Thiers, der hier sehr mannichfaltige und reiche Einzelheiten gibt, daß Godoi in Cadiz fünf Fregatten zum Zweck der Flucht in Bereitschaft halten ließ, und alle die Gerüchte die im Volk über eine beabsichtigte Flucht cursirten, vollkommen begründet waren. Die Truppen die nach Portugal bestimmt waren wurden nach Andalusien gesandt um die beabsichtigte Entweichung zu decken, die Flucht war auf den 15. oder 16. März angesetzt — da brachen am 17. März jene Unruhen in Aranjuez aus, welche den Sturz des Godoi und das Bleiben der königlichen Familie erwirkten. Das war ein unangenehmer Strich durch die Rechnung; was man mit aller Feinheit und Tücke diplomatischer Meisterschaft angelegt, war nun mit einemmal durch eine unwillkürliche, unvorbereitete Volksbewegung durchkreuzt. Napoleon mußte auf andere Wege denken; da die perfidere Intrigue von Cadiz gescheitert war, mußte er zu dem viel plumperen und bedenklicheren Ausweg von Bayonne greifen.

Napoleons Stellvertreter in Spanien war bis dahin Murat gewesen. Das ging eine Zeitlang ganz gut, da Murat von der fixen Idee erfüllt war König von Spanien zu werden, und er also ohne in Na-

poleons geheimste Plane eingeweiht zu sein, demselben im Sinne der Instructionen ganz brauchbare Dienste leistete. Allmählich ward der Stellvertreter ungeduldig und neugierig, wollte das letzte Geheimniß kennen, was ihm von Napoleon in einem ziemlich derb abfertigenden Briefe verweigert ward. Doch führte er sowohl seine erste Aufgabe, der königlichen Familie Angst einzujagen, als auch seine zweite, sie zu beruhigen und nach Bayonne zu locken mit mehr Geschicklichkeit durch als man von dem abenteuerlichen Reitergeneral hätte erwarten sollen. Durch Hrn. v. Monthyon ließ er das Königspaar beruhigen, stellte dem verzweifelnden Hofe die Stimmung Napoleons als sehr günstig dar und hetzte den ohnmächtigen König zum Widerruf der Abdication und zu einem Protest gegen Ferdinand VII. auf. Gleichzeitig mußte Beauharnais bei dem neuen König den Rückzug der spanischen Truppen erwirken, ging aber in seinem Diensteifer weiter als er sollte; er vermochte Ferdinand persönlich in Madrid zu erscheinen. Das war gegen die Abrede; Murat, der Napoleons Absichten besser divinirte, versäumte nicht den Gesandten als einen halben Verräther zu denunciren. So bewegte man sich in einem Labyrinth von Lüge und Perfidie, in Vergleich mit dem der brutale Vorgang in Bayonne als ehrlich erscheinen konnte.

Die Correspondenz zwischen Murat und Napoleon, die sich ebenfalls im Louvre befindet und die Thiers zuerst benützt hat, gibt über das wahre Verhältniß genügende Aufschlüsse. Murat, der in eigenen Angelegenheiten zu handeln glaubte und daher von dem Instinct des Ehrgeizes geleitet mit Napoleons Planen am nächsten zusammentraf, arbeitete zunächst darauf hin den alten König zu täuschen und Ferdinand VII. in jedem Fall von der wirklichen Besitznahme des Thrones fern zu halten. Der Gedanke den Streit zwischen beiden, den Murat geflissentlich neu anfachte, von einem französischen Schiedsgericht schlichten zu lassen und dann beide abzusetzen, war das Nächstliegende was sich darbot, nachdem einmal der Plan der Flucht durch die Ereignisse von Aranjuez vereitelt worden war. So weit arbeitete Murat den Planen des Kaisers vortrefflich in die Hände, und als dieser zwischen dem 23. und 27. März die Palastrevolution von Aranjuez und später das Benehmen Murats erfuhr, war er damit vollständig zufrieden; der Gedanke beide Prinzen, Vater und Sohn, heranzulocken, zur Abdankung zu bringen und so mit einem kecken Zuge die etwas verschobene Position wieder zu gewinnen, war nun völlig in ihm ge-

reist, seit an eine Entweichung nach Cadiz nicht mehr zu denken war. Hatte Napoleon sich nicht gescheut das ganz abscheuliche Gewebe von Intriguen anzuspinnen, das die Königsfamilie zum Fluchtversuch nach Amerika bringen sollte, so konnte er über einen Streich wie der zu Bayonne war ebensowenig Gewissensscrupel empfinden.

Es war beschlossene Sache und nicht, wie man bisweilen entschuldigend angenommen hat, eine erst in Bayonne durch die Ereignisse herbeigeführte Katastrophe. Thiers ist hier ganz aufrichtig; er weist aus den Correspondenzen nach daß Savary ganz mit der Instruction nach Spanien geschickt ward, die er nachher pünktlich vollzog, um die spanische Dynastie nach Bayonne zu bringen. List und Gewalt waren dem würdigen Träger einer solchen Mission ganz freigestellt; es war ihm ausdrücklich aufgetragen Ferdinand erst mit freundlichen Versicherungen nach Burgos und weiter zu locken, und wenn man ihn einmal so weit habe, nöthigenfalls Drohung und Gewalt gegen ihn zu brauchen. Auch Murat ward jetzt eingeweiht in den Plan; es entspann sich eine saubere Correspondenz zwischen Napoleon und seinen beiden Vertrauten, worin sie ihm Tag für Tag Bericht abstatteten über den Erfolg des schmählichen Betrugs: Napoleon billigte alles, und trug sogar Bessières auf, wenn Ferdinand sich weigere, ihn mit Gewalt zu zwingen. Murat und Savary thaten ihr Möglichstes das Schwanken Ferdinands zu besiegen; Thiers hat im Einzelnen alles aufgezählt was beweisen kann wie treu sie den Willen ihres Herrn erfüllten. Ferdinands Mißtrauen war natürlich wach geworden, er wollte erst in Burgos, dann in Vittoria bleiben, indeß Savary ihm von Station zu Station versicherte er werde Napoleon in dem nächsten Orte begegnen. Erst in Vittoria wurde das Widerstreben Ferdinands hartnäckiger; er und seine Umgebung wollten bleiben, obwohl Savary erst gleißnerisch, dann brutal und drohend dazwischenfuhr. Als es vergeblich war, eilte er rasch nach Bayonne um neue Aufträge zu holen; da schrieb denn Napoleon jenen berüchtigten Brief den zuerst Lefebvre veröffentlicht hat — ein Meisterstück von perfider Dialektik, Gleißnerei und brutaler Drohung. Zugleich bekam, was Lefebvre nicht bekannt war, Savary eine vollständige militärische Instruction an Bessières, wornach Ferdinand, wenn er länger widerstrebe, gefangen und als Revolutionär und Usurpator behandelt werden sollte! Ebenso hatte Murat den Auftrag das alte Königspaar und Godoi sicher nach Bayonne abzuliefern. Ferdinand

widerstrebte nicht mehr; der Brief Napoleons, der jede edle Seele erstaunen und empören mußte, hatte auf ihn natürlich die entgegengesetzte Wirkung; er fürchtete sich und ging nach Bayonne.

Von psychologischem Interesse ist noch ein Zwischenfall. Zu St. Helena ist Napoleon bekanntlich mit einem Actenstück hervorgetreten das die spanische Sache in einem gerechteren und verständigeren Lichte betrachtet; in Form einer Note an Murat vom 29. März mißbilligt Napoleon die Tendenzen nach einer Entthronung, und hebt die Schwierigkeiten und Gefahren einer solchen Politik ganz richtig hervor. Man hat die Authenticität dieses Briefes angefochten, weil ihm die factischen Verhältnisse so durchaus widersprechen; Thiers gibt über den Zusammenhang genügende Aufklärung, und stellt die Aechtheit außer Zweifel. Unter den Agenten Napoleons, die nach Spanien gesandt waren, befand sich auch ein Hr. v. Tournon, der ohne bestimmte Mission Spanien bereiste, sich dort über die Lage der Dinge unterrichtete, die Stimmung des Volkes, die Popularität des jungen Königs aus eigener Anschauung kennen lernte und all den Gährungsstoff, der in der Nation vorhanden war, richtig beurtheilte. Das militärische Einrücken der Franzosen erfüllte ihn mit der lebhaftesten Besorgniß; er eilte nach Paris und stellte Napoleon (am 29. März) in den lebhaftesten Farben alle die verhängnißvollen Folgen vor Augen, die sich an eine unbesonnene Politik in Spanien knüpfen konnten. Napoleon selbst war nicht ohne Sorgen; es fehlte ihm an Nachrichten über Murats Einrücken in Madrid; er war daher den sehr verständigen politischen Erwägungen Tournons, die auf eigenen Anschauungen beruhten, sehr zugänglich. Von diesen Eindrücken beherrscht schrieb er noch an demselben Tage jenen ahnungsvollen, abmahnenden Brief der die ganze Gefahr der Lage richtig würdigte und die verhängnißvollen Wirkungen einer Usurpation in Spanien mit aller Schärfe hervorhob. Am folgenden Tage kamen Briefe von Murat, welche das ungestörte Einrücken in Madrid, die günstige Aussicht für die französischen Intriguen im heitersten Lichte darstellten; jetzt blieb der Brief vom Tage vorher liegen, Savary ging mit den oben erwähnten Instructionen nach Spanien ab und Murats Politik ward vollkommen gutgeheißen. So ging dem Imperator dieser kostbare Wink des Schicksals verloren, und er eilte rettungslos dem Abgrunde von Bayonne entgegen, der die spanischen Bourbons verschlingen sollte, und der nur für die eigene Macht und Herrlichkeit das Grab geworden ist.

Wie sich Rußland zu dem allem stellte, auch darüber gibt uns die von Thiers benützte geheime Correspondenz interessanten Aufschluß. Zu Tilsit war noch nichts verabredet, Alexander war von den ersten Ereignissen jenseits der Pyrenäen und in Bayonne nicht weniger überrascht als alle andern. Aber es waren gleichwohl Schritte geschehen Rußlands bedeutungsvolles Schweigen zu erkaufen, und zwar geschah dieß gerade zu der Zeit als Napoleons Entschluß in Spanien einzuschreiten reif geworden war. Während sich das persönliche Verhältniß des Kaisers Alexander zu Caulaincourt in Petersburg vortrefflich gestaltete, waren doch die ungeduldigen Gelüste, die Napoleon in Tilsit geweckt hatte, nie eingeschläfert; Finnland genügte der moskowitischen Gier nicht mehr, die Donauländer, die Theilung des osmanischen Reiches waren die unverholenen Forderungen. So kam im Anfang des Jahres 1808 Graf Tolstoy als Abgesandter nach Paris, ein Mitglied der hohen russischen Aristokratie, deßhalb von Natur der französischen Allianz abgeneigt und nur um sehr hohen Preis für sie zu gewinnen. Mein Bruder, sagte der Großhofmeister Tolstoy, hat sich geopfert; er hat die Pariser Gesandtschaft angenommen; wenn er aber nicht etwas Großes für Rußland erreicht, ist er verloren und wir alle mit ihm. In dem Sinne trat der russische Diplomat auf; ungeduldig und ungestüm ließ er sich von Napoleon jede Artigkeit erweisen, war aber in seinen Forderungen nicht herabzustimmen, in seiner Hast nicht zu mäßigen. Bald waren der Kaiser und der Gesandte gespannt mit einander, und Tolstoy verbarg weder in Paris noch in Petersburg sein Mißvergnügen. Ebenso ließ sich Alexander gegen Caulaincourt aus; seine Gespräche waren lange Klagen über die Unersättlichkeit Frankreichs und die ungleiche Behandlung Rußlands. Napoleon sah ein daß, wenn er in Spanien vorschreiten wolle, an Rußland Concessionen gemacht werden müßten; mit seinem Entschluß dort die Bourbons zu entthronen reifte daher auch der weitere Entschluß gegen Rußland nachgiebiger zu sein.

Thiers meint, das Klügste wäre unter den damaligen Umständen noch gewesen Albanien und Morea für Frankreich anzusprechen, die Russen mit der Moldau und Walachei abzufinden, dagegen durch Oesterreich, dem man Bosnien, Serbien und Bulgarien zuwies, Rußland wieder im Schach zu halten und ihm den Weg nach Byzanz zu versperren. Napoleon, sei es nun daß er nur die Phantasie seines herrschsüchtigen Verbündeten beschäftigen wollte, oder daß ihm derglei-

chen halbe Maßregeln weniger verführerisch waren als eine kühne und grandiose Umgestaltung, schlug in einem Brief an Alexander die Theilung des osmanischen Reichs geradezu vor. Außer Rußland und Frankreich sollte auch Oesterreich daran Theil nehmen, und dann von französischen, russischen und österreichischen Heeren ein Feldzug durch das asiatische Festland — nach Indien unternommen werden. Alexander konnte seine Freude nicht verbergen; der große Mann! der große Mann! rief er einmal über das anderemal, während er in Caulaincourts Gegenwart den Brief las und diesen mit Versicherungen seiner unbedingten Hingebung an Napoleon überhäufte. Damals entstand auch der Plan der Zusammenkunft zu Erfurt. Caulaincourt und Romanzoff begannen jetzt die Unterhandlungen über die türkische Beute; die Frage war nur ob man die Türken jenseits des Balkans und im Orient belassen oder eine vollständige Theilung vornehmen wollte. Konstantinopel war der schwierigste Punkt der Verhandlung; bei aller gegenseitigen Freundschaftsversicherung des Franzosen und des Russen gönnte doch den Besitz von Byzanz keiner dem andern.

Als erstes Ergebniß dieser Besprechungen gab dann Rußland eine Denkschrift über die Theilung ein, welche sich ebenfalls unter den geheimen Papieren im Louvre befindet und von Thiers vollständig mitgetheilt wird. Beide Theilungsprojecte sind in diesem merkwürdigen Actenstück erwogen, und die Ansicht Rußlands darüber entwickelt. Für den Fall einer partiellen Theilung, der den Türken die asiatischen Besitzungen und Rumelien mit Konstantinopel ließ, stimmte Rußland zu daß Napoleon Albanien, Morea und Candia erhielt, wogegen es für sich die Moldau und Walachei nebst Bessarabien und Bulgarien in Anspruch nahm, und sich anheischig machte an dem indischen Feldzug theilzunehmen. Oesterreich würde für seine Theilnahme Bosnien und den türkischen Theil von Croatien erhalten; außerdem will Rußland großmüthig auf Serbien verzichten, so lebhaft auch die Zuneigung der Serben zu Rußland sei, und will zugeben daß aus Serbien ein unabhängiges Fürstenthum unter einem österreichischen Prinzen gebildet werde. Für den zweiten Fall einer vollständigen Auflösung des türkischen Reiches erklärt die Denkschrift weiter, werde Rußland nicht nur ohne Eifersucht, sondern mit Vergnügen sehen daß Frankreich außer den schon erwähnten Besitzungen noch die Inseln des Archipelagus, Cypern, Rhodus, die Küsten Kleinasiens, Syrien und Aegypten

an sich nehme. Serbien und Macedonien würde dann noch mit Oesterreich incorporirt werden, Rußland sich bescheiden mit dem Besitz von Konstantinopel begnügen, dem außer den oben genannten Besitzungen in Europa ein Theil von Rumelien und in Asien ein Landstrich von einigen Stunden zugeschlagen würde. Hier freilich begann die Differenz zwischen beiden Parteien; der französische Unterhändler verlangte, wenn Konstantinopel an Rußland überginge, für Frankreich die Dardanellen, russischerseits war man bereit eine Militärstraße zu gestatten, oder Frankreich einen Fuß in Natolien erkämpfen zu helfen. Jedenfalls wollte Rußland, wenn ihm die Hauptstadt des oströmischen Reiches bliebe, sich andere Concessionen abdingen lassen, und von den künftigen Eroberungen in Indien nichts ansprechen.

So weit der Theilungsentwurf in seinen allgemeinsten Umrissen; Europa's guter Genius wollte daß er damals nur Entwurf blieb. Doch mußten wir die spanische Erwerbung immerhin theuer genug bezahlen; denn Napoleon drängte Rußland geradezu Finnland zu erobern, damit es beschäftigt würde und nicht auf der unverzüglichen Erfüllung der Theilungsplane bestehe. Die Erwerbung Finnlands und der Anspruch auf die Donauländer waren der Preis den Napoleon für Rußlands Connivenz entrichtete — ein Preis der nur auf Kosten der westeuropäischen Freiheit entrichtet ward. Und dieß war die schlimmste Errungenschaft die uns als Nachweh der spanischen Usurpation geblieben ist.

Neunter Band.

(Allgem. Ztg. 11. Februar 1850 Beilage Nr. 42.)

Der Stoff dieses neuesten Bandes theilt sich in zwei Gruppen: den Kampf in Spanien und die Zusammenkunft in Erfurt. Im vorausgegangenen Theile waren die spanischen Händel bis zu jenem Momente der furchtbarsten Spannung geschildert worden, wo über den Ausbruch eines Aufstandes der Massen kein Zweifel mehr walten konnte; im vorliegenden werden die wechselnden Schicksale der französischen Waffen vom Frühjahr 1808 bis zum Februar 1809 erzählt, erst die niederschlagende Katastrophe von Baylen und Cintra, dann die glückliche Winterexpedition Napoleons nach der Einnahme des Engpasses von Somosierra.

Schon beim frühern Bande war ein ruhigerer, etwas gedämpfter

Ton der Darstellung wahrzunehmen; der Bonapartesche Enthusiasmus schien etwas kälter geworden, und manche trübe Reflexion des Autors mischte sich in die Apotheose seines Helden. Zum erstenmal verwarf er dessen Politik geradezu, und ließ sich zu dem Geständniß herab daß die Dinge in Bayonne mehr als ein Verbrechen, daß sie ein Fehler gewesen sind. Dieß Bekenntniß bildet auch in dem neunten Band den Grundton; im Einzelnen zwar zeichnet er mit Vorliebe die großen Eigenschaften des Mannes, der seine unermeßliche Ueberlegenheit an Kräften nur einmal ganz erfolglos verschwendete, aber im Ganzen deutet er immer auf den düstern Hintergrund des Verfalles hin, den die spanischen Verwickelungen, wenn auch nicht, wie Thiers es darzustellen sucht, einzig und allein verursachten, aber doch in hohem Grade beschleunigten. Indem sich so der Geschichtschreiber losringt von dem Standpunkt des Vertheidigers und Lobredners, erhebt er sich zu jener freien, historischen Betrachtung, die wir in den früheren Bänden so oft vermißt haben, und der alle Franzosen in der Behandlung Napoleonischer Geschichten mit der ganzen Stärke eines nationalen Vorurtheils widerstreben.

In den spanischen Dingen namentlich haben auch die einsichtsvollsten Franzosen, die bisher Napoleons Geschichte schrieben, sich von den banalen Reden über Obscurantismus und Fanatismus nicht frei halten, oder uns das eitle Gerede von der Napoleonischen Civilisation, welche das unvernünftige spanische Volk zurückgewiesen, nicht ersparen können; Thiers macht hier merkwürdigerweise eine Ausnahme, und gibt über den spanischen Volkskrieg ein Urtheil ab, in dem wir zum erstenmal die Bonapartesche Anschauungsweise vor der geschichtlichen zurücktreten sehen. Der beredte Apologet der französischen Revolution stellt die spanische Erhebung von 1808 an innerer Bedeutung mit den Ereignissen von 1789 in eine Reihe. Das spanische Volk, sagt er, befriedigte in seiner Weise dieselbe Neigung die das französische Volk im Jahr 1789 durch die Durchführung einer großen demokratischen Revolution befriedigt hatte. Es schickte sich an für die Erhaltung des Alten alle die demagogischen Leidenschaften zu entfesseln welche das französische Volk für die Gründung des Neuen entfaltet hatte; es wurde gewaltsam, stürmisch, blutgierig für den Thron und Altar, wie es die Franzosen im Kampfe dagegen gewesen waren, und wurde das um so heftiger, je heißer sein Blut, je wilder sein Charakter war. Doch mischte sich bei dem spanischen Volk in alles das eine edle Empfin=

dung: die Liebe zur Heimath, zu seinen Königen, seiner Religion, unter deren Einfluß es unsterbliche Beispiele von Festigkeit und Heroismus entfaltet hat.

Bei dieser Gelegenheit gibt Thiers eine merkwürdige Erklärung ab, die beweist daß die harten Erfahrungen der letzten Jahre manche Illusion seiner jugendlichen Politik verwischt haben. Ich bin nie, sagt er, ein Schmeichler der Menge, und werde es nie sein. Ich habe mir im Gegentheil die Aufgabe gesetzt, ihrer tyrannischen Gewalt Trotz zu bieten, denn es ist mir einmal auferlegt in Zeiten zu leben wo sie herrscht und die Welt erschüttert. Gleichwohl lasse ich ihr Gerechtigkeit widerfahren: wenn sie nicht sieht, so fühlt sie doch, und in einzelnen freilich sehr seltenen Lagen wo man die Augen schließen und seinem Herzen folgen muß, ist sie zwar nicht ein Rathgeber dem man gehorcht, aber doch ein wilder Strom dem man sich hingibt. Gewiß eine bezeichnende Erklärung im Munde eines Mannes der es zuerst gewagt hat der Unvernunft und dem Parteigeist gegenüber als Apologet der Dantons und Robespierres aufzutreten, und dessen vergangenes politisches Leben sich nicht immer nach dem Wahlspruch gerichtet: „ich bin kein Schmeichler der Masse, ich trotze vielmehr ihrer despotischen Gewalt!" Was aber im Munde eines Franzosen, und gar eines französischen Geschichtschreibers, der sein Werk ganz vom Bonaparteschen Gesichtspunkt aus begonnen hat, fast noch ungewöhnlicher in die Ohren klingt, das ist die Unbefangenheit womit er die spanische Revolution für einen der „sehr seltenen" Momente erklärt, in denen der Instinct der Masse richtiger gesehen hat als die politische Erwägung der Gebildeten. „Das spanische Volk, sagt er, wenn es gleich mit der Verwerfung Josephs einen guten Fürsten und gute Institutionen zurückwies, war vielleicht von richtigeren Gefühlen geleitet als die höhern Classen. Es handelte groß, indem es das Gute das ihm von einer fremden Hand kam zurückstieß, und sah bei aller Blindheit richtiger als alle aufgeklärten Leute, indem es sich zu dem Gedanken erhob, man könne einem Eroberer die Spitze bieten, dem die mächtigsten Heere und die berühmtesten Feldherren nicht hatten widerstehen können."

Mit diesem einen Wort sind ganze Bände französischer Geschichtschreibung, ganze Seiten aus Bignon und aus — Thiers selber niedergeschlagen; wir nehmen daher gern Act von dem Ausspruch, und zweifeln nun nicht mehr daß unser Geschichtschreiber auch in den fol-

geuden Bänden billig genug sein wird die Führer unseres nationalen Befreiungskampfes nicht mehr im Bonaparte'schen Bulletinsstyl als brigands zu behandeln, sondern daß er auch dort der Inspiration der Masse gegenüber der Einsicht der Klugen und Aufgeklärten wird dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Schilderung des spanischen Volksaufstands ist vortrefflich; eben weil sich hier Thiers einmal vom französischen Vorurtheil freigemacht hat, gelingt es ihm sehr gut neben einer lebendigen Zeichnung der Excesse und Grausamkeiten, auch die tiefen und edlen Seiten des Kampfes ins rechte Licht zu stellen. Ueberall sind die charakteristischen Züge der Erhebung die nämlichen: Zögern der höhern Classen, ein einmüthiger und unwiderstehlicher Drang der untern Schichten, überall revolutionäre Regierungen, Erhebungen in Masse, Desertion des Heeres zur Sache der Revolution, freiwillige Opfer vom hohen Klerus, fanatische Erregung durch die niedere Geistlichkeit. So sieht man, fügt Thiers hinzu, allenthalben Patriotismus, Verblendung, Wildheit, große Handlungen und große Verbrechen; eine monarchische Revolution die ganz wie eine demokratische verfährt, eben weil das Werkzeug — das Volk — in beiden das gleiche war, und im Grunde das Resultat — die innere Umgestaltung der alten Institutionen — ebenfalls in beiden Fällen übereinstimmte.

Neue Aufschlüsse von größerer Wichtigkeit waren bei dieser Partie der Geschichte schwer beizubringen; doch hat Thiers hie und da im Einzelnen schätzbare Beiträge zur Charakteristik der Personen und Verhältnisse mitgetheilt. So namentlich über jene denkwürdige Katastrophe, die Capitulation von Baylen, die zuerst wieder in Europa den Glauben an die Unbesiegbarkeit der Franzosen erschüttert hat. Auch hier stellt sich Thiers auf einen unbefangeneren Standpunkt, zum Theil durch Documente bewogen die vor ihm unbenützt waren. In dem Processe des Generals Dupont, der bei Baylen die Rolle Macks bei Ulm spielte, wurden eine Menge von Verhören angestellt, und Gutachten der bedeutendsten militärischen Autoritäten eingezogen. Von den drei Exemplaren dieser Verhandlungen die nach Napoleons Befehl niedergelegt werden sollten, ist eines erhalten und von Thiers benützt worden. Es scheint sich darnach ziemlich klar herauszustellen daß die früheren Bonapartisirenden Geschichtschreiber Unrecht hatten wenn sie ihrem Idol zu Liebe alle Schuld auf Dupont häuften; nach Thiers' Meinung wäre ihm kein Vorwurf zu machen als daß er nicht den

Untergang im Kampfe einer aufreibenden und entehrenden Gefangenschaft vorzog. Aber, fügt er entschuldigend und nicht ohne einen leisen Vorwurf gegen Napoleon hinzu, Dupont war krank, verwundet, durch 40 Grad Hitze erschöpft; seine Soldaten waren junge Leute, von Ermüdung und Hunger entkräftet; Unglück auf Unglück hatte sich gehäuft, und wenn man das ganze Ereigniß genau prüft, so wird man sehen daß der Kaiser selbst, der hier so viele Leute in eine so falsche Lage brachte, in diesem Fall nicht der am wenigsten Schuldige war.

Thiers gibt die ganze spanische Politik seines Helden preis, und sieht daher auch in der Katastrophe von Baylen eine Art Nemesis; klagen wir, sagt er, die Vorsehung nicht an, nach Bayonne verdienten wir nicht glücklich zu sein. Die trostlose Lage in welche sich Napoleon selbst gebracht hatte, spricht sich am niederschlagendsten in König Josephs Briefen aus; diese verzweiflungsvollen Ausbrüche des octroyirten Königs in partibus mußten für Napoleon selbst die bittersten Vorwürfe sein. Schon im Anfang schreibt Joseph: ich habe niemanden für mich; wir brauchen 50,000 Mann alter Truppen und fünfzig Millionen, und wenn man zögert, hunderttausend Mann und hundert Millionen — dieß war die stehende Phrase in allen seinen Briefen. Als gar ein Unfall den andern drängte, sprach sich in Josephs Correspondenz die vollständige Verzweiflung aus; ich habe, schrieb er, alle Welt gegen mich, alle Welt ohne Ausnahme. Selbst die höhern Stände, die anfangs unsicher waren, haben sich zuletzt der Bewegung der untern Classen angeschlossen. Es bleibt mir nicht ein einziger Spanier der mir anhinge. Philipp V. hatte nur einen Mitbewerber zu besiegen, ich eine ganze Nation. Wäre ich General, so wäre meine Rolle noch erträglich und selbst leicht, denn ich würde mit alten Truppen die Spanier besiegen; aber als König bin ich in einer ganz unhaltbaren Stellung, da ich, um meine Unterthanen zu unterwerfen, einen Theil derselben erwürgen muß. Ich verzichte auf die Herrschaft über ein Volk das nichts von mir wissen will.

Gewiß waren diese Ausbrüche für Napoleon selbst die empfindlichste Züchtigung, aber er fuhr nur um so hartnäckiger fort sich in die Lüge zu verstricken. Thiers selbst kann, trotz aller bewundernden Aeußerungen, nicht umhin zuzugeben daß sein maßloser Zorn gegen die Urheber der Capitulation von Baylen größtentheils aus dem Bewußtsein seines eigenen Unrechts entsprang, und daß die allgemeine Verdammniß die während der ganzen Kaiserzeit auf Dupont gehäuft

ward, zunächst aus höfischer Wohldienerei gegen den Herrn entsprang. Thiers selbst, auch wenn er von dem „großen Herzen" Napoleons, das später wieder gerechtere Stimmungen walten ließ, mit aller Anbetung spricht, kann doch die unwahre Komödie nicht verhüllen die der „großherzige" Mann gleichzeitig mit der Niederlage aufführte. Er ließ sich in Bordeaux und in der Vendée, den Stammsitzen bourbonischer Sympathien, mit Festen und Huldigungen umräuchern, war die Unbefangenheit und Heiterkeit selbst, und äußerte verächtlich was er selbst am wenigsten glaubte: es seien in Spanien nur ein paar Bauern von der Geistlichkeit fanatisirt gegen Joseph aufgestanden, aber er habe nie „eine feigere Canaille" im Feld gesehen, und ein „par französische Schwadronen" würden hinreichen eine ganze sogenannte Armee der Spanier aufzulösen! Wohlgemerkt, es war nach den Capitulationen von Baylen und Cintra, wo er diese Prahlereien öffentlich aussprach.

Auch in den Briefen an Joseph, die freilich etwas verschieden davon lauteten, spricht er dem Muthlosen Hoffnung zu; ich werde, schrieb er in einem Briefe, in Spanien die Säulen des Hercules finden, aber nicht die Gränzen meiner Macht. Seine Zusagen einer größeren Hülfe richteten den Bruder etwas auf, aber die meisterhaften Instructionen des Kaisers verstand Joseph nicht einmal, und es ist fast komisch zu sehen wie der arme Schattenkönig den Feldherrn spielt, und dem Bruder mit sichtbarer Selbstzufriedenheit schreibt: „mit einiger Erfahrung hoffe er bald seiner würdig zu werden." Er will durchaus die großen Manövers des Siegers von Austerlitz und Jena nachmachen, versucht ein paarmal wie der Bruder sich mit Masse auf einzelne Colonnen zu werfen um sie so nacheinander zu erdrücken — muß sich aber dann von seinem Herrn und Meister die trockene Bemerkung machen lassen, er solle doch die Truppen nicht so ohne Noth ermüden. So kam mit den wachsenden Verlegenheiten auch immer mehr die Thatsache die seit 1812 und 1813 zweifellos war, zum Vorschein, daß der ganze Halt des künstlichen Baues nur davon abhing, daß Napoleon selber und allein und überall gegenwärtig war, und die Leitung der Dinge in die Hände nahm. Thiers erblickt daher mit Recht darin die unglücklichste Folge der spanischen Verwicklung, daß es selbst die Kräfte Napoleons überstieg, dort mit dem erbitterten Volksgeist zu ringen und zu gleicher Zeit den Haß von ganz Europa zu überwinden. Denn darüber macht sich seit dem Jahr 1808 auch Thiers keine Illusion mehr daß es mit der Franzosenliebe allent-

halben zu Ende ging, und namentlich in Deutschland, selbst in den Rheinbundstaaten, eine „tiefe, unverhüllte Abneigung" gegen das Bonaparte'sche Frankreich die ganze Masse der Bevölkerung ergriffen hatte. Gegen diese Elemente des Widerstandes zu kämpfen, dazu war selbst die Fülle von geistigen und materiellen Mitteln über die Napoleon verfügte, zu klein, und der spanische Krieg diente nur dazu sie zu erschöpfen. Thiers beweist mit Zahlen wie gleich anfangs an Menschen und Vorräthen die Verluste unermeßlich waren, und in demselben Augenblick das mühsam hergestellte Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben gestört ward, indem die Einnahmen durch die Continentalsperre sich ebenso beträchtlich verminderten, als die Ausgaben durch den unseligen Kampf riesenhaft anwuchsen.

Der Feldzug den Napoleon im Winter nach Spanien unternahm, war zwar glücklich, aber doch nur da wo er selber war. Thiers hebt diese verwundbare Seite mit vielem Nachdruck hervor, und wenn z. B. Soult bei Coruña die Engländer nur unvollständig schlug, so bemerkt unser Geschichtschreiber ganz richtig: die Hauptschuld habe nicht an Soult gelegen, sondern an dem „unersetzlichen Grundfehler seines Lebens", nämlich daran daß er zu vieles zu gleicher Zeit begann, und deßhalb die Engländer bei Lugo nicht aufreiben konnte, da er gleichzeitig nach Valladolid gerufen war, um dort zu hören daß ein neuer Krieg mit Oesterreich bevorstehe. Die Einsicht daß dieß auf die Dauer unauflösliche Verwicklungen verursachen müsse, scheint sich nicht nur Josephs, sondern aller kriegführenden Feldherren in Spanien bemächtigt zu haben; nur Napoleon fuhr fort sich mit dem Glauben an seine Unfehlbarkeit zu täuschen. So hatte er die verzweifelte Laune die Spanier dahin bringen zu wollen daß sie um König Joseph — baten. Bei seinem Einzug in Madrid war unter andern Drohungen auch die von ihm gehört worden, wenn die Spanier nicht den Bonaparteschen König freiwillig (!) verlangten, würde er sie als erobertes Volk behandeln und die Kriegsgesetze auf sie anwenden; er wollte sich daher in den Registern der Pfarreien davon überzeugen ob sie den Eid der Treue zahlreich geleistet hätten. Natürlich beeilten sich die eingeschüchterten Bewohner der spanischen Hauptstadt sich in den Listen einzeichnen zu lassen, zumal da der Eroberer ihnen aufs bestimmteste erklärte: wenn Joseph noch einmal gezwungen sei Madrid zu verlassen, werde die Stadt die „grausamste und schrecklichste Militärexecution" zu überstehen haben. Dazu gehören denn ein paar Briefe deren Mit-

theilung wir Thiers verdanken, und die in ihrem unnachahmlichen Ausdruck sehr gut beweisen wie fest Napoleon darauf rechnete mit diesem blutigen Kitt den schwankenden Thron der Bonapartes in Spanien befestigen zu können. Mit Behagen schreibt er an Joseph (12. Jan. 1809) von Valladolid aus, er habe da sieben „mauvais sujets" hängen lassen, und die Wirkung sei vortrefflich gewesen. „Man muß es in Madrid geradeso machen; wenn man sich dort nicht ein Hundert Mordbrenner und Räuber*) vom Halse schafft, hat man nichts erreicht. Von den hundert lasset zwölf oder fünfzehn erschießen, den Rest auf die Galeeren schicken. Ich habe in Frankreich nicht eher Ruhe gehabt als bis ich 200 Mordbrenner, Septembermörder und Räuber festnehmen und deportiren ließ. Seit der Zeit hat sich der Geist der Hauptstadt wie der Wind geändert." Und ein paar Tage später: „ich habe sie hängen lassen, und weiß jetzt daß man im Grunde des Herzens froh ist daß ich auf die Bitten um Gnade nicht gehört habe. Ich halte es durchaus für nöthig daß deine Regierung, namentlich im Anfang, ein bißchen Kraft gegen die Canaille zeige. Die Canaille liebt und achtet nur die welche sie fürchtet; und die Furcht dieser Canaille kann dir allein die Liebe und Achtung der ganzen Nation verschaffen." Freilich gehörten neun Zehntheile aller Spanier zu dieser „Canaille."

Die Belagerung von Saragossa wird von Thiers äußerst lebendig und anziehend geschildert. Doch reicht keine Kunst der Schilderung an die schreckliche Wahrheit wie sie sich in ein paar schlichten Briefen von Lannes an Napoleon ausspricht, deren Mittheilung wir Thiers verdanken. „Niemals, heißt es darin, habe ich solch eine Erbitterung wahrgenommen wie bei der Vertheidigung dieser Stadt. Ich habe gesehen wie Frauen sich auf der Bresche tödten ließen; man muß jedes Haus belagern. Ungeachtet aller Befehle die ich den Soldaten gegeben, sich nicht zu rasch hineinzustürzen, konnte man ihre Hitze nicht bemeistern. So haben wir mehrere Hundert Verwundete mehr gehabt als

*) „Brigands", so nannte die Bonapartische officielle Sprache bekanntlich alle die kräftigen und patriotischen Männer die sich mit den Waffen in der Hand der Militärdespotie widersetzten; auch unsere Schill, Hofer, Braunschweig-Oels u. s. w. figuriren in den französischen Geschichten als „Brigands". Der Ausdruck ist, wie manches andere, ein Plagiat das an den Römern begangen ward. Dort hießen Männer wie Viriathus und andere nationale Helden „Latrones".

wir hätten haben sollen. Diese Belagerung sieht dem Kriege den wir bisher geführt haben, in nichts ähnlich. Wir sind genöthigt jedes Haus zu sprengen oder im Sturm zu nehmen. Diese Unglücklichen vertheidigen sich mit einer hartnäckigen Erbitterung, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Kurz, das ist ein Krieg der einem Grausen macht. Das Feuer brennt in diesem Augenblick an drei oder vier Stellen, die Stadt ist von Bomben überschüttet, aber das alles schreckt die Feinde nicht."

Ein kurzer aber interessanter Abschnitt des neunten Bandes erzählt die Geschichte der Erfurter Zusammenkunft. Von Alexander war, wie bekannt, der Vorschlag dazu ausgegangen; er hoffte dort endlich für seine Wünsche in Betreff des osmanischen Reiches bestimmte Gewährungen zu erlangen. Die spanischen Angelegenheiten, die in ganz Europa die erste Hoffnung eines erfolgreichen Widerstandes weckten und nährten, behandelte daher der Czar in seinen freundschaftlichen Unterredungen mit Caulaincourt ganz als Bagatelle. „Ihr Herr, sagte er in einem von Thiers mitgetheilten Gespräch, hat junge Soldaten hingeschickt, und zwar zu wenig; man hat da Fehler begangen die er bald gut machen wird. Mit ein paar tausend gedienten Soldaten, einem seiner guten Generale oder seiner eigenen Gegenwart wird er König Joseph bald eingesetzt und der Tilsiter Politik den Sieg verschafft haben. Was mich betrifft, ich bleibe unverändert, und werde mit Oesterreich aus einem Tone reden der dort ernstliche Gedanken wecken wird über das unkluge Benehmen das man eingehalten hat. Ich werde Ihrem Gebieter beweisen daß ich unter günstigen wie unter ungünstigen Verhältnissen ihm treu bleibe." Napoleon hoffte mit der Erfurter Zusammenkunft diese Gesinnungen zu befestigen, auch wenn er — sehr bezeichnend für die „Tilsiter Politik" — wie Thiers selbst zugibt, gar nicht gesonnen war „alle Wünsche" des Czaren zu befriedigen. Er wollte ihn sehen, sagt Thiers, ihn von Neuem an sich fesseln (séduire), ihm eine beträchtliche Concession, wie z. B. die Donauländer einräumen, und im Uebrigen ihn entweder belehren oder hinhalten und für die nächste Zeit abfinden. Schon ehe er nach Erfurt kam, war er sich darüber ganz klar wie weit er gehen wollte. Den Gedanken einer Theilung des türkischen Reichs, bemerkt Thiers, hatte er ganz fallen lassen, da er nach einigen Erörterungen auf die er „aus Gefälligkeit" eingegangen war, fühlte daß er sich darüber mit Rußland nicht verständigen könne. Gab er nicht Kon-

stantinopel, woran Alexander alles lag, so gab er nichts; bewilligte er aber die byzantinische Hauptstadt, so gab er hundertmal zu viel, denn er gab die Zukunft von Europa hin. Aber er hatte bemerkt, daß, wenn er sozusagen baar bezahlte, indem er sogleich einen Theil des türkischen Gebiets hingab, er Rußland eine große Genugthuung bereiten und es für den Augenblick zufriedenstellen werde. Mehr wollte er nicht.

Aus dieser diplomatischen Fassung wird die Achillesferse der „Tilsiter Politik" klar genug. Napoleon wollte Rußland seine Zusagen nicht erfüllen, aber es so gut wie möglich hinhalten, damit er dessen Beistand versichert blieb; von dem Augenblick an wo Alexander die Täuschung einsah, war der Bund zerrissen. Durch alle die Festlichkeiten und feinen Künste verführerischer Schmeichelei, die uns Thiers ausführlich schildert, wird dieser Hintergedanke der napoleonischen Politik nie ganz verhüllt; auch in den mitgetheilten Unterredungen ist Napoleon immer nach dieser Seite hin zurückhaltend, und läßt sich auf nichts Bestimmtes ein. Dieser innere Zwiespalt der beiden Interessen spricht sich auch in der Verhandlung aus. Den Vertrag, den die beiden Kaiser am 12. October zu Erfurt abschlossen, hat uns bekanntlich Bignon zuerst mitgetheilt; Thiers ergänzt diese Mittheilungen durch eine genauere Geschichte der Unterhandlungen, die er aus den von Champagny täglich aufgezeichneten Noten zusammenstellt. Diese Unterhandlungen sind so merkwürdig als der Vertrag selbst.

Napoleon suchte auch an die Gewährung der Donauländer noch eine aufschiebende Bedingung zu knüpfen; es soll vorerst noch eine Friedensverhandlung mit England versucht und an der Donau nichts gethan werden, damit die Aussicht auf einen Frieden mit England sich nicht rasch in ein englisch-türkisch-österreichisches Bündniß verwandle. Der russische Minister Romanzoff verlor jetzt die Geduld und fing an mißtrauisch zu werden. Immer neue Verzögerungen, rief er voll Unmuth aus; immer will man uns hinhalten, während man selber zu Madrid und zu Rom sich keinen Aufschub auferlegt. Champagny schreibt (6. Oct.), nicht ohne betroffen zu sein, dem Kaiser nach Weimar über den Gang der Verhandlungen, und deutet seinem Herrn an, daß man sich lieber an den russischen Kaiser selbst machen müsse. „Der Kaiser Alexander, sagte er, den kein persönliches Motiv treibt, und dem alle Interessen seines Reiches gleich theuer sind, muß der Macht der Gründe zugänglicher sein." Zwei

Tage später, schreibt Champagny wieder, daß es ihm noch immer nicht gelungen sei den Eigensinn des alten Russen zu beugen. „Sein System scheint unwiderruflich festzustehen; er will die türkischen Provinzen, er will sie um jeden Preis, er will sie lieber heute als morgen." Es liegt auf der Hand, daß Napoleon nicht einmal die Donauländer zu geben entschlossen war, wenn sie dem Frieden mit England im Wege standen; sowie er früher (1806) Preußen mit Hannover erkauft und dann doch in London erklärt hatte, „Hannover werde keine Schwierigkeiten bereiten," so sollte Rußland mit einem Versprechen geködert werden, das er wahrscheinlich zurückzog wenn daran der Friede mit England einen Anstoß finden sollte. Napoleon versuchte seinen persönlichen Einfluß bei Alexander, aber es gelang ihm nur zum Theil; die Redaction, die man nachher wählte, ließ die erste Fassung Champagny's fallen, nahm zwar die Friedensunterhandlungen mit England darin auf, aber knüpfte den künftigen Frieden an die ausdrücklichen Bedingungen, daß Napoleon Spanien, Rußland die Donauländer und Finnland erhalten müsse.

Noch eine interessante Thatsache aus den Erfurter Verhandlungen theilt Thiers mit, deren ebenfalls Bignon und die früheren Geschichtschreiber nicht gedenken: Napoleon unterhandelte da zuerst wegen einer russischen Heirath. In den freundschaftlichen und vertraulichen Gesprächen waren beide über diesen einen Punkt immer schweigend hinweggegangen, bis Napoleon durch die Aeußerungen der Hingebung und Bewunderung, mit denen Alexander sehr freigebig war, bestimmt ward, darüber anzufragen. Sie wissen, sagte er eines Tages zu Talleyrand, Josephine beschuldigt Sie an ihrer Scheidung zu arbeiten, und hat deßhalb einen unversöhnlichen Haß gegen Sie. Talleyrand wollte sich gegen die „Verläumdung" vertheidigen — aber Napoleon fiel ihm ins Wort, es brauche gar keiner Vertheidigung, allerdings müsse man an die Lösung dieser Ehe denken. Talleyrand mußte nun den russischen Kaiser aushorchen; er faßte ihn bei seinen bewundernden und emphatischen Aeußerungen, und ließ den Gedanken einer Familienverbindung ziemlich merkbar durchscheinen. Alexander gab die schmeichelhaftesten Erklärungen, versicherte, daß seine Wünsche damit ganz übereinstimmten — nur fürchtete er einen starken Widerstand von Seiten seiner Mutter, die Auserwählte selbst, Katharina, hoffte er für den Gedanken zu gewinnen. In demselben Sinne sprach dann Alexander persönlich mit Napoleon; in den Ausdrücken der freundschaftlichsten Bereitwilligkeit

erklärte er, daß ein solcher Familienbund mit seinen innersten Wünschen übereinstimme, und äußerte zugleich, er hoffe die Hindernisse die dem Plan entgegenstünden zu überwältigen. Napoleon war davon sehr befriedigt — und unser Geschichtschreiber fügt nicht ohne Rührung hinzu, daß sich die beiden Autokraten gelobten nicht nur Freunde, sondern auch Brüder sein zu wollen! Schade nur, daß gerade die Unterhandlungen die Thiers mittheilt, die wunden Stellen dieses Freundschaftsbundes schon damals unsanft genug berührten.

Die Anekdoten, an denen die Erfurter Scene so reich ist, lassen wir unerwähnt; wir müssen es den Franzosen überlassen die einzelnen Züge mit Behagen zu berichten welche die Erniedrigung der rheinbündischen reguli charakterisiren. Aber eine Aeußerung aus der Unterredung Napoleons mit Goethe, die uns neu war, können wir nicht übergehen. Er sprach mit Goethe lange über Literatur, pries die geordnete und regelrechte Kunst der Franzosen, und hob die correcte mühsame Schönheit derselben gegenüber Shakespeare rühmend hervor. Goethe war anderer Meinung. Je suis étonné, sagte ihm der Kaiser, qu'un grand esprit comme vous *n'aime pas les genres tranchés.*

Zehnter Band.

(Allg. Zeitung 3. u. 4. August 1851 Beilage Nr. 215 u. 216.)

Der eben erschienene zehnte Band, welcher die Geschichte des Jahres 1809 bis zu den Tagen von Aspern und Wagram behandelt, läßt uns vermuthen, daß Thiers sich wieder mit ganzem Eifer seinem geschichtschreiberischen Berufe hingeben und durch politische Zerstreuungen fürs erste davon nicht abgezogen werden wird. Es ist dieser Band mit unverkennbarer Sorgfalt auch in den Details ausgearbeitet, und der Verfasser selber hebt an vielen Stellen mit ganz besonderm Nachdruck hervor, welche Mühe er sich gegeben durch Stöße von Actenstücken hindurch zu einer möglichst approximativen Wahrheit zu gelangen. Die Auffassung stimmt mehr zu den letzterschienenen als zu den früheren Bänden. Jener dithyrambische Ton der ersten Serie, die vor die Februar-Revolution fiel, hat einem ziemlich gedämpften Bonapartismus weichen müssen; Thiers stößt nicht mehr so laut wie früher in die prahlende Kriegsposaune, und seine frühere Kurzsichtigkeit für die Mißgriffe und Schattenseiten Napoleonischer Glorie hat einer mehr unbefangenen und klaren Einsicht Platz gemacht. In

seinem Munde wiegen denn die mißbilligenden und verdammenden Urtheile doppelt schwer, zumal wenn man durch eine Rückschau in die ersten Bände sich ins Gedächtniß ruft in welch hohem Tone des Lobredners und Apologeten der Geschichtschreiber sein Werk begonnen hat. Daß zu dieser milderen Wendung auch die Zeit mit ihren Erfahrungen ihr gutes Theil beigetragen haben mag, ist ein sehr naheliegender Gedanke; nur darüber: ob der Politiker auf den Geschichtschreiber oder der Geschichtschreiber auf den Politiker den größeren Einfluß geübt, kann man verschiedener Meinung sein. Sehr möglich, daß eine unbefangenere Betrachtung des todten Bonapartismus auch die Freude am lebenden gedämpft hat; aber nicht minder glaublich, daß die unmittelbaren lebendigen Eindrücke und Besorgnisse des imperialistischen Epigonenthums auch für die Beurtheilung des todten und historischen Kaisers Augen und Zunge etwas geschärft haben.

Es geht als Grundgedanke durch den ganzen Band die richtige Betrachtung hindurch, daß dem Jahr 1809 die letzten wirklichen Erfolge des Kaiserthums angehören, indessen die Unnatur und Gesammtheit der Verhältnisse bereits in vielen einzelnen Momenten auf den unvermeidlichen Verfall hindeutete. Daß man, namentlich nach den Ereignissen von Bayonne, auch in Frankreich selbst ein Gefühl hatte von der Unsicherheit der Zustände, daß zugleich die Mittel des Regiments immer drückender und gewaltsamer wurden, dafür bringt Thiers manche interessante und in seinem Munde besonders unverdächtige Belege bei. Als Napoleon aus Spanien zurückkam, fand er nach dem Zeugniß unseres Geschichtschreibers den öffentlichen Geist in einem Zustande der Aufregung und des Mißbehagens, wie niemals zuvor; hatte man die Politik in Spanien von Anfang an mißbilligt und insbesondere die Auftritte von Bayonne unbarmherzig kritisirt, so hatte seit dem Ausbruch der spanischen Insurrection zugleich die Besorgniß Raum gewonnen, es sei hier ein Krieg ohne Ende, ein Kampf voll Opfer und ohne Resultate begonnen, dessen Mißgeschick England und Oesterreich benützen würden um frühere Schäden zu heilen. Die immer neuen Aushebungen fingen an die Unzufriedenheit in dem Kreise der einzelnen Familien großzuziehen, und den Krieg, der bisher nur den nationalen Stolz gereizt und befriedigt, als eine drückende Last erscheinen zu lassen. Der alte Adel, soweit ihn das Kaiserreich für sich gewonnen, fing an aus seinem beobachtenden Schweigen sich aufzurichten und Opposition zu machen; noch mehr die Geistlichkeit,

die in den spanischen und römischen Händeln Anlaß genug fand, mißvergnügt zu sein. Man sprach sich, berichtet Thiers, an den öffentlichen Orten mit ungemeiner Rücksichtslosigkeit aus, und dieses so bewegliche Paris, das abwechselnd so stürmisch oder so gelehrig war, so gern spöttelte oder sich im Enthusiasmus berauschte, das niemals ganz gefügig oder ganz ungefügig ist, das man mitten in den größten Bethörungen verständig oder in den Zeiten allgemeiner Verständigkeit völlig bethört finden kann — dieses Paris das sich fast langweilte seinen Kaiser zu bewundern, und selbst den Dank vergaß, den es ihm dafür schuldete, daß er das Schaffot beseitigt und die Altäre wieder aufgerichtet, Ruhe, Luxus und Vergnügungen zurückgeführt hatte, Paris gefiel sich darin sein Unrecht hervorzuheben, seine Fehler zu erörtern, und fing an mitten in dem Behagen einer neckenden Opposition zugleich ernste Besorgnisse für die Zukunft zu empfinden, die es in einer traurigen und oft bittern Sprache kundgab. Die öffentlichen Fonds gingen trotz der eifrigen Ankäufe des Schatzes unter die vom Kaiser festgesetzte Norm herunter, und wären noch tiefer gefallen ohne die Anstrengungen die man machte um sie oben zu erhalten.

Unter denen, die sich ein Geschäft daraus machten, dieß Mißvergnügen zu nähren und selber als die Malcontenten zu erscheinen, nennt Thiers in erster Linie Fouché und Talleyrand. Fouché hatte die Neigung sich in alles einzumischen, und gefiel sich zugleich in dem Schein, als finde er die militärische und polizeiliche Härte des kaiserlichen Regiments übertrieben und nicht genügend motivirt. Fouché wollte das Gehässige eines Systems nicht mehr auf sich nehmen, dessen Lebensfähigkeit ihm zweifelhaft schien, und ward dem Imperator in dem Verhältniß widerwärtig, als er den Schonenden, Großmüthigen spielte, und sich nicht mehr dazu hergab, Thorheiten einzelner Phantasten zu staatsgefährlichen Verschwörungen aufzuputzen. Von Talleyrand versichert uns Thiers, daß auch sein ernsteres Zerwürfniß mit dem Kaiser aus dieser Zeit herrühre. Als einer der Haupttheilnehmer an den spanischen Dingen, von Napoleon ausdrücklich dazu bestimmt, den odiösen Vorgängen in Bayonne ein diplomatisches Mäntelchen umzuhängen, war Talleyrand gleichwohl zu charakterlos um nicht mit der öffentlichen Meinung zu cokettiren, statt ihrer Ungunst zu trotzen. Er tadelte die spanische Politik, er lehnte die Mitschuld daran ab, ja er ging so weit, die Ermordung Enghiens wieder aufzurühren und auch dafür die Verantwortlichkeit dem Kaiser zuzuschieben. Mit seinem

Todfeind Fouché söhnte er sich aus: beide bedurften jetzt einander, weil sie beide eine mögliche Katastrophe auszubeuten dachten. Sie erwogen die Eventualität, die eintrete, wenn Napoleon etwa im Kampf oder durch Meuchelmord falle, und schmiedeten ganz ähnliche Cabalen wie später nach der Katastrophe von 1812 und 1813. Legte man ihnen doch den Plan unter in solch einem Fall Murat als Kaiser auszurufen — allerdings eine brauchbare Puppe für den ehemaligen Bischof von Autun und den Lyoner Schlächter von 1793.

Napoleon selbst war von allen diesen Dingen sehr wohl unterrichtet; denn, wie Thiers offenherzig erzählt, er hatte eine Menge von „Correspondenten", die, ganz unabhängig von den Ministern, alles sorgfältig berichteten was sie dachten und was sie aufgelesen hatten. Er fühlte die Rückwirkung dieser murrenden Salonsopposition: man fing an in Paris an seinem Glück und seiner Unbesiegbarkeit zu verzweifeln, und im Ausland blieben die Stimmungen der Hauptstadt natürlich kein Geheimniß. Thiers versichert uns: die diplomatische Correspondenz jener Tage gebe einen traurigen Beweis davon, wie genau man alles zu Wien, Berlin und Petersburg wußte, was in Paris geplaudert ward. Auch in das Heer drang schon dieß Mißvergnügen ein; murrten doch die Grenadiere der alten Garde daß man sie in Spanien ließ. Ein Auftritt zu Valladolid, den unser Geschichtschreiber erzählt, läßt in diese gespannten Verhältnisse einen tiefen Blick thun. Der Kaiser ging durch die Reihen der Grenadiere, entriß einem sein Gewehr und richtete es mit den Worten auf ihn: Elender, ich könnte dich erschießen lassen, und es fehlt nicht viel, so würde ich es thun. Dann stieß er ihn in die Reihen zurück und schnaubte die andern an: Ah, ich weiß, ihr wollt nach Paris zurück, um eure Gewohnheiten und eure Maitressen dort zu finden; aber wartet nur, ich werde euch bis zum achtzigsten Jahre bei den Waffen halten. Und als er den General Legendre sah, der sich an der Capitulation von Baylen betheiligt, ergriff er ihn bei der Hand und sagte, von Wuth geröthet: General, wie kommt's daß diese Hand nicht verdorrt ist als Sie die Capitulation von Baylen unterzeichnet haben?

Aus diesen Ausbrüchen, welche den Charakter des Imperators treffend zeichnen, läßt sich entnehmen mit welcher Stimmung er nach Paris zurückkam. Noch auf dem Wege hatte er Verhaftungen angeordnet, und in den Tuilerien empfingen ihn die grellen und übertreibenden Berichte von Fouché's und Talleyrands Treiben. Napoleon

war außer sich; er hatte bereits, wie Hr. Thiers vortrefflich bemerkt, über der äußern Ruhe des Reiches das Verständniß der öffentlichen Meinung und ihrer raschen Umschläge verloren; er glaubte die Regierung könne auch über diese Macht nach Belieben verfügen und setzte ein kindisches Vertrauen auf die Gewalt der Polizei, weil sie über die Zeitungen unbedingt verfügte. Im ersten Ministerrath, dem mehrere Großwürdenträger des Reiches beiwohnten, fuhr er die Einzelnen hart an, namentlich diejenigen die im Verdacht standen bereits auf seinen Untergang zu speculiren. Es erfolgte eine Scene, welche den Bruch unerbittlich enthüllte, und die uns Hr. Thiers aus dem Munde des ehrlichen Gaudin, der Augenzeuge war, mittheilt. Plötzlich ging Napoleon mit raschen Schritten durch den Saal auf Talleyrand los, der unbeweglich an ein Kamin angelehnt stand, und rief ihm unter den lebhaftesten Gebärden zu: „Und Sie, mein Herr, wagen zu behaupten daß Sie dem Tode des Herzogs von Enghien fremd sind! Wagen zu behaupten daß Sie dem Kriege in Spanien fremd sind! Dem Tode Enghiens fremd! Vergessen Sie denn daß Sie mir schriftlich dazu gerathen haben? Dem spanischen Kriege fremd! Vergessen Sie daß Sie mich in Ihren Briefen aufgefordert haben die Politik Ludwigs XIV. zu erneuern? Vergessen Sie daß Sie der Mittelsmann gewesen sind in allen Unterhandlungen die zum gegenwärtigen Kriege geführt haben?" Dann, fügt Hr. Thiers hinzu, ging er mehrmals vor Talleyrand auf und nieder, richtete an ihn die verletzendsten Worte und die drohendsten Gebärden, so daß alle Anwesenden erstarrten, und die ihn liebten voll Schmerz darüber waren in diesem Auftritt die zwiefache Würde des Thrones und des Genies so erniedrigt zu sehen. Und Talleyrand? Nun, der kam einige Tage später, als ein großes Fest in den Tuilerien gefeiert ward, im glänzendsten Hofcostüm hin, verbeugte sich tief vor dem Beleidiger, als wollte er die Welt zweifeln machen an dem was vorgegangen. Napoleon begriff zwar die Absicht, aber er ließ sich solche Niedrigkeit gefallen. Er war schon in die Periode eingetreten wo nur Unerschrockenheit und ehrlicher Muth ihn unversöhnlich machte.

Inzwischen war der Krieg mit Oesterreich unvermeidlich geworden. Die Mittheilungen unseres Geschichtschreibers über die Organisation und Gruppirung des Heeres, das bald vom Ebro bis zur Donau vertheilt werden mußte, sind sehr belehrend zusammengefaßt, und lassen auch bei diesem Anlaß wieder die Virtuosität seines Helden im ganzen

Glanze heraustreten. Aber er kann uns nicht verhehlen daß schon jetzt der Beherrscher des unermeßlichen Reiches einige Mühe hatte die nothwendigen Kräfte für zwei so große Kriege wie der spanische und österreichische war, aufzubringen, wie denn auch an der Erschöpftheit der Bevölkerung schon jetzt zu spüren war daß man seit Jahren alljährlich ein Viertel der Jugend zu den Waffen gepreßt hatte. Er gibt zu daß das Losreißen der schon Gedienten vom häuslichen Herd und das Hinzunehmen halbreifer Jünglinge von 18 Jahren schon jetzt ein fühlbares Mißverhältniß ergab, das sich beim ersten großen Unglücksfall bitter rächen mußte. Und welche Mittel man gebrauchte um die Widerspänstigen zu zähmen, darüber gibt ein Brief Aufschluß, den Hr. Thiers aufrichtig genug ist als ein „ungewöhnliches" Actenstück mitzutheilen. „Ich erfahre, schreibt Napoleon am 31. Dec. 1808 an seinen Polizeiminister, daß Emigranten-Familien ihre Kinder der Conscription entziehen; nun ist es Thatsache daß die alten und reichen Familien, die nicht im System sind, dessen entschiedene Gegner sind. Ich wünsche daß Sie eine Liste von je zehn der bedeutendsten Familien in jedem Departement und von fünfzig für Paris entwerfen lassen, mit Angabe des Alters, Vermögens und Standes von einem jeden Gliede. Ich will die Söhne dieser Familien, die zwischen 16 und 18 Jahren sind, in die Kriegsschule nach St. Cyr schicken lassen. Macht man dagegen irgend eine Einwendung, so haben Sie darauf nur zu antworten daß es mir so beliebt" (que cela est mon bon plaisir). Die Abneigung gegen den Krieg und die Neigung zum Genuß hatte schon jetzt die höheren Offiziere fast allgemein ergriffen; „der General Sahuc, schrieb Napoleon schon im April 1809 an Eugen, gehört zu denen die den Krieg satt haben," und Hr. Thiers fügt die Bemerkung bei: „Unglücklicherweise nahm die Zahl solcher durch Napoleons Schuld jeden Tag zu."

Wie mit den Soldaten, so stand es auch mit den Finanzen. Nicht allein daß die Ausgaben eine immer unerschwinglichere Höhe erreichten, auch die Einnahmen, besonders von den Zöllen, zeigten namhafte Rückschläge. Das Gleichgewicht im Staatshaushalt erlitt immer empfindlichere Stöße, und noch war keine Aussicht auf ein Ende dieser gewaltsam gespannten Verhältnisse. Noch war, wie Hr. Thiers sich äußert, die Noth nicht fühlbar, aber man konnte bereits das Ende der Hülfsquellen voraussehen, und es war Zeit einzuhalten, wenn man nicht die Finanzen so gut wie das Heer zerrütten wollte.

In solch einem Augenblick stand der Krieg mit Oesterreich bevor — ein Krieg reicher an Mitteln, kraftvoller und volksthümlicher als Napoleon bis dahin einen zu bestehen hatte. Daß Thiers die innern Verhältnisse Deutschlands und insbesondere Oesterreichs genau kenne, die Verwaltungsperiode Stadions und ihr Verhältniß zu dem Kampf von 1809 einläßlich beurtheile, das läßt sich, nach der Art wie die Franzosen einseitig aus ihren Quellen Geschichte schreiben, nicht wohl erwarten; doch hat er eine richtige Ahnung davon daß das Deutschland von 1809 ein anderes war als das Deutschland von Ulm, Austerlitz und Jena. Ja noch mehr, eine billige und geschichtliche Betrachtung statt der bloß Bonapartischen beginnt auch bei ihm allmählich durchzubrechen. Er hat die fixe Idee von der unverwüstlichen Liebenswürdigkeit seiner Landsleute abgelegt, er gibt zu, was einzugestehen den Franzosen so außerordentlich schwer ist: daß die Franzosen durch fast alle Theile Deutschlands einen gründlichen Haß großgezogen hatten, daß man Napoleons Politik „nicht nur verabscheute, sondern seit den spanischen Geschichten sogar verachtete." Das ist doch ein guter Schritt vorwärts im Vergleich mit der Bignon'schen Geschichtschreibung! Daß der französische Geschichtschreiber unsere Volkskämpfe des Jahres 1809 mit Liebe oder auch nur mit einer ins Detail eingehenden Theilnahme betrachte, wäre freilich zu viel verlangt, aber es werden doch die Helden jener Zeit nicht mehr mit dem abgeschmackten Schlagwort „brigands" abgefertigt, sondern einem Manne wie Schill wird wenigstens „un patriotisme désordonné" zugeschrieben, oder die patriotischen Wiener von 1809 gerühmt daß sie von Gesinnungen beseelt waren „wie sie einer großen Nation ziemten." Ganz und gar freilich kann Thiers den Franzosen mit seinen Bonapartisirenden Ueberlieferungen nicht verläugnen, auch wo die Wucht der Thatsachen ihn zur Wahrheit zwingt. „Ganz Deutschland, sagt er einmal, war voll Unwillen gegen die Fürsten, die aus Furcht oder Eigennutz an Napoleons Wagen gefesselt waren, und obgleich die französische Herrschaft in ihrem Schooß die moderne Civilisation verbarg, stieß man doch deren Wohlthaten zurück, weil sie sich unter der Form auswärtiger Invasion darboten." Wir in Deutschland freilich haben über jene „moderne Civilisation" die uns durch Davoust und Vandamme gebracht ward, andere Ansichten als der Geschichtschreiber des Kaiserreichs; aber im Munde des Franzosen hat ein solches Urtheil einige Rechtfertigung, zumal wenn uns derselbe an die Zustände erinnert die uns theilweise

die restaurirten Gewalten der angestammten Regierungen gebracht haben. Oder wenn Thiers gelegentlich von dem westphälischen Königthum redet, das „durch den Glanz seiner Genüsse mehr als durch die Weisheit seines Regiments mit dem vertriebenen Hause contrastirt habe," so heißt das die Vergangenheit des Marschalls Hieronymus Napoleon Bonaparte etwas gar zu zart behandeln; aber wir würden uns gleichwohl entwaffnet fühlen, wenn der französische Staatsmann unzart genug wäre seine Parallele weiter ins Einzelne auszuspinnen. Wir betrachten es indessen in jedem Fall als einen Fortschritt daß die französische Geschichtschreibung der Thatsache zugänglich geworden ist, vor der sie so lange als einer unbequemen die Augen verschloß; der Thatsache daß die französische Herrschaft alle edleren Gefühle in Deutschland gegen sich empört, und schon 1809 in einem so ruhigen, abstracten, ungelenken Volke wie das deutsche ist eine mächtige Revolution der Geister vorbereitet hatte. Nur darin hat Thiers Unrecht wenn er die That von Staps verallgemeinert, und daraus schließen will: der Gedanke des Meuchelmords habe bereits in Deutschland Propaganda gemacht. Muß er uns doch selbst erzählen, wie sogar in den Rheinbundstaaten der patriotische Unwille den Bonapartismus zu verdrängen anfing, und Napoleon gleichwohl seine persönliche Bedeckung unbesorgt aus Rheinbundstruppen bilden konnte. Die That von Staps war ganz vereinzelt und mußte es sein, sowie der Geist unsers Volks damals noch beschaffen war.

Rußland in den Kampf von 1809 hereinzuziehen wurden von beiden Seiten lebhafte Anstrengungen gemacht. Schon früher hatte Napoleon den russischen Gesandten Romanzoff mit Liebkosungen und Geschenken bearbeitet, um für den Fall des Bruchs seines Einflusses versichert zu sein; jetzt als der Krieg unvermeidlich war, schickte Oesterreich den Fürsten Schwarzenberg nach Petersburg, um dort die Allianz mit Frankreich zu erschüttern. Thiers gibt uns nach Caulaincourts Berichten über diese Mission Mittheilungen. Kaiser Alexander war nicht mehr unerschütterlich fest in dem Bonaparte'schen Bündnisse. Seine Hoffnungen waren nicht erfüllt worden, sein Enthusiasmus für Bonaparte war in kühle politische Berechnung umgeschlagen. Hr. Thiers versichert daß die vertraulichen Unterredungen Alexanders mit Caulaincourt den allmählichen Wechsel der Stimmung deutlich erkennen ließen und Napoleon selber sich darüber keine Illusionen machte; er ist zugleich billig genug zuzugeben daß der Umschlag

in der Stimmung des russischen Kaisers hinlänglich erklärt und motivirt war. Unter diesen Umständen war ein Krieg Frankreichs und Oesterreichs für Alexander die ungelegenste und peinlichste Wendung die eintreten konnte; er konnte nach den bestehenden Verträgen zur Mitwirkung veranlaßt, und nöthigenfalls gezwungen werden auf dem Schlachtfeld von Austerlitz mit Napoleon gegen Oesterreich zu fechten. Er war in der schlimmen Lage, nicht zu wissen ob er den französischen Waffen Sieg oder Niederlage wünschen sollte; denn ein Sieg mußte jede Mittelmacht zwischen Rußland und Frankreich zerstören, eine Niederlage konnte mit ihrer Schmach und ihren Nachtheilen auch auf Rußland selber, den Verbündeten, zurückwirken. Gegen Caulaincourt äußerte sich Alexander so, daß diese Stimmungen wenigstens durchblickten. Er wollte nicht daß sein Gesandter in Wien am Schlepptau des französischen die Angelegenheiten mit Oesterreich verhandelte; unsere Minister, sagte er, werden alles verwirren; lasse man mich machen und reden, ich werde den Krieg vermeiden wenn er zu vermeiden ist, ich werde, wenn er unvermeidlich ist, ehrlich und offen handeln. Seine Berechnung war die Oesterreicher zugleich zu beruhigen und einzuschüchtern; zu beruhigen, indem er ihnen aufs bestimmteste erklärte es denke niemand daran sie wie Spanien zu behandeln; einzuschüchtern, indem er die unübersehbaren Folgen vor Augen hielt die ein unglücklicher Krieg für Oesterreich haben müsse.

In diesem Sinne sprach sich Alexander gegen Schwarzenberg aus. Er vermied es auf den Vorwurf der Mitschuld an den spanischen Dingen die ihm der österreichische Botschafter vorhielt, zu antworten, erinnerte an die Thorheit zugleich mit Rußland und Frankreich einen Kampf einzugehen, denn Rußland werde, wie es die Verträge verlangten, den Franzosen beistehen. Die angebliche Befreiung von Europa werde dadurch nicht möglich gemacht; der Koloß französischer Herrschaft werde dadurch nur verstärkt, und der Friede mit England in immer weitere Ferne gerückt. Anders als der Kaiser freilich sprach die hohe Gesellschaft der russischen Hauptstadt; sie war ganz antifranzösisch, und mißbilligte laut genug die Politik Alexanders. Den Fürsten Schwarzenberg läßt Thiers bei diesem Anlaß eine ziemlich unbeholfene Rolle spielen, und betont es wiederholt daß er nur Soldat, kein Diplomat gewesen sei — während wir in Deutschland umgekehrt, wenigstens seit 1812, in ihm den Diplomaten mehr bewundern lernten als den Feldherrn. Die Aeußerungen Alexanders hatten indessen nicht den berech-

neten Erfolg; statt den Krieg abzuwenden beschleunigten sie ihn. Man zweifelte in Wien nicht daß eine vollendete Thatsache auch auf den Gang der russischen Politik einwirken müsse; man entschied sich zur raschesten Eröffnung des Feldzugs, und hoffte durch schnelle Erfolge auch Rußland mit hereinzuziehen. Auch in Paris war man zum Kampf entschlossen; das bewies die Unterredung die Metternich am 2. März mit Champagny hatte, und die uns Thiers nach einer in den Archiven niedergelegten Aufzeichnung mittheilt. Metternich meinte der Fehler liege auf Napoleons Seite; warum habe man im Jahr 1808 während der Erfurter Verhandlungen Oesterreich so ganz in Unwissenheit gelassen? Champagny erwiederte im hohen Tone, der Kaiser rede nicht mehr mit einem Gesandten der entweder von seiner Regierung getäuscht sei, oder die französische täuschen wolle; man habe ja nichts von dem gehalten was man versprochen, man sei nur in der Unzuverlässigkeit sich gleich geblieben. So habe man im Jahr 1805 England gerettet, indem Oesterreich in dem Moment den Inn überschritten wo Napoleon gerüstet war über den Kanal zu gehen; so habe man jetzt wieder den Engländern Luft gemacht, und Napoleon gehindert seine Siege in Spanien aufs äußerste zu verfolgen. Aber man werde dafür büßen müssen; man werde Napoleon so rasch, so wohlgerüstet, so furchtbar finden wie jemals. Die beiden Minister schieden ohne irgend eine Aussicht auf eine Annäherung; doch glaubte Napoleon selbst noch nicht daß der Bruch so nahe sei.

Die Darstellung der Kriegsereignisse ist mit jener lebendigen Frische und Anschaulichkeit gegeben die Thiers auszeichnet; auch rühmt er wiederholt die Mühe die er sich gegeben um das Einzelne zu entwirren, und die oft sehr widersprechenden Zeugenaussagen auf das Maß des Wahrscheinlichen zurückzuführen. Von deutschen Quellen hat er Stutternheims unvollendete Schrift benützt, die zum Glück französisch geschrieben war, deren neulich veröffentlichte Fortsetzung aber natürlich nicht bis nach Paris vorgedrungen ist.*) Von neueren französischen Schriften die Thiers benützt haben mag ist wohl keine bedeutender als die „Mémoires de Masséna", die General Koch nach den hinterlassenen Papieren des Marschalls und nach den Actenstücken des Kriegsarchivs herausgibt.**) Auch die Franzosen geben zu daß

*) Sie ist in der österreichischen militärischen Zeitschrift 1849 übersetzt.

**) Der sechste Theil, der den Feldzug von 1809 enthält, ist 1850 erschienen.

der österreichische Feldherr dießmal ihnen vollständig zuvorgekommen war, daß sie selber sich in ziemlicher Verwirrung befanden, und Napoleon sammt seinen Massénas und Davousts alle Mühe hatte das Versäumte rasch gut zu machen. Ein Theil der Schuld dieses Versäumnisses lag auf dem politischen Gebiet, ein anderer war den Anstalten Berthiers zuzuschreiben. Thiers sucht nun zwar den letzteren von der Verantwortlichkeit zu entbinden; er habe, versichert er, alle dessen Befehle durchgesehen, sie auf Tag und Stunde mit denen Napoleons verglichen, aber keinen Vorwurf gegen Berthier daraus ableiten können. Berthier sei von Paris abgereist mit der Weisung die Truppen auf Regensburg zu concentriren, auf dem Wege dagegen habe ihn eine telegraphische Depesche des Kaisers eingeholt, wornach, im Fall eines frühen Angriffs, die Hauptmacht auf den Lech zu vereinigen, Davoust aber bei Regensburg zu lassen sei. Die Denkwürdigkeiten Masséna's dagegen überschütten den Fürsten von Neufchatel mit den herbsten Vorwürfen, und wenn die dort mitgetheilten Details richtig sind, so hatte allerdings Berthier den Kopf verloren, beschäftigte sich in Straßburg mit weitläufigen Verwaltungsmaßregeln, und versah die einzelnen Feldherrn nur mit unzureichenden oder verworrenen Instructionen. Zum Glück ward alles gut gemacht durch die Ueberlegenheit Napoleons und die Fehler seiner Gegner, und Thiers kann mit Recht von den Kämpfen an der Donau sagen: drei- bis viermalhunderttausend Mann, Oesterreicher, Franzosen, Bayern, Württemberger, Badener, Hessen stießen in diesem engen Raum fünf Tage lang mit unerhörter Heftigkeit zusammen, der Sieg mußte nicht allein dem Tapfersten gehören, denn tapfer war man auf beiden Seiten, sondern demjenigen der es am besten verstand sich in diesem Chaos von Gehölz, Sümpfen, Hügel- und Thalland zu bewegen.

In der Erzählung des Einzelnen sucht Thiers eine unverkennbare Mäßigung und Unparteilichkeit an den Tag zu legen. Er versichert uns daß die gedruckten wie ungedruckten Berichte (letztere besonders von Davoust, St. Hilaire, Friant, Montbrun) sich oft in allem Einzelnen widersprechen, und daß er sich große Mühe gegeben das Wahrscheinlichste herauszuwählen; er spricht ziemlich wegwerfend von „den Uebertreibungen der Bülletins", und gibt manche Proben daß es ihm Ernst ist die hyperbolischen Darstellungen seiner Landsleute zu mäßigen — aber es sind doch immer fast ausschließlich französische Quellen aus denen er schöpft. Wie groß denn da bisweilen die Kluft noch ist die

unsere Berichte von den französischen trennt, dafür wollen wir eine Probe geben. Von dem glücklichen Gefechte bei Neumarkt am 24. April das FML. Hiller einer bayerisch-französischen Abtheilung lieferte, und woran auch Radetzky als Generalmajor an der Spitze einer Colonne theilnahm, besitzen wir eine sehr ins Einzelne gehende, trockene und anspruchslose Darstellung aus österreichischen Quellen.*) Nach dieser Skizze war der Vortheil auf deutscher Seite bedeutend; die Oesterreicher machten 887 Gefangene mit 27 Offizieren, der Feind ließ bei zweitausend Todte auf dem Platz, und nur die gleichzeitig eingetroffene Nachricht von dem Ausgang des Kampfes bei Eckmühl hinderte Hiller seinen Vortheil weiter zu verfolgen. Wie erscheint nun dies Gefecht bei Thiers? Daß die französisch-bayerische Abtheilung zurückgeworfen wird, läßt sich natürlich nicht bestreiten, aber über der Schilderung ihres heldenmüthigen Widerstandes (auch ihre Zahl ist sehr klein angegeben) vergißt man fast den ungünstigen Ausgang des Kampfes. Auch als sie zurück müssen, wird dieser Rückzug mit einem „Aplomb" ausgeführt, „den die Feinde selber bewunderten." Und die ganze Geschichte kostet nur „einige Hundert Bayern" und „wenige französische Reiter" (quelques chevaux au général Marulaz) — so versichert uns wenigstens Thiers, freilich nicht ohne unwillkürlich an den bekannten französischen Schlachtbericht zu erinnern, wo der Sieg nur den Finger eines Tambour gekostet hat. Im Großen und Ganzen hat unser Geschichtschreiber freilich Recht wenn er um die fünf Tage an der Donau seinen Helden preist und den Wunsch beifügt: Napoleon möchte immer seine Politik so geleitet haben wie er hier den Krieg leitete, d. h. nach allen Regeln des gesunden Sinnes, ohne allzu gefahrvolle Wagnisse und ohne allzuviel dem blinden Zufall anheimzugeben.

Während in Deutschland die Armee auf dem Rückzug ist, hat sich in Italien das Kriegsglück anders gewendet; Erzherzog Johann bringt dort bei Sacile dem Vicekönig Eugen eine Niederlage bei, deren erfolgreiche Benützung nur durch die Unfälle in Deutschland gehindert wird. Die Verstimmung unseres Geschichtschreibers über diesen Sieg deutscher Waffen ist so mächtig, daß er ungerecht wird gegen den Sieger. Oder was soll es heißen wenn er den „esprit téméraire et inconséquent" des Erzherzogs mit dem „esprit sage mais expérimenté" des Vicekönigs in Parallele stellt? Der „esprit sage" war, wie der

*) Oesterr. militär. Zeitschr. 1846. II. S. 149 ff.

Erfolg bewies, nicht geeignet eine große Armee zu führen, wenn man ihm nicht einen militärischen Mentor an die Seite gab; er war dem österreichischen Prinzen als Feldherr durchaus nicht gewachsen, wozu also die Krümmungen und Redensarten um das zu verdecken? Napoleon hatte hier ganz denselben Fehler begangen den er sonst an den Gegnern selbst so bitter tadelte: Geburt, persönliche und dynastische Rücksichten entschieden wo nur Verdienst und Tüchtigkeit gewogen werden durften. Thiers erzählt selber wie Napoleon dem König von Bayern auf seinen Wunsch, der Kronprinz möge das bayerische Contingent commandiren, sehr gut erwiederte: „Wenn Ihr Sohn einmal 6 oder 7 Feldzüge mit uns gemacht hat, dann kann er commandiren; einstweilen soll er in meinen Generalstab eintreten, dort wird er mit aller schuldigen Achtung behandelt werden, und zugleich unser Handwerk lernen." Aber wie der Dichter sagt: video meliora proboque deteriora sequor! In demselben Augenblicke übergab er dem Prinzen Eugen die Führung in Italien, wozu er keinen Anspruch mitbrachte als sein dynastisches Verhältniß zum Kaiser. Thiers selbst berichtet uns wie sehr die Niederlage bei Sacile, im Zusammenhang mit den Aufständen in Deutschland und dem Gang des Kampfes in Galizien, dem Kaiser in die Quere kam; wie er unzufrieden war über die militärische Unzulänglichkeit Eugens, und wie er sich beeilte ihm in Macdonald einen tüchtigen Gefährten an die Seite zu geben. Er selber verhehlt uns nicht daß in der Umgebung des Vicekönigs der übermüthige und frivole Sinn höfischer und vornehmthuender Cavaliere die höhern Offiziere ergriffen hatte, und der schlichte, anspruchlose Macdonald einige Mühe hatte die leichtfertigen Spötter, denen selbst sein einfaches Costüm nach revolutionärem Zuschnitt anstößig schien, zur Vernunft zu bringen. Auch Massena galt nichts in den Augen dieser jungen Generation, die sich seit der Herstellung der Monarchie an Napoleon angenistet, und nicht selten mehr in der Antichambre als auf dem Schlachtfeld ihre Epauletten verdient hatte. Ueberaus wahr schreibt daher Napoleon nach der Niederlage von Sacile an seinen Stiefsohn, der ihm nur sehr lakonisch gemeldet hatte, „er sei geschlagen" (30. April 1809): Sei geschlagen, meinetwegen; ich mußte darauf gefaßt sein als ich einen jungen, unerfahrenen Mann zum Feldherrn machte, während ich die Prinzen von Bayern, Sachsen und Württemberg an die Spitze ihrer Truppen zu stellen mich weigerte. Deine Verluste will ich zu ersetzen suchen, aber dazu muß ich wissen wie es

steht, und ich weiß nichts . . . Der Krieg ist ein ernstes Spiel, in welchem man seinen guten Ruf, seine Truppen und sein Land preisgibt. Ist man verständig, so lernt man sich selber kennen und beurtheilen ob man für das Handwerk geschaffen ist oder nicht. Ich weiß daß ihr in Italien eine gewisse Geringschätzung Massena's affectirt; hätte ich ihn geschickt, so wäre es nicht so gekommen. Massena hat militärische Talente vor denen ihr alle euch beugen müßt, und wenn er Fehler hat, so muß man sie vergessen, denn jeder Mensch hat Fehler. Ich habe einen Mißgriff gemacht als ich Dir meine italienische Armee anvertraute; ich hätte Massena schicken und Dir unter seinem Oberbefehl das Commando der Reiterei übergeben sollen. Muß doch der Kronprinz von Bayern eine Division unter Lefebvre commandiren!

Den Marsch des Kaisers direct auf Wien stellt Thiers als die einzig richtige militärische Combination dar, die durchaus aus den Bedürfnissen der Lage, nicht aus der Eitelkeit die feindliche Hauptstadt rasch zu besetzen entsprungen sei. Er hebt die Gefahren hervor die eine Verfolgung des Erzherzogs Karl mit den ziemlich strapazirten französischen Truppen, eine Vereinigung der beiden österreichischen Corps vor Wien haben mußte, und findet daß diesen Chancen gegenüber der rasche Gang auf Wien nicht nur der glänzendste, sondern auch der solideste und sicherste Weg war. Die Schilderung der militärischen Ereignisse auf dem Wege nach Wien ist lebendig, anziehend, aber nicht überall unbefangen und geschichtlich treu. Thiers hat natürlich nur Augen für die französische Tapferkeit; daß sich diesmal die Oesterreicher mit einer Hartnäckigkeit und einem Heldenmuthe schlugen der den Weg nach Wien nicht wie früher zu einem Triumphzug machte, sondern überall mit blutigen Erinnerungszeichen markirte, das tritt in seiner Erzählung bei weitem nicht genug ins Licht. Und doch war das der wesentliche Unterschied des Kriegs von 1809 im Vergleich mit den früheren, wenn auch der Ausgang zunächst derselbe war! Da kündigte doch der Krieg den neuen Geist an den wir seit 1813 in Deutschland siegreich sehen! Bei Thiers ist die Auffassung ganz französisch, und nicht einmal der bescheidene Anspruch eines gleichen Maßes befriedigt. Nur ein Beispiel! Unter allen Kämpfen zwischen Regensburg und Aspern war keiner so blutig, so entsetzlich anzuschauen selbst für die abgestumpften Sinne Napoleonischer Soldaten, wie das Ringen an der Traunbrücke bei Ebelsberg und die Schlächterei in dem brennen-

den Städtchen selbst (3. Mai). Nicht nur die Franzosen, sondern auch die Oesterreicher gaben hier fast unglaubliche Beweise von Kühnheit in Angriff und Ausdauer in der Abwehr; die Wiener Freiwilligen namentlich haben sich hier mit unsterblichem Ruhm bedeckt. Es ist vielleicht zu viel verlangt daß der französische Geschichtschreiber des Kaiserreichs auch für sie in seiner Darstellung ein bescheidenes Plätzchen habe, aber das dürfen wir doch billig fordern daß die ganze Metzelei nicht wieder zur ausschließenden Verherrlichung französischer Glorie ausgebeutet wird. Nach Thiers verloren die Franzosen 1700 Mann, die Oesterreicher 3000 Todte und Kampfunfähige, 4000 Gefangene sammt vielen „Fahnen und Kanonen"; der Rest der Oesterreicher zog ab, „bestürzt über so viel Kühnheit der Feinde." Daß die Angabe des österreichischen Verlusts unzweifelhaft übertrieben, der französische sehr unterschätzt ist, daß die Oesterreicher nach dem Bericht aller ihrer Quellen, namentlich auch des von Thiers um seiner Wahrheitsliebe willen gepriesenen Stutternheim*), 1400 Gefangene mitnahmen und einige Adler erobert hatten, erwähnt unser Geschichtschreiber nicht; wenn nur dem französischen Nationalstolz, sei es auch auf Kosten der Wahrheit, geschmeichelt wird!

Als einen Hauptfehler des Erzherzogs Karl betrachtet Thiers das Unterlassen aller genügenden Vertheidigungsanstalten in Wien selbst. „Man mußte, meint er, Wien uneinnehmbar machen; die Armeen Böhmens und Italiens vereinigt, wären dann nicht leicht zu schlagen gewesen. In offenem Felde eine Schlacht gegen Napoleon gewinnen war gewiß eine verwegene Hoffnung; aber an der Spitze aller Streitkräfte der österreichischen Monarchie, angelehnt an die Mauern der Hauptstadt eine Defensivschlacht zu liefern, das hieß ihm die einzige Klippe entgegenwerfen an welcher damals sein Glück Schiffbruch leiden konnte." Auch nach unsern deutschen Berichten scheint es unzweifelhaft daß der Erzherzog nicht so leichten Kaufs die Hauptstadt preisgeben wollte; wenigstens deuten seine Befehle an Erzherzog Maximilian und an Hiller darauf hin, aber freilich waren die Kräfte und Vorbereitungen des Widerstandes unzureichend. So erfolgt denn der Donauübergang und der unvergeßliche Kampf bei Aspern und Eßling. Die Darstellung die uns Thiers davon gibt ist die vollständigste die

*) Siehe die angeführte Fortsetzung Stutternheims Oesterreichische Militär-Zeitschrift 1849 I. S. 286. 287.

wir bis jetzt von einem Franzosen besitzen. „Ich habe, sagt er, das Bewußtsein in dieser Rücksicht nichts vernachlässigt und mehr Actenstücke gesammelt, sorgfältiger über diesem Material gearbeitet zu haben, als es vor mir geschehen ist. Ich kann versichern, ich bin nie ruhig wenn noch ein Actenstück irgendwo übrig ist das ich nicht benützt, und ich bin erst dann zufrieden wenn ich vergleichen konnte." Die deutsche Literatur hat noch Stoff in Fülle diese edle Wißbegierde zu befriedigen; natürlich spricht Thiers auch nur von französischen Quellen. Da hat er denn außer den handschriftlichen Quellen den Marschall Molitor, die Generale Mortemart, Petit, Marbot, Reille und andere Augenzeugen zu Rathe gezogen, und ist im Stande manches Einzelne beizubringen das unsere deutschen Berichte ergänzen kann. In den Zahlenangaben moderirt er sich dießmal; er setzt die Zahl der bei Aspern am 22. Mai kämpfenden Franzosen auf 60,000 Mann (statt wie andere französische Bücher auf 40,000), und zieht von den 100,000 Oesterreichern welche die Franzosen ins Feuer rücken lassen, doch etwa 10,000 ab; das ist wenigstens von den Angaben der Gegner nicht mehr so weit entfernt.*) Den ungünstigen Ausgang des Kampfs schreibt Thiers vorzugsweise dem Mangel an Munition zu, und stützt sich dabei auf eine Depesche Berthiers, wornach am zweiten Schlachttage schon Morgens 10 Uhr die Franzosen sich verschossen gehabt hätten. Bekanntlich war aber dieser Mangel auch auf der andern Seite fühlbar, und die österreichischen Berichte schreiben es diesem Umstand zu daß der Erzherzog am Mittag des 22. den Kampf ruhen ließ. Nur durch Brescheschießen mit schwerem Geschütz, sagt eine werthvolle Monographie eines österreichischen Offiziers**) über den letzten Sturm auf Eßling, hätten den Colonnen Wege in das Innere des Orts gebahnt werden können. Hiezu fehlte es aber vor allem an Zeit; auch war schon früher der Mangel an Munition fühlbar geworden. Daher befahl der Erzherzog um 1 Uhr den Angriff aufzugeben.

In der Darstellung des Todes von Lannes weicht Thiers ebenso von den Lobrednern Bonaparte's ab, die daraus eine pathetische Scene

---

*) Eine sehr ins Einzelne gehende österreichische Berechnung (Militärische Zeitschrift 1843 I. S. 68 bis 72) gibt ungefähr 75,000 Mann anwesende Oesterreicher zu, und nimmt an daß die Franzosen etwa gleich stark waren.

**) Militärische Zeitschrift 1843. I. S. 184.

gemacht haben, wie von den Gegnern des Kaisers, die den tapfern Marschall mit bittern Vorwürfen gegen seinen Herrn aus dem Leben gehen lassen. Sie verlieren, soll Lannes gesagt haben, Ihren treuesten Freund und Ihren treuesten Waffengefährten. Leben Sie und retten Sie die Armee. „Das Uebelwollen, fügt Thiers hinzu, welches sich gegen Napoleon kundzugeben anfing und woran er leider selbst nur allzu viel Schuld trug, verbreitete damals das Gerücht von Vorwürfen die Lannes im Sterben an ihn gerichtet habe. Es war nicht so. Lannes nahm mit einer gewissen krampfhaften Genugthuung die Theilnahme seines Herrn entgegen, und machte seinem Schmerze Luft ohne ein bitteres Wort einzumischen. Es bedurfte dessen auch nicht: eine einzige Erinnerung an das was er selber so oft über die Gefahr unaufhörlicher Kriege gesagt hatte, der Anblick der beiden zerschmetterten Beine, der Tod eines andern Helden, St. Hilaire, die schreckliche Hekatombe von 40 bis 50,000 Menschen die das Schlachtfeld deckten — lagen darin nicht bittere und verständliche Vorwürfe genug?"

Daß die Lage der Armee eine sehr kritische war, gibt auch Thiers zu; er erzählt von einer Berathung die an der Donau mit den Marschällen stattfand, und die allgemeine Entmuthigung grell genug enthüllte. Napoleon, versichert er, habe Muth eingesprochen, und mit bewunderungswürdigem Scharfblick den Gang der Dinge vorausgesagt. Auch die Oesterreicher, äußerte er, hätten schweren Verlust erlitten: sie würden geraume Zeit ruhig bleiben. Man würde Muße haben sich aus Frankreich zu verstärken, die italienische Armee an sich zu ziehen und sich an der Donau zu befestigen. Es sei nichts Auffallendes einen Verlust erlitten zu haben, wenn man erwäge wie schwer es sei angesichts einer feindlichen Armee den größten Strom Europa's zu überschreiten. Man müsse auf die Insel Lobau zurück, aber nicht weiter. Komme man so geschwächt nach Wien zurück, so würde dort die Aufregung wachsen; man würde den Erzherzog herbeirufen, um sie aus der Hauptstadt zu verjagen. Nicht zu einem Rückzug nach Wien sondern nach Straßburg müsse man sich in diesem Fall rüsten.

So viele Mühe Thiers sich auch gibt den Verlust der Franzosen geringer anzuschlagen, als er aller Wahrscheinlichkeit nach war, so sehr er sich wendet und dreht um die „angebliche Niederlage" als „einen reellen Sieg" erscheinen zu lassen, so muß er doch eingestehen daß der moralische Erfolg der beiden blutigen Tage vollkommen auf deutscher

Seite war. Der Glaube an die Unbesiegbarkeit Napoleons war zum erstenmale erschüttert, die feindliche Stimmung in Deutschland hatte einen unberechenbaren Aufschwung erhalten. Napoleons wahres bleibendes Unrecht — so lauten seine eigenen Worte — war diese Politik ohne Maß, die ihn erst an den Niemen getrieben, woher er wie durch ein Wunder zurückgekehrt war, die ihn dann an den Ebro und Tajo geführt, um dort seine schönsten Heere zurückzulassen, die ihn jetzt an die Donau führte, wo er wieder nur durch ein Wunder sich behaupten konnte — Wunder deren Folge jeden Augenblick aufhören und in Unglück umschlagen konnte. Hier lag sein Unrecht; als Feldherr hat er nur Fehler begangen unter der zwingenden Nothwendigkeit, welche eine unkluge Politik auf ihn übte.

Die Feldherrnthätigkeit des Erzherzogs Karl in der Schlacht bei Aspern wird von Thiers höchstens in dem einen Punkte getadelt: daß er seine Truppen nicht genug concentrirte, sondern den Bogen seiner Schlachtlinie zu weit ausdehnte. Die französische Armee in die Donau zu werfen erscheint ihm — gewiß mit Recht — als kein allzu leichtes Stück Arbeit, wenn man erwägt daß Feldherrn wie Massena und Lannes commandirten und in der Lobau einen Rückhalt hatten. Aber in den Tagen die dem Kampfe bei Aspern folgten, hätte, nach Thiers' Meinung, der Erzherzog manches ausführen können was er nicht einmal versuchte. „Die französische Armee, theils auf der Insel Lobau, theils auf dem rechten Donau-Ufer, in zwei Theile zerschnitten, befand sich in einer kritischen Lage, und Napoleon in seiner jugendlichen Zeit, als Feldherr von 1796, hätte sich die Gelegenheit die sich hier bot, gewiß nicht entschlüpfen lassen."

Thiers findet das Benehmen des Erzherzogs durch die Erschöpfung seiner Truppen, durch seine eigene Stimmug erklärt. „Er war persönlich wenig gestimmt wieder anzufangen. Zum erstenmal fand er sich Napoleon gegenüber ohne unterlegen zu sein, und ganz erstaunt über diesen ungewohnten Triumph, wollte er ihn genießen ehe er sich neuen Chancen aussetzte. Er fand in seinen Verlusten, in der Zerstörung seiner Munition Beweggründe genug zu warten, und in Ruhe einen unverhofften Sieg zu genießen."

Der Blick auf die Lage Deutschlands, die Hoffnung auf eine allgemeine Erhebung und der Blick auf die allerdings kritische Lage Napoleons, die sich jeden Tag verschlimmern konnte, das alles mag nach Thiers' Meinung zu seiner passiven Haltung beigetragen haben.

Daß die Ereignisse von Aspern und die Aufstände in Deutschland bis nach Paris hinüberwirkten, ist aus Andeutungen unseres Geschichtschreibers zu ersehen. Er erwähnt eines Briefes, worin Napoleon an seine Minister in Paris schreibt: „Wenn einige unbedeutende Streifereien euch so sehr beunruhigen, was wollt ihr denn thun wenn ernste Ereignisse über euch kommen — Ereignisse die eintreten können ohne daß man ihnen deßhalb unterliegt. Ich bin sehr wenig beruhigt, wenn ich sehe daß Männer, die an meinen Dienst gefesselt sind, so wenig Charakter zeigen und selber das Signal zu den lächerlichsten Befürchtungen geben. Nur auf dem Schauplatz wo ich operire können ernste Ereignisse eintreten, und da bin ich selber anwesend um alles zu beherrschen." Thiers selbst schlägt die Gefahren nicht so gering an wie Napoleon damals zu thun für gut fand. Obwohl die einzelnen Aufstände gescheitert, Schill getödtet, Braunschweig zum Rückzug genöthigt war, erkennt er doch in der damaligen Lage Deutschlands die Symptome einer sehr bedeutungsvollen Veränderung. Die Gemüther, sagt er, waren dort gegen uns um nichts weniger erbittert, und es bedurfte nur eines Unglücksfalles um die noch eingeschüchterten Völker von einem Ende des Festlandes zum andern zu einer allgemeinen Erhebung aufzurufen.

Ueber das Verhältniß der beiden Erzherzoge Karl und Johann schwebt ein Dunkel, das noch der unbefangenen und überzeugenden Aufklärung wartet. Anklagen und Gegenanklagen sind erhoben worden, um einen Theil der Schuld von Wagram von dem einen oder dem andern abzuwälzen. In den Berichten die vom Hauptquartier inspirirt sind, fällt ein unläugbarer Schatten auf Erzherzog Johann und seine Versäumnisse; umgekehrt ist sehr entschieden (am bittersten von Hormayr) die ganze Verantwortlichkeit dem Hauptquartier zugeschoben worden. Thiers kann darüber nichts Neues beibringen; er beschuldigt kurzweg und leichtfertig den Erzherzog Johann, der bei ihm in besonderer Ungunst zu stehen scheint, derselbe habe die Befehle des Hauptquartiers aus rein persönlichen Berechnungen nicht vollzogen, weil er sich „einen aparten Ruhm" habe erwerben wollen, den Beweis dafür bleibt der französische Geschichtschreiber uns freilich schuldig; er scheint nicht einmal zu wissen daß eine ganz ähnliche Anklage — der Sieger von Aspern habe mit seinem Bruder den Ruhm eines zweiten Siegs auf dem Marchfeld nicht theilen wollen — in allem Ernste erhoben worden ist.

Den Schluß des Bandes bildet eine Schilderung der Schlacht bei Wagram: Der österreichische Oberfeldherr, äußert Thiers, hatte immer den Gedanken gehabt der offensiven Bewegung der Franzosen seinen linken Flügel, der zwischen Neusiedel und Wagram stand, entgegenzustellen, dann, während die Franzosen auf diesem Punkte beschäftigt waren, mit seinem ganzen rechten Flügel vorzudringen, sich in die Flanke der Feinde zu werfen, sie von der Donau abzuschneiden, und sobald er sie einmal zur Defensive genöthigt, seine Linke von den Höhen bei Wagram herabsteigen zu lassen, um sie so mit vereinigten Kräften nach dem Flusse zu dränger Er hoffte zugleich daß indessen der Erzherzog Johann von Preßburg her sie im Rücken angreifen, und sie dann gegen ein Zusammenwirken solcher Kräfte erliegen würden. Alles das wäre möglich, sogar wahrscheinlich gewesen, wenn der Erzherzog manövrirend wie Napoleon 30—40,000 Mann mehr auf dem Schlachtfeld gehabt, wenn er zu rechter Zeit seinen Bruder Johann in Kenntniß gesetzt,*) wenn er zwischen Neusiedel und Wagram Werke hätte aufrichten lassen die diesen Punkt uneinnehmbar machten. Aber der Erzherzog Karl hatte von dem allem nichts gethan; er hatte nur Baraken aufgerichtet, und seinem Bruder erst am 4ten Nachricht zukommen lassen. Das Hinderniß welches jene Baraken den Franzosen entgegenwarfen, beweist zur Genüge was geschehen wäre wenn er bedeutendere Werke hätte herstellen lassen. Auch konnte man mit Grund sagen daß er zu früh den Befehl zum Rückzug gab, während er noch der französischen Armee Widerstand leisten und die Ankunft des Erzherzogs Johann abwarten konnte. Es bleibt indessen nicht minder richtig daß selbst eine Täuschung dieser Art rühmlich ist, wenn man sich so heldenmüthig für sein Land geschlagen und an so großen Dingen theilgenommen hat. Thiers verhehlt dabei nicht daß die Erschöpfung und Kampfesmüdigkeit der Franzosen außerordentlich groß war. Er erzählt uns wie die erste Kunde von der Ankunft des Erzherzogs Johann einen panischen Schrecken unter die Franzosen warf, die äußerste Vorhut wild auseinanderlief, und Napoleon genöthigt war nicht nur die Reserve in Bereitschaft zu halten, sondern auch selber wieder zu

*) Hier wird also ein wesentlicher Theil des Tadels, der früher auf Erzherzog Johann gewälzt war, auf Rechnung des Generalissimus geschrieben. In den Zahlenangaben ist Thiers wie an den frühern Stellen nicht ganz billig, indem er die unzweifelhaft zahlreichere Armee der Franzosen als ebenso stark wie die der Oesterreicher bezeichnet.

Pferde zu steigen, nachdem er nach drei schlaflosen Nächten auf dem Schlachtfeld versucht hatte auszuruhen. Die Operationen Napoleons erscheinen dem Geschichtschreiber im höchsten Grade bewunderungswürdig; namentlich den Uebergang über die Donau, angesichts eines so zahlreichen Feindes, zählt er zu seinen glänzendsten Waffenthaten. Allein daß sich das Verhältniß des Sieges zu den Opfern die er gekostet anders als früher gestaltet hatte, daß er mit einem andern Feinde und andern Gefahren kämpfte, giebt er unumwunden zu. Unermüdlich nennt er in den Schlußworten den Geist Napoleons, unermüdlich, aber doch nicht im Stand die einfache Wahrheit zu begreifen daß die Welt nicht so unermüdlich war wie er.

Elfter Band.

(Allgm. Ztg. 24. u. 25. December 1851 Beilage Nr. 358 u. 359.)

Es weckt eine eigene Empfindung die Fortsetzung des Thiers'schen Werks in dem Augenblick zur Hand zu nehmen wo dem Verfasser vielleicht auf geraume Zeit eine unfreiwillige Muße es zu vollenden beschieden ist. Als Lobredner und Vertheidiger des moderirten Bonapartismus hat Thiers sein Werk begonnen; als eines der ersten Opfer Bonaparte'scher Restauration wird er es zu Ende führen. Mit allem Reiz verführerischer Darstellung hat er die ersten Zeiten des Consulats verherrlicht, die despotischen Härten jener Periode gemildert; nun wird ihm selber, rücksichtsloser als nach dem 18. Brumaire, dasselbe Schicksal von der Militärdictatur bereitet das damals die parlamentarischen Sprecher, Doctrinärs und Intriganten getroffen hat. Noch sind es erst elf Jahre her als der Geschichtschreiber keck in die Bonaparte'sche Kriegstrompete stieß gegen das nämliche Deutschland das ihn jetzt beinahe wie einen Vagabunden transportirt und von Polizeidienern an der Kehler Brücke abgesetzt sieht. Und wie leicht mag es der Dictatur vom 2. Dec. sein ihre Nachdrucke consularischer Politik mit den dialektischen Rechtfertigungen zu decken womit der Bonapartisirende Historiker die Geschichte des ersten Consuls und Kaisers durchflochten hat! War es eine trübe Ahnung die den Geschichtschreiber in den späteren Bänden in merklich gedämpfterem Ton reden ließ, so daß nun der Uebergang zu einem ziemlich antibonapartischen Schluß des Werkes nicht mehr allzu grell erscheinen wird? In jedem Fall sind die sechs Jahre seit dem ersten Erscheinen an bittern und unerwarteten Lectionen für

den Verfasser sehr reich gewesen. In welch schwerer Krisis muß aber eine politische Gesellschaft liegen wo so glänzende und reiche Talente so ganz ohne positive und bleibende Wirkung vorübergehen, wo es so leicht ist die ersten Köpfe und Namen erst „abzunützen" und dann gar mit Gendarmen sie über die Grenze zu bringen, ohne daß ihr Schicksal viel mehr als die vorübergehende Neugierde aufregen könnte!

Der elfte Band behandelt den letzten Theil der Geschichte des Jahres 1809 und die Anfänge des Jahres 1810; „Talavera und Walcheren", „die Ehescheidung" sind die Ueberschriften der beiden darin enthaltenen Bücher. Manche unausgeschöpfte Quelle, z. B. über den spanischen Krieg die ungedruckten Memoiren Jourdans, die Correspondenz Napoleons, Josephs, des Kriegsministers und der Marschälle, hat ihm zu Gebot gestanden und hinreichendes Material geliefert theils das Gemälde der Zeit lebendiger und reicher auszustatten, theils manche dunkle Episode aufzuklären, manch einseitige und schiefe Auffassung zu berichtigen. Es sind eine Reihe von glänzenden Erfolgen im Einzelnen, die zu erzählen sind: der Wiener Friede, das Scheitern der Expedition auf Walcheren, das habsburgische Ehebündniß; und doch ist der Gesammteindruck des Ganzen für die Dauer Napoleonischer Glorie ein entschieden ungünstiger. Thiers hat sich diesmal keine Mühe gegeben dieß zu verhüllen; vielmehr ist er mit seiner Beobachtung allen den einzelnen Zügen und charakteristischen Momenten nachgegangen, in denen sich Symptome des Verfalls erkennen lassen.

Die Zustände des spanischen Kriegs geben dazu reichen Stoff an die Hand. Zweimalhunderttausend Mann der auserlesensten Truppen unter anerkannten Führern erringen nicht nur gegen ganz unzulängliche Gegner keine dauernden Erfolge, sondern decken vielmehr mit jedem Tage greller die schwachen Seiten Napoleonischer Herrschaft auf. Aber freilich ließ sich auch eine buntere Wirthschaft nicht denken, als das Regieren und Commandiren unter König Joseph, seinem militärischen Mentor Jourdan und den verschiedenen kaiserlichen Marschällen war. Thiers hat davon eine plastischere und reichere Schilderung gegeben als wir sie bisher besaßen. Ein König über den Napoleon selbst spöttelte und mit Geringschätzung redete, obwohl er ihn für gut genug gehalten eine Nation wie die spanische zu regieren, ein Mentor dessen steife, noch etwas republicanisirende Art dem Imperator nicht zusagte, Marschälle die unter Napoleons Leitung vortrefflich waren, jetzt, sich selbst überlassen, alles verkehrt anfingen, eine Schattenregierung die

sich bei den Spaniern populär zu machen suchte, zum Theil auf Kosten der Franzosen, und eine französische Armee wo man bis zum gemeinen Soldaten herab darüber murrte zur Vertheidigung Bonapartischer Familienkönigthümer mißbraucht zu werden — das sind die Elemente die hier, aller höheren Leitung entbehrend, mehr gegen einander, als mit einander agiren.

Es läßt sich nichts Kläglicheres lesen als die Briefe des rathlosen Königs Joseph an seinen kaiserlichen Bruder, die Thiers ausführlich mittheilt. Der arme König in Madrid entbehrte des Nöthigsten; der Gebieter war 600 Stunden weit weg mit einem großen Kriege beschäftigt, und hatte die materielle Versorgung seines auch hierin ganz pupillenartig behandelten Bruders Agenten überlassen aus deren Insolenz die gröbste Mißachtung gegen den Bruder ihres Kaisers heraussprach. Oder giebt's etwas Tragikomischeres als ein König von Spanien und Indien der an Napoleon schreibt: „je donne toutes mes facultés aux affaires depuis 8 heures du matin jusqu'à 11 heures du soir; je sors une fois par semaine; je n'ai pas un sou à donner à personne; je suis à ma quatrième année de règne, et je vois encore ma garde avec le premier frac que je lui avais donné il y a trois ans . . . . mes officiers sont encore logés par billet de logement. Sans capitaux, sans contributions, sans argent, que puis-je faire?"

Den Insurrectionskrieg in seiner ganzen aufreibenden Wirkung schildert Thiers vortrefflich; höchstens läßt er vielleicht hie und da auf die Schnellfüßigkeit spanischer Insurgentenhaufen zu starke Schatten, auf die ritterliche Humanität der Franzosen zu viel Licht fallen. Wohl waren die Banden des Aufstandes nicht fähig ein ordentliches Heer zu bilden, aber sie reichten vollkommen hin den Krieg unendlich zu erschweren, jedem kleinen Mißgriff in der Führung der Franzosen eine erhöhte Bedeutung zu verleihen, jedem Siege einen Theil seines Werthes zu entziehen. Sehr treffend schreibt Jourdan (in seinen Memoiren) über die beiden glücklichen Gefechte von Medellin und Ciudad-Real: in jedem andern Lande Europa's hätten zwei solche Treffen die Unterwerfung der Bewohner herbeigeführt, und die siegreichen Truppen hätten ihre Operationen fortsetzen können. Ganz anders in Spanien: jemehr Nachtheile die eingebornen Truppen erlitten, desto mehr zeigten sich die Bevölkerungen zur Erhebung gestimmt; jemehr die Franzosen Terrain gewannen, desto bedrohter ward ihre Lage. In der That bringt Thiers

wunderbare Einzelheiten darüber bei, wie alle Verbindung, alle Kenntniß von der Thätigkeit der einzelnen Truppencorps unterbrochen war, wie die aus Oesterreich gegebenen Instructionen Napoleons auf die inzwischen umgestalteten Verhältnisse jenseits der Pyrenäen nicht mehr paßten, und wie man sich dann doch auch wieder nicht getraute den Umständen entsprechend, aber den kaiserlichen Weisungen zuwider zu handeln.

Eine merkwürdige Episode in diesem Chaos widerwärtiger Verhältnisse bildet Soults mißglückte Expedition nach Oporto und seine Bemühung sich ein lusitanisches Königreich zu erwerben. Wir verdanken Thiers darüber die ersten ausführlichen und wohl auch ganz authentischen Nachrichten. Es giebt wenig heiklere Partien der Napoleonischen Kriegsgeschichte als diese Episode, die nun aus der geheimen Correspondenz des Kaisers, aus Jourdans Aufzeichnungen ein vollständiges Licht erhält. Der Geschichtschreiber versichert uns die peinlichen Dinge ehrlich durchforscht und ohne Milderung sie wiedergegeben zu haben; wir dürfen ihm Glauben schenken, zumal nach einer Vergleichung mit Bignon, der von diesen Quellen entweder nichts gewußt oder von den darin enthaltenen Aufschlüssen nichts hat wissen wollen. Thiers schildert uns im Einzelnen wie der Gedanke aus dem Norden Portugals ein apartes Königreich zu machen, zunächst im Kreise der zahlreichen portugiesischen Juden eine eifrige Vertretung fand; sie waren der Insurrection abhold, wollten ungestörten Gang der Geschäfte, und hofften von dem französischen Regiment Schutz ihrer Rechte. Der gute Marschall und seine militärischen Höflinge griffen den Gedanken bereitwillig auf, bald fanden sich Mittelsmänner die eine Adresse in Gang setzten, und die Sache schien in besten Zug zu kommen. Da ist es nun besonders bezeichnend und für unsre gegenwärtige Lage von erhöhtem Interesse, zu sehen welch lebhafte Opposition im Heere selber auftauchte. Man goß über den neuen Kronprätendenten den unerbittlichsten Spott aus; in den verschiedensten Kreisen der Armee brach eine fast meuterische Stimmung hervor, man war sich jetzt erst recht klar über die unnatürliche Politik des Kaiserreichs, und murrte laut darüber daß man an allen Ecken und Enden der Welt sein Blut vergießen solle, um ephemere Lehenskönigthümer des Imperators aufzurichten. Soult ward hitzig wenn man ihm widersprach: aber die Gährung stieg, und es zeigte sich recht überraschend welch gefährliches Ding es ist sich nur auf Soldaten zu stützen.

Es bildeten sich, wie wir aus Thiers' Schilderung ersehen, Parteien im Heere, deren Existenz allein schon das Ueberspannte und Ungesunde der Zustände enthüllte. Hier standen die einen, die aus Ergebenheit gegen Napoleon sich nicht zu einer Sache wollten brauchen lassen die ohne Wissen und Willen des Kaisers eingefädelt war; dort regte sich die alte republicanische Meinung, durch das Uebermaß Napoleonischer Herrschaftsgelüste nur mit neuer Stärke geweckt, und neben den Reminiscenzen der Armee von 1793 und 1794 tauchten royalistische Anwandlungen bei andern auf, die in diesem unsichern Hazardspiel abenteuerlicher Entwürfe eben nur tiefer das Bedürfniß eines festen und dauernden Zustandes empfanden. Besonders eigenthümlich war es daß diese letzte Richtung, die in Spanien zum erstenmal merkbar hervortrat, sich grade aus den alten Republicanern der Rheinarmee recrutirte. Sie waren, sagt Thiers, der Mühen überdrüssig die sie nicht mehr für die Größe des Landes, sondern nur für eine Dynastie zu ertragen hatten. Der Ruhm hatte einen Augenblick die Leere und den Egoismus dieser Politik verborgen; die ersten Unglücksfälle riefen die ernste Betrachtung hervor, und aus der Betrachtung erwuchs der Widerwille.

Diese Spaltungen demoralisirten das Heer. Man sprach laut davon den Marschall zu verhaften und ihn durch den ältesten General ersetzen zu lassen, wenn er auf seinen Königs-Gedanken beharre. Unter diesen Gährungen litt wie natürlich die Disciplin; der Dienst wurde lax und nachlässig besorgt, und die Offiziere, von denen die Opposition ausgegangen, waren natürlich nicht in der Lage hier wirksam einzugreifen.

In diese Krise fällt dann eine merkwürdige Verschwörungsgeschichte, die uns bis jetzt nur lückenhaft oder unrichtig erzählt worden ist. Ein begabter Reiteroffizier, Namens Argenton, in dem jene royalistischen Anwandlungen mit besonderer Lebhaftigkeit wach geworden, glaubte in dem Mißvergnügen das sich so laut und allgemein kund gab den Stoff zu einer Verschwörung zu finden, die — man denke zur Zeit der Siege von Abensberg, Eckmühl und Regensburg! — das Napoleonische Kaiserthum ohne Mühe umwerfen könne. Argenton verließ, unter dem Schutz der Zuchtlosigkeit die eingerissen, die Armee, ging von Oporto nach Coimbra und suchte mit Sir Arthur Wellesley directe Einverständnisse anzuknüpfen. Er benahm sich dem englischen Feldherrn gegenüber wie der Führer einer schon fertigen Verschwörung, und sprach von Einverständnissen mit höhern Offizieren, die nach Thiers' bestimmter

Versicherung unbegründet waren. Der Plan knüpfte an Soults lusitanische Krongelüste an. Ließ er sich zum König ausrufen, wie es den Anschein hatte, dann brach unzweifelhaft eine Militärrevolte aus; die mußte man dann benutzen, nicht nur den Marschall zu beseitigen, sondern Napoleons Absetzung zu proclamiren. In einem Nu würden die 300,000 Mann der spanischen Armee dem Beispiel folgen, in gerechter Erbitterung über die Rolle zu der man sie mißbraucht, die kaiserliche Despotie abschütteln, die Halbinsel verlassen und die Befreiung Frankreichs und Europa's übernehmen.

Wellesley nahm aus diesen überspannten Anträgen das heraus was von praktischer Bedeutung war: die Desorganisation und Zwietracht der französischen Armee. Argenton war so unklug auch den General Lefebvre in seinen Plan einweihen zu wollen; dieß führte zu seiner Verhaftung, aus der es ihm zwar gelang zu entkommen — bis er nach einigen Monaten wieder gefangen und erschossen ward. Für Wellesley waren aber jene Andeutungen deutliche Fingerzeige wie es in der Soult'schen Armee aussah; er machte seine glückliche Expedition nach Oporto, deren Folge der schmähliche und verlustvolle Rückzug der Franzosen war. Thiers giebt ein lebhaftes Bild von dem Zustand in welchem die Flüchtigen nach Galicien kamen; die bittern Spottreden über das entwischte Königthum des Marschalls vermehrten noch das Peinliche der Situation. Der weitere Rückzug Soults aus Galicien, mit Zurücklassung seiner Artillerie, erbitterte Ney, mit dem er gemeinsam zu handeln verabredet hatte, aufs äußerste. „Wenn ich," schrieb Ney in grobem Tone, „Galicien ohne Geschütz hätte verlassen wollen, da konnte ich noch länger dort verweilen; aber ich wollte mich nicht der Gefahr aussetzen auf diese Weise es räumen zu müssen, und so bin ich zurückgezogen, indem ich nicht nur meine Verwundeten und Kranken mitnahm — sondern auch noch die welche der Hr. Marschall Soult zurückgelassen hatte."

Nach dem Ton dieses Briefs ist es ganz begreiflich daß Ney erklärte: unter keinen Umständen, auch wenn es der Kaiser befehle, mehr mit Soult zusammen dienen zu wollen. Diese traurigen Details, sagt Thiers, sind unentbehrlich um die Art zu würdigen wie der Krieg in Spanien geführt ward, um zu zeigen wie Napoleon seine Operationen über die Gränzen ausdehnte die seine Wachsamkeit beherrschen konnte, sie dem Zufall der Ereignisse und der Leidenschaften preisgab, und tapfere Soldaten unnütz opferte, die bald der Vertheidigung des Vater-

landes mangeln mußten. Diese Betrachtung des Geschichtschreibers erhält einen eigenthümlich drastischen Beleg dadurch daß in demselben Augenblick, wo diese Feindschaft der Marschälle den Gipfel erreichte (Junius 1809), eine Napoleonische Ordre von Schönbrunn anlangte, worin — Soult als Chef der vereinigten Armee über Ney gesetzt ward! Es hatte freilich seine eigenen Schwierigkeiten von Schönbrunn aus einen Krieg zu leiten, den die Marschälle selber zu führen durch eigene Zwietracht außer Stande waren.

Es ist sehr belehrend bei Thiers zum erstenmal ganz im Detail zu lesen wie die oft ganz unverständlichen Maßregeln und Ordres eben die Folge der chaotischen Zustände des Oberbefehls waren. Die Schlacht bei Talavera z. B. wurde, nach der Darstellung des Geschichtschreibers, von Victor mehr zufällig als planmäßig begonnen, und ebenso unmotivirt abgebrochen. So machte Napoleon, aus seinem Hauptquartier in Oesterreich, dem Marschall Jourdan den Vorwurf die Bewegungen veranlaßt zu haben die mit der Schlacht bei Talavera endeten, und noch einen schlimmern Ausgang hätte nehmen können. Nun weist aber Thiers gut nach daß dieß in Schönbrunn leichter gesagt als in Spanien ausgeführt war, und daß eben die allzusklavische Beobachtung früherer kaiserlicher Befehle der Hemmschuh besserer Maßregeln, wie sie der Augenblick gebot, gewesen ist. Die Stimmung Napoleons über alle diese unerwarteten Ergebnisse war eine äußerst gereizte. Es fehlte nach Thiers' Versicherung nicht viel, und er hätte den Marschall Soult wegen der Dinge in Oporto vor ein Kriegsgericht gestellt. Aber es schwebte schon der Proceß gegen Dupont; einen ähnlichen gegen Bernadotte einzuleiten fehlte es wenigstens nicht an Anlässen, und wie Thiers sehr wahr bemerkt — allzuviel Strenge zeigte ihn einmal in schiefem Verhältniß zu seinen Waffengefährten, deren Leben er täglich forderte, und dann ward damit die Nothwendigkeit der Strenge zu grell an den Tag gelegt. Ein Eclat in diesen Dingen konnte ihm jetzt nur schaden; denn er enthüllte den prekären Zustand eines Militär-Reiches, wo die Feldherren selber schon anfingen theils zu erschlaffen, theils widerspänstig zu werden, theils auf eigene Hand Politik zu treiben. Drum begnügte er sich seinen Zorn an dem armen Joseph und dem unbeliebten Jourdan auszulassen; und während er in den Friedensunterhandlungen mit Oesterreich die Schlacht bei Talavera als einen Sieg pries, warf er sie seinem Bruder bitter als eine Niederlage vor.

Die Unternehmung auf Walcheren bildet den letzten merkwürdigen Act des großen Krieges von 1809. Aus dem Leben Steins haben wir ersehen wie die patriotischen Verfechter einer deutschen Nationalerhebung auch nach der Schlacht bei Wagram die Hoffnung noch nicht aufgaben einen Umschwung in Norddeutschland hervorzurufen. Damals schrieb Stein jene merkwürdigen Entwürfe, wornach eine englische Invasion an der Weser hereinbrechen, sich auf Kassel und Fulda werfen und das Signal zu einer Massenerhebung werden solle; Organisation und Bewaffnung des Landes, Leitung der Insurrection in jeder Provinz, Errichtung eines centralen „Bundesraths" — alles war im Einzelnen in der Richtung vorbereitet die 1813 eingeschlagen ward. In der Armee sollte die Wahl der Offiziere stattfinden, und ein freies Spiel der individuellen Kraft durch möglichste Vereinfachung der Formen. Die deutsche Fahne, sogar mit dem Hut der Freiheit über zerbrochenen Fesseln und den Namen der Befreier der Nation — Herrmann, Heinrich I., Otto I., Wilhelm von Oranien — war in den Entwürfen nicht vergessen.

Nur in einem täuschte man sich vollkommen: in den Engländern selbst, deren Waffen den ersten Anstoß geben sollten. Ihre Staatsmänner waren von so ideologischen Planen sehr weit entfernt; sie hatten das nächste praktische Ziel im Auge, einen Piratenzug in Kopenhagener Manier zu machen, die holländischen Häfen und Arsenale zu plündern, Antwerpen zu verwüsten. Der Ausgang dieser Expedition war freilich kläglicher als alles, und diente nur zu einem unerwarteten Triumph der Franzosen.

Sind zwar dem französischen Geschichtschreiber unsere Quellen über das was die englische Landung im Sommer 1809 werden sollte ganz fremd, so vermag er doch aus Napoleons Correspondenz, aus Cambacérès' ungedruckten Aufzeichnungen manchen Aufschluß zu geben der wenigstens die Verhältnisse auf französischer Seite vollständiger als bisher aufhellt. Es sind darunter nicht unwesentliche Details, die man bisher entweder übersehen oder schief aufgefaßt hatte, Züge von vorwiegendem Interesse für die Beurtheilung der damaligen Lage des Kaiserthums. Fouché und mit ihm die Malcontenten, wie der von Wagram heimgegangene Bernadotte, ergriffen begierig die Gelegenheit sich wichtig zu machen. Die Nationalgarden aufzurufen, Proclamationen zu erlassen, auf seine Faust Massen in Bewegung zu setzen und einen Führer zu ernennen, das war es was Fouché wollte, um in

Schönbrunn als sehr eifrig, in Paris als sehr einflußreich zu erscheinen. In der That erließ er ein Pronunciamiento an die Präfecten, appellirte an ihre Ehre, an den Patriotismus der Bevölkerung, und sprach die Hoffnung aus daß man „den heiligen Boden des Reichs nicht durch eine Handvoll Engländer werde entweihen lassen." Das Circular erinnerte an den declamatorischen Styl von 1792, in den Maßregeln des Einberufens, Aushebens und Rüstens der Leute erkannte man die Rührigkeit und Raschheit des ehemaligen Conventsmitglieds.

Napoleon selbst nahm die Dinge ohne ernste Sorge auf. Wie eine Reihe von interessanten Actenstücken beweist, die Thiers im Anhang hat abdrucken lassen, weissagte er der Unternehmung ganz den Ausgang den sie gehabt hat. Er fürchtete nichts für Antwerpen, er rechnete auf die Wirkungen des Klima's, denen die Armee nachher erlegen ist. Die eigentlich beunruhigende Seite der Sache quälte ihn nicht. Denn beunruhigend war die Landung, weil sie in höchst frappanter Weise die verwundbare Stelle einer Politik enthüllte die 300,000 Mann in Spanien, ebensoviel in Oesterreich, 100,000 in Italien bereit halten mußte, und darum keine Armeen mehr hatte um Antwerpen, Lille und Paris zu decken. Aeußerst charakteristisch ist aber die Art wie er die Schritte seiner Minister in Paris beurtheilte. Er mißbilligte nicht, wie man bisher geglaubt hat, die Schritte Fouché's, die Ernennung Bernadotte's zum General, er war viel eher unzufrieden über die andern, welche in seinem Sinne zu handeln glaubten wenn sie die Sache leichter nahmen. Er hätte gewünscht daß sich beim ersten Signal die Nation erbittert erhoben und auf die Feinde geworfen hätte. Er wollte die Stimmungen von 1792 mit der tiefen despotischen Ruhe von 1809 in Einklang bringen — freilich eine unmögliche Sache.

Aber, wie Thiers treffend bemerkt, je älter eine Gewalt an Jahren wird, desto selbstgefälliger wird sie, bei aller geistigen Größe. Obwohl Napoleon die Nation anfing zu ermüden, und sein Ehrgeiz den letzten Kriegen eine Deutung gab die ihm keineswegs günstig war, so glaubte er doch man sei ihm alles schuldig; bei der ersten Gefahr, die er selbst verschuldet, sollten alle Franzosen auf den Beinen sein. Darum war er mißvergnügt, daß Clarke und Cambacérès, die in seinen Gedanken zu handeln glaubten, sich nicht eifrig für einen Aufruf der Massen erklärt; mißvergnügt darüber daß Fouché auf seinen Rathschlägen nicht

energisch unbeugsam beharrt war. Er billigte Fouché's erste Gedanken, die Ernennung Bernadotte's zum Befehlshaber, so sehr ihm diese Persönlichkeit gerade jetzt unwillkommen war. Seine Briefe sind merkwürdige Probestücke jenes umfassenden und durchdringenden Blickes, und doch auch wieder reich an unbewachten Aeußerungen, welche die schärfste Kritik des eigenen Systems enthielten. Daß man seinem Bruder Ludwig das Commando anbieten wollte, machte ihm Schrecken. „Habt ihr — schrieb er bitter gegen den Bruder, aber noch bitterer gegen das eigene System — habt ihr Ludwig gewählt weil er den Titel Connetable führt? Führt doch Murat den Titel Großadmiral, und was würdet ihr sagen wenn ich ihm eine Flotte zu commandiren gäbe?" Vortrefflich sind seine Instructionen für den Kampf selber. „Sucht ja nicht, schrieb er, mit den Engländer handgemein zu werden. Ein Mensch ist noch kein Soldat. Eure Nationalgarden, eure Conscribirten pêle-mêle nach Antwerpen geführt, fast ohne Offiziere, mit einer kaum formirten Artillerie, ließen sich von den Engländern schlagen und gäben der englischen Expedition ein Ziel, das sicher verfehlt werden wird wenn die Engländer, wie ich hoffe, die Flotte nicht genommen haben und, wie ich fest erwarte, Antwerpen nicht nehmen werden. Man muß den Engländern nichts entgegenstellen als das Fieber und Soldaten die hinter Verschanzungen und Ueberschwemmungen gedeckt stehen um sich zu üben und zu organisiren. In einem Monat werden die Engländer in Verwirrung abziehen, durch das Fieber decimirt, und ich habe dann eine Armee von 80,000 Mann gewonnen, die mir bei der Fortsetzung des Krieges treffliche Dienste leisten soll."

Es kam so. Die Geschicklichkeit womit Missiessy die Flotte sicher in den Hafen brachte, die Ausdauer womit die Generale die Insel Cadzand und Vliessingen vertheidigten, rechtfertigte die stolze Voraussicht des Kaisers. Aergerlich war er nur über Bernadotte, der nun auf gut gascognisch in prahlerischen Proclamationen sich das Verdienst zuschrieb; darum erhielt er Bessières zum Nachfolger. Die mißlungene Expedition war ein Mittel mehr in den Friedensunterhandlungen mit Oesterreich bessere Bedingungen zu erpressen; es fragte sich ob er auch die Mahnung und die Winke des Schicksals verstanden die in den letzten Ereignissen gelegen waren. Denn nicht alles was glänzte war lauteres Gold. Thiers verhehlt uns nicht daß das „freiwillige" Aufgebot der Nationalgarde eine große Lüge war. Die Präfecten organisirten eine Art von Conscription, die in der That nichts weniger

als freiwillig war. Die ruhigen Bürger suchten dem Aufgebot meistens zu entgehen und bezahlten Tagdiebe und Müßiggänger um für sie einzustehen. Dazu paßte sehr gut die öffentliche Stimmung in Paris, die nach den Berichten der Polizei, wie sich Thiers ausdrückt, von einem „singulier revirement des esprits“ Zeugniß gab. Die Engländer so nahe auf dem Leib zu haben, während französische Heere in Wien und Madrid standen, den Papst gefangen zu halten, dem man bei der Salbung in Notre-Dame so sehr geschmeichelt, das erschien als eine Inconsequenz die man bitter genug kritisirte. Paris war nicht mehr erkennbar, mit Begierde ergriff man die österreichischen Siegesberichte*), man fing an die Unfehlbarkeit des Kaisers zu bezweifeln und die gefährliche Liebhaberei der Kritik war wieder mit aller Stärke erwacht.

Die Geschichte der Unterhandlungen die dem Wiener Frieden vorausgingen, gibt Thiers vollständiger, und mit einzelnen Episoden reicher ausgestattet als einer seiner französischen Vorgänger, selbst Bignon nicht ausgenommen. Es ist freilich hier besonders fühlbar daß es nur Bonaparte'sche Berichte sind aus denen geschöpft wird, und daß wir dem französischen Erzähler leider kein Detail entgegenstellen können das unsern eignen Quellen entnommen wäre. Es versteht sich von selbst daß in den Unterhandlungen zu Altenburg, wie in den Gesprächen Napoleons mit Bubna und Lichtenstein alles Licht auf den Kaiser und seine Politik fällt; selbst der „erste Soldat von Aspern“ wird ja von dem unwiderstehlichen Reiz dieser Ueberlegenheit gefesselt. Aber eben darum weil sich die ganze Geschichte zu schön und dramatisch zurecht legt, können wir dem Verdacht nicht widerstehen daß manches Einzelne zwar aus den geheimsten Quellen geschöpft, aber genauer betrachtet eben doch nur fable convenue ist. Von ganz unzweifelhafter Authenticität sind dagegen die Mittheilungen über den Eindruck des Staps'schen Mordversuchs. Napoleon konnte bei aller angenommenen Gleichgültigkeit den Gedanken nicht verbannen, daß er, und zwar er allein, der Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden sei; das moralische Sympton das in solch einem Attentat immer liegt, entging seinem Scharfblick keineswegs. Auch stand der Entschluß von Staps

*) Thiers spricht an mehreren Stellen von den „bulletins mensongers de l'archiduc Charles.“ Das so leichthin, ohne Beweis, gegen einen geachteten Fürsten auszusprechen, steht einem Geschichtschreiber schlecht an der für die Napoleonischen Bulletins kein Wort der Rüge hat.

insofern nicht allein, als Gedanken gleichen Hasses überall wach geworden waren, und selbst die Polizei dem Kaiser nicht verbergen konnte daß man an mehr als einer Stelle, auch im Heere, auf Spuren von Mordgelüsten gestoßen sei. Napoleon fing an, wie Thiers sich sehr treffend ausdrückt, seine moralische Isolirung zu fühlen, aber zunächst sollte dieser Eindruck der Welt nicht kund werden.

Ein merkwürdiger Brief an den Polizeiminister, den Thiers abdrucken läßt, legt davon Zeugniß ab. „Ich habe Sie," so schließt Napoleon in dem Brief an Fouché, der am Tage des Vorfalls geschrieben ist, seine Erzählung, „von der Sache unterrichten wollen, damit man sie nicht wichtiger macht als sie zu sein scheint. Ich hoffe es wird nichts davon durchdringen. Sollte die Rede davon sein, so müßte man den Menschen für einen Verrückten ausgeben. Behalten Sie die Sache für sich, wenn man nicht davon redet." Aus diesem Streben die Sache zu verbergen entsprang auch der Gedanke den Gefangenen zu begnadigen; allein der fanatische Trotz des jungen Mannes und die Meinung durch Abschreckung wirken zu müssen, hieß diese Anwandlungen von Großmuth schweigen.

Die Gewaltthaten gegen Pius VII. finden an Thiers einen strengen Beurtheiler. Je mehr er selber in den frühern Bänden (namentlich im dritten wo es sich vom Concordat handelte) in den salbungsvollen Ton imperialistischer Lobredner verfallen war, desto unverhohlener muß er jetzt eingestehen daß Napoleons Politik durch Leidenschaft verblendet war. Wer bei Thiers selbst früher nicht ohne Lächeln las mit welchen süßen Floskeln er das wieder festgeknüpfte Bündniß zwischen dem consularischen Frankreich und der Kirche umwoben, mit welchem Nachdruck er von der zärtlichen Freundschaft Pius VII. und des ersten Consuls geredet hat, dem wird es nun eine gewisse Genugthuung bereiten die soldatische Willkürherrschaft geschildert zu sehen wie sie in der Praxis war. Thiers muß nun selber die Inconsequenz betonen die darin lag sich erst von Pius salben zu lassen, und dann ihn der rohen Gewalt militärischer Polizei preiszugeben. „Wenn die," ruft er aus, „welche die constitution civile du clergé entworfen und die römische Republik geschaffen hatten, so handelten, so war das ganz natürlich, aber der Urheber des Concordats!" Es ist eine zutreffende Bemerkung die Thiers bei diesem Anlasse macht, daß Napoleon, bei aller künstlichen Repristination der alten Formen, gerade in den gehässigsten Punkten es den Männern der Revolution gleichgethan und die

Ueberlieferungen der alten europäischen Welt gegen sich herausgefordert hatte. In der Hinrichtung Enghiens hatte er an die Jacobiner von 1793 erinert, seine spanische Invasion mahnte an die Kriegs- und Invasionspolitik der revolutionären Zeiten, seine Mißhandlung Pius' VII. an die Verfolgungen welche der Schrecken einst der katholischen Kirche bereitet hatte. Und doch legte er gerade gegen diese Vorläufer eine souveräne Verachtung an den Tag, und gründete sein Recht an die Krone auf den Anspruch: ihnen nicht zu gleichen!

Den letzten Theil des Bandes füllt die Geschichte der Ehescheidung. Wir erfahren Genaueres über die erste Eröffnung des Entschlusses an Cambacérès, und über die schüchternen Vorstellungen und Bedenken welche der Reichskanzler seinem Herrn gegenüber geltend machte. Die verständigen Ansichten die den Einwendungen von Cambecérès zu Grunde lagen, vermochten aber den Mann und seinen Aberglauben „an sein Gestirn" nicht zu erschüttern. Höchst bezeichnend ist das was Thiers über die Thätigkeit des Hofes und der Höflinge zu Fontainebleau mittheilt. Dieselben Leute die in Paris die Frondeurs gespielt hatten, fanden jetzt den Feldzug von 1809, die Dinge in Spanien, den Ehescheidungsplan, die Mißhandlung des Papstes vortrefflich, und der Geschichtschreiber läßt uns wenigstens zwischen den Zeilen lesen daß solche Einflüsse bereits mächtiger wirkten als es der Größe des Mannes würdig war.

Als seine Quellen über die Ehescheidung und zweite Heirath nennt Thiers, außer der geheimen Correspondenz, die handschriftlichen Memoiren von Cambacérès und der Königin Hortensia. Was darin von vorwiegendem Interesse und neu ist, berührt das Verhältniß zu Rußland. Abweichend von Bignon, versichert Thiers, mit nachdrücklicher Hinweisung auf seine Quellen, daß es nicht etwa nur die Abneigung der Kaiserin Mutter war woran der Plan einer russischen Heirath scheiterte, sondern daß politische Motive mitwirkten. Schon jetzt tauchten, nach Thiers, jene Zerwürfnisse auf aus welchen der Krieg von 1812 erwuchs. Alexander war mißvergnügt über den Krieg von 1809, mißvergnügt über den Wiener Frieden, namentlich über die Vergrößerung des Herzogthums Warschau; er verlangte Garantien gegen eine Wiederherstellung Polens, und Caulaincourt ließ sich vermögen (Dec. 1809) eine Uebereinkunft abzuschließen, wonach der Name Polen verschwinden sollte, und jede Vergrößerung des Herzogthums Warschau mit ehemals polnischen Besitzungen untersagt war. Mitten in den Verhandlungen

über die endgültige Fassung dieser „seltsamen Uebereinkunft," wie Thiers sich mild ausdrückt, erhielt Caulaincourt den Auftrag wegen der Heirath der Großfürstin Anna zu sondiren, und Alexander benützte diesen Anlaß um die Bestätigung der Convention über Polen durchzusetzen.*) Als Napoleon damit zögerte, beeilte sich auch der russische Kaiser nicht die offenbar nur vorgeschobenen Hindernisse wegzuräumen; er wollte sich für die Vermählung durch den ausgesprochenen Ruin Polens bezahlt machen. Eben dieses Zögern in Petersburg war aber die Ursache daß die Ungeduld des französischen Kaisers einen andern Ausweg suchte. Ob dann in der That die österreichische Regierung bereits so entgegenkommende Schritte gethan, wie Thiers nach seinen französischen Quellen behauptet, können wir nicht beurtheilen; genug, das Zögern Rußlands entschied für die Annäherung an Oesterreich.

Von Interesse ist zu vernehmen wie sich in den Berathungen die Stimmen gruppirten. Talleyrand neigte sich zur österreichischen Allianz, ebenso die ganze Familie Beauharnais, vielleicht weil Eugens und seines königlichen Schwiegervaters neu errungener Besitz bei einem Frieden mit Oesterreich am wenigsten gefährdet war. Alles andere was an der Revolution hing und dem ancien régime abhold war, alles was eine allzu rasche Rückkehr zur Vergangenheit fürchtete, alles was auch, wie Thiers sich bezeichnend ausdrückt, „eine gewisse Voraussicht in politischen und militärischen Dingen besaß," wünschte eine Verbindung mit Rußland. Napoleon selbst wird von unserm Geschichtschreiber als schwankend bezeichnet; seiner Eitelkeit und Legitimitätstendenz schmeichelte die Heirath mit Oesterreich mehr, seine kühle politische Ueberlegung mußte ihm sagen daß der enge Bund mit Rußland wünschenswerther war. Was Thiers über einen geheimen Rath mittheilt der im Januar 1810 abgehalten ward, läßt die einzelnen Stimmen genauer erkennen. Talleyrand tritt da als der eifrigste Verfechter der österreichischen Verbindung auf. Die Allianzen mit den nordischen Höfen, sagte er, hätten immer den Charakter einer ehrgeizigen und wechselnden Politik; was man bedürfe, sei eine Verbindung die Frankreich zum Kampfe mit England stark mache. Das Bündniß von 1756 diene da als Vorbild, es zeige daß man nur in der engen Verbindung mit Oesterreich die

*) Die Uebereinkunft ist wohl dieselbe deren Wortlaut schon Bignon (IX, 102) mitgetheilt hat. Nur ist bei Bignon das Datum des Vertrags etwas jünger und überhaupt die ganze Angelegenheit in keine Verbindung mit der Heirath gebracht.

Sicherheit auf dem Festland gefunden habe, die zu einer Entfaltung großer maritimer Kräfte erforderlich sei; außerdem habe man nach einer Heirath mit einer Erzherzogin von Oesterreich die Bourbonen um nichts mehr zu beneiden. Der Diplomat sprach, wie Thiers sagt, als großer Herr mit einer Feinheit und Kürze die etwas Wegwerfendes hatte; er redete so wie etwa der französische Adel reden mußte. Fontanes erhob sich mit einer ächt literarischen Lebhaftigkeit, und sogar mit einer gewissen royalistischen Bitterkeit gegen die Allianzen mit dem Norden; er redete so wie man zu Versailles zur Zeit redete als Friedrich und Katharina auf den nordischen Thronen saßen. Auf der andern Seite sprach Murat mit aller Heftigkeit das aus was noch von revolutionären Erinnerungen in der Armee lebte; er erinnerte an die früheren Verbindungen mit Oesterreich, an den Widerwillen der Nation, an den Gegensatz von Napoleons Ursprung zum Hause Habsburg-Lothringen; er schien gleichsam die Bonapartes gegen die Beauharnais, Fouché gegen Talleyrand zu vertreten. Ruhiger und kälter, aber in derselben Richtung äußerte sich Cambacérès; mit Nachdruck erinnerte er an das was Oesterreich verloren und gelitten, und wie es niemals zu einer aufrichtigen Freundschaft mit dem Napoleonischen Frankreich zurückkehren könne.

Auf die mißbilligenden Stimmen in der Nation legt Thiers weniger Bedeutung; er behauptet vielmehr daß das Gelingen der Heirath den Glauben an das Napoleonische Gestirn von Neuem befestigte. Der jüngste Krieg hatte die äußere Macht erweitert; die Verbindung mit Oesterreich steigerte die mit neuer Stärke erwachenden Illusionen, an deren Erfüllung man nun kaum mehr zweifelte. Aber damit es so komme — damit beschließt Thiers den Band — mußte sich eines ändern was unabänderlicher als die Geschicke war: der Charakter eines Mannes hätte sich ändern müssen, und zwar eines Mannes wie Napoleon.

Zwölfter Band.

(Allg. Zeitg. 28. u. 29. December 1855 Nr. 362 u. 363.)

Dieser zwölfte Band ist das erste Lebenszeichen das Thiers seit dem 2. December auf dem Gebiete der historischen Literatur von sich gegeben hat; derselbe behandelt die verhängnißvolle und beziehungsreiche Zeit von 1810 bis 1811. Der Autor hat es nach dieser langen Pause für nöthig gehalten mit einem „Avertissement" vor den

Leser hinzutreten, wie wenn er ein neues Werk einführen wollte. Der Inhalt dieses Vorworts wird viele die sich die Mühe genommen haben Thiers mit kritischem Auge zu lesen, einigermaßen überraschen. Der Geschichtschreiber des Kaiserreichs spricht darin über historische Behandlung und historische Kunst, sagt, wie sich erwarten läßt, bei diesem Anlasse manches Treffende und Geistreiche; indessen man fühlt die Absicht doch deutlich heraus: die eigene Art die Geschichte zu behandeln darin als die ächte und rechte hinzustellen. Er schildert uns die Mühen des Quellenstudiums, die ängstliche Sorgfalt des gewissenhaften Sammlers, spricht von der ernsten Verantwortlichkeit des wahrheitliebenden Historikers, und rühmt in nachdrücklichen Worten an sich selber die einzige Tugend deren sich ein Schriftsteller mit eignem Munde berühmen darf — die ernste Liebe zur Wahrheit.

Man könnte, sagt er, ich gebe das zu, schneller arbeiten, aber ich habe vor der Mission der Geschichte eine solche Achtung, daß die Besorgniß ein ungenaues Factum zu berichten mich mit einer Art von Verwirrung erfüllt. Ich glaube, fügt er hinzu, daß es nichts Verdammenswertheres gibt als die Wahrheit aus Schwäche verhüllen, aus Leidenschaft entstellen, aus Trägheit erdichten, und so bewußt oder unbewußt vor seiner Zeit und den kommenden Geschlechtern zum Lügner werden. Die Geschichte, sagt er weiter, ist die Beschäftigung welche wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise unserer Zeit entspricht. Die Geschichte gleicht dem Vater der seine Kinder unterrichtet. Darf sie also anspruchsvoll, übertrieben, geschminkt oder declamatorisch sein? Ich ertrage jegliches von allen Künsten, aber die geringste Prätension auf Seiten der Geschichtschreibung empört mich. In der Anlage, dem Dramatischen, den Gemälden, dem Styl, muß sie wahr, einfach, nüchtern sein. An einer andern Stelle spricht er dann von jener schwärmerisch anbetenden Liebe (amour idolâtre) zur Wahrheit, die der Maler und Bildhauer die Liebe zur Natur nenne, und versichert daß er eine Art von Beschämung bei dem bloßen Gedanken empfinde eine ungenaue Thatsache erzählt, ein ungerechtes Urtheil ausgesprochen zu haben.

Das sind ohne Zweifel treffliche Maximen, an denen höchstens das Eine frappiren kann: sie aus dem Munde von Thiers zu hören. Wir gestehen daß wir uns eines gewissen Lächelns nicht erwehren konnten als er von der Idolatrie der Wahrheit sprach, und die Seelenpein schilderte die ihm eine falsche Thatsache bereite. „Le pauvre homme!“ hätten wir mit Molière ausrufen mögen. Oder sind die

vorausgegangenen elf Bände an unrichtigen Thatsachen, an schiefen Urtheilen, an leisen Beschönigungen, an bewußten Reticenzen nicht so reich, daß selbst ein minder zartes Gewissen als das unseres Geschichtschreibers sich davon beschwert fühlen müßte? Ist jener schöne Grundsatz daß die Historie ohne Prätension, ohne Schminke, ohne Schönrednerei auftreten müsse, nicht hundertmal vergessen über der verführerischen Neigung seinem Idol und seinem Volke Weihrauch zu streuen? Oder gibt es, um nur Eines hervorzuheben, von Marengo und Hohenlinden an bis zu Aspern und Wagram eine einzige Schlacht die Thiers unbefangen und auch den Gegnern gerecht dargestellt hat? Sind nicht überall die Franzosen die Unbezwinglichen, stets Ueberlegenen, selbst in der Niederlage noch Unüberwundenen? Oder hat er je an einer entscheidenden Stelle den Kunstgriff der Bulletins verschmäht die Zahl der kämpfenden Franzosen um ein paar Tausend zu vermindern, die der Gegner entsprechend zu erhöhen, und dann die banale Phrase anzubringen: c'était plus qu'il n'en fallait pour battre les Autrichiens? Ist es doch dem Geschichtschreiber des Kaiserreichs begegnet daß er noch jetzt Bonaparte'sche fables convenues in aller Ruhe erzählt, die schon vor dreißig Jahren von deutschen und französischen Quellen widerlegt sind! Sind doch z. B. die bekannten Mährchen von Marengo durch ihn erst wieder aufgewärmt worden.

Bei einem Geschichtschreiber der eine so feurige Liebe zur Wahrheit bekennt, der erröthet wenn er eine Thatsache nur ungenau erzählt, ist man im Recht doppelt streng zu sein. Zum Theil entspringen freilich jene Mängel aus der Natur der Quellen aus denen Thiers geschöpft hat. Er mag uns die dreißigtausend Briefe aus Napoleons Correspondenz und die gleiche Zahl anderer Actenstücke vorzählen die er benutzt hat, er mag die Bereitwilligkeit rühmen womit alle Regierungen seit 1840 ihn diesen beneidenswerthen Schatz haben ausbeuten lassen, oder die handschriftlichen Aufzeichnungen citiren die er aus den Papieren angesehener Familien eingesehen hat — diese Quellen geben bei allem Reichthum doch nur ein einseitiges Bild. Selbst zugegeben daß die Franzosen dieses Material sorgfältig und unbefangen benützten (ein Zugeständniß das einem Bedenken machen kann, wenn man z. B. nur aus Sybels Revolutionsgeschichte sieht wie die Franzosen dort ihre eigenen Quellen ausgebeutet haben), so bleibt doch noch ungemein viel übrig um ein reines und vollständiges Bild der Dinge zu gewinnen. Thiers vergleicht die Aufgabe des Historikers gern mit der Mission

eines Geschwornen, und doch ist es bei diesem die allererste Sache das audiatur et altera pars genau zu beobachten, seinen Wahrspruch auf die Einsicht der Acten beider Parteien zu gründen. Nun existirt in Deutschland eine ganze Literatur über die Geschichte dieser Zeit; für die diplomatische und militärische Geschichte befinden sich darunter Materialien die durchaus unentbehrlich sind. Was die österreichische Militärzeitschrift, das preußische Militärwochenblatt und die stattliche Reihe von Denkwürdigkeiten und Biographien über jene Periode veröffentlicht haben, wiegt an historischem Werth viele Tausende von Napoleonischen Briefen und Actenstücken auf, und ist zu deren Ergänzung und Berichtigung fortan nicht mehr zu ignoriren. Von dieser ganzen Fülle von Material ist Stutterheims Fragment über den Krieg von 1809 so ziemlich die einzige namhafte deutsche Quelle die jenseits des Rheins Bekanntschaft und Beachtung gefunden hat; natürlich nur weil es auch in französischer Sprache erschienen ist.

Jene Betheuerungen historischer Unbefangenheit und Wahrheitsliebe womit Thiers sein Vorwort eröffnet, werden verständlich durch die Reflexionen womit er es beschließt. Es ist ein kleiner Excurs auf das heikle Gebiet der Tagespolitik, dessen Inhalt allerdings drastischer wirkt, wenn wir vorher mit Emphase versichern hörten daß es dem Autor nur um historische Wahrheit zu thun ist, und daß er an den großen Dingen der Geschichte gelernt hat leidenschaftlos zu urtheilen über die kleinen Dinge der Gegenwart. Bei der geistigen Hungerkost zu der die französische Nation gegenwärtig verurtheilt ist, läßt sich wohl begreifen daß auch diese im ganzen sehr gemessenen Betrachtungen wie eine freisinnige Demonstration begrüßt werden. Selbst das Compliment das am Schlusse den Siegern von Sebastopol zu Theil wird, und der fromme Wunsch daß die Armeen immer siegreich sein möchten, welcher Regierung sie auch gehorchten, nimmt jenen Reflexionen nichts von ihrer gegen den heutigen Bonapartismus gerichteten Spitze. Ich habe dieses Buch, sagt Thiers, unter einem König begonnen dem ich gedient und den ich geliebt habe, auch wenn ich ihm in manchem Punkte widerstrebte; ich habe es fortgesetzt unter der Republik, und beendige es unter dem Kaiserreich, das der Neffe des großen Mannes, dessen Thaten ich erzählte, wiederhergestellt hat. Hier macht der Autor einen beredten Gedankenstrich, und fährt dann fort mit der Versicherung daß all dieser Wechsel der Zeiten und Regierungen weder auf sein Urtheil, noch selbst auf die Nüancen seines Ausdrucks irgendeinen

Einfluß geübt. Ich habe immer, sagt er, die wahre Größe geliebt, d. h. diejenige die auf dem Möglichen beruht, aber auch die wahre Freiheit, diejenige die verträglich ist mit der Schwäche der menschlichen Gesellschaft. Die Größe von Napoleons gewaltigen und mannichfaltigen Fähigkeiten scheint ihm durch kein Beispiel in der Geschichte erreicht; allein das Ungestüm dieses Geistes und der Mangel jedes Zügels habe sein und Frankreichs Unglück verschuldet. Groß findet er ihn auch noch in der Katastrophe von 1812 bis 1814, wenn er gleich schon 1811 seine Verblendung des Erfolgs bis zum Wahnsinn gesteigert habe, und seine Politik in dem Schicksalsjahr 1813 so verkehrt gewesen sei wie seine Kriegsführung bewunderungswürdig. Das Genie Napoleons sei demnach vor der Geschichte außer Frage, aber nicht die Freiheit die ihm gelassen war alles zu wollen und alles zu thun.

Meine Ueberzeugung in dieser Hinsicht stammt, sagt er, nicht von 1855 oder 1852, sondern von dem Tage wo ich angefangen habe zu denken. Alles können was man im Stande ist zu thun, das ist nach meiner Ansicht das größte Unglück. Die Beurtheiler die in Napoleon einen Mann von Genie erblicken, sehen nicht alles; man muß in ihm zugleich einen der verständigsten Geister sehen die jemals existirt haben; und doch gelangt er zur allerthörichtesten Politik. Der Despotismus vermag alles über die Menschen, da er selbst den gesunden Sinn Napoleons hat verderben können. Man wird in meiner Erzählung die fortwährende Spur dieser Ueberzeugung finden; wie könnte ich anders! Seit vierzig Jahren habe ich angefangen nachzudenken, und ich habe immer so gedacht. Ich weiß wohl, man wird mir sagen, das sei ein Vorurtheil meines Lebens; es sei denn, aber es wird ein Vorurtheil meines ganzen Lebens bleiben. Vor dem Urtheil gewisser Geister will ich keine andere Entschuldigung. Ich kenne alle Gefahren der Freiheit und, was schlimmer ist, ihr Elend. Allein es gibt noch etwas Schlimmeres — das ist das Vermögen alles zu thun, selbst wenn man es dem besten, dem weisesten der Menschen einräumt. Man wiederholt oft, die Freiheit hindere dieß oder jenes zu thun, manches Denkmal aufzurichten, manche Action auf die Welt zu üben. Eine lange Betrachtung hat mich aber zu der Ueberzeugung geführt daß, wenn auch die Regierungen bisweilen des Sporns bedürfen, es doch noch häufiger nothwendig ist sie im Zaum zu halten; daß, wenn sie manchmal zur Unthätigkeit geneigt sind, sie doch noch gewöhnlicher versucht sind in der Politik, im Krieg, in Ausgaben zu viel zu unternehmen,

und daß überhaupt ein wenig Beengung niemals ein Unglück ist. Man wird wohl fragen: aber wer soll diese Freiheit selbst in Gränzen halten, die bestimmt ist die Allmacht eines Einzigen zu beschränken! Ich antworte unbedenklich: alle. Ich weiß wohl, und habe es selbst erlebt, daß ein Land bisweilen sich verirren kann, aber es irrt nicht so oft und nicht so arg wie ein einzelner Mensch. Ich sehe daß ich mich vergesse, und beeile mich zu versichern daß ich niemanden überzeugen will. Ich wollte nur den Grund einer Meinung erläutern, deren Spuren man in dieser Geschichte finden wird — einer Meinung die Alter und Erfahrung nicht geschwächt haben, und die sich bei mir nicht auf persönliches Interesse stützt. Wenn ich wirklich von mir zu reden wagte, so würde ich sagen daß ich niemals glücklicher gewesen bin als seit ich, zur Ruhe zurückgekehrt, meine erste Beschäftigung wieder aufnehmen konnte, das emsige und unbefangene Studium der menschlichen Dinge. Gewissen Leuten gebe ich das Recht daran zu zweifeln so wie ich mir das Recht einräume ihrer Versicherung, daß sie die Vortrefflichkeit des Absolutismus ohne Eigennutz bekennen, keinen Glauben zu schenken.

Die Erzählung beginnt mit einer kurzen Umschau über die Situation des Kaiserreichs im Frühjahr 1810. Dem äußeren Glanz, wie ihn die letzten Siege und die Vermählung mit der Tochter der Cäsaren um das Kaiserreich verbreitet, der stolzen äußeren Macht und der stillschweigenden Unterwerfung der Parteien stellt Thiers die gespannten Verhältnisse gegenüber in denen sich Napoleon mit Oesterreich, Preußen, selbst schon mit Rußland befand, den Widerstand den er sich in Italien geweckt, den furchtbaren Kampf in Spanien, der wie eine offne Wunde die besten Kräfte des Reiches zu verzehren drohte. Er glaubt es sei an der Zeit gewesen Oesterreich durch Concessionen zu begütigen, Deutschland zu räumen, auf jede weitere Gebietsvermehrung zu verzichten und den Papst zu versöhnen, damit er mit ungetheilter Kraft den verderblichen Krieg mit Spanien beenden konnte. Die Versehung habe ihm zu Eylau, Baylen, Aspern die Gränzen seiner Macht gezeigt, und durch den letzten Sieg von Wagram ihm gleichsam eine Frist gegeben um sich auf die Bahnen zurückzuwenden die ihn retten konnten. Daß es sein Wunsch war mit Oesterreich sich auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, schließt der Geschichtschreiber aus mancher diplomatischen Höflichkeit die dem Wiener Hof erwiesen ward, aus dem Empfang welchen Metternich bei seiner Rückkehr nach Paris fand,

aus den vertraulichen Plauderscenen mit dem Kaiser und mit Marien Louisen, zu denen er den Gesandten einlud, gleichsam als wollte er ihn zum Zeugen des Glückes machen das die neue Kaiserin empfand, und über das er selber seine stolze Befriedigung absichtlich an den Tag legte. Unglücklicherweise, fügt er freilich hinzu, ließ Napoleon, wie man auf ernste Geschäfte kam, von der Zukunft und seinen Entwürfen sprach, Ausfälle der Kühnheit, der Unversöhnlichkeit, des Stolzes und des Ehrgeizes sich entschlüpfen, die den nur erschreckten den er beruhigen wollte. Er glich einem Löwen, der einen Augenblick einschläft unter der Hand die ihm schmeichelt, um dann mit einemmal zürnend wieder aufzuwachen, wenn irgend ein unerwartetes Bild seine furchtbaren Instincte geweckt hatte.

Ueber das Verhältniß zu Preußen ist Thiers nicht ganz genau unterrichtet. Daß Preußen während des Kriegs von 1809 zwischen Unterwürfigkeit und Abfall schwankte, ist bekannt; daß es alle Ursache hatte das Geschehene nicht zu vergessen und auf Rache zu sinnen, gibt auch Thiers völlig zu. Aber die innere Lage dieses Staats beurtheilt er ungefähr so wie sie Napoleon damals angesehen wissen wollte. Die Verzögerung der rückständigen Zahlungen schreibt er dem bösen Willen zu, und will damit die fortdauernde Besetzung Deutschlands, seiner Festungen und seiner Küsten entschuldigen. So sollte es allerdings der Welt erscheinen, während man in der That nur nach Vorwänden suchte die Kraftlosigkeit und Verarmung der preußischen Monarchie zu verewigen. Die Erpressungen seit 1806, die beispiellosen Contributionen, ihre immer neue Steigerung und abgezwungenen Verträge, die man dann doch nicht hielt (lauter Dinge freilich von denen die Franzosen nichts wissen), hatten Preußen schon an den äußersten Rand seiner Hülfsmittel gedrängt als Stein noch am Ruder war. Dessen schwächliche Nachfolger brachten es dann bald bis zur völligen Hülflosigkeit. Aus Pertz wissen wir ja daß damals Altenstein als einziges Rettungsmittel — die Abtretung Schlesiens vorschlug, und ernstlich meinte man solle darüber, wie der Lieblingsausdruck dieser Verwaltung lautete, in Paris „sondiren!“ Die Gedanken des Widerstandes waren freilich in Preußen vorhanden, aber sie lebten nicht in denen welche die Geschäfte leiteten; Napoleon und sein Geschichtschreiber thun daher diesen Männern zu viel Ehre an, wenn sie ihnen mehr bösen Willen als Schwäche zutrauen.

Die Beziehungen des Kaisers zur römischen Kirche hatten sich in

dem Maß verbittert, als er sich außer Stand fühlte den passiven Widerstand des Papstes und des ihm zugewandten Klerus zu überwinden. Es werden von Thiers ein paar charakteristische Züge erzählt die beweisen wie ungewohnt er bereits jedes Widerspruchs geworden war. So hatte ihn die Demonstration welche dreizehn Cardinäle bei seiner Vermählung durch ihr Ausbleiben machten, in wahre Wuth versetzt; es ist bekannt wie er sie sogleich durch den Polizeiminister fassen und ihnen den Purpur abnehmen ließ. Ein anderer Anlaß seinem Groll Luft zu machen ward ihm bei der Reise die er im Mai 1810 mit Marie Louise nach den Niederlanden antrat. Zu Breda erschienen zur Begrüßung auch die Geistlichen beider Confessionen, die protestantischen im Festgewand, der apostolische Vicar im einfachen schwarzen Rock. Der Kaiser richtete ein paar freundliche Worte an die Protestanten, fragte sie, warum sie in großem Ornat erschienen, und auf die Antwort, es sei das so Ordnung und Landesbrauch, wandte er sich zu den katholischen Geistlichen. Und Sie, meine Herren, fragte er, warum sind Sie nicht im Priesterkleid? Sind Sie Procuratoren, Notare oder Aerzte? Ein Wort gab dann das andere; der anwesende apostolische Vicar war vom Papst ernannt — das steigerte Napoleons Unmuth zum furchtbarsten Zorn. Es erfolgte ein Ausbruch, der alle Umstehenden zittern machte. Wißt Ihr nicht, rief er mit funkelnden Augen dem Brabanter Klerus zu, daß Eure strafbaren Prätensionen Luther und Calvin dazu getrieben haben einen Theil der katholischen Welt von Rom zu trennen? Wäre es nothwendig gewesen, und hätte ich nicht in der Religion Bossuets die Mittel gefunden die Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt zu sichern, so hätte auch ich Frankreich von der römischen Autorität befreit, und vierzig Millionen Menschen wären mir gefolgt. Ich habe es nicht gethan, weil ich die wahren Grundsätze des katholischen Cultus für vereinbar hielt mit den Principien weltlicher Autorität. Aber denkt nicht daran mich in ein Kloster zu stecken und mir den Kopf zu scheren wie Ludwig dem Frommen, und unterwerft Euch, denn ich bin Kaiser! Wenn nicht, so werde ich Euch aus meinem Reich vertreiben, und wie die Juden über die Oberfläche der Erde zerstreuen!

Unter den Verlegenheiten jener Tage, die das eigene System dem Imperator bereitete, erregte die Streitigkeit mit König Ludwig in Holland das meiste Aufsehen, nicht als wenn die übrigen Filialkönige in einer sehr verschiedenen Lage gewesen wären, allein die Differenz

mit Holland legte die Unverträglichkeit des Systems mit der Wohlfahrt der einzelnen Nationen aller Welt vor Augen. Thiers ist darüber ausführlicher als die früheren Bonaparte'schen Darstellungen, z. B. Bignon, und im Einzelnen wohl auch getreuer. Er gibt es so ziemlich auf in dieser Sache für Napoleon zu plaidiren. Zwar darin ist er ganz Bonapartisch daß er uns mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt versichert, das letzte Ziel Napoleons sei nur die Wohlfahrt dieser Nationen selbst und ihre Emancipation von dem bekannten unerträglichen Druck britischen Handelsmonopols gewesen; aber er meint doch auch, die Mittel der wohlwollenden Cur hätten den Tod des Patienten herbeiführen müssen. Ein bischen Opfer hätten nach seiner Ansicht die „alliirten" Nationen (so nennt er euphemistisch die Bonapartischen Filialpräfecturen) der großen gemeinsamen Sache bringen müssen; aber daß man sie zu einem ewigen Kriege verdammte, ihren Handel zerstörte, sie zu immer neuen Aushebungen und unerträglichen Lasten zwang, das hätte, glaubt er, allerdings auch ihre Geduld ermüden müssen. So steht er in der Hauptsache mehr auf Seiten Hollands als des Kaisers. Nach seiner Schilderung war schon im Frühjahr 1810, als sich Ludwig in Paris befand, die Sache ziemlich verfahren, und Napoleon sprach schon ohne Rückhalt davon daß es besser sei Holland geradezu Frankreich einzuverleiben. Er mochte zunächst mit dieser Drohung ein doppeltes Ziel erreichen wollen, einmal seinen Bruder nachgiebig zu stimmen, dann den Engländern gegenüber bei einer bevorstehenden Friedensverhandlung den Schein anzunehmen als wolle er um des Friedens willen auf jene Einverleibung verzichten.

Mit diesen Verwicklungen hing dann eine wunderliche Intrigue Fouché's zusammen, deren Entdeckung ihm sein Portefeuille gekostet und ihn mit dem Kaiser wohl auch innerlich auf immer entzweit hat. Thiers gibt von dieser Geschichte eine sehr einläßliche Schilderung, und zwar, wie er wiederholt versichert, aus so reichen Quellen der Betheiligten geschöpft, daß er auch nicht eine Thatsache ohne urkundlichen Beweis mitgetheilt hat. Fouché fing auf eigene Hand eine heimliche Friedensunterhandlung mit England an, in der es schwer zu sagen ist ob er mehr düpirt war oder Andere düpiren wollte. Nach Bignon, der übrigens diese Sache sehr flüchtig und ungenau erzählt, wurde den Engländern damals sogar der Vorschlag gemacht sich mit Frankreich in die nordamerikanischen Freistaaten zu theilen und zu dem Ende eine Expedition über den Ocean zu versuchen, zu der England die Flotte,

Staatsmänner erinnerte, unwillig den Rücken, und meinte es sei eine schlechte Ressource bei solchen Leuten Rath zu holen. Savary sei Fouché's Nachfolger — ein Entschluß über den die andern ebenso überrascht waren wie der Beglückte selbst. Savary hatte anfangs einen sehr schweren Stand; denn sein Vorgänger hatte aus Malice alle Briefe und Papiere verbrannt, in denen die Fäden seines wohlorganisirten Spür- und Ueberwachungssystems enthalten waren.

In Holland kam es denn gleich darauf zur Krisis. König Ludwig wollte oder konnte den ihm damals abgepreßten Vertrag nicht treu erfüllen; die französischen Truppen waren ihm verhaßt, die Maßregeln strengster Handelspolizei, die man ihm aufzwang, wurden im Lande mit sichtbarer Erbitterung aufgenommen. Die Mißhandlung eines Bedienten der französischen Gesandtschaft gab den Anstoß zum offenen Bruch. Napoleon ergriff mit sichtbarer Hast diesen Anlaß des Streits. Der holländische Gesandte erhielt seine Pässe, es wurde augenblickliche Genugthuung gefordert, der Einmarsch der französischen Truppen geboten und die Erfüllung aller Bedingungen des früher erwähnten Abkommens peremptorisch verlangt. Wenn auch nur ein einziger Punkt unerfüllt bleibe, fügte der Kaiser hinzu, so werde er der „lächerlichen Komödie" ein Ende machen, und es mit Holland machen wie mit Toscana und dem Kirchenstaat. Der arme Ludwig schien sich auf diese niederschmetternde Botschaft anfangs zu einem verzweifelten Widerstand aufraffen zu wollen, er versammelte seine Minister sammt den angesehensten Militärs, aber die riethen meistens zur Unterwerfung. Auch der König wäre nun bereit gewesen sich zu fügen, wenn man ihm nur die eine Demüthigung ersparte auch in Amsterdam französische Truppen einrücken zu sehen. Wie auch dieß versagt ward, entschloß er sich zur Abdankung. Die Minister wurden zusammenberufen, der König erklärte ihnen im strengsten Geheimniß daß er zu Gunsten seines Sohnes die Krone niederlegen und das Land verlassen werde. In der Nacht vom 2. auf den 3. Julius wurden alle entscheidenden Acte unterzeichnet, und der Königin die Regentschaft übertragen, während Ludwig verkleidet die Hauptstadt verließ; er hatte sogar Sorge vor persönlicher Verhaftung. Die Franzosen, wie die holländische Bevölkerung, erfuhren am andern Morgen mit gleichem Erstaunen das unerwartete Ereigniß.

Daß Napoleon selbst mit Ungeduld dieser Lösung entgegensah, beweisen schon die oben angeführten Aeußerungen aus seinem Mund;

eine Mittheilung von Thiers stellt es vollends außer Zweifel daß Ludwig durch einen Act freiwilliger Entsagung nur dem zuvorkam was der Bruder eben über ihn verhängen wollte. Ein Ministerialbericht vom 6. Julius, geschrieben ehe man Ludwigs Verzicht kannte, faßte schon alle die Motive zusammen die dazu drängten Holland zu incorporiren und den Bruder des Kaisers „heimzuberufen."

Die Einverleibung Hollands, die nun erfolgte, sieht auch Thiers als ein starkes Stück an. Welch' eine Art Europa zu beruhigen, ruft er aus, sich in drei Monaten erst Brabants und Seelands, dann Hollands zu bemächtigen, die Gränzen Frankreichs von der Schelde zur Waal, von der Waal zur Ems auszudehnen. Wie weit es mit Europa gekommen war, beweist die diplomatische Eröffnung an Rußland, den einzigen Staat bei dem Napoleon es der Mühe werth hielt den jüngsten Schritt genauer zu motiviren. Holland, hieß es darin mit naiver Effronterie, habe in der That den Herrn nicht gewechselt, denn es habe auch unter König Ludwig zu Frankreich gehört. In Holland, hieß es dann im legersten Tone, gebe es nichts als Seen, Häfen und Schiffswerfte, deren Erwerbung nur England nachtheilig und zur Durchführung der Continentalsperre nothwendig sei.

Den ächt Bonaparte'schen Trost kann sich indessen auch Thiers nicht versagen, daß es im Uebrigen den Holländern erwünscht und vortheilhaft war aus ihrem ungewissen Zustand in unmittelbare französische Unterthänigkeit überzugehen. Daß doch die Franzosen immer sich einbilden müssen es sei ein absonderliches Glück ihnen anzugehören! Auch Napoleon hat damals sich und die Welt mit diesem Trost abzufinden gemeint, der nur eine neue bittere Täuschung war. Wenn doch Thiers sich nur ein wenig um Zeugnisse der Holländer selbst bemühen wollte, so würde er erfahren wie dem Volke, das eine mächtige Erinnerung großer geschichtlicher Vergangenheit in sich trug, französisches Präfectenregiment, Fiscalität, Polizeitücke und fremder Soldatentrotz behagte! Napoleon schickte in die neuen Departements Belgier als Dictatoren, und zwar Leute wie den sittlich übelberufenen und gewaltthätigen Baron de Celles und den bekannten Staffart, der schon in Preußen die Probe abgelegt daß er eines der gefügigsten Werkzeuge Bonaparte'scher Tyrannei war. Wie diese Leute und ihre Creaturen gegen die überlieferte Freiheit, die Sitte, Sprache und die Erziehungsanstalten eines achtungswürdigen Volkes gehaust haben, ist aus holländischen Berichten leicht zu ersehen. Die Aussaat dieser Jahre ist dann 1813 aufgegangen.

Ein großer Theil des vorliegenden Bandes beschäftigt sich mit der Geschichte des spanischen Krieges; von dessen Dauer hing es ab, ob die gespannte Situation des Kaiserreichs zu einer großen Krisis führte oder nicht. Wie fruchtlos die gewaltigen Anstrengungen dort waren, wie die Uneinigkeit der Führer, der Ungehorsam der Marschälle, die Zuchtlosigkeit der Truppen mit jedem Tage wuchs, davon gibt Thiers ein sehr lebendiges Bild. Dem Kaiser selbst war seine eigene Tradition, überall den Tüchtigsten an seine Stelle zu setzen, abhanden gekommen; er beförderte nach Gunst und Ungunst, und benahm sich schon, wie Thiers selbst sagt, ganz wie jene schwachen und verblendeten Regierungen welche die Günstlinge und Schmeichler denen vorziehen die ihnen durch die Unabhängigkeit ihrer Meinungen lästig sind. Auf König Joseph selbst und seine Umgebung wirft Thiers wie früher einen Theil der Schuld; insofern mit Recht, als derselbe weder die staatsmännischen noch militärischen Eigenschaften besaß um dieser Lage Meister zu werden. Allein die Verantwortlichkeit davon fällt nicht ihm, sondern dem Kaiser zu; Joseph hatte diesen Thron nicht gesucht, sondern war eher dazu gepreßt worden. Seine Briefe beweisen ja zur Genüge wie tief er die Unseligkeit der eigenen Situation empfand, und wie richtig er das Verderbliche der von dem Bruder eingeschlagenen Bahnen erkannte. Nur sich durch einen mannhaften Entschluß davon loszumachen, dazu war er zu willenlos und der Unterordnung unter den Imperator zu lange gewöhnt.

Das Jahr 1810 begann mit der glücklichen Expedition nach Andalusien, zu der Napoleon mit Widerstreben und nur in der Berechnung seine Einwilligung gab daß in Verbindung damit eine kraftvolle Operation gegen Portugal der britischen Macht dort den entscheidenden Stoß geben würde. Er sollte bald enttäuscht werden. Andalusien ward zwar erobert, aber zugleich versäumt sich Cadiz zu sichern, von dem der Besitz des Südens abhing. Nach Thiers' Versicherung hatte selbst Joseph gerathen wenigstens einen Theil der Armee dorthin zu senden, aber die entschiedene Opposition Soults hatte es gehindert. So wurde zwar Sevilla genommen, aber in Cadiz fand die Insurrection ihren neuen Mittelpunkt, von dem aus eine neue Epoche der spanischen Geschichte begann. Dem kurzen Triumphzug in Andalusien folgten für Joseph bald sehr bittere Stunden. Napoleon in seinem zunehmenden Mißtrauen gegen die Brüder, und der unverkennbaren Verbitterung gegen Rathgeber, Untergebene und Werkzeuge sammt und

sonders, verfügte mit einemmal daß Catalonien, Aragon, Navarra und Biscaya in französische Militärgouvernements umgewandelt würden. Es war das Vorspiel zu gleichem Ausgang, wie er sich eben in Holland vorbereitete; das fühlte Joseph ganz klar, aber seine Einwendungen waren fruchtlos. Er war nun nicht besser daran als Karl IV. und Ferdinand VII. in ihrer unfreiwilligen Verbannung.

Während der Belagerungskrieg fortgesetzt und durch die Einnahme von Lerida ein sehr willkommener Erfolg errungen ward, bereitete sich die Expedition nach Portugal gegen Wellington vor, deren Resultat vielleicht über den Ausgang dieses ganzen Krieges entschied. Massena war zum Führer ausersehen; Ney und Junot sollten unter ihm dienen. Aber Massena war kriegsmüde und traute dem Gehorsam der beiden Unterfeldherren nicht viel Gutes zu. Nachdem er endlich mit Widerstreben dazu vermocht worden und in Salamanca den Oberbefehl übernahm, murrten natürlich Ney und Junot; ihre Unzufriedenheit steckte die andern an, und bald war es Ton geworden sich mit Achselzucken über den Marschall zu äußern. Massena freilich trug auch das Seinige dazu bei; er kam, wie immer, in seiner äußern Erscheinung gemein und unwürdig, an seiner Seite eine öffentliche Dirne. So gab sich schon überall die Desorganisation einer gealterten Regierung kund. Das Material des Heeres war verwahrlost, der wirkliche Stand der Truppen blieb hinter den officiellen Angaben um ein Beträchtliches zurück, die Zuchtlosigkeit der Feldherren hatte auch die Soldaten ergriffen. Selbst Thiers, der in diesem Fall gewiß nicht übertreibt, schildert in starken Zügen die Plünderung, das systematische Ausrauben des Landes, den unwürdigen Schacher welchen Offiziere und Soldaten mit geraubtem Gut und mit eingeschwärzten Colonialwaaren trieben. Und Massena war gewiß nach seiner Natur und seinen Antecedentien am wenigsten dazu angethan hier mit catonischer Integrität durchzugreifen.

Dieser verworrenen Lage gegenüber macht Wellingtons Ruhe und Sicherheit einen imponirenden Eindruck. Auch er hatte Schwierigkeiten zu überwinden, militärische auf dem Kriegsschauplatz selbst, politische in der Heimath; aber er bemeisterte sie mit einer Ueberlegenheit, die auch unserm Geschichtschreiber Bewunderung abzwingt. Er hatte, sagt er, den Gang der Dinge auf der Halbinsel besser beurtheilt als Napoleon; nicht weil er der gleiche Geist war, sondern weil er sich an Ort und Stelle befand und keine der Illusionen theilte die Napoleon

irre führten. Er sagte sich, mit einer Ueberzeugung die nichts zu erschüttern vermochte, daß dieser gewaltige Aufbau von Größe auf allen Seiten unterhöhlt sei, daß zwar Napoleon sich ohne Zweifel eines großen Theils der Halbinsel bemächtigen, aber niemals bis Gibraltar, Cadiz, Lissabon vordringen konnte, und daß, wenn es England gelänge von diesen äußersten Punkten aus den Krieg zu unterhalten, man immer aufs neue diesen Kampf wieder entstehen sehen werde, der die Kräfte des Kaiserreichs erschöpfte, bis sich Europa gegen das Napoleonische Joch empörte und der Kaiser diesem Angriff dann nichts mehr entgegenzustellen hatte als halb zerstörte Armeen. Diese Meinung, fügt Thiers hinzu, welche dem militärischen und politischen Urtheil Wellingtons die höchste Ehre macht, war bei ihm zur unwandelbaren Idee geworden, und er beharrte darauf mit einer Sicherheit des Geistes und einer Hartnäckigkeit des Charakters, die der Bewunderung gleich werth sind.

So begann der entscheidende Feldzug nach Portugal. Massena brach auf, eroberte im Julius und August 1810 Ciudad Rodrigo und Almeida, während der britische Feldherr, taub gegen den Hülferuf aus den bedrängten Plätzen, seinen großen Plan festhielt und seine Kräfte sparte, um den Feind die seinigen an unbezwinglichen Stellungen verbluten zu lassen. Nach der Erzählung von Thiers hatte Massena schon nach der Einnahme von Almeida alle Hoffnung des Erfolgs verloren, und Ney, Junot, Reynier, seine Unterfeldherren, waren dießmal mit ihm einig. Aber alle Vorstellungen an den Kaiser waren fruchtlos; mit der Unnahbarkeit gegen fremden Rath, die seine letzten Zeiten charakterisirt, befahl er die Fortsetzung des Feldzugs. Es folgten dann die nutzlosen und blutigen Angriffe auf die britische Stellung bei Busako und, wie dieselbe endlich umgangen war, der Marsch nach Coimbra. Die Franzosen scheinen geglaubt zu haben nun sei alles zu Ende; wenigstens betont es Thiers daß die Armee überrascht war, wie sie sich auf einmal den furchtbaren Linien von Torres Vedras gegenüber sah. Massena hatte sehr bald das Vertrauen des Gelingens verloren und wollte zum mindesten Verstärkungen abwarten; Foy's Sendung an Napoleon sollte sie erwirken. Der Geschichtschreiber läßt hier, wenn auch in verdeckter Weise, die Hauptschuld des Scheiterns auf seinen Helden fallen. Er schildert die Chancen des Gelingens, und wie es von des Kaisers Willen abhing sie zum glücklichen Ende zu führen. Aber seine Unterredungen mit Foy gaben darauf wenig Hoffnung. Der Kaiser zeigte sich, nach Thiers' eigenem Aus-

druck, noch vollkommen von den Illusionen erfüllt, die durch den Gang der Ereignisse längst widerlegt waren, unbillig gegen seine Generale, und benahm sich fast „wie einer der trägen und unwissenden Fürsten, welche die Dinge nach dem Gerede höfischer Minister beurtheilen, und entweder zu indolent sind die Wahrheit zu prüfen oder zu unverständig sie zu begreifen.“

Der mißlungene Zug nach Portugal hat auf den ganzen Gang des pyrenäischen Krieges eine inhaltschwere Wirkung geübt; auch seine nächsten Resultate sind bezeichnend genug. Die Armee kommt im Frühjahr 1811 in einem ziemlich traurigen Zustand zurück, das Murren der Unterfeldherren steigert sich zu offenem Ungehorsam, und Massena hat die undankbare Aufgabe sie zur Raison zu bringen und zugleich die bittern Vorwürfe des Kaisers zu ertragen. Die Schlacht bei Fuentes de Oñoro, womit der zwölfte Band von Thiers schließt, war dann nicht dazu angethan diese bittern Empfindungen zu verwischen. Der Geschichtschreiber faßt in einem kurzen Resumé noch einmal die Kriegsereignisse von 1810 bis 1811 zusammen, und kommt zu dem Ergebniß daß der Kaiser selbst und seine Politik die Hauptschuld an dem Mißlingen trug. Der Ausgang selbst scheint ihm verhängnißvoll für die ganze Existenz des Kaiserreichs; denn es war der letzte Moment, wo die offene Wunde des pyrenäischen Krieges ungestört und mit ungetheilter Kraft geschlossen werden konnte.

Die Politik des Kaisers selbst war es die ihn hinderte im rechten Moment sich mit ganzer Kraft auf Spanien zu werfen. „Napoleon hatte neue ernste Verwickelungen im Norden hervorgerufen, und die Situation die er sich durch seinen maßlosen Ehrgeiz geschaffen, tyrannisirte mehr ihn, als er Europa tyrannisirte. Dieser glorreiche Despot war, wie es häufig geschieht, ein Sklave, ein Sklave seiner eigenen Fehler.“ Es ist das Verhältniß zu Rußland, auf das Thiers anspielt und das seine Darstellung neben den spanischen Ereignissen immer genau im Auge behält. Das erste Erkalten der Tilsiter Freundschaft datirt er schon vom Ende des Jahres 1809; die Unnachgiebigkeit Napoleons in der polnischen Sache, die Enttäuschungen der russischen Unersättlichkeit in Bezug auf seine orientalischen Wünsche mögen schon bald nach Erfurt verstimmt haben; der Ehebund mit Oesterreich war nicht dazu angethan diese Verstimmung zu heben. Nun folgten die Uebergriffe des Jahres 1810. Auch Thiers findet die Gestaltung des Systems, wie es jetzt geworden,

„äußerst drückend“ und „fast unerträglich“ für die Völker. Schon hatte, sagt er, diese Politik, deren Ziel der Friede war, deren Mittel in militärischen Occupationen, Länderraub, gewaltsamen Confiscationen und zerstörenden Erpressungen bestanden — schon hatte diese Politik all die Mißstimmung geweckt die Napoleon gern beseitigt hätte. In der That war die Umwandlung von Rom, Florenz, Wallis, Rotterdam, Amsterdam, Gröningen in französische Departements nicht dazu geeignet diejenigen zu beruhigen die eine Universalmonarchie über das Festland besorgten. Aber Napoleon war nicht dabei stehen geblieben; bald fand er es auch störend daß die Hansestädte noch eine Art von Unabhängigkeit genossen, und er dehnte seine Herrschaft über Bremen, Hamburg und Lübeck aus. Es folgte der berüchtigte Senatsbeschluß vom 13. Dec. 1810, der mit der unerhörten Motivirung „commandé par les circonstances“ auch die Mündungen der Ems, Weser und Elbe dem Kaiserreich einverleibte. Es ist bekannt wie ernst das Rußland nahm, sowohl aus allgemein politischen Erwägungen als aus dynastischen Rücksichten. Noch war Alexander nicht zum Bruch geneigt, aber er entschloß sich doch seiner Nachgiebigkeit gegen das System eine Gränze zu setzen. Auf dem Gebiet der Handelspolitik ward zuerst offenbar daß er die Tilsiter Allianz lockerer interpretirte als Napoleon wünschte und forderte. Thiers spricht es dabei als seine bestimmte Ueberzeugung aus daß der Czar den Krieg nicht wollte, auch wenn die Erörterungen, die er im Januar 1811 mit Caulaincourt hatte, schon einen herben und verstimmten Ton ankündigten. Allein er fing doch an bei Bobruisk, Witepsk, Smolensk, Dünaburg Verschanzungen anzulegen. Caulaincourt erfuhr davon in St. Petersburg nichts; aber der scharfsichtige Argwohn der Polen entdeckte es und meldete es zum Theil sehr vergrößert nach Paris. Thiers beklagt hier die „verhängnißvolle Raschheit“ der Entschließungen Napoleons. Statt, wie es ihm die Lage zu gebieten schien, einzulenken, sah er den Krieg schon beschlossen, erklärt, begonnen und nahm darnach seine Maßregeln. Der Nachgiebigkeit schon ganz entwöhnt, faßte er den Krieg mit Rußland kurzweg als eine Nothwendigkeit auf und handelte demgemäß. „Fortgerissen, beherrscht, verblendet von einer Menge von Gedanken die ihn zugleich bestürmten, sah er mit einemmal einen neuen Krieg mit Rußland wie eine Sache an die im Buch seines Schicksals geschrieben stehe, betrachtete ihn als das Ziel seiner Arbeiten und fühlte sich ganz entschlossen ihn zu führen, ohne daß er sich von dem Tag

und der Stunde Rechenschaft geben konnte wo dieser Entschluß sich gebildet."

Es werden dann die unermeßlichen Vorbereitungen an Mannschaft, Material, Transportmitteln aufgezählt, womit er schon in den ersten Monaten 1811 begann, seine Bemühungen die Türken für ein Bündniß zu gewinnen und sich Oesterreichs völlig zu versichern. Seinem Gesandten in St. Petersburg schrieb er genau die einzelnen Ausreden vor, womit derselbe die zu erwartenden Beschwerden Rußlands erwiedern sollte. Der Grundgedanke war: keine Nachgiebigkeit, nur verstärkte, angestrengte Rüstung zum Kampfe. Der Geschichtschreiber versichert daß dieß der Hauptgrund war der eine kraftvollere Unterstützung des Feldzugs in Portugal gehindert hat. In jedem Fall war der pyrenäische Krieg ins Unabsehbare verlängert und ein russischer im Anzug. Damit war der Knoten geschürzt an dem die Katastrophe der nächsten Jahre hing.

Dreizehnter Band.

(Allgem. Ztg. 20. u. 21. Juni 1856 Beilage Nr. 173 u. 174.)

Der Band beginnt mit der Geburt des Königs von Rom, und schließt mit dem Uebergang über den Niemen; die Vorgänge des Jahres 1811, der spanische Feldzug, die kirchlichen Wirren, die einzelnen Momente des Bruchs mit Rußland und die kolossalen Rüstungen bilden den wesentlichen Inhalt. Es ist die Zeit wo das Kaiserreich an äußerem Glanze und an Umfang die höchste Stufe erreicht hatte, und wo sich gleichwohl in einer Menge von einzelnen Symptomen die gefahrvolle Ueberspanntheit der Situation und der Nachlaß an frischer elastischer Kraft deutlich genug ankündigte. Das Gefühl daß dem so sei, beherrschte unwillkürlich die Stimmungen der Menschen; es war nicht mehr die alte stolze Freudigkeit und Zuversicht, die aus den Gedanken und Mienen der Franzosen selbst heraussprach, eher die dunkle Ahnung daß die Zeit des Verfalls begonnen hatte und eine Katastrophe vielleicht bevorstehe. Thiers läßt diese Stimmungen in seiner Darstellung sehr vernehmlich durchklingen; er selber schlägt einen gedämpften, fast elegischen Ton an. Bisweilen steht er betrachtend still, und hält dem siegestrunkenen Uebermuth des Imperators den Spiegel der kommenden Ereignisse warnend entgegen, bisweilen flicht er beziehungsreiche Sentenzen ein.

Die Geburt und Taufe des Königs von Rom wird mit fühlbarer Absichtlichkeit ins Einzelne ausgemalt; die Vorgänge selbst, die Feierlichkeiten, der freudige Jubel und die Zuversicht die dieß neue Pfand des Glücks erweckte, werden uns so lebhaft vorgeführt, daß man glauben könnte gegenwärtige Dinge zu lesen. Aber auf diesen prächtigen Schilderungen heben sich die trüben Reflexionen des Geschichtschreibers nur schärfer hervor. Seltsame Ironie des Schicksals! ruft er bei der Geburt des Prinzen aus; dieser so ersehnte, so gefeierte Erbe, der bestimmt war das Kaiserreich zu verewigen, kam in dem Augenblick wo dieß kolossale Reich, im Stillen von allen Seiten unterwühlt, sich bereits der Gränze seiner Dauer näherte. In Wahrheit wußten nur wenige die tief verborgenen Ursachen seines nahen Sturzes zu sehen, aber geheime Ahnungen hatten die Massen ergriffen, und das Gefühl der Sicherheit war verschwunden, wenn auch das der Unterwerfung noch vorhanden war. Das Gerücht eines ungeheuren Kriegs im Norden, eines Kriegs den alle instinctmäßig fürchteten, zumal da der in Spanien noch nicht zu Ende war, hatte sich überall verbreitet und eine allgemeine Unruhe verursacht. Die Conscription wurde in Folge dieses Kriegs mit äußerster Härte durchgeführt; eine gewaltsame Krisis verwüstete zudem Handel und Industrie; der religiöse Streit schien sich zu verbittern, und ließ ein neues Schisma befürchten. Die Taufe des kaiserlichen Kindes, die Pracht der Festlichkeiten, der nie gesehene Glanz fürstlicher und geistlicher Würdenträger, der Jubel der Massen, die mit staunender Bewunderung sahen wie selbst das Schicksal den Wünschen des Kaisers dienstbar ward, das alles erzählt der Geschichtschreiber mit dem ganzen Reiz der Anschaulichkeit, die seine Schilderungen belebt, aber nur um auf den düstern Hintergrund von Moskau, Leipzig, St. Helena und auf das frühzeitige Grab des unglücklichen Kindes hinzudeuten. Aus Notre-Dame begab sich der Kaiser nach dem Stadthaus, wo ein prächtiges Bankett vorbereitet war. Unter absoluten Regierungen, bemerkt Thiers, schmeichelt man dem Volk gern bei gewissen Gelegenheiten, und namentlich die Stadt Paris hat oft solche Huldigungen von ihren Herren empfangen. Geblendet von dem glänzenden Schauspiel riefen die Pariser Beifall, und schmeichelten sich es werde mit der Größe sich die Dauer, mit dem Ruhm sich auch die Weisheit verbinden. Sie thaten wohl sich zu freuen, denn diese Freuden sind die letzten des Kaiserreichs gewesen; von diesem Tage an sind unsere Berichte nur noch eine lange Trauergeschichte.

Im Frühjahr 1811, als der König von Rom geboren ward, war der Kaiser schon ganz erfüllt mit den Gedanken an den neuen Krieg im Osten, den er noch im Spätsommer des Jahres beginnen wollte. Die Rüstungen dazu waren ebenso ungeheuer als schwierig; das letztere nicht nur weil der spanische Krieg Hunderttausende forderte, sondern auch weil im Volk die Lust des Kriegsdienstes in bittere Abneigung umgeschlagen war. In vielen Theilen Frankreichs, namentlich im Westen und Süden, waren die Conscriptionspflichtigen massenhaft entflohen, und bargen sich, von der Bevölkerung geschützt, auf Bergen und in Wäldern. Thiers schlägt die Zahl dieser Refractaire im Frühjahr 1811 auf mindestens sechzigtausend an! Um ihrer Meister zu werden, wählte Napoleon Mittel die des Convents würdig gewesen wären. Er ließ mobile Colonnen, aus Reiterei, Fußvolk und einzelnen Gendarmeriepikets bestehend, durch das Land ziehen, mit der Ermächtigung diese Gebiete „militärisch zu behandeln." Sie wurden den Eltern und Verwandten der Flüchtigen ins Haus gelegt, und mußten von ihnen verköstigt werden bis die Refractaire sich gestellt hatten. Thiers deutet nur schonend an wie es bei den Dragonnaden dieser „garnisaires" zugegangen ist; er meint, die alten Soldaten hätten natürlich die Fahnenflüchtigkeit als etwas sehr Schimpfliches angesehen, seien unwillig gewesen daß auf sie die Last des Krieges allein fallen sollte, und hätten sich auch wohl in der Fremde gar zu sehr gewöhnt als erobernde Truppen zu leben. Da sei denn wohl in einzelnen Provinzen die Erbitterung über die gesteigerten Lasten „fast bis zur Verzweiflung" getrieben worden.

In den Städten drückten andere Sorgen; einmal eine finanzielle Krisis die aus dem Uebermaß gewagter Speculationen entsprang, dann die völlige Lähmung von Handel und Industrie. Thiers versichert aus der Correspondenz des Schatzministers selber die Details über die massenhaften Bankerotte geschöpft zu haben, welche im Fühjahr 1811 eine so gewaltige Erschütterung in der Finanz- und Handelswelt hervorgerufen haben. Es waren Verhältnisse, aus denen wieder manche Beziehung zur Gegenwart herauszulesen ist. Schwindelhafte Unternehmungen, fictive Credite und eine ins Ungemessene ausgedehnte Wechselreiterei spielen dabei eine wesentliche Rolle. Diese Ausschweifungen von Speculation, plötzlichem Reichthum und maßlosen Genüssen — sagt Thiers — haben seit mehreren Jahren begonnen; sie war zwar in Folge des Kriegs von 1809 etwas zum Stillstand gekommen,

nahm aber nach dem Wiener Frieden neuen Aufschwung, und hatte sich ohne Hinderniß und ohne Maß weiter vermehrt bis zu der unvermeidlichen Katastrophe, die stets das Ende solcher Uebertreibungen ist. Dem jähen Sturz der Geldleute und Speculanten folgte dann die Krisis der industriellen Etablissements; wie der Credit der Bankiers zerstört war, fehlten ihnen die Mittel, und in Lyon, Rouen, Lille, St. Quentin, Mülhausen u. s. w. ward die Industrie wie von einer verheerenden Pest heimgesucht. Massen von Arbeitern blieben unbeschäftigt; in manchen Städten mußten die Hälfte oder zwei Drittheile von ihnen feiern. Die Unnatur des Continentalsystems kam hinzu; die erschütterten Fabriken konnten sich bei den Zöllen die der Tarif von Trianon auf die Rohstoffe legte, natürlich nicht erholen. Spinnerei und Weberei, Raffinerien, Gerbereien wurden ganz eingestellt; man fabricirte, wie Thiers sagt, nicht etwa weniger, man fabricirte überhaupt nicht mehr.

Da war es freilich eine sehr unzulängliche Hülfe, wenn Napoleon Ankäufe für Millionen machen ließ; der Grundfehler lag im ganzen System. Indem der Geschichtschreiber die Aeußerungen mittheilt die der Kaiser an die Deputationen der Handelskammern richtete, kann er nicht umhin, bei aller Bewunderung, die er den genialen Lichtblicken seines Helden spendet, doch die starrsinnige Unbeugsamkeit zu betonen womit derselbe jede Concession die an ihm lag zurückweist. Es sind zum Theil ganz gute und treffende Rathschläge die der Kaiser den bedrängten Kaufleuten und Industriellen gibt; manche feine, zutreffende Bemerkung wird von ihm hingeworfen. Aber daneben der unbändige Trotz, Verhältnisse die außer seiner Macht lagen beherrschen zu wollen. Je les poursuivrai partout, partout, entendez vous, sagte er von denen die den Schlingen des Systems sich entziehen wollten; je suis irrévocablement fixé à cet égard, fügte er in Bezug auf das Sperrsystem hinzu, und warf denen die vielleicht versucht waren an Nachgiebigkeit zu glauben, ein wiederholtes trotziges „jamais, jamais" entgegen.

Es bleibt immer eine überraschende Sache, bemerkt Thiers, zu sehen wie weise man ist wenn man Andern räth, und wie wenig man es ist wenn man sich selbst zu rathen hat. Napoleon hatte Recht, wenn er diesen Handelsleuten sagte, sie litten in Folge ihrer eignen Fehler, indem die einen zu viel producirt, die andern zu viel speculirt hatten; wenn er ihnen sagte daß er um die Freiheit der Meere zu

erobern England bekämpfen müsse, und um England zu bekämpfen genöthigt sei die Bewegungen des Handels zu stören. Aber er wäre doch in Verlegenheit gekommen, wenn einer dieser Speculanten in Zucker und Baumwolle ihn, den Speculanten anderer Art, gefragt hätte: ob es denn, um England zu bekämpfen, durchaus nöthig sei die Kronen von Neapel, Spanien, Portugal zu erobern, und damit seine Brüder zu dotiren, ob die Schwierigkeit die daraus entsprungen nicht auch den Kampf mit England wesentlich erschwert, ob er mit den Bourbons, die vorher furchtsam und nachgiebig zu Madrid und Neapel thronten, nicht eben so viel erreicht wie mit seinen halb empörten Brüdern, ob die Soldaten die er zwischen Neapel, Cadiz und Lissabon zerstreut hatte, nicht besser zwischen Calais und Dover wären, und ob — selbst die Nothwendigkeit aller jener Eroberungen zugegeben, er nicht vortheilhafter alle Kraft darauf gewandt Wellington ins Meer zu werfen, statt einen neuen Krieg im Norden zu suchen, der den Engländern Zeit gab auf der Halbinsel zu triumphiren? Ob dieß stete Wechseln der Plane, dieß Eilen von einem Mittel zum andern, ehe eines völlig erschöpft war, lediglich aus Stolz und Herrschsucht, wohl der sichere und gerade Weg war mit dem britischen Ehrgeiz fertig zu werden? Dieser kühne Frager, fügt Thiers hinzu, der ohne Zweifel Napoleon sehr in Verlegenheit gesetzt hätte, hat sich nicht gefunden, und die Wahrheit wurde ihm nicht gesagt; allein die Wahrheit verschweigen heißt das Uebel verbergen ohne es aufzuhalten. Die geheimen Verwüstungen dieses Schweigens sind um so gefährlicher, als sie alle zugleich aufbrechen, und zwar wenn es zu spät ist ihnen abzuhelfen.

Zu solch anzüglichen Betrachtungen gibt die Geschichte jener Tage dem Verfasser reichen Stoff. Mit den materiellen und ökonomischen Verlegenheiten kreuzten sich die kirchlichen Händel; eben jetzt ward ein neues geheimes Rundschreiben des gefangenen Papstes an verschiedene Capitel aufgefangen, und gegen Schuldige und Unschuldige ohne Schonung verfahren. Ein Abbé ward verhaftet und der jüngere Portalis, weil er von der Sache gewußt, und sie nicht angezeigt habe, in versammeltem Staatsrath erst mit den bittersten Vorwürfen überschüttet, dann ihm auf beschimpfende Weise die Thür gewiesen. „Sortez, Monsieur, sortez, que je ne vous revoie plus ici," rief der Kaiser dem vernichteten Staatsrath zu. Selbst in dieser stummen und servilen Versammlung erregte eine solche Scene sichtbaren Verdruß, was

auch dem Kaiser nicht entging. Es gibt keine Macht auf der Welt, sagt Thiers, sie mag so groß sein wie sie will, welcher es gestattet wäre ungestraft das innerste Gefühl der Menschen zu mißhandeln; unter der Macht der Faust kann wohl ihr Mund schweigen, aber ihre Mienen reden unwillkürlich.

In den auswärtigen Dingen wuchs die Verwicklung mit dem Osten, die friedlich zu lösen es Napoleon durchaus an dem guten Willen fehlte. Auch Thiers ist, im Gegensatz zu manchen seiner Vorgänger, vollkommen zu der Ueberzeugung gelangt daß Rußland bis zuletzt dem Kriege gern ausgewichen wäre, Napoleon ihn fast begierig suchte. Einen wenigstens mitwirkenden Antheil an der zunehmenden Ueberspannung der äußeren Verhältnisse schreibt er dem Ministerwechsel zu, der im April 1811 eintrat. Man ist sonst leicht versucht, zumal in der äußern Politik, es für ziemlich gleichgültig zu halten wer neben Napoleon das Portefeuille führte, aber hier scheint es doch nicht ganz ohne Einfluß geblieben zu sein daß Maret an Champagny's Stelle trat. Champagny machte treffliche Berichte, aber sprach wenig, namentlich in seinem Verkehr mit der fremden Diplomatie; „il manque de conversation,“ pflegte Napoleon von ihm zu sagen. Daneben hatte Champagny freilich den Vorzug der Zurückhaltung und einer milderen, eingehenden Form. Maret, der schon lange ungeduldig nach der Stelle strebte, und auch jetzt das Meiste that ihn zu verdrängen, war gerade darin von ganz entgegengesetzter Art. Napoleon völlig ergeben, aber von jener Ergebenheit die den Fürsten selbst verderblich wird, dabei redefertig, und ein Mann der sich gern reden hörte und eben so gern in dem gebieterischen Glanz seines Herrn prunkte, war Maret ganz dazu geschaffen, die Fehler Napoleons zu steigern, wenn, wie Thiers sagt, es überhaupt möglich war der Größe seiner Fehler oder seiner Eigenschaften etwas hinzuzufügen. Wenn die heroischen Willensäußerungen Napoleons durch die zögernde und vorsichtige Ausdrucksweise Champagny's kund wurden, so verloren sie von ihrer Heftigkeit; wenn sie Talleyrand in seiner bedächtigen und neckenden Weise aussprach, verloren sie von ihrem Ernst. Das nannte freilich Napoleon beim einen Ungeschick, beim andern Verrätherei. Glückliche Verrätherei, ruft Thiers voll Pietät für seinen diplomatischen Meister aus, die nur seine Leidenschaften zum Vortheil seiner Interessen verrieth! Bei Maret freilich war nichts der Art zu fürchten; der stolzeste aller Gebieter hatte den am wenigsten bescheidenen Minister; er that nichts

um die Herbheit der imperatorischen Gebote in den Augen der beunruhigten Welt zu mildern.

Dieser Wechsel traf zusammen mit der Abberufung Caulaincourts von St. Petersburg und der Ernennung Lauristons zu seinem Nachfolger. Es fehlte dem neuen Gesandten nicht an dem Willen und nicht an Geschick den Frieden zu erhalten; aber schon seine Sendung war ein Symptom der ernsteren Lage, und in einem konnte er niemals Caulaincourt ersetzen: in dem ganz persönlichen Verhältniß des Vertrauens und der Freundschaft, das ihn mit dem Czaren lange Zeit verknüpft hatte. Napoleon selbst war aber in einer Stimmung von Unbändigkeit und Kriegslust, die jedes leise Symptom von Kälte gern als berechnete Feindseligkeit deutete, und mit einem willigen Mißtrauen sich der Einbildung hingab der Kampf könne höchstens verschoben, aber nicht vermieden werden. In dem wahrscheinlichen Krieg, sagt Thiers treffend, sah er sogleich den erklärten Krieg, in der Weise daß seine eigene Voraussicht ihm zur Schlinge ward, denn er las tief in den Herzen der Andern, ohne in sein eigenes zu schauen. Er wollte nicht sehen wieviel zu dem raschen Uebergang von der Kälte zum Bruch sein eignes stürmisches Wesen mitwirkte; er sah nicht daß es von ihm abhing diesen verhängnißvollen Cirkel zu brechen, indem er einen Augenblick gemäßigt, geduldig, nachsichtig für Andere war. Er hatte niemanden um sich der ihn auf diese heilsamen Betrachtungen geleitet hätte; er nahm keinen Rath an, weder von Ministern noch von den Körperschaften auf welchen der Schein einer Vertretung der Nation lastete. So sich allein selber überlassen, entschloß er sich im Mai 1811, gleichsam ein zweitesmal, zum Krieg mit Rußland, wiewohl er sich vorerst noch dafür entschied ihn zu verschieben. Jederzeit rasch entschlossen, traf er seit Ende Mai darnach seine Anordnungen, gab seine militärischen und diplomatischen Instructionen, mit der absoluten Gewißheit daß der russische Krieg erst 1812, aber dann auch ganz unfehlbar beginnen würde. Aus dem Briefwechsel mit Davoust, dem Kriegsminister, dem König von Sachsen und Poniatowski ist nach des Geschichtschreibers Versicherung diese Wendung deutlich zu erkennen, der Fortgang der Maßregeln, die nun in viel größerem Umfang vorbereitet wurden, Schritt für Schritt zu erkennen.

Es war nun von erhöhtem Interesse wie sich die übrigen Mächte zwischen den beiden Kolossen des Ostens und Westens zu dem drohenden Kampfe stellten; Thiers hält daher eine kurze Musterung über die

Situation in Oesterreich, Preußen, dem Rheinbund und den scandinavischen Staaten. Was er zunächst über Oesterreich bringt ist sehr mangelhaft; so ungenügend unsre deutschen Quellen darüber noch sind, wir wissen darüber diesseits des Rheins doch mehr. Interessant ist aber die Courtoisie womit der ehemalige Conseilpräsident vom 1. März den Fürsten Metternich behandelt. Dieser Minister sagt er, einer der größten die jemals die österreichische Politik geleitet haben, dem Genuß und den Freuden der Welt hingegeben, fand Geschmack daran zu reden, zu erörtern, zu belehren, verbarg aber unter diesen dogmatischen Formen eine tiefe Feinheit; er legte Aufrichtigkeit an den Tag, übte sie auch und besaß unter vielen eminenten Eigenschaften namentlich die, daß er den Leidenschaften, die ihn umgaben, nur in Worten Genüge that, in der Wirklichkeit aber nur sich durch das im großen Sinne aufgefaßte Interesse seines Landes leiten ließ; mit Einem Worte ein überlegener Geist der dazu berufen war vierzig Jahre lang einen unermeßlichen Einfluß auf Europa zu üben.

Ueber Preußen und seine damaligen Agonien ist Thiers ebenfalls nur unvollständig unterrichtet. Wie man zwischen Frühjahr und Spätherbst 1811, abwechselnd in Paris, abwechselnd in St. Petersburg zum Frieden rieth und, in der Besorgniß verschlungen zu werden, zwischen den extremsten Gegensätzen hin- und herschwankte, im Frühjahr Napoleon, im Julius Alexander seine Allianz antrug, und auf beiden Seiten trocken aufgenommen einen Augenblick alle Mittel verzweifelter Selbsthülfe sammelte, Scharnhorsts Entwürfen Gehör gab, Gneisenau seine alten Verbindungen wieder anknüpfen ließ, und York in Westpreußen die bekannte fast unbeschränkte Vollmacht selbständiger Action gab — davon hat der französische Geschichtschreiber nur eine lückenhafte und unklare Kenntniß; er erzählt nur ungefähr das was der französische Gesandte nach Haus berichtete. Gleichwohl ist ein leiser Fortschritt gegenüber den Vorgängen nicht zu verkennen. Noch Bignon hat sich nie davon überzeugen können daß man seine unnoblen Landsleute nicht hätte lieben und verehren sollen; die alten Redensarten vom Haß der Aristokratie gegen den Bonapartischen „Liberalismus," von der Antipathie der Privilegirten und Reactionäre, und von der treibenden Kraft englischen Goldes nehmen bei ihm noch immer eine ungebührliche Stellung ein. Thiers ist wenigstens so weit gekommen, daß er den Haß der Nation gegen alles was französisch war offen zugibt, und im Ganzen nicht leugnet daß man zu diesem Hasse

einigen Grund hatte. Auch er macht sich noch — und bei einem Franzosen ist das begreiflich — zu wichtige Vorstellungen von der Bedeutung der geheimen Gesellschaften und des Tugendbundes; aber er hat doch auch eine Ahnung davon daß das ganze Volk nur eine große Verbindung gegen Napoleon und sein Regiment zu bilden anfing.

So räumt er denn auch offen ein daß selbst im Rheinbunde die Interessen die an Napoleon knüpften lediglich dynastische waren, während die Bevölkerungen anfingen sich in grollendem Unmuth gegen die aufgedrungene Fessel aufzulehnen. Er theilt ein bezeichnendes Beispiel mit, wie Napoleon selbst die Getreuesten allmählich ermüdete. Im Mai 1811 verlangte der Kaiser von König Friedrich in Württemberg seinem aufrichtigsten Verbündeten, ein württembergisches Corps zur Besetzung von Danzig. König Friedrich erhob leise Einwendungen, erhielt aber eine lange Epistel, worin die „nécessité" nachgewiesen war zu thun was der Meister befahl. Nicht seine Neigung oder Laune, nicht seine Kriegslust, die Nothwendigkeit war als das unerbittliche Gesetz betont, nach welchem Groß und Klein sich fügen mußte. Auch Thiers sieht darin nur einen verhängnißvollen Irrthum, und bedauert es daß Napoleon selbst die allmählich bedenklich machte die für ihn „un penchant véritable" empfanden.

Dagegen macht er seinem ganzen Unmuth gegen Bernadotte und die neue schwedische Politik Luft; er thut es darin den hitzigsten Bewunderern Napoleons vollkommen gleich. Ueber Bernadotte's Erwählung zum Kronprinzen gibt er eine ähnliche Version wie Bignon; die französische Politik war darnach dem Schritt ganz fremd, nur ein unberufener Zwischeneinfluß intriguirte für Karl Johann, für Napoleon selbst war die Botschaft des Geschehenen ebenso überraschend wie unerwünscht. Neu ist was Thiers (auf Talleyrands mündlichen Bericht hin) über Napoleons ersten Empfang des neuen Kronprinzen erzählt. Er nahm den ehemaligen General, der seines Kaisers Genehmigung erbat, mit Stolz aber mit Milde auf. Er sei, erklärte er, der Wahl selbst fremd, aber er sehe darin gern eine Huldigung die dem Ruhm der französischen Waffen dargebracht werde, sei außerdem auch überzeugt daß der Marschall Bernadotte nie vergessen werde was er seinem Vaterlande schuldig sei. Damit er mit Würde auftreten könne, habe er Befehl gegeben ihm die nöthigen Fonds auszuzahlen. Nach diesen Worten geleitete Napoleon den Neugewählten „avec une dignité gracieuse mais froide" bis an die Thüre seines Cabinets. Dieser

Ton eines förmlichen aber nicht unfreundlichen Verhältnisses dauerte freilich nicht lange. Bernadotte trat sehr bald mit seinem ungeduldigen Gelüste auf Norwegen hervor, und suchte von Napoleon die Zusage zu erlangen die ihm nachher die Gegner gaben. Wir glauben gern daß Napoleon „mit Unwillen" die Zumuthung von sich wies; er brauchte dabei seiner Großmuth und seinem Edelsinn durchaus nichts zuzumuthen. Er wäre ein arger Thor gewesen wenn er, wie sein eigner Ausdruck nachher lautete, einen getreuen Verbündeten preisgab um einen zweideutigen damit zu erkaufen. Wie denn die abschlägige Antwort kam, legte sich Bernadotte in seiner gascognischen Weise keinerlei Zwang auf, ließ, wie auch nachher gegen die Verbündeten im Verkehr mit dem französischen Gesandten, bald Schmeichelreden bald Drohungen hören, und da Alquier dieß alles getreulich nach Paris meldete, wußte der französische Kaiser schon im Sommer 1811 zur Genüge wie er mit dem Kronprinzen daran war.

Die Erzählung dieser zunehmenden Verwicklung der östlichen Dinge wird dann durch den ungelösten Conflict mit dem Papst und den Krieg in Spanien unterbrochen. Um Pius' Widerstand zu brechen, ward das sogenannte Concilium berufen, von dem Napoleon, im Vertrauen auf den unmittelbaren Druck den er übte eine Kundgebung gegen die päpstlichen Ansprüche erwartete. Wie das mißlang, und die Versammlung vielmehr sich auf den gleichen Boden wie der gefangene Kirchenfürst stellte, welche diplomatische Kniffe angewandt wurden um sie zu leiten, wie aber selbst im Oheim Fesch das Bewußtsein des römischen Klerikers lauter pochte als die Dienstbarkeit des Napoleoniden, wie der Kaiser voll Wuth dann die Dinge zum Bruch trieb, die Versammlung auflöste und einige Bischöfe nach Vincennes bringen ließ — das alles wird von Thiers ausführlich erzählt. Von Interesse ist es zu hören mit wessen Hülfe man am Ende zu einem leidlichen Ziel kam. Maury, der klerikale Redner von 1789, zeigte den Weg. Man solle sie einzeln bearbeiten; „es ist ein vortrefflicher Wein", sagte er cynisch, „aber er wird in Flaschen besser sein als im Faß." Der Rath ward befolgt, ein Entwurf ausgearbeitet, der im Wesentlichen die gouvernementalen Gesichtspunkte festhielt, und den die Mehrzahl der Prälaten einzeln unterzeichnete. Die Folge freilich bewies daß man auch damit in der Hauptsache nichts erreicht hatte.

Ueber ein Viertheil des Bandes ist dem spanischen Krieg gewidmet. Es sind im Ganzen bekannte Dinge: der Unmuth der Generale,

die Noth und Verwilderung der Truppen, die Verzweiflung König Josephs und der Starrsinn Napoleons, im Augenblick wo diese Wunde noch offen war, neben dem Krieg am Ebro sich zu einem zweiten am Niemen auszurüsten. So verzweifelt sich die Dinge ansahen, ist Thiers doch der Ansicht daß es im Jahr 1811 noch möglich gewesen sei den entscheidenden Schlag zu führen. Hunderttausend Mann und hundert Millionen Franken mehr hätten, meint er, den Ausschlag gegeben. Allerdings, fügt er hinzu, war es hart sich solche Opfer für Spanien aufzulegen, aber warum hatte man sich dort eingelassen? Und war es nicht besser 100,000 Mann mehr dorthin zu schicken, als eine halbe Million gegen Rußland auszurüsten? Die in einzelnen Theilen des Landes eingetretene Erschöpfung, die bei vielen wach gewordene Einsicht daß die verjagten Bourbons nicht dazu gemacht seien Spaniens Glück zu gründen, wären, glaubt er, der Pacification wirksam zu Hülfe gekommen. Aber man mußte mit voller militärischer Ueberlegenheit auftreten, man mußte die eigenen spanischen Beamten und Truppen bezahlen können. Beides ist nicht der Fall gewesen. Thiers beklagt es bitter daß Napoleon durch seine östlichen Kriegsentwürfe vollends die letzte Aussicht, jenseits der Pyrenäen die Wunde zu schließen, selber zerstört hat. Er meinte, sagt er, man werde mit weniger Mitteln zwar langsam, aber zuletzt doch zum Ziel gelangen; im Nothfall würde er durch seine Siege am Dniepr dem Kampf am Ebro die Entscheidung geben. Eine unheilvolle Berechnung, die aus seiner Entfernung von dem Schlachtfeld und aus der Betäubung durch sein allzu großes Glück hervorging!

Eine Zeitlang führte Suchet, der einzige Glückliche in diesem traurigen Kampf, einen erfolgreichen Festungskrieg. Mit großen Opfern zwar, aber doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit, wurde Tarragona, Sagunt, Valencia genommen, und damit im Osten der Halbinsel den französischen Waffen ein neuer, glücklicher Aufschwung gegeben. Aber der Triumph war kurz und theuer erkauft. Erst hatte Napoleon, um Valencia zu bezwingen, Suchets Verlangen um Verstärkung bereitwillig erfüllt, und ansehnliche Massen dorthin entsendet, dann entschloß er sich einen Theil von den besten Truppen herauszuziehen, um sie auf den nordischen Kriegsschauplatz zu entsenden. Wellingtons Scharfsicht ließ die Fehler der Gegner nicht unbenützt; in einem raschen und glücklichen Anlauf nahm er Ciudad Rodrigo und Badajoz, ein Erfolg der die Ergebnisse im Osten der Halbinsel mindestens aufwog. Und

das geschah eben in dem Augenblick wo der nahe Ausbruch des russischen Kriegs die Kraft des Feindes vollends theilte.

Indessen waren seit dem Sommer mit erhöhter Thätigkeit alle Vorbereitungen zum nordischen Krieg getroffen worden. Thiers zählt die Märsche und Verstärkungen nach der Weichsel im Einzelnen auf, und zeigt daß das was die französische und deutsche Presse darüber „par ordre de Mufti" in die Oeffentlichkeit brachte, systematisch gefälscht war, um Rußland zu täuschen. Aber man täuschte es nicht: „russische Kundschafter von allen Nationen," mehr vom Haß gegen Napoleon getrieben als von Rußland dazu bestellt, sorgten eifrig und wachsam für die richtigen Angaben. Wie das diplomatische Verhältniß geworden war, zeigte die bekannte Ansprache die Napoleon am 15. August an den russischen Gesandten Kurakin richtete. Thiers gibt sich zwar Mühe dieser Allocution das Herbe und Schneidende zu nehmen das frühere ähnliche Anreden an Whitworth und Metternich gehabt hatten; er stellt es mehr wie ein Plaudern und Sichgehenlassen dar, wobei der Kaiser keinen Augenblick den freundlichen Ton verließ, und höchstens mit einem ironischen und neckenden Zug sich an der Verlegenheit des russischen Diplomaten zu weiden schien; allein auch in seiner Darstellung, für die er, außer Maret, den österreichischen und württembergischen Gesandten als Zeugen aufruft, sind herbe und verletzende Dinge genug gesagt; es brauchte nicht von anderer Seite dafür gesorgt zu werden daß stärker gefärbte Versionen nach St. Petersburg gelangten. Hier beurtheilte man die Scene ganz so wie die Ausbrüche welche 1803 und 1808 gegen die Vertreter Englands und Oesterreichs erfolgt waren, und man hatte ohne Zweifel Recht wenn man sie so ansah.

Auch gibt sich Thiers keine Mühe darzuthun daß Napoleon dem Krieg auszuweichen suchte. Seine durchgängige Auffassung der Lage ist vielmehr die: Alexander wollte, wenn es anging, den Krieg vermeiden, Napoleon war seit dem Frühjahr 1811 zum Krieg entschlossen, und bereitete die Mittel dazu vor. Was der Geschichtschreiber an Thatsächlichem beibringt, stellt wenigstens den Kriegseifer Napoleons, man könnte sagen die fixe Idee daß die „Nothwendigkeit" diesen Krieg gebiete, außer allen Zweifel. Wir haben Grund zu glauben daß Thiers in diesem Punkt der Wahrheit getreuer gewesen ist als Bignon, der im Testament bestellte Executor Napoleonischer Geschichtschreibung. Es ist einmal wieder ein lehrreiches Beispiel wie Bona-

parte'sche Apologeten Geschichte machen, und wie sehr man vor ihnen auf der Hut sein muß, selbst wenn sie mit dem ganzen Apparat archivalischer und diplomatischer Urkunden auftreten. Dießmal legt ein Defensor gegen den andern, Thiers gegen Bignon, Zeugniß ab. In den letzten Wochen des Jahrs 1811 tauchte in St. Petersburg der Gedanke auf durch eine außerordentliche Friedenssendung das Verständniß herzustellen. Nesselrode war dazu ausersehen; der Kaiser selbst redigirte seine Instructionen, und es war kein Zweifel daß man sich noch einmal ernstlich einen Erfolg davon versprach. Aber die Sendung unterblieb. Bignon erzählt uns nun eine weitläufige Geschichte*) wie Kaiser Alexander es wieder halb bereut und in autokratischem Stolz nicht den Schein habe erwecken wollen daß er der Nachgiebigere sei, wie dann Romanzoff mit stillem Neid die wichtige Sendung des jungen Rivalen betrachtete, und alles aufbot sie zu hindern, wie Lauriston auf die Abreise gedrängt, und Napoleon den Friedensboten mit Sehnsucht erwartet, wie aber trotz dieses Drängens und Sehnens die Russen die Mission unterlassen hätten. Natürlich, Napoleon muß auch hier als das friedfertige Lamm erscheinen, dem man tückisch den Bach getrübt. Thiers berichtet dagegen: Napoleon habe die Nesselrode'sche Sendung von Anfang an mit kaum verhaltenem Mißbehagen aufgenommen. Die Russen waren mit den Türken beinahe fertig; die Friedenssendung, so calculirte er, wird mir also Bedingungen anbieten die ich nicht eingehen will; dann ist der Krieg unvermeidlich. Nun war aber alles darauf berechnet daß der Kampf erst im Sommer 1812 beginnen sollte; Truppen, Magazine, Transporte, alles war darauf gestellt. Die Russen durften ihm in Preußen und Polen nicht zuvorkommen, die Vorräthe wegnehmen; Schritt vor Schritt, und ohne Aufsehen, wollte er die Armee, die Lebens- und Transportmittel bis an die Weichsel und an den Pregel bringen. Das alles wurde ihm vereitelt wenn es rasch zum Bruch kam; daß es aber dazu kommen würde wenn Nesselrode im December 1811 erschien, das sagte ihm das Bewußtsein seiner eigenen Unnachgiebigkeit. Darum äußerte er gegen Kurakin kein Wort über die Sendung, wohl aber erklärte er dem preußischen Gesandten, der es natürlich rasch an die rechte Adresse besorgte: diese außerordentliche Mission werde einen nutzlosen Eclat

*) Histoire de France sous Napoléon, X. 340 ff.

machen, und die Schwierigkeit einer Verständigung nur vermehren. Die Sendung unterblieb.

Was über den Kriegsplan Napoleons hier gesagt wird, das versichert Thiers aus den „allerpräcisesten Briefen" Napoleons an Eugen, Davoust, Lauriston und den Minister der Kriegsverwaltung geschöpft zu haben. In jedem Fall ist die Mittheilung interessant, um sie noch etwas näher zu verfolgen. Wenn die halbe Million Truppen, die ungeheuren Vorräthe, die Tausende von Fuhrwerken glücklich nach Polen und Preußen geschafft waren, bevor es zum Bruch kam, so war es die Hauptaufgabe die Pferde zusammenzubringen und zu ernähren, die das alles weiter schaffen mußten. Wenn man nun — so war nach Thiers die Berechnung — ihre Kraft dazu verwandte das zu tragen wovon sie sich selber nähren sollten, so blieb nichts übrig für die Menschen. Wenn in der That die 6000 bespannten Wagen Hafer und nicht Getreide führen sollten, so war es nicht der Mühe werth ein so ungeheures Gespann mit sich zu führen. Um dieß zu vermeiden, durfte man den Krieg erst im Junius anfangen. Die Erde war dann im Norden mit Futter und Früchten bedeckt, und wenn man den Pferden der Reiterei, der Artillerie und des Trains, deren Zahl schon hunderttausend überschritt, und sich bald auf 150,000 steigern mußte, die grüne Frucht der Russen zu fressen gab, so war man sicher auf dem feindlichen Boden Nahrung zu schaffen für die Masse von Thieren die man mitführte. Man brauchte demnach die Thiere um die Menschen zu nähren, und um die Thiere zu nähren, bedurfte man die gute Jahreszeit.

Um dieß zu erreichen, so versichert der Geschichtschreiber des Kaiserreichs, indem er sich nachdrücklich und wiederholt auf seine Quellen beruft, bedurfte Napoleon noch eine kurze Frist; Nesselrode's Friedensmission drängte wahrscheinlich zu einer früheren Erklärung, beschleunigte den Bruch und vereitelte den ganzen Calcul. Es mochte so sein; nur schwand jetzt auch in St. Petersburg die letzte schwache Illusion des Friedens; man hatte eine genaue Kenntniß der Lage, und unterließ jede weitere Friedenssendung, weil man von ihrer Erfolglosigkeit völlig überzeugt war. Thiers selbst berichtet daß Kurakin schon am 13. Januar 1812 eine Depesche absandte in welcher er die Situation ganz richtig zeichnete, und um Verhaltungsmaßregeln bat für die äußersten Schritte des offenen Bruches.

Wenn der Geschichtschreiber, des größeren dramatischen Effects

wegen, die Russen nun mit einemmal aus dem Gefühl der Friedenssicherheit erwachen und sich zu dem Gedanken eines Verwüstungskrieges nach Parther-Weise aufraffen läßt, so haben wir dabei unsere bescheidenen factischen Bedenken. Es war nicht so wie Thiers uns erzählt, daß nun mit einemmal in „allen Reihen der russischen Armee man von nichts Anderm sprach als man müsse alles verbrennen, zerstören und sich ohne Schlacht ins Innere zurückziehen, damit der Franzosenkaiser, ein neuer Pharao, in der Unermeßlichkeit der Wüste untergehe, wie jener andere in der Unermeßlichkeit der Wellen." Die Frage wie es sich mit dem russischen Kriegsplan verhielt, ist so oft und vielseitig bei uns in Deutschland erörtert worden, daß wir für unsere Leser nur Bekanntes wiederholen müßten; zumal erst neuerlich Tolls Denkwürdigkeiten den Anlaß gegeben haben auf dieses Thema einläßlich zurückzukommen. Aus Eugens Erinnerungen und Wolzogens Memoiren wissen wir daß die Frage, wie ein Krieg mit den Franzosen zu führen sei, die Russen schon im August 1810 beschäftigt hat; Wolzogen hat damals die bekannte Denkschrift überreicht. So ist es denn auch nicht richtig daß Alexander sich nach dem Scheitern der Nesselrode'schen Sendung plötzlich von der Unvermeidlichkeit des Kriegs überzeugt und seinen Plan genommen habe; Wolzogen erzählt uns genau wie ihn im Junius 1811 der Czar hatte rufen lassen, um ihm in ernsten Worten seinen Entschluß des Kriegs zu verkündigen, und ihm die Aufträge zu geben die dadurch bedingt waren. Wie es im russischen Lager aussah, und unter welchen Geburtswehen dort der Entschluß des Partherkriegs zu Tage kam, ist uns früher und neuerlich mit fast erschöpfender Klarheit dargelegt worden. Auch das müssen wir bezweifeln daß, wie Thiers erzählt, gleich anfangs der wilde und zerstörungsdurstige Nationalhaß aufflammte; es liegen nur zu viele beachtungswerthe Zeugnisse vor daß erst nach dem Beginn des Kriegs die religiöse und nationale Agitation lebendig und fruchtbar geworden ist.

Die Darstellung des preußischen Bündnisses vom Februar 1812 ist bei Thiers lückenhaft, wie fast alles was die deutschen Verhältnisse berührt. Der Geschichtschreiber des Kaiserreichs, dem freilich die „Lebensbilder" und Droysens York ebenso unbekannte Sachen sind wie Clausewitz, Herzog Eugen, Wolzogen und Toll, weiß nichts von den peinlichen Agonien in denen sich Preußen während der Krisis von 1811—1812 befand. Auch von der Sendung Knesebecks hat er nur eine schiefe und unvollständige Kenntniß. Er läßt, als das französische

Bündniß endlich wie ein Gebot angekündigt wird, den König und Hardenberg darüber hoch erfreut sein; bekanntlich sind aber die Empfindungen darüber in Berlin ganz andere gewesen. Noch wenige Wochen zuvor hatte man in Rußland sondirt, und war fast zu dem verzweifelten Streich entschlossen den ersten Anprall Napoleonischen Angriffs aufzuhalten; Hardenberg schrieb damals die Denkschrift vom November 1811, die den Bund mit Frankreich als Unterwerfung bezeichnete; es wurde in Wien und Kopenhagen wegen eines Bündnisses angeknüpft, aber es war alles vergeblich. Man nahm dann die Bonaparte'sche Allianz mit nichts weniger als freudigen Empfindungen, mehr wie eine Verurtheilung als wie eine Gnade. Den Charakter des Bündnisses, aus dem Mißtrauen und Haß kaum verhüllt heraussprach, hat auch Thiers richtig erkannt; er meint nur, Napoleon habe nicht anders handeln können. Nachdem einmal der Moment versäumt war, sagt er, ein großes und starkes Preußen herzustellen, das ganz an ihm festhielt (konnte dieß „ein großes und starkes" Preußen?), so war es am besten so zu handeln wie er that, das heißt Preußen zu entwaffnen, einen Theil seiner Armee zu zerstreuen, den Rest mit sich zu führen, damit er nicht die Flanken der Franzosen bedrohe, seine Lebensmittel und sein Vieh aufzuzehren und seine Pferde wegzunehmen. Ob dieses in der That „das Beste" für Napoleons eigenes Interesse, scheint nach den Erfahrungen der folgenden Jahre doch mehr als zweifelhaft.

Die Massen die seit Frühjahr 1812 nach dem Osten in Bewegung gesetzt wurden, berechnet auch Thiers nach des Kaisers eigenen Aufstellungen mit den Reserven auf mehr als 600,000 Mann; er weicht nur in den einzelnen Posten von den andern Berichten ab. Daneben waren noch in Frankreich 150,000 Mann, in Italien 50,000, in Spanien 300,000, im Ganzen befanden sich also 1,100,000 Mann in Bewegung, unter der Leitung eines einzigen Führers. Der Geschichtschreiber bewundert diese glänzende Macht, ohne ihre Unnatur zu verkennen. Welche Gefahr, ruft er aus, daß diese ungeheure, so künstlich gebaute Maschine nicht mit einem Schlag zerbrach, wenn ein Unglück oder ein physisches Ereigniß ihr einen Stoß versetzte! Gleichwie die mächtigen Apparate, die Wunder der modernen Wissenschaft, mit einer unwiderstehlichen Einheit sich bewegen, solange ihre Federn in Uebereinstimmung sind, aber sobald diese Harmonie aufhört, in eine Unordnung gerathen die keine menschliche Hand heilen kann, so

konnte auch dieser Bau mit einem furchtbaren Geräusch zusammenbrechen und den Continent mit seinen Trümmern bedecken. Und wieviel Ursache hatte man das zu fürchten, wenn man die Zusammensetzung dieser enormen Kriegsmaschine betrachtete! Neben den Franzosen, Polen, Italienern und Schweizern standen 150,000 Preußen, Baiern, Sachsen, Württemberger, Westfalen, Holländer, Croaten, Spanier und Portugiesen, die uns zum größten Theil verabscheuten. „Zum Unglück," fügt er hinzu, „konnte er für dieß überspannte und gewaltsame Thun nicht den patriotischen und ererbten Haß geltend machen der Hannibals Herz verzehrte, sondern das Gefühl das ihn fortriß war nur der maßloseste Ehrgeiz, der jemals in einem Sohn des Glücks Wurzel geschlagen hat."

Von der innern Lage am Vorabend des großen Kriegs entwirft Thiers ein ziemlich unerquickliches Bild; er versichert, Napoleon habe damals seinen Hof deßhalb nach St. Cloud verlegt um den Aeußerungen allgemeinen Mißvergnügens auszuweichen. Laut und ungescheut sprach sich trotz Censur und Polizei diese Unzufriedenheit jetzt aus; ein Beweis wie mächtig sie geworden war. Die Hungersnoth, die Conscription, die Aushebung der Nationalgarden und der drohende Krieg bildeten den Hauptstoff der allgemeinen Klage. Der Hungersnoth suchte Napoleon dadurch zu steuern daß er nach dem Vorbild der Jakobiner eine Art von Maximum herzustellen strebte; eine Politik die der Geschichtschreiber, nicht ohne kleine Seitenblicke auf das zweite Kaiserreich, in bittern Worten tadelt. „Napoleon," sagt er treffend, „sonst ein Feind der revolutionären Doctrinen, kam mehr und mehr darauf zurück, indem er sich in allen Dingen über die Gränzen der Vernunft fortreißen ließ. Obwohl ein Feind des Königsmords, hatte er doch in einer Stunde des Zorns den Herzog v. Enghien füsiliren lassen; obwohl ein bitterer Tadel der constitution civile du clergé, hielt er den Papst gefangen zu Savona; indem er die Gewaltthaten des Directoriums streng mißbilligte, hatte er in diesem Augenblick doch die Gefängnisse erfüllt mit Leuten die um religiöser Fragen willen festgehalten waren; wiewohl er die revolutionäre Politik verwarf die den Krieg überall erregte, so war er doch mit Europa im Krieg um seine Brüder auf den Thronen des Abendlandes unterzubringen; und nachdem er die Verwaltungsgrundsätze von 1793 mit bittern Sarkasmen durchgezogen, schuf er mit seiner Gesetzgebung über die Colonialwaaren das fremdartigste und gewaltsamste System das man sich den-

ten konnte. Eben dahin gehörte auch sein Versuch das Maximum von 1793 wieder ins Leben zu rufen."

Während die Hungersnoth sich in aller Härte geltend machte, murrte das Volk laut über die gesteigerte Conscription und über die Aushebung der Cohorten aus den Nationalgarden; in Metz, Lille, Rennes, Toulouse und in Paris selbst kam es zu unruhigen Auftritten, während auf dem Lande sich wieder 40 – 50,000 Conscriptionsflüchtige herumtrieben und die mobilen Colonnen ihre wilden Züge von neuem aufnahmen um sie einzufangen. In Holland kam es zu Emeuten bei der Aushebung; in den neu vereinigten Gebieten zwischen Ems, Weser und Elbe mußte Davoust mit Schreckensmaßregeln und Füsilladen den wachsenden Geist der Widerspänstigkeit niederhalten. Thiers übertrifft seine Vorgänger insofern an Wahrheitsliebe, als er diese Thatsachen nicht verhehlt, auch offen eingesteht daß nicht nur ganz Deutschland voll bittern Hasses, sondern auch Italien tief mißvergnügt, Frankreich mit gährenden Stoffen erfüllt war. „Diese Empfindungen," sagt er mit Beziehung, „wurden allerdings nicht von dem Spiegel der täglichen Oeffentlichkeit zurückgeworfen, der, indem er die Gegenstände vergrößert, auch denjenigen zwingt sie zu sehen der sie sich gern verbergen möchte; vielmehr empfand sie jeder für sich, und indem man aus mündlicher Mittheilung die Leiden anderer erfuhr, erduldete man auch deren Noth; der Haß befestigte sich und der Sturm wuchs, nur sah man nichts davon."

Viel Mühe gibt sich Thiers, um aus allen einzelnen diplomatischen Schritten seines Helden die Taktik nachzuweisen den Ausbruch des Kriegs nur zu verschieben, aber nimmermehr zu hindern. Er bringt einige merkwürdige Belege bei, welche Listen Napoleon gebrauchte die Russen einzuwiegen und vorübergehend Friedensstimmungen zu heucheln, während der Kampf sein unerschütterlich feststehender Entschluß war. Thiers ist darin verständiger als die Fain, Bignon und ihres Gleichen, ja er spottet unverblümt über die fruchtlose Mühe, die sie sich geben Napoleon als den Ueberraschten, zum Krieg halb wider Willen Gezwungenen hinzustellen. „Indem man ihn," sagt er treffend, „als ein Opfer zu malen sucht, macht man ihn nur lächerlich; man nimmt dem Löwen seine Mähnen und seine Tatzen um daraus ein Lamm zu machen. Man nimmt ihm seine Stärke, ohne ihm doch die Milde zu geben die er nicht besaß, und man macht aus seiner großen und ursprünglichen Erscheinung eine thörichte Caricatur."

In der Schilderung der Dresdener Feierlichkeiten entfaltet der Geschichtschreiber noch einmal die ganze prahlende Pracht des Kaiserthums; ist es doch das letztemal gewesen daß das Abendland ihm huldigte. Zwischen der großen Fürstenheerschau vom Mai 1812 und der halb verstohlenen, nächtlichen Ankunft im Schlitten am 14. Dec. desselben Jahres — welch eine unermeßliche Wendung der Geschicke! Noch einmal, vor der Katastrophe, labt sich der Historiker an diesem Anblick von Glanz und Herrlichkeit, erzählt mit epischer Breite die Züge der großen Armee, ihre Ankunft am Niemen und die Anstalten um ihn zu überschreiten. Wie sie jenseits des Stroms sind, wirft er ihnen gleichsam noch einmal einen wehmüthigen Blick nach, um mit der ächt französischen Phrase zu schließen: **la gloire nous la trouverons à chaque pas; le bonheur hélas! il y faut renoncer au-delà du Niémen!**

Vierzehnter Band.

(Allg. Ztg. 29. Nov., 2. u. 4. Dec. 1856 Beilage Nr. 335, 338 u. 340.)

Es sind zwei sehr bedeutungsvolle Abschnitte die dieser Theil umfaßt: „Moskau" und „Beresina" lauten die Ueberschriften. Wir waren im vorausgegangenen Band bis an den Niemen geführt worden; der vorliegende wendet sich daher unmittelbar zur Geschichte des Feldzugs von 1812, und verfolgt sie bis zur Auflösung des Heers, und bis zur Flucht des Kaisers nach Frankreich. Es hat sich über das verhängnißvolle Jahr 1812 in Frankreich eine gewisse stereotype Auffassung gebildet; die Bonapartisirende Geschichtschreibung hat den Ton dazu angeschlagen, und die andern sind, mit der einzigen nennenswerthen Ausnahme Chambray's, ihr gefolgt. Darnach ist auch dieses Jahr der Katastrophe nur eine Kette großer bewunderungswürdiger Erfolge, der Kaiser und sein Heer sind überall siegreich, und wären es geblieben bis zu Ende, da kam der Brand von Moskau, der Rückzug und der russische Winter. Nicht gewöhnliche menschliche Mittel und Berechnungen haben den entsetzlichen Ausgang herbeigeführt; es war ein Verhängniß, dem keine sterbliche Macht, und war sie auch noch so groß, sich hat entziehen können.

Bei uns in Deutschland freilich hat diese fatalistische Auffassung, die sich die Niederlage noch selbstgefällig auszuschmücken weiß, höchstens bei dem Theil des großen Publicums Geltung erlangt der gewohnt ist sich von den Abfällen der französischen Literatur zu nähren; bei

den andern hat sich, im Gegensatz zu dem französischen Dogma, die Ansicht gebildet: daß der Feldzug schon verloren war ehe Moskau brannte, daß die Armee sich nicht mehr retten ließ bevor noch der Thermometer unter Null sank, und daß beides auf ganz natürlichem Weg sich so gestaltet hat. Die nicht unbedeutende Literatur welche sich während der letzten Jahrzehnte aus russischen und deutschen Quellen über das Jahr 1812 gesammelt hat, und zu der noch jüngst in Tolls Denkwürdigkeiten ein höchst dankenswerther Beitrag gegeben ward, ließ es nicht zu daß die Illusionen und vorgefaßten Meinungen, wie sie sich das nationale Selbstgefühl in Frankreich und in Rußland bei der Darstellung dieses Kriegs angeeignet hat, sich behaupten konnten. Die französische Einbildung, nicht der eigenen Schuld, sondern blinden Naturgewalten unberechenbarer Art zum Opfer gefallen zu sein,*) wird dadurch ebenso sehr auf das richtige Maß zurückgeführt, wie die andere Ansicht: daß alles das, so wie es geworden, eine Frucht jener providentiellen Ueberlegenheit und jenes spartanischen Heroismus gewesen den die russische Kriegsleitung vom ersten Tag an in unerschütterter Gleichmäßigkeit bewährt haben soll.

Die Neigung der Franzosen ausländische Quellen vornehm zu ignoriren, machte uns einigermaßen besorgt daß Thiers gerade hier seine ganze dialektische Meisterschaft und den Zauber seiner Redekunst aufbieten würde, um die alten nationalen Lieblingsvorurtheile frisch zu vergolden. Indessen, wie überhaupt die seit dem 2. December erschienenen Bände des Werks einen gedämpftern Ton Bonaparte'scher Bewunderung anstimmen, so hat sich auch hier der Autor eher in Gegensatz zu den herrschenden Ansichten, als auf ihre Seite gestellt. Hat er sich doch selbst die ungewohnte Mühe nicht verdrießen lassen sich um ausländische Quellen zu bekümmern, das heißt er hat wohl einem seiner jungen „historiens" Auftrag gegeben sich ein wenig darnach umzusehen. So spielen dießmal die deutschen Bücher von Clausewitz,

*) Der großartigste Ausdruck dieser Thorheit findet sich vielleicht in Victor Hugo's Hymne „Le Retour de l'Empereur" (bei der Zurückführung der Napoleonsasche im Jahr 1840):

Nul *homme* en ta marche hardie
N'a vaincu ton bras calme et fort;
A Moscou, ce fut l'incendie;
A Waterloo, ce fut le sort.

Nun, auf das „Schicksal" kann am Ende jeder General seine Niederlage schieben.

Hoffmann, Herzog Eugen von Württemberg, Wolzogen eine wichtige Rolle, und werden mit einer leisen Ostentation von ihm fleißig angeführt; nur bis zu Tolls Denkwürdigkeiten hat sich diese junge Bekanntschaft mit der deutschen Literatur noch nicht erstreckt. Aber im Ganzen wird die Auffassung von der Thiers ausgeht nicht in dem Maß wie sonst von allem dem abweichen was bei uns als Ergebniß der geschichtlichen Forschung Geltung erlangt. Ihm erscheint die ganze Anlage des Feldzugs von 1812 politisch und militärisch gleich verfehlt; an mehr als einer Stelle nennt er das Unternehmen geradezu unsinnig. Daß Napoleon auch jetzt die Unerschöpflichkeit seines Geistes in reichster Fülle entwickelte, wird von ihm nachdrücklich hervorgehoben, aber er weist auch in vielen Stellen darauf hin wie fruchtlos das war bei der verkehrten Anlage des Ganzen. Alle Mißgriffe und Zögerungen im Einzelnen, denen das Mißlingen zugeschrieben wird, erscheinen ihm nur wie unvermeidliche Consequenzen des Unternehmens selber. Er vermag darum auch dem Brand von Moskau und dem russischen Winter die entscheidende Wichtigkeit nicht einzuräumen welche die herkömmliche Auffassung der Franzosen beiden Ereignissen beigelegt hat.

Schon Chambray hat es mit Nachdruck hervorgehoben wie bald die Dimensionen des russischen Reichs und die Art seiner Cultur und Bevölkerung sich fühlbar machten, und all der menschlichen Scharfsicht und Berechnung spotteten, womit man gehofft hatte die Hindernisse der Natur zu überwinden. Auch Thiers erzählt uns wie verheerend gleich in den ersten Tagen nach dem Uebergang über den Niemen die ungewohnten Verhältnisse auf die Armee gewirkt haben; wie der jähe Wechsel von Sonnenhitze und kalten Regengüssen, der zu Ende Junius eintrat, die in Nässe und Koth bivouakirenden Truppen furchtbar mitnahm, und den Keim zu jenen Krankheiten legte die bald mehr Opfer forderten als die größte Schlacht. Schon fielen die Pferde tausendweis; der Soldat fing an in Massen marodirend herumzuziehen, die Transportwagen zu plündern oder ganz zu desertiren. Die Leichen der Menschen und das Aas der gefallenen Thiere blieben in dem dünnbevölkerten Land unbeerdigt an der Straße liegen, und verpesteten unter dem Einfluß einer drückenden Juniussonne den durchziehenden Truppen die Atmosphäre. Eigene mobile Colonnen mußten beauftragt werden die Bestattung von Menschen und Pferden an der Heerstraße zu besorgen. Der ganze künstliche Calcul der Verpflegungscolonnen entsprach den Erwartungen nicht. Als Folge von dem allem

kam eine längere Rast zu Wilna, als für die Raschheit der Operationen gut war.

Wurde nicht, so fragt Thiers, der schöne Plan Napoleons, die russische Linie in zwei Theile zu trennen, eben durch dieses Warten unausführbar? Erhielten nicht Barclay und Bagration dadurch Zeit sich jenseits der Düna und des Dniepr zu vereinigen? Verlor man nicht eben dadurch die Gelegenheit sie zu fassen und zu schlagen, bevor sie ihren Plan unausgesetzten Rückzugs ins Innere vollführten? Allein man mußte warten, um die Nachzügler zu sammeln, das schon lose Gefüge der Heeresordnung neu zu befestigen und die Verpflegungsmittel heranzuziehen und zu regeln.

Eine zweite herbe Enttäuschung lag in dem Verhältniß zu Polen. Die Insurrection im großen Styl war dort fehlgeschlagen, und zwar lag die Schuld dieses Mißlingens unläugbar an Napoleon und seiner Politik. Thiers gibt das indirect zu, insofern er sich nicht dabei begnügt, wie es die Franzosen gewöhnlich thun, auf den armen de Pradt alles abzuladen, sondern eingesteht daß es nicht in des Kaisers Plan lag etwas Ganzes und Rechtes dort zu machen. Den Grund dieser schielenden Politik will er nicht in dem eingewurzelten Mißtrauen gegen alle nationale Selbständigkeit, auch nicht in dem Gedanken suchen es könnte Oesterreich sich über die polnische Reorganisation beunruhigen, sondern nur in der Besorgniß den Frieden mit Rußland dadurch zu sehr zu erschweren. In Napoleons Wünschen lag es daß der Krieg durch eine mit Glanz gewonnene Schlacht beendet werde, während die ernstliche Absicht Polen wieder herzustellen vor allem dazu nöthigte den Krieg mit Rußland aufs äußerste zu führen. Darum gab er den Polen zu Wilna die bekannte zweideutige Antwort, die das gewöhnliche Schicksal solcher Antworten hatte: sie genügte nach keiner Seite. Den Russen sagte sie zu viel, den Polen zu wenig.

Alle diese ungünstigen Zeichen eines Kampfs von ungewohnter Schwierigkeit erkannte zwar Napoleon, allein seine Zuversicht ward dadurch nicht erschüttert. Er legte gegen die Enttäuschungen die Erfolge in die Wagschale: das ungehemmte Vordringen, die Besetzung Litthauens, die Trennung und den Rückzug der Gegner. Wie wenig er zur Nachgiebigkeit noch gestimmt war, bewies eben jetzt die Aufnahme von Balascheffs Sendung, worüber Thiers nach einem, wie er versichert, von dem russischen Abgesandten selbst verfaßten Actenstück Bericht erstattet. Es war freilich zu Wilna nicht mehr so leicht wie am

Riemen Halt zu machen und Frieden zu schließen. Ohne Zweifel, sagt Thiers, wär' es hundertmal besser gewesen den Krieg nicht anzufangen, aber nachdem er einmal begonnen war, schien es unmöglich zu Wilna stehen zu bleiben, und der einzige Weg blieb jetzt der: den Gesandten Alexanders höflich, selbst artig abzuweisen. Unglücklicherweise that Napoleon mehr; er konnte sich nicht enthalten Hrn. von Balaschecff zu kränken, eine Versuchung der er jetzt nicht mehr widerstand wenn ihm etwas gegen Wunsch ging, zumal sein Alter und Glück ihn geneigt machten allen Zwang bei Seite zu setzen. „Denn das Alter mildert, wenn das Leben eine Mischung von Erfolgen und Unglücksfällen war; es berauscht und blendet, wenn das Leben nichts als eine lange Reihe von Triumphen gewesen ist."

Die Aeußerungen die Napoleon gegen Balaschecff that, sind ungemein charakteristisch; sie geben den rechten Maßstab für sein späteres Bemühen den Kampf gegen Rußland als einen Act der Abwehr moskowitischen Uebergewichts hinzustellen. „Ihr habt durch mich Finnland bekommen," sagte er, „und hättet auch die Moldau und Walachei kriegen können, während ihr jetzt Friede geschlossen habt ohne diese Provinzen zu erwerben. Ihr Kaiser hätte sein Reich vom bothnischen Meerbusen bis zu den Donaumündungen ausgedehnt; das wäre mehr gewesen als Katharina gethan hat. Welch schönes Reich hätte er haben können! Aber er hat es vorgezogen sich mit meinen Feinden zu umgeben, und die Stein und Armfeld und Wintzingerode und Bennigsen um sich zu versammeln." Nach den Lockungen kam dann der Zorn und der Uebermuth. „Ich werde euch jetzt", sagte er, „alle polnischen Provinzen nehmen; ich werde allen Verwandten eurer Dynastie das was sie noch in Deutschland haben entreißen. Ich werde sie euch alle ohne Krone und ohne Erbe zurück schicken. Selbst Preußen, wenn ihr es wankend machet, werd ich von der Landkarte vertilgen, und euch einen geschworenen Feind zum Nachbar geben. Ich werde euch über Düna und Dniepr zurückwerfen, und eine Barrière gegen euch aufrichten, die Europa nie hätte niederwerfen lassen dürfen. Das habt ihr dabei gewonnen daß ihr meine Allianz aufgegeben habt." Und das war ihm noch nicht genug; bei Tische ließ er seinem Uebermuth auf eine Weise die Zügel schießen, die auch Thiers nicht umhin kann zu mißbilligen. Er sprach mit kränkender Nonchalance von Moskau, etwa in dem Ton worin sich ein Reisender bei den Eingeborenen nach den Merkwürdigkeiten des Landes erkundigt.

Auf die Frage nach den verschiedenen Wegen die nach Moskau führten, gab ihm freilich Balascheff die lakonische Antwort: es führe einer über Pultawa, und wie sich der Kaiser höhnisch über die vielen Klöster und Mönche ausließ, von denen Rußland noch erfüllt sei, meinte der Russe mit feiner Bitterkeit: allerdings sei der religiöse Geist fast aus ganz Europa gewichen, nur zwei Länder hätten ihn noch bewahrt — Spanien und Rußland. Die Erinnerung an Spanien machte den Imperator betroffen, und er blieb dem Abgesandten die Erwiederung schuldig. Selbst seine Umgebung, versichert Thiers, sei peinlich berührt gewesen von den Ausfällen, die nur dazu dienen konnten dem Zweikampf mit Rußland den Charakter persönlicher Erbitterung aufzuprägen.

Allein diese Mäßigung des Geschichtschreibers, mag sie fingirt oder natürlich sein, hindert ihn doch nicht in das Gewohnheitslaster der nationalen Prahlerei zurückzufallen. Die bekannte stereotype Phrase, der Hälfte Franzosen die doppelte von Feinden gegenüberzustellen, und dann auszurufen: „das war mehr als man brauchte um sie zu schlagen," hat Thiers auch dießmal nicht unterdrücken können. Warum, prahlt er, hätte Davoust sich fürchten sollen mit 35,000 Mann Franzosen 60,000 Russen entgegenzutreten, nachdem er früher bei Auerstädt mit 22,000 Mann 70,000 Preußen geschlagen hatte! Eine Berechnung die allerdings dann zutrifft wenn man den Franzosen 10,000 Mann zu- und den Preußen 20,000 abzählt. In dieselbe Kategorie fällt auch die Neigung des französischen Geschichtschreibers, das Unwesen der Deserteure und Nachzügler vorzugsweise den fremden Truppen zur Last zu legen. Die Spanier, Italiener und Deutschen sind es hauptsächlich gewesen die fahnenflüchtig wurden; nach ihnen kommen erst die jungen französischen Conscribirten. Und doch könnten zwei notorische Thatsachen hinreichen die Franzosen zur Billigkeit und Vorsicht zu mahnen. Von der Reiterei sind es nächst den Polen nur die deutschen Truppen gewesen deren Mannschaft und Pferde sich haltbar erwiesen; an der Beresina haben vornehmlich Deutsche unter Victors Führung den heldenmüthigen Kampf ausgefochten, der dem Rest der Franzosen den Rückzug decken half.*)

*) Wir sind um so eher mißtrauisch gegen Angaben dieser Art, als erst vor wenig Wochen ein eclatanter Beleg dafür gegeben worden ist mit welchem Leichtsinn die Franzosen solche Behauptungen ins Publicum zu geben pflegen. In der zu Darmstadt erscheinenden „Neuen Militärzeitung" (Verlag von L. P. Diehl) vom 25. Oct. findet sich nämlich ein von einem hessischen Ver-

Nach dem Abmarsch von Wilna trat die furchtbare Macht die in den Dimensionen dieses Reichs lag, immer verheerender zu Tage. Die Oede des Landes, die dünne Bevölkerung, der Mangel an Verbindungen, an Nachrichten und regelmäßiger Verpflegung machte die feinsten Combinationen zu Schanden; wenn z. B. Davoust und Jerome sich damals nicht zur rechten Zeit vereinigten, so trug in erster Linie die Natur des Landes die Schuld daran. Man konnte hier den Krieg nicht in gewohnter Weise führen. Es konnte, wie Thiers sagt, so kommen, daß, indem man Barclay erreichen und fassen wollte, man Bagration verfehlte, und indem man Bagration nachging, Barclay entschlüpfte. Das mißlungene Zusammenwirken des Westfalenkönigs mit Davoust, dessen Folge ein peinliches Zerwürfniß und die Abreise Jerome's war, ist denn auch, wie Thiers mit guten Gründen nachweist, hauptsächlich diesen Umständen, die man nicht bemeistern konnte, zuzuschreiben; es scheint in der That als habe man dießmal der Leichtfertigkeit des kaiserlichen Bruders zu viel Schuld gegeben. Daß freilich Jerome ein Commando führte wie es sonst nur den erfahrensten Generalen anvertraut war, und sich dann beleidigt fühlte als der Kaiser zu spät ihn unter Davoust stellte, das deutete auf ganz andere Schäden*) hin. Die militärische Hierarchie der Napoleonischen Armee

ranen (Hauptmann Maurer) verfaßter Aufsatz, für dessen Wahrhaftigkeit eine Anzahl achtbarer Offiziere und Mitkämpfer sich als Bürgen angegeben haben; darin wird die Darstellung die Thiers im Band XIII. von der Eroberung von Badajoz gibt, einer herben Kritik unterzogen. Aus den dort mitgetheilten Thatsachen ergibt sich mit Evidenz daß die von dem französischen Geschichtschreiber ausgesprochene Beschuldigung, als hätten die Hessen den Fall des Platzes verschuldet, eine grelle Unwahrheit ist, und daß, wenn irgendwo Fehler begangen sind, dieselben lediglich auf französischer Seite liegen. Aus diesem Grunde legen wir auch auf eine Angabe die Thiers im neuesten Band macht keinen Werth. Er schiebt S. 415 den Mord der russischen Gefangenen auf dem Rückzug gleichfalls alliirten Truppen zu; „dont nous ne désignerons pas ici le corps," fügt er generös bei. Das scheint uns aber eine sehr unhistorische Praxis; denn ist die Angabe wahr, so fällt durch dieses halbe Schweigen jedenfalls auch auf Unschuldige ein ungerechter Verdacht, und der Geschichtschreiber wäre schon deßhalb verpflichtet die Wahrheit ohne Milde auszusprechen; ist die Angabe falsch, so wird den Betheiligten die Möglichkeit benommen sich gegen eine so ganz vage Anklage zu vertheidigen. (Die Angabe von Thiers ist falsch. Es waren Franzosen die auf Befehl die rückbleibenden Gefangenen erschossen. So berichten Augenzeugen.)

*) Die Leichtfertigkeit mit welcher König Jerome die Kraft der Leute verschwendete, erregte das höchste Mißfallen des Kaisers. Wir verweisen auf die

war nicht mehr dieselbe wie in den Tagen des Glanzes; es traten dieselben dynastischen Schwächen zu Tage, denen einst der erste Consul und Kaiser einen Theil seiner Siege über die gealterten Monarchien Europas zu verdanken hatte. Er selbst, dessen Ueberlegenheit und Scharfblick das Geheimniß seiner Erfolge gewesen, war jetzt eigensinnig und starr geworden, und verblendete sich nach Despotenart gegen die klare Macht der Thatsachen. Thiers kann nicht umhin dieß selber in herben Worten zu rügen. Es zeigt sich, sagt er, bei ihm nicht eine Abnahme seines Geistes, der noch ganz so umfassend, so rasch, so fruchtbar war wie zu jeder frühern Zeit, wohl aber ein Fortschritt jener despotischen, maßlosen Laune welche auf Charaktere und Elemente gleich wenig Rücksicht nimmt, welche die Menschen, die Natur, das Glück wie Unterthanen behandelt die gehorchen müssen. Diese Laune hat etwas Verhängnißvolles und zugleich Kindisches, denn sie nimmt selbst bei Männern vom größten Genie etwas vom Kinde, das alles wünscht was es sieht, alles haben will was es wünscht, und zwar auf der Stelle haben will, ohne Aufschub und Hinderniß, das schreit, befiehlt, außer sich geräth und weint wenn sein Wille nicht geschieht. Das ist mehr als geistiger Verfall; es ist der Charakter der abwärts geht, verdorben durch den Despotismus — und hierin liegt die wahre Ursache die auf unglückselige Weise den Gang der folgenden Dinge beherrschen wird.

Was aus diesem ersten kurzen Abschnitt des Feldzugs sich als Ergebniß herausstellte, war für die Franzosen schon niederschlagend genug; ohne eine Schlacht war ihnen doch eine Reihe von entscheidenden Dingen mißlungen. Die polnische Insurrection war fehlgeschlagen, die Trennung der beiden russischen Westarmeen war nicht geglückt, dagegen schmolz die Armee in höchst bedenklicher Weise zusammen, und alle fein berechneten Voraussetzungen, die sich auf Transport, Lebensmittel u. s. w. bezogen, scheiterten an der unbezwinglichen Natur des Landes und seiner Räume. Wenn jetzt die Russen keine große Thorheit begingen und sich mit geringerer Macht zu einer Entscheidungsschlacht darboten, so ließ sich die Niederlage der großen Armada schon mit einiger Sicherheit erwarten. Deutschen Lesern ist zur Genüge

---

Geschichte der sächsischen Truppen in den Feldzügen von 1812, 13 und 14, namentlich auf die Regimentsgeschichte der sächsischen Garde du Corps und der Garde-Cuirassiere (schwere Brigade Thielemann, viertes Reiter-Reservecorps).

aus Clausewitz, Wolzogen, Toll u. s. w. bekannt, in welcher Krise damals die russische Kriegsleitung lag; wie man in der That entschlossen war bei Drissa die Schlacht zu liefern, und wie erst durch das Zusammenwirken von ganz verschiedenartigen Momenten der bedenkliche Plan aufgegeben, das verschanzte Lager verlassen ward. Von jetzt an ward, wie Bernhardi (der Bearbeiter von Tolls Denkwürdigkeiten) sagt, im geraden Widerspruch mit allen bisher verfolgten Planen die Vereinigung beider Armeen das Ziel aller Bewegungen; das Streben sich zu erreichen führte tief in das Innere des Landes zurück, und der Krieg gewann von diesem entscheidenden Wendepunkt an einen durchaus veränderten Charakter. Mochte auch gleich nachher die nationale Abneigung gegen den steten Rückzug abermals eine Schlacht verlangen, und Barclay geneigt scheinen dem nachzugeben, es siegte doch wieder im entscheidenden Moment die bessere Einsicht, und der Krieg „nach Parther Weise“ ward allmählich und wie unbewußt das Ziel der russischen Strategie. Thiers ist von diesen Verhältnissen nicht ganz genau unterrichtet; er hat wohl eine richtige allgemeine Anschauung von dem Gang der Dinge durch den die Russen allmählich in die Bahnen der rechten Kriegführung geleitet worden sind, und adoptirt ausdrücklich die Ansicht von Clausewitz, allein über die einzelnen Vorgänge bringt er Mittheilungen sehr zweifelhafter Art. Er läßt nach dem Mißlingen des Lagers bei Drissa die Abreise des Kaisers durch eine Art von Militärrevolution erzwingen, und verfehlt nicht, auch bei diesem Anlaß einige passende Worte über die Natur des Despotismus einzuflechten; allein wir haben große Bedenken ob den Geschichtschreiber nicht seine Quellen hier irre geführt haben. Daß bei Widzy und bei Drissa lebhafte Erörterungen von höchst bedeutendem Inhalt stattgefunden haben, das ist gewiß, und die schon genannten Schriften geben uns darüber sehr ausgiebigen, auch in allen wesentlichen Punkten übereinstimmenden Bericht; von Auftritten aber, wie sie von Thiers mit dramatischer Anschaulichkeit erzählt werden, wissen jene Quellen, die zum Theil von sehr nahe Betheiligten herrühren, nichts zu erzählen. Wir zweifeln daher ob jene Mittheilungen irgendwelchen Grund haben.

Dagegen trifft der französische Geschichtschreiber darin unstreitig das Rechte daß er, im Gegensatz zur herkömmlichen Auffassung seiner Landsleute, gleich jetzt in den Anfängen die wirklichen Ursachen des Mißlingens erkennt und mit Nachdruck hervorhebt. Wohl gibt er zu

daß in der Ausführung vom Niemen-Uebergang bis nach Witepsk manches hätte besser gemacht, anderes vermieden werden können, aber im Großen und Ganzen scheint ihm das doch nur leicht zu wiegen gegenüber den Mißständen, die unvermeidlich waren weil sie aus der fehlerhaften Anlage des Feldzugs entsprangen: vor allem die entsetzliche Verminderung der Truppen, die vom Niemen bis zum Dniepr und der Düna ohne eigentliche Schlacht schon einen Ausfall von 150,000 Mann aufwies, also den Tag mit Bestimmtheit befürchten ließ wo die Truppenmacht zum Erfolg unzulänglich war. Es drängt darum auch unsern Geschichtschreiber ein Geständniß abzulegen, von dem wir um so mehr Act nehmen, je schwerer es den meisten seiner Landsleute geworden ist die darin enthaltene Wahrheit anzuerkennen. „Die Historiker," sagt er, „welche den russischen Feldzug entschuldigen wollten, haben sich daran gehalten den Ruin der Armee vom Rückzug aus Moskau, von der großen Kälte und den Entbehrungen zu datiren, welche die Truppen auf einem Marsch von 250 Stunden aushalten mußten. Das ist ein Irrthum jener Schriftsteller, welche die wahren Documente nicht näher geprüft haben. Die Correspondenz der Generale, der Minister, der Präfecten beweist daß die Ursachen dieses großen Mißgeschicks älter waren und tiefer lagen. Die Auflösung der Armee hing mit den unaufhörlichen Kriegen zusammen, denen man mit überspannten Aushebungen, mit Fremden von üblem Willen und mit einem Material genügen mußte das solchen Entfernungen nicht widerstand. Diese Ursachen begannen den Verfall der Armee lange bevor sie in Moskau war, und der Rückzug aus Moskau hat ihn nur vollendet. Die Ermüdung, der Mangel an Lebensmitteln, die Sterblichkeit der Pferde, die einen Theil der Reiterei unberitten machte, veranlaßten sehr früh traurige Gewohnheiten des Vagabundirens, die sich immer mehr entwickelten, je mehr sich die Ursachen steigerten. Auf diesen Anfang weise ich hier hin, und zwar gestützt auf unumstößliche und sorgfältig gesammelte Beweise."

Das Gefühl einer bedenklichen Situation fing denn auch an sich in der Armee zu regen. Während der Soldat noch unmuthig prahlte: „diese Elenden fliehen überall vor uns," sagten die Offiziere schon zu einander: „der schlaue Gegner will uns ins Innere locken und schwächen und ermüden, um über uns herzufallen, wenn wir aufgehört haben furchtbar zu sein." Namentlich in den höchsten Reihen der Armee hörte man seit dem Einmarsch in Witepsk die Ansicht immer

lauter verfechten hier Halt zu machen, sich an der Düna und dem Dniepr solid einzurichten, Witepsk und Smolensk zu befestigen, zur Linken Riga zu nehmen, zur Rechten sich nach Volhynnien und Podolien auszudehnen, diese Länder zu insurgiren, eine Verwaltung und eine Armee herzustellen, und so in festen Winterquartieren den kommenden Feldzug zu erwarten. Thiers versichert: der Kaiser sei den Erörterungen über diese Fragen nicht ausgewichen, vielmehr habe er eingehender darauf erwiedert als es sonst in seiner Weise lag, eben weil er fühlte daß die Stimmungen beunruhigt waren. Fürs erste, sagte er nach dem Zeugnisse von Thiers, sind diese Cantonnirungen nicht so leicht herzustellen wie man denkt. Dniepr und Düna, die in diesem Augenblick Gränzen scheinen, würden es in drei Monaten durch Schnee und Eis nicht mehr sein. Was wären alsdann Punkte wie Dünaburg, Polozk, Witepks, Smolensk, Orscha, Mohilew, die so viele Meilen weit von einander entfernt und nur leicht befestigt sind? Wie würde man gegen Truppen die der Winter keineswegs paralysirte, eine solche Linie vertheidigen? Wie könnte man diese französischen Soldaten, die so rasch von Natur und noch rascher durch kriegerische Uebung sind, zurückhalten, und sie unter dem traurigsten Klima der Welt neun Monate lang, vom August bis in den nächsten Junius, geduldig machen, zumal ohne die Gewißheit sie während dieser langen Zeit gehörig verpflegen zu können? Wie sollte man ihnen, wie ganz Europa eine solche Verzagtheit begreiflich machen? Und würde Europa nicht, indem es uns schwanken sähe, sich in unserem Rücken regen; würden nicht die Schwierigkeiten in Spanien unermeßlich wachsen, wenn einmal die große Armee auf unbestimmte Zeit zwischen Niemen und Dniepr beschränkt ist?

Es war also die Sorge um die Stimmungen hinter ihm, Frankreich nicht ausgenommen, das Bewußtsein der Ermüdung, die sich in der Armee ankündigte, was ihm das Bleiben bedenklich machte, und ihn bestimmte auch jetzt noch auf kurze eclatante Schläge seine Sache zu stellen, so wenig auch die ersten sechs Wochen des Feldzugs ermuthigende Aussicht dazu gegeben hatten. Nach unseres Geschichtschreibers Versicherung hatte, trotz seiner Einwürfe, die Idee an Düna und Dniepr Stand zu halten, momentan auf ihn selber Eindruck gemacht; allein noch eine kurze Frist wollte er abwarten, um zu sehen ob ihm nicht doch irgendein großer Schlag gelinge, der den Glanz seiner Waffen ungeschwächt erhielte und ihm erlaubte mit dem ganzen Nimbus seiner Unbesiegbarkeit Halt zu machen.

Allein eben diesen Schlag zu führen, geben ihm die Feinde keine Gelegenheit; er wird von Witepsk bis nach Smolensk gezogen, um nach einem blutigen Kampf nichts als eine verwüstete, zum Theil verbrannte Stadt zu gewinnen. Thiers schildert in lebhaften Farben die niedergeschlagenen Empfindungen mit denen die Franzosen in Smolensk einzogen. Auch Napoleon selbst war nach seinem Bericht tief verstimmt. Zum drittenmal, sagt er, war ihm seit dem Anfang dieses Feldzug ein großes Manöver gescheitert. Er hatte Bagration zu Bobruisk verfehlt, hatte vergebens versucht Barclay zwischen Polozk und Witespk zu überflügeln, und jetzt nachdem er versucht hatte die beiden vereinigten russischen Armeen zu umgehen, hielt man ihn lange genug in blutigen Kämpfen bei Smolensk auf, um jeden Gedanken des Ueberraschens und Zuvorkommens zu vereiteln. In Smolensk drängte sich dann abermals die Frage auf: was weiter? Napoleon verkannte nicht mehr daß die Russen eine Strategie verfolgten die ihm zu dem ersehnten „coup d'éclat" keine Gelegenheit gab, wohl aber ihn immer tiefer in die weiten und unwirthlichen Räume dieses Reiches hineinlockte. Aehnliche Bedenken wie vorher sprachen gegen das Bleiben; aber die ganze Situation ließ auch das Vorwärtsgehen als bedenklich erscheinen. Nach Thiers war der Kaiser schwankend geworden, und machte seine Entschließung von Umständen abhängig die sich binnen kurzem entscheiden mußten. Stellte sich der Feind zur Schlacht, so wollte er nicht zögern und den angebotenen Zweikampf annehmen; waren die Armeen auf den Flügeln siegreich, so hatte er freie Hand, und war entschlossen vorwärts zu gehen. Es kamen die Nachrichten von den Vortheilen die Schwarzenberg zur Rechten und St. Cyr zur Linken eben jetzt erfochten; sie gaben, der Darstellung unseres Geschichtschreibers zufolge, den Ausschlag zum Aufbruch ins Innere. Die Frage, sagt er, warum Napoleon nicht in Smolensk Halt gemacht hat um den Rest auf einen zweiten Feldzug zu verschieben, ist darum nicht genügend gelöst worden weil man nicht in der bisher unbekannten Correspondenz des Kaisers die Beweggründe gesucht hat die ihn Tag für Tag von Wilna nach Witepsk, von Witepsk nach Smolensk, von da nach Dorogobusch, von Dorogobusch nach Moskau vorwärts gezogen haben.

Die aufmerksame Lectüre dieses Briefwechsels hat uns die successiven Stufen aufgehellt, auf denen sich Napoleon bis nach Moskau selbst geführt sah. Wir versichern daß er, nach einer Schlacht eilend,

deren moralischer Eindruck ihm nothwendig schien, von Smolensk nach Dorogobusch, nach Wjasme, nach Borodino geführt, sich, fast ohne es zu wollen, vor den Thoren von Moskau fand. Nachdem er einmal so nahe war, konnte über das Einrücken kein Zweifel mehr sein. Diese Auffassung, die den Kaiser wie den beinahe unfreiwillig vorwärts Geschobenen erscheinen läßt, hält den Geschichtschreiber nicht ab, das was im Einzelnen geschah und vorbereitet ward, als Zeugnisse der alten unübertroffenen Meisterschaft und Unerschöpflichkeit zu bewundern. Aber er muß doch bei aller Adoration dieser Größe zugestehen daß der Meister „die Distanzen nicht mehr in Rechnung brachte," und je bedenklicher sich die Lage überspannte, er desto mehr gegen jeden mäßigenden Rath verhärtet ward. Er erzählt selber darüber eine nach seiner Versicherung vollkommen wahre Anekdote. Berthier nahm es auf sich nach dem Abmarsch von Dorogobusch den Kaiser schüchtern darauf hinzuweisen wie die Truppen ermüdet seien, die Lebensmittel sich erschöpften, die Pferde fielen, ein Rückzug schon beinahe unausführbar sei. Eben weil die Wahrheit der Thatsachen unbestreitbar war, gerieth Napoleon in den heftigsten Zorn. „Sie gehören also auch zu denen die nicht mehr wollen," schnaubte er seinen Getreuen an, und sprach von „alten Weibern," die heimgehen könnten wenn sie wollten. Selbst Berthiers Unterwürfigkeit ertrug das kaum; schmollend mied er mehrere Tage lang die Berührung mit dem Herrn. Berthier war nicht der einzige dem dergleichen widerfuhr: Thiers theilt z. B. auch einen Brief mit, worin (3. Sept.) Ney mit ungerechten Vorwürfen überschüttet, und ihm persönlich die progressive Verminderung der Streitkräfte seines Armeecorps zur Last gelegt wird.

Je düsterer sich die Dinge gestaltet, desto mehr hatte der Urheber aller der wachsenden Uebel das Bedürfniß seinen Unmuth an den Werkzeugen auszulassen. Und doch vermochte er sich dem Eindruck nicht ganz zu entziehen der bereits alle mit düstern Ahnungen erfüllte. Das Wetter in den ersten Septembertagen war abscheulich, der Soldat litt namenlos; Ney erwiederte die Vorwürfe des Kaisers mit einer freimüthigen Darlegung der Situation, und schloß mit der Erklärung: wenn man weiter gehe, werde die Armee ruinirt. Murat trat dem bei; Berthier schwieg beistimmend. Gut, sagte der Kaiser, wenn das Wetter morgen nicht besser wird, so machen wir Halt. Niemals, sagt Thiers, hätte die Gunst des Glücks, die ihm bald jenen Nebel verschaffte unter dessen Schutz seine Flotte Nelson entschlüpfte, bald jenen

schmalen Weg auf dem er das Fort de Bard umging, niemals hätte sie sich sichtbarer bewährt als wenn sie ihm jetzt drei oder vier Tage recht schlechten Wetters schickte. Aber am Morgen des 4. Sept. erhob sich die Sonne in hellem Glanz, und es ging eine helle scharfe Luft, welche die Wege zu trocknen versprach. Das Loos ist gefallen, rief der Kaiser, wir ziehen den Russen entgegen. Und so ging es nach dem Schlachtfeld von Borodino.

Ueber die denkwürdige Schlacht bringt der Geschichtschreiber des Kaiserreichs nichts wesentlich Neues; manches aus unserer Literatur, wie Hoffmanns Monographie, Tolls Denkwürdigkeiten und die jüngst erschienene Schrift von General Roth v. Schreckenstein über „die Cavallerie in der Schlacht an der Moskwa," ist zu einer vollständigen Darstellung durchaus unentbehrlich, aber natürlich nicht in die Hand des französischen Autors gekommen. Die Verluste der Russen gibt er wohl um einige tausend Mann zu hoch, auf sechzigtausend, an; für die Franzosen gesteht er „nach den authentischen Etats" dreißigtausend zu. Natürlich beschäftigt auch ihn die viel erörterte Frage: warum Napoleon seinen Erfolg nicht durch die Verwendung der Garden vervollständigte. Er läugnet daß des Kaisers Unwohlsein (er litt an einem heftigen Katarrh) seine Thatkraft gelähmt; lediglich der Anblick des Kampfes und seiner Opfer, versichert er, habe ihn abgehalten die letzten Kräfte einzusetzen. Er hielt die verzweifelte Kraft des Widerstandes der Gegner für unberechenbar; auch Thiers führt das bekannte Wort an: Ich lasse meine Garden nicht zu Grunde richten; achthundert Stunden weit von Frankreich weg wagt man nicht seine letzte Reserve. Er hatte ohne Zweifel Recht, fügt der Geschichtschreiber hinzu; aber indem er seinen augenblicklichen Entschluß rechtfertigte, verdammte er diesen Krieg, und büßte zum zweiten- oder drittenmal seit dem Uebergang über den Niemen durch ein bei ihm nicht gewöhnliches Uebermaß von Vorsicht den Fehler seiner Verwegenheit.

Uebereinstimmend mit unsern Quellen, berechnet Thiers das was nach der Schlacht von Borodino von der großen Armee des Centrums noch übrig war auf etwa 100,000 Mann; daß mit dieser Zahl der Krieg an der Gränze Asiens nicht fortgeführt und der Friede in Moskau nicht erzwungen werden konnte, ist die für den Gang der kommenden Ereignisse entscheidende Thatsache. Es folgt dann der Einzug in die alte Czarenstadt und ihre Verwüstung durch die Flammen. Der Abschnitt der dieß behandelt ist eine der gelungensten Darstellun-

gen die wir Thiers' Feder verdanken. Der düstere, stille Einzug, die ersten Stunden der so sehr ersehnten unheimlichen Rast, der Ausbruch des Feuers, die Wirkung des Ungeheuern und Unerwarteten auf die Stimmung des erschöpften Heeres, die wachsende Zuchtlosigkeit mit Raub und Plünderung im Gefolge, das alles ist ohne viel rhetorischen Aufwand so geschildert, daß uns das hundertmal Gehörte beinahe das spannende Interesse einer neuen, ungekannten Entwicklung abzwingt. Auch ist der Erzähler ein zu geistreicher Mann um in die unverständigen Declamationen über russische Barbarei, welche die französische Humanität bei diesem Anlaß auszuspielen pflegt, mit einzustimmen. Er findet das „Gefühl des Patriotismus achtungswerth, in welcher Form es sich auch kundgeben mag, selbst wenn es bis zum Fanatismus getrieben wird." Er schreibt der That Rostopschins nicht militärische, aber moralische Wirkungen mächtigster Art zu, und meint, sie werde in den Augen der Nachwelt ihre „wilde Größe" behaupten, wie auch das Urtheil der Zeitgenossen darüber gewechselt haben möge.

Daß das Verweilen in Moskau dem Kaiser und seinem Heere vollends verderblich werden mußte, ist auch seine Ansicht; aber er findet Napoleons Bedenken gegen einen raschen Rückzug nach Polen durch die politische Lage erklärt. Für ihn, sagt er, hieß Moskau verlassen rückwärts gehen; das hieß vor der Welt den Fehler bekennen den man begangen nach dieser Hauptstadt zu ziehen; es hieß eingestehen daß man verzweifelte dort zu finden was man suchte — den Sieg und den Frieden; es hieß auf diesen Frieden verzichten, der das einzige Rettungsmittel aus allen Nöthen war; es hieß diesen Zauber einbüßen, der Europa unterjocht, Frankreich gefügig, die Armee im Vertrauen, die Verbündeten treu erhielt; es hieß nicht herabsteigen, sondern herabfallen von der ungeheuern Höhe auf der man angelangt war. Es ließ sich daher erwarten daß Napoleon diesen Schritt nur im äußersten Fall thun werde; denn es war nicht der Stolz des großen Mannes allein der dieser Rückzugsbewegung widerstrebte, es war zugleich das tiefe Gefühl seiner gegenwärtigen Lage; genügte doch der Welt ein Zweifel an seiner wirklichen Macht, und das ganze Gebäude seiner Größe konnte mit einem Schlag zusammenfallen. Schon hatte Torres Vedras seine Macht im Süden aufgehalten, und doch war er dort nicht selber gewesen. Aber wenn er im Norden, er selbst an der Spitze seiner Hauptarmeen, ein neues Hinderniß fand, so mußte man glauben dem Lauf seiner Siege sei ein Ziel gesetzt; man faßte

dann die Hoffnung ihn zu überwinden, nnd auch nur eine Hoffnung dieser Art konnte das unterjochte Europa zur Erhebung bringen und den neuen Pharao in den Fluthen eines europäischen Aufstandes begraben.

Als den Ausweg den sich Napoleon ausgesonnen, bezeichnet Thiers den Plan eines schrägen Rückzugs gegen Norden, der in Verbindung mit einer Angriffsbewegung Victors gegen St. Petersburg den doppelten Vortheil gewähren sollte die Armee nach Polen zurückzubringen, und sie mächtig genug zu erhalten um den Frieden zu unterhandeln. Aber er gibt zugleich zu daß mit der Armee wie sie war solch ein Plan sich nicht mehr durchführen ließ. Er konnte, sagt er, nicht mehr gebieten wie ehedem, er mußte seine Leute schonen, und aus ihnen heraushören was sie noch konnten und wollten. Nun begann im Heer außer der ungeheuern Ermüdung sich eine tiefe Trauer einzustellen, die schon allein aus dem Anblick der eingeäscherten Stadt entsprang, und aus dem geheimen Grauen das man empfand, wenn man an die Länge des Rückwegs und an den russischen Winter dachte, von dem man nur noch einen Monat entfernt war. Mit solchen Stimmungen durfte man nicht mehr als gebieterischer Herr sprechen, sondern als milder Führer, der Rath einholt und mehr überredet als befiehlt. Darum redete Napoleon mit einem Führer nach dem andern von seinem Plan, aber kaum hatte er die ersten Worte davon gesprochen, so erhoben sie sich alle gegen einen neuen Marsch nach Norden, gegen eine neue Eroberung einer Hauptstadt.

Ueber die Lage in St. Petersburg und die Aussicht auf Frieden ist Thiers im Allgemeinen unterrichtet; das Detail wie wir es aus Steins Leben kennen, und die großartige Fassung womit der Geächtete mitten in all dem verzagten Friedensgeschrei für die künftige Erhebung Deutschlands arbeitete, ist ihm natürlich unbekannt. Doch ist er tactvoll genug nicht wie viele seiner Gegner einem lächerlichen Groll gegen die unerschütterlichen Gegner des Imperators nachzugeben, und das Lob der Friedenspolitiker zu verkünden; unwillkürlich fühlt er Respect vor Steins Festigkeit, und rühmt sogar an Alexander den „edeln Stolz", womit er den Kampf aufs äußerste der Erniedrigung vorzog. Daß indessen Napoleon fortfuhr in Moskau zu verweilen, ist man gewohnt der eiteln Friedenshoffnung zuzuschreiben in der er sich noch immer wiegte. Der Geschichtschreiber des Kaiserreichs bestreitet das auf das bestimmteste, und beruft sich dabei auf die Correspondenz und auf die Aufzeichnungen von Napoloons eigner Hand, die dessen ge-

heime Gedanken ganz deutlich enthüllen sollen. Nicht die Friedenshoffnung hätte ihn darnach zurückgehalten, sondern nur die Besorgniß vor den politischen Folgen einer Rückzugsbewegung. Er sagte sich daß der erste Schritt rückwärts der Anfang einer Reihe von peinlichen und gefahrvollen Geständnissen sein werde — Geständnisse daß er zu weit gegangen, daß er sich getäuscht, daß er das Ziel dieses Feldzugs verfehlt. Wie viele Abfälle und Aufstandsgedanken konnte der Anblick seines Rückzugs erwecken! Den Stolz ganz beiseite gesetzt (und der Stolz hatte ohne Zweifel seinen Platz unter den Empfindungen die ihn erfüllten), es lag auch eine unermeßliche Gefahr in jedem Schritt rückwärts. Es konnte in der That der Anfang seines Sturzes sein.

Der fruchtlose Marsch nach Süden, der Kampf bei Malojaroslawecz, und der nun unvermeidlich gewordene Rückzug auf der Straße die man gekommen war, enthielten im Grunde schon die Katastrophe der Armee; was weiter geschah, war wohl im Einzelnen durch unerwartete Verhältnisse zu verschärfen, aber im Großen und Ganzen durch keines Menschen Kunst und Genie mehr völlig abzuwenden. Thiers erzählt diese Vorgänge mit großer Ausführlichkeit, nicht ohne manches unfruchtbare „Wenn" und „Aber", indessen doch auch mit dem Zugeständniß daß nicht mehr viel zu retten war. Er verbirgt doch nicht daß die Armee schon in einem sehr bedenklichen Zustande war bevor der Thermometer unter Null sank, und daß der erste Eintritt der Kälte besonders darum so verderblich wirkte, weil er auf eine schon erschöpfte und schlecht genährte Mannschaft fiel. Auch kann er die Bemerkung nicht unterdrücken daß Napoleon zu wenig dazu that das wachsende Elend, soviel an ihm lag, zu mindern. Er überließ die Ausführung den Marschällen, schloß sich in seinen Generalstab ein, war aber um so freigebiger mit Vorwürfen gegen die Führer der Truppenreste und ihre angebliche Langsamkeit. Inmitten seiner Garde, sagt Thiers, die an der Spitze marschirte, das Wenige was von Lebensmitteln übrig war noch aufzehrte, und den Nachfolgenden nur todte Pferde übrig ließ, sah er nichts vom Rückzug, und wollte nichts davon sehen, denn er wäre dadurch genöthigt gewesen den schrecklichen Folgen seiner Mißgriffe zu nahe zu sein. Er zog es vor dieselben zu läugnen, und beharrte dabei — zwei Märsche von der Nachhut entfernt und ohne Kenntniß ihrer Bedrängniß — über sie zu klagen statt sie zu führen. Was in diesem Augenblick noth that, waren nicht große Conceptionen, sondern nur der Muth mit eigenen Augen das Uebel das er veran=

laßt zu sehen, vom Morgen bis zum Abend zu Pferd zu sein um den Uebergang der Flüsse, die Herstellung von Brücken, den Abgang der entwaffneten Masse zu leiten, durch seinen Einfluß das erschütterte Ansehen der Generale aufrecht zu halten, die Schwierigkeiten unter ihnen billig zu vertheilen, sich selbst den größten Theil vorzubehalten selbst vor Erschöpfung zu sterben wenn es sein mußte; denn es gab kein Leiden, keinen Tod deren Urheber man nicht war. Weit entfernt davon hat Napoleon nicht aus Schwäche, sondern um sich dem anklagenden Schauspiel dieses Rückzugs zu entziehen, die Spitze der Armee nicht verlassen, sondern bald zu Pferd, bald zu Fuß, noch öfter zu Wagen zwischen Berthier und Murat stundenlang zugebracht ohne ein Wort zu sprechen, in einen Abgrund trostloser Betrachtungen vertieft, aus denen er sich nur herausriß um sich über seine Generale zu beklagen, als wenn er noch irgendjemanden dadurch hätte täuschen können daß er andere tadelte als sich selber.

Mitten in diese trostlose Situation fiel bekanntlich die Kunde von Mallets Verschwörung, die, so abenteuerlich sie sein mochte, doch nur ein Schatten war, den kommende Ereignisse vor sich her warfen. Der Geschichtschreiber erzählt ihren Verlauf mit absichtlicher Weitläufigkeit um die gespannte Lage des Reichs und die Unsicherheit der kaiserlichen Autoritäten in recht helles Licht zu setzen. Auch die Gefügigkeit der Werkzeuge womit man nachher ein Dutzend Opfer bluten ließ, wird stark betont; Thiers beschuldigt die kaiserlichen Martialgerichte unverblümt des Justizmordes. Der ganze Abschnitt ist unverkennbar unter dem Einfluß der Decemberstimmungen geschrieben: „Unter der Herrschaft des Geheimnisses“, sagt er, „des leidenden und blinden Gehorsams, wo ein einziger Mann Regierung, Verfassung, Staat war, wo dieser Mann tagtäglich in fabelhaften Abenteuern um das Loos Frankreichs und um seines spielte, da war es natürlich an seinen Tod zu glauben, und wenn der Tod einmal angenommen war, eine Art von Autorität im Senat zu suchen, ihr ohne Prüfung und Einsprache zu gehorchen; denn man war nicht mehr gewohnt eine Widerrede zu begreifen und zu ertragen.“ In einem freien Staate wäre man von solchen Mitteln nicht überrascht worden, weil man bei jedem Schritt auf Widersprechende stößt, in einem Lande wo jeder über seine Pflichten urtheilt und discutirt. In einem despotischen Staate freilich ist der Verwegene, der die Hand auf die wesentlichste Triebfeder der Regierung legt, der Meister, und das ist es was die Palastverschwörun-

gen hervorruft, jenes schmachvolle Anzeichen der Hinfälligkeit von Staaten die dem Despotismus verfallen sind.

In der Schilderung der letzten Phasen des Rückzugs ist Thiers einfacher und schmuckloser als es die Geschichtschreibung der Franzosen sonst bei diesem Stoff liebte. Er sucht mehr durch die Thatsachen als durch Rhetorik zu wirken. Kutusows Verfolgung, ohne Wagniß und ohne Schlacht, hat im Ganzen seinen Beifall, wie er denn überhaupt, abweichend von unsern jüngsten deutschen Quellen, die den alten Schlaukopf fast zu wegwerfend tractiren, an ihm eine Ueberlegenheit und Umsicht rühmt, die im Einzelnen wohl überschätzt ist. Wenigstens möchten wir den bisweilen sehr grellen Thatsachen, die Toll mittheilt, eher Glauben schenken als der schönfärbenden Darstellung Butturlins oder gar Michailowsky's, wo auch das Wahre nur als Material zur fable convenue dienen muß. Ueber die Ereignisse an der Beresina bringt Thiers manche neue Einzelheit, aus den Papieren mehrerer Betheiligten, namentlich der Generale Dode, Corbineau, Eblé geschöpft. Die letzten grauenvollen Auftritte an den Brücken zwingen dem Geschichtschreiber den im Munde eines ehemals eifrigen Bonapartisten starken Ausruf ab: ein Schauspiel das wohl dazu geschaffen ist dieses unsinnige Unternehmen für alle Zeiten dem Haß und der Verwünschung preiszugeben!

In einer umfangreichen Schlußbetrachtung resumirt Thiers noch einmal die wesentlichsten Gründe des Mißlingens. In erster Linie bezeichnet er den Krieg als politisch nicht nothwendig; Napoleon mußte nach seiner Ansicht alles daransetzen in Spanien die Unterwerfung zu erzwingen, und selbst wenn die Russen die Offensive ergriffen, sie an der Weichsel abwehren, statt sie über dem Niemen aufzusuchen. „Es war", sagt er, „dieser Fehler nicht etwa die Frucht seines geistigen Irrthums, sondern er ließ sich von dem Ungestüm seines Charakters fortreißen, der sich nicht gedulden und nicht warten konnte. Die Russen sind zu Haus unbesiegbar für einen Eroberer; sie wären es nicht, wenn sich Europa im Interesse seiner Unabhängigkeit aufrichtig verbände. Europa, wenn es zur See angriffe, oder auch methodisch und geduldig vorwärtsginge, von einer Linie zur andern marschirend, ohne wie Napoleon um seinen Rücken besorgt sein zu müssen, Europa würde dazu gelangen selbst dies gewaltige Reich zu besiegen, wenn es für ein allgemeines und allenthalben empfundenes Interesse vereinigt wäre. Aber nach Moskau ziehen durch das im Stillen verschworene Europa

und dieß erfüllt mit allem Haß hinter sich lassen, war eine blinde Verwegenheit.“ Als ein zweites wichtiges Moment betont Thiers die Verschiedenheit der Qualität der Truppen im Vergleich mit den abgehärteten Veteranen der früheren Kriege. „So lag“, wie er sich ausdrückt, „der wesentlichste Fehler in dem Unternehmen selbst; fast alle einzelnen Fehler der Ausführung die sich rügen ließen, das Warten zu Wilna und Witepsk, die mißlungene Trennung der feindlichen Armeen, die Vorsicht im Gebrauch der Garden bei Borodino, das Bleiben in Moskau, alles dieß und anderes erscheint nur wie eine Consequenz jenes Grundfehlers.“

Auch der letzte große Mißgriff, denn als solcher läßt es Thiers erscheinen, die Flucht von Smorgoni, für die sich der Kaiser entschied aus Besorgtheit über die politischen Stimmungen in Europa, entsprang nur aus der gewaltsam überspannten Situation in welcher der Krieg begonnen war. „Nach unserer Meinung“, so schließt die Betrachtung, „muß man in diesen tragischen Ereignissen nicht diesen oder jenen Fehler in der Art zu operiren sehen, sondern den großen Fehler nach Rußland gegangen zu sein. Und selbst in diesem Mißgriff lag nur ein noch größerer versteckt: mit der Welt alles versuchen zu wollen, gegen das Recht, gegen die Neigung der Völker, ohne Rücksicht auf die Gefühle derer die er überwinden mußte, und ohne Rücksicht auf das Blut derer mit denen er siegen sollte, mit einem Wort, die Verirrung des Genie's das weder Zügel, noch Widerspruch, noch Widerstand kennt, die Verirrung des Genie's das durch den Despotismus verblendet ist. Um wahr, um nützlich zu sein, muß man Napoleon nicht erniedrigen, sondern ihn beurtheilen, ihn der Welt mit den wirklichen Ursachen seiner Irrthümer zeigen, ihn den Nationen, Königen und Feldherrn so geben, daß sie daraus ersehen was selbst aus dem Genie wird, wenn es sich selbst überlassen und durch seine Allmacht bethört ist.“

Fünfzehnter Band.

(Allgm. Ztg. 1. 2. u. 3. Juli 1857 Beilage Nr. 182. 183. u. 184.)

Fast in demselben Augenblick wo Thiers seinen fünfzehnten Band hinausgab, hat einer der bewährtesten und vorurtheilsfreiesten französischen Geschichtschreiber, Armand Lefebvre, einige Aufsätze in der Revue

des deux Mondes erscheinen lassen,*) die ungefähr das gleiche schwierige Thema, die erste Hälfte des Jahres 1813, behandeln, und die mit Thiers zu vergleichen eben so sehr der Stoff wie die Behandlungsweise reichen Anlaß gibt. Kurze Zeit nachher ist bei uns der dritte Band von Bernhardi's Denkwürdigkeiten des Generals Toll erschienen, der den Herbstfeldzug von 1813 behandelt, sich also unmittelbar an die französischen Arbeiten anschließt. Indem wir uns vorbehalten auf das zuletzt genannte gehaltvolle Buch zurückzukommen, sollen uns für dießmal zunächst die beiden Franzosen beschäftigen. Die Art und Weise in der sie, die nicht zum großen Haufen der Bonaparte'schen Historiker gehören, sondern als Matadore gelten können, die denkwürdige Geschichte des Jahrs 1813 auffassen, gewährt in jedem Fall auch für die deutsche Lesewelt ein nicht gewöhnliches Interesse.

Der erste Abschnitt von Thiers, „Washington und Salamanca" überschrieben, recapitulirt zwei Episoden der Geschichte vom Jahr 1812: einmal die spanischen Dinge, dann die britische Verwicklung mit Amerika. Die spanischen Ereignisse, durch die Niederlage von Salamanca bezeichnet, sind der Napoleonischen Macht entschieden verderblich geworden; die amerikanische Krisis war ihr zwar günstig, blieb aber unfruchtbar; beides entsprang, wie der Geschichtschreiber sagt, aus derselben Quelle, dem beweglichen und regellosen Willen eines gewaltigen aber zügellosen Genie's. Thiers wiederholt bei diesem Anlaß was er schon früher ausgesprochen: daß, wenn Napoleon, statt sein Glück und seine Macht ins Innere von Rußland zu tragen, seine ganze Kraft darauf wandte den spanischen Krieg zu Ende zu führen, es ihm hätte gelingen müssen England zum Nachgeben zu zwingen, und damit Europa vorerst zu entwaffnen. Es wäre ihm dann Zeit gegönnt gewesen von dem Gipfel seiner Größe aus die Opfer zu bringen welche seine Herrschaft erträglich gemacht und ihr dadurch Dauer verliehen hätten. Hunderttausend Mann, sagt er, von den sechsmalhunderttausend die in Rußland verloren gingen, und die persönliche Leitung Napoleons hätten unfehlbar zu diesem Ergebniß geführt. Verworren fühlte das alle Welt, und jedermann sprach es in der ihm eigenthümlichen Weise aus. Die Opposition im britischen Parlament sagte es im Ton der Partei; das Volk rief es auf den Straßen von London, einsichtsvolle Minister sagten es im Schooß des Cabinets, und der Marquis v. Wellesley war aus

*) Im ersten Januar- und Februarheft der genannten Zeitschrift.

dem Ministerium ausgeschieden, weil er sich mit Perceval und seiner unbeugsamen Politik nicht befreunden konnte. Aber es gibt ein Geleise des Kriegs so tief wie das des Friedens, wenn man sich darin eine Zeitlang fortgeschleppt hat, und das wußte man damals weder in England noch in Frankreich zu verlassen. Man war darin, und blieb darin, wiewohl man mehr als einmal daran gedacht es zu verlassen. Es ist wahr, der Ausgang hat denen Recht gegeben die hartnäckig in diesem Geleise beharrten, aber mit ein wenig Weisheit auf Seiten Napoleons wär' es ganz anders gegangen.

Den letzten Vorwurf gegen den Kaiser begründet Thiers zunächst durch den Gang der amerikanischen Verwicklung. So scharf er das Verfahren Englands gegen die Neutralen kritisirt, er muß doch zugestehen daß Napoleons eigene Maßregeln nicht weniger lästig und erbitternd auf dieselben wirkten, als die britische Willkür auf den Meeren. Die Amerikaner waren getheilt zwischen dem Groll gegen England und dem Unwillen über die französischen Zwangsmaßregeln; konnte doch damals im Ernst der Vorschlag auftauchen: zugleich beiden Mächten den Krieg zu erklären! So ging der günstige Moment verloren, wo man die junge Republik dem ehemaligen Mutterland hätte auf den Leib hetzen können, und als es endlich im Junius 1812 zum Bruch zwischen beiden kam, war das für Napoleon ein ganz unfruchtbarer Gewinn, denn er hatte eben den Niemen überschritten, und sich damit der Möglichkeit begeben die neue glückliche Chance für sich auszubeuten.

Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel wiederholt das Bild der früheren Feldzüge: Uneinigkeit der Feldherren, Machtlosigkeit des Königs Joseph, zunehmende Desorganisation der militärischen Hierarchie, das alles wirkt zusammen um unermeßliche Anstrengungen und Opfer fruchtlos zu machen, und den kriegerischen Nimbus der Napoleonischen Heere mit jedem Tag mehr zu erschüttern. Alle Ursachen dieses Mißlingens ließen sich freilich, wie Thiers sagt, auf eine einzige zurückführen, auf das Versäumniß Napoleons, der, so groß er war, doch nicht die Gabe der Allgegenwart besaß, und den Krieg von Moskau aus noch weniger leiten konnte als von Paris. Alles zugleich unternehmen, überall zugleich sein wollen, sich dann über das zu betäuben was man genöthigt war zu versäumen, das war vorher, und war auch jetzt noch das traurige Geheimniß dieses verhängnißvollen spanischen Kriegs. Nach dem Attentat das ihn hervorgerufen ließ sich nichts Schlimmeres denken

als die Nachlässigkeit die ihn fortsetzte. Darum übt der Geschichtschreiber eine gewisse Nachsicht in der Beurtheilung der Feldherren; denn als den Haupturheber des Mißlingens sieht er überall den Kaiser selbst an.

Es war in diesem Feldzug Marmont der den schwersten Schlag erlitt; nach Thiers Darstellung auch mehr durch eine Verkettung von nicht zu berechnenden Umständen als durch eigene Schuld. Dieser Marschall, sagt er von dem jüngst vielbesprochenen Mann, hatte Geist, Kenntnisse, Bravour und das Talent seine Truppen gut zu halten; er besaß einige Gaben eines Oberfeldherrn, war aber doch weit entfernt sie alle in sich zu vereinigen. Obwohl zerstreut in seinen Neigungen, dachte er doch sehr an das was er zu thun hatte, combinirte viel, vielleicht zuviel, denn in der Action ist die Richtigkeit der Gedanken mehr werth als ihre Fülle. Die Fülle der Ideen, wenn ihr ein festes und rasches Urtheil abgeht, blendet, statt aufzuklären. Dann galt dieser Feldherr nicht für glücklich. Das Glück, diese nicht zu definirende Eigenschaft, ist es lediglich ein Aberglaube der Menschen oder eine Realität? Ist es eine Gunst des launenhaften Schicksals, das dem einen Kälte und Wärme, Regen, Sonnenschein und ähnliche Umstände gibt, dem andern verweigert — diese Zufälle, die oft mittelmäßigen Berechnungen Erfolg geben, geschickte scheitern machen? Oder ist es nicht vielleicht eher eine gleichmäßige Vereinigung von Eigenschaften, die selbst ohne höhere Fähigkeiten jene einfachen und starken Entschließungen eingibt, durch welche Heere und Staaten gerettet werden? Wie es auch sein mag, der Marschall Marmont hat in seiner Laufbahn nicht für glücklich gegolten, und doch, es war eigenthümlich, er hatte Selbstvertrauen, entweder weil der Muth in ihm das Glück ersetzte, oder weil er sein Schicksal nicht kannte, das sich damals noch nicht völlig enthüllt hatte.

Der zweite Abschnitt nimmt den Faden der Begebenheiten dort auf wo ihn Thiers im früheren Bande fallen ließ, beim Rückzug aus Rußland und dem neunundzwanzigsten Bulletin, das Europa die Katastrophe verkündigte. Er zeigt uns Napoleon auf dem Rückweg nach Paris, zunächst in Warschau, wo er seinen erschrockenen Untergebenen und Creaturen fast wie ein Gespenst aus einer andern Welt erschien. Unter einer angenommenen Munterkeit verbarg er dort die Qualen die sein gekränkter Stolz erlitt. Er schien nicht erschüttert, nicht überrascht. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen", sagte er zu de Pradt

mit erzwungenem Lachen, „ist es nur ein Schritt.“ „Wer hat nicht Unfälle erlebt?“ fügte er hinzu. „Es ist wahr, niemand hat ähnliche erfahren wie diese, aber sie standen im Verhältniß zu meinem Glück, und werden übrigens bald gut gemacht sein.“ Dann rühmte er seine Gesundheit, seine Kraft, wiederholte daß er geschaffen sei für außerordentliche Abenteuer; die Welt in Zerrüttung sei sein eigentliches Element, aber er werde sie wieder in Ordnung zu bringen wissen, binnen kurzem wieder mit 300,000 Mann an der Weichsel stehen, und die Russen für Erfolge züchtigen die nicht ihr Verdienst, sondern das Werk der Elemente gewesen seien.

Das Gleiche bekam jedermann zu hören, wie er nach Paris zurückgekommen war. Selbst mit Marie Louisen setzte er, nach Thiers Ausdruck, die Komödie fort welche er mit aller Welt gespielt hatte. Es sei die Kälte gewesen, und nur die Kälte, welche das Mißgeschick verursacht; bald werde alles gut gemacht sein. Kein Mensch konnte aus seinen Mienen und Reden ersehen wie sehr er innerlich gequält war; er erschien zuversichtlich und stolz wie immer. Seine Minister empfing er in hohem Ton, sprach mit ihnen fast mehr von Malets Verschwörung als vom russischen Feldzug, und schien mit jenem kleinern Mißgeschick gleichsam das größere vergessen machen zu wollen. „Wie hat man sich überraschen lassen können?“ fragte er; „warum hat man sich nicht, auch wenn man mich todt glaubte, an die Kaiserin und an den König von Rom, als an die legitimen Souveräne nach mir, gewendet?“ Auf diese begründeten, aber unklugen Fragen, sagt Thiers, wußte niemand etwas zu antworten; ein jeder verbeugte sich schweigend, und schien damit anzuerkennen daß die Sache unerklärlich sei, Niemand wagte es ihm die wahre Antwort zu geben: daß sein Reich nicht fest begründet sei, und daß er selbst die Schuld trage wenn man allgemein voraussetze daß seine Herrschaft nur eben so lange dauern werde als sein Leben. Die einzelnen Ansprachen womit die Behörden und Körperschaften den Kaiser begrüßten, werden von dem Geschichtschreiber sorgfältig analysirt, um an ihnen die Lage des Kaiserreichs zu erkennen. Das allgemeine Verstummen jeder freimüthigen Meinung, man könnte sagen die Epidemie des Servilismus, welche das ganze officielle Frankreich ergriffen hatte, gibt ihm Anlaß zu manchem scharfen Wort — das dem zweiten Kaiserreich so gut zu Gehör gesagt ist wie dem ersten, und dem schwerlich die Ehre widerfahren wird in einer kaiserlichen Botschaft citirt zu werden. Nächst der aufgeregten Menge,

die besiegte Fürsten niedrig mißhandelt — sagt er bei Gelegenheit der Ansprache des Staatsraths — kann man nichts Traurigeres sehen als diese großen Körperschaften, die zu den Füßen der Gewalt liegen, die sie bewundern mit einer Bewunderung die mit ihren Fehlern zunimmt, die ihr mit Wärme von ihrer Treue sprechen, wenn dieselbe schon bereit ist zu erlöschen, die schwören für ihre Sache sterben zu wollen, während sie schon am nächsten Tag einer andern Gewalt für ihre Erhebung Glück wünschen. Wie glücklich sind die Länder welche feste Ordnungen haben, und denen diese so verächtlichen Schauspiele erspart sind!

Die Antwort Napoleons an den Staatsrath ist berühmt geblieben; es ist die worin er die Ideologie, „cette ténébreuse métaphysique," für alles Mißgeschick Frankreichs verantwortlich macht. Thiers theilt die ganze heftige Apostrophe mit, und ruft dann unwillig aus: Was für ein Schauspiel dieser Zorn gegen die Philosophie, was für ein Schauspiel dem intelligentesten Volk Europa's gegeben! Wie, man hatte in Rußland thörichterweise die französische Armee, mit ihr den Kaiserthron und, was schlimmer war, die Größe Frankreichs aufs Spiel gesetzt; man hatte sich über die Nothwendigkeit dieses Krieges und über die Mittel ihn zu führen schwer getäuscht; man kam überwunden, erniedrigt zurück, und nun war es die Philosophie welche die Schuld trug! War es auch die Philosophie welche in diesem Augenblick den unglücklichen Pius VII. gefangen zu Savona hielt, und die jeden Tag Hunderte von Priestern in die Kerker sandte? Und ein Mann von bewunderungswürdigem Geiste wagte es diese Dinge zu sagen, im Angesicht Frankreichs und der Welt, gegenüber von Ereignissen welche sehr dazu angethan waren ihn selber zu schlagen! Das ist die Wirkung großer Mißgriffe. Außer dem Uebel das sie unmittelbar nach sich ziehen, nehmen sie auch dem der sie begangen hat den gesunden Sinn, so daß in der Aufregung das Genie selbst sich so benimmt wie ein Kind im Zorn. Es hält sich für die eigenen Fehler an diejenigen welche am wenigsten daran schuld sind, und die oft am meisten darunter leiden.

In den ersten Momenten nach seiner Rückkehr hat Napoleon den ganzen Abgrund, an dem er angelangt war, noch keineswegs vollkommen überschaut; er unterschätzte einmal das Maß der Zerrüttung seiner Armee, von der er noch einen ganz stattlichen Kern gerettet glaubte, dann glaubte er auch nicht daß die Volkserhebung in Deutschland so nahe sei. Allein noch ehe das Jahr zu Ende ging, schwanden freilich

auch diese letzten Illusionen; die große Armee war aufgelöst, und Yorks That drängte Preußen zu den Waffen. Ueber die Anfänge unserer Erhebung sind die meisten Franzosen immer noch mangelhaft unterrichtet; weder die Zustände noch die Personen werden von ihnen scharf und treffend gezeichnet. An sich sind sie, wie alle romanischen Nationen, immer geneigt solche Ereignisse von Verschwörungen abzuleiten, und räumen darum auch hier den geheimen Gesellschaften eine Bedeutung ein, die sie in der That nicht gehabt haben. Das ganze Volk, ohne Ausnahme, hat damals in Preußen die Conspiration gemacht, und das gerade ist das unvergleichlich Imposante jener Bewegung gewesen. Dann sind aber auch die einzelnen Vorgänge den Franzosen nicht bekannt genug, weil sie unsere Quellen zu wenig kennen. Ueber Yorks Abfall gibt z. B. Thiers nur lückenhaften Bericht; die erschöpfende Darlegung Droysens ist ihm ohne Zweifel unbekannt. Ueber den Verlust von Pillau erzählt er falsche Thatsachen, natürlich hat er Friccius nicht gelesen. Von Arndts, von Schöns Thätigkeit, von dem Thun der preußischen Stände weiß er nicht viel, die Persönlichkeiten welche damals das Beste thaten, kennt er nur unvollkommen. Es ist pure Arglosigkeit von ihm, und gewiß keine böse Absicht, wenn er z. B. in einem Athem Stein — und Kotzebue als zwei der bedeutendsten Agitatoren zum deutschen Kampf nennt! Doch bis die Franzosen diese selbstgenügsame Bequemlichkeit überwunden haben, das kann noch geraume Zeit dauern. Einstweilen müssen wir uns schon zufrieden geben, wenn wenigstens in der Auffassung jener Zeit eine gesündere Ansicht den alten Bonapartischen Zopf, wie ihn z. B. Bignon noch vertritt, überwunden hat. Und das ist bei Thiers unläugbar der Fall. Es wird bei der ursprünglichen Anlage des Werks gewiß manchen Leser frappiren ein Urtheil über York zu finden wie er es ausspricht. Kein Wort von den herkömmlichen Tiraden der Entrüstung über „den Verrath“ und die „Perfidie“, nichts von dem sittlichen Unwillen womit die Franzosen bei jedem unbequemen Ereigniß so freigebig sind. „Was mich betrifft, sagt er, der ich diese traurigen Berichte niederschreibe, so bin ich Franzose, und ich wage es zu sagen, ein Franzose welcher der Größe seines Landes innig zugethan ist, und doch kann ich gerade um dieser Empfindungen willen diese deutschen Patrioten nicht tadeln, die mit innerem Widerstreben einer fremden Sache dienend sich zu dem zurückwandten was sie für die Sache ihres Vaterlandes hielten, und die es auch unglücklicherweise durch Napoleons Schuld dazu geworden war.“

In diesem Sinne wird die Erhebung Preußens geschildert. Man wird nicht erwarten daß Thiers dabei zu ausführlich verweile, oder daß er die großen und rührenden Züge im Einzelnen schildere, aber er faßt doch das Ganze mit einer unverkennbaren Unbefangenheit auf; er hat Respect vor dem nationalen Aufschwung, und läugnet es nicht daß die größere sittliche Kraft dort lag und nicht mehr auf seines Kaisers Seite. Auch darin unterscheidet er sich von manchen Vorgängern daß er die Haltung des preußischen Hofes, seine Schwankungen und Bedenklichkeiten vor der Abreise nach Breslau richtiger zeichnet, als es gewöhnlich von den Franzosen geschehen ist. „Inmitten dieser Bedrängnisse, sagt er, hielt der König Napoleon noch für den Stärkern, dachte nicht daran ihn zu verrathen, aber erhob doch den Anspruch besser als bisher behandelt zu werden, er dachte daran dieß zu fordern und zu erlangen, und auf diese Weise zu einer allgemeinen Pacification beizutragen, aus der er unabhängig und vergrößert hervorging."

Auch Lefebvre hat in den früher angeführten Aufsätzen diese Anfänge des Jahres 1813 in einer Skizze zusammengefaßt, wie immer sorgfältig und präcis, auch in den deutschen Quellen viel genauer bewandert als Thiers. Er stellt in seiner Darstellung den Satz an die Spitze, daß trotz der Auflösung der großen Armee die militärische Lage keineswegs verzweifelt, wohl aber die politische Schwierigkeit ungewöhnlich groß war. „Es hing jetzt," sagt er „alles davon ab welche Stellung Oesterreich und Preußen einnehmen würden; Napoleon selbst mußte anerkennen daß diese Staaten, die er so tief erniedrigt, durch die Macht der Umstände nun zu Schiedsrichtern Europa's geworden waren." Lefebvre glaubt darum die That Yorks nicht wichtig genug nehmen zu können; nicht nur um des moralischen Eindrucks willen, den auch Thiers sehr betont, sondern er schreibt ihr es auch zu daß am Wiener Hofe die erste politische Schwankung erfolgte. „Die Nachricht von dem Ereigniß von Tauroggen", sagt er, „gelangte in der Nacht vom 9. zum 10. Januar in die Tuilerien; sie verursachte dort mehr als Unwillen. Der Kaiser täuschte sich weder über den Charakter noch über die Tragweite dieser furchtbaren Begebenheit; er begriff daß der Abfall Yorks nicht der isolirte Act eines mißvergnügten Feldherrn oder eines Fanatikers war, sondern das erste Symptom einer allgemeinen Erschütterung, ein Aufruf an alle erbitterten Preußenherzen, ein Signal der Erhebung für alle deutschen Völkerstämme."

Thiers wendet sich von den preußischen Dingen zur Haltung des

Wiener Hofes. Wie Lefebvre's Arbeit, so schenkt auch seine Darstellung der österreichischen Politik eine ganz besondere Aufmerksamkeit; sie bildet in gewissem Sinne den Mittelpunkt in seiner historischen Erzählung der Ereignisse bis zum Sommer 1813. Der Standpunkt, den er dabei einnimmt, wird nicht verfehlen Aufsehen zu erregen. Er vertheidigt die Politik Oesterreichs fast durch alle Instanzen und wird wie unwillkürlich zum warmen Apologeten und Lobredner des Fürsten Metternich. Wir können uns denken, daß diese Auffassung von Thiers zugleich in Deutschland und in Frankreich Widerspruch finden wird. In Frankreich wird es nie an Stimmen fehlen die den österreichischen Staatsmann der Treulosigkeit und des Abfalls von Napoleon anklagen; in Deutschland hat damals und später seine Politik wenig Sympathie gefunden, nicht allein weil sie in einer Zeit wo alles enthusiastisch erregt und zu patriotischen Opfern bereit war, dieser Bewegung ablehnend gegenüber stand und mit egoistischer Kaltblütigkeit calculirte, sondern noch mehr, weil sie durch diesen Calcul Deutschland doch die Gefahr bereitete die Frucht aller nationalen Anstrengungen in einem „einigermaßen schimpflichen" Frieden abortiren zu sehen. Drum haben die Männer des schärfsten Gegensatzes, Bignon und der Frhr. v. Stein, diese Politik aus einem verschiedenen Gesichtspunkt, aber mit gleicher Schonungslosigkeit beurtheilt. Thiers steht hier weit ab von der überlieferten Auffassung der Bonapartisirenden Geschichtschreiber. Er theilt natürlich den Unwillen unserer deutschen Patrioten nicht, die den österreichischen Staatsmann viel zu eingehend und nachgiebig gegen Napoleon, und seine Bedingungen viel zu ungünstig für uns fanden; allein sein moderirter Bonapartismus kann sich auch mit den Anklagen der französischen Ultras nicht befreunden. Er versetzt sich auf den Standpunkt der österreichischen Interessen; da erscheint ihm jene Politik vortrefflich, ihre feine Geschmeidigkeit aller Bewunderung werth, und im Ganzen nicht nur für Oesterreich vortheilhaft, sondern auch für Frankreich viel weniger nachtheilig als die enragirten Bonapartisten zugeben wollen. Was in dieser letzten Richtung von ihm geltend gemacht wird, ist vollkommen treffend, und schwer zu widerlegen; es zieht sich als Grundgedanke durch das ganze Buch, und wiederholt sich in den verschiedensten Modulationen immer wieder die Betrachtung: hätten wir Oesterreichs Vorschläge angenommen, so wäre uns die Rheingränze geblieben, und alles was darüber hinausging, war ja doch nur Chimäre. Man sieht, das ist ein feinerer, moderirterer Bonapartismus als der

gewöhnliche; die deutsche Auffassung wird er freilich nicht umstoßen. Denn je mehr es Thiers gelingt darzuthun daß jene Vermittelungspolitik Metternichs nicht allzu antifranzösisch war, desto näher liegt auch für uns der Vorwurf daß sie zu wenig deutsch gewesen ist.

Napoleon, so läßt Thiers den Lenker des österreichischen Cabinets reflectiren, war zwar besiegt, aber keineswegs vernichtet; er konnte noch furchtbare Schläge führen und seine ungetreuen Verbündeten bitter züchtigen. Man mußte daher einen geschickten Uebergang suchen, der zugleich Oesterreichs Sicherheit, die Würde des Kaisers Franz und die Ehre seines Ministers sicher stellte. Ohne die Allianz zu läugnen, doch sofort vom Frieden reden, erst für sich selber, dann für alle Welt, und auch insbesondere für Frankreich, das nennt Thiers ein ganz natürliches, ein vollkommen erklärliches Benehmen, das nicht bloß nach dem äußern Anschein, sondern auch in der Wirklichkeit redlich war. So lebhaft er die Verblendung Napoleons beklagt, in so warmen Worten rühmt er die staatsmännische Voraussicht Metternichs, der von Anfang an den richtigen Weg erkannt, und sich als Ziel vorgesetzt habe Oesterreich wieder aufzurichten, Deutschland mehr Unabhängigkeit zu schaffen, und doch auch gegen Frankreich, mit dem man alliirt war, nichts zu versäumen. So habe er vom ersten Tag an mit der Raschheit und Festigkeit eines Mannes gehandelt, der seine wohl überlegte Entschließung genommen hat. Der Geschichtschreiber schildert uns dann die abweichenden Ansichten in Paris, wo Caulaincourt die Hoffnuug noch nicht aufgegeben hatte durch eine directe Unterhandlung mit Rußland die Lösung zu finden, Talleyrand sich zur gleichen Meinung neigte, Maret die Ansicht verfocht, man müsse durch Oesterreich die Friedensvermittlung suchen. Er zeigt dann weiter daß die Hoffnung einer Verständigung mit Rußland eitel war, also durchaus nichts übrig blieb als sich mit Oesterreich auseinander zu setzen. Allerdings eine sehr einfache Logik, deren Anerkennung die blinden Bonapartisten aber eben so eigensinnig verweigern wie sich damals ihr Herr und Meister dagegen gesträubt hat. Der österreichische Hof, urtheilt dagegen Thiers, hatte nie die Absicht Frankreich zu vernichten, oder auch nur zu erniedrigen, aber er wollte die Gelegenheit wahrnehmen um die Lage Oesterreichs und Deutschlands zu verbessern, was sehr natürlich und sehr legitim war. Man mußte das anerkennen, und sich, wie unangenehm es auch sein mochte, darein ergeben, denn man hatte sich durch große Fehler dem ausgesetzt, und im Grunde war das wirkliche Interesse Frankreichs viel weniger dabei

compromittirt als die Eigenliebe Napoleons. Hatte man sich einmal resignirt, so mußte man mit dem Wiener Hof offen in Verhandlung treten, sich mit ihm verständigen und ihn machen lassen, während man einige Schlachten gewann, deren Ausgang die Verbündeten bescheidener und den Preis der österreichischen Verwendung billiger machte.

So lautet das politische Programm, dem nicht gefolgt zu sein Thiers als den größten Mißgriff Napoleons im Jahre 1813 ansieht. Allerdings lehnte der französische Kaiser die Erörterung mit Oesterreich nicht ab, er schrieb an seinen Schwiegervater, aber er sagte ihm auch in dem Brief: er werde nie etwas von seinem Reiche losreißen lassen was durch Senatsconsulte „verfassungsmäßig" damit vereinigt sei. Das findet auch Thiers maßlos. Also Rom, Piemont, Toscana, Holland die Hansestädte, sagt er, waren unverletzlich und untrennbar vom Reich. Also Rom und Hamburg mußten, was auch immer kam, französische Präfecten haben! Thiers ist zu verständig um, wie manche seiner Vorgänger, auch dieß an Napoleon zu rechtfertigen; sein Bonapartismus ist bescheiden genug sich mit Belgien und der Rheingränze zu begnügen, was drüber hinaus ging, das, sagt er mit dürren Worten, ging nicht mehr Frankreichs Macht und Ehre, sondern Napoleons Stolz an. Auch das findet der Geschichtschreiber unverantwortlich daß er zur Unterhandlung mit England das uti possidetis als Grundlage vorgeschlagen hatte; um also ein Stück von Spanien für Joseph, Neapel für Murat zu erhalten, sollten alle Colonien in den Händen der Engländer bleiben! Und doch waren das alles nur Nebenpunkte, wenn man an die Hauptsache dachte, an die Haltung Oesterreichs. Was bedeutete, fragt Thiers, für die Wiener Politik das Schicksal Spaniens und Neapels, im Vergleich mit den deutschen Dingen? „Wir mußten das unerträgliche Joch abnehmen, das auf Deutschland drückte solange wir außer dem Rheinbundsprotectorat Präfecten zu Hamburg und Lübeck, einen französischen König zu Kassel hielten, und Preußen fast auf nichts reducirt hatten. Wenn man hier Erleichterung schaffte, Oesterreich Illyrien zurückgab, eine bessere Gränze am Inn herstellte, und ihm die Sorge vor dem Herzogthum Warschau wegnahm, dann war man seiner versichert." Wenn man aber das nicht wollte, argumentirt Thiers weiter, wenn man sich nach der russischen Katastrophe und mit der Last des spanischen Kriegs für stark genug hielt mit ganz Europa anzubinden, nun so mußte man wenigstens um des nächsten Feldzugs willen Oesterreich so lange wie möglich im Zweifel lassen, und ihm keinen

Anlaß geben seine Entschlüsse und seine Richtungen gegen uns zu beschleunigen. Seine Hoffnungen zu unterhalten, um es nicht allzu schnell den Feinden in die Arme zu treiben, das war der erste Anfang aller Politik. Der Geschichtschreiber des Kaiserreichs findet daß sich sowohl Napoleon als sein Minister Maret gegen diese Elemente aller Politik gleich anfangs vergangen haben. Er findet in ihren Aeußerungen viel Hochmuth, viel Uebertreibung der eigenen Mittel, unnützes Prahlen und Drohen, und daneben in der Sache keinen Schritt der Nachgiebigkeit, der Oesterreich vor bedenklichen Entschlüssen bewahrt hätte.

So wie Thiers hier gegen seinen eignen Helden das Wort ergreift für die österreichische Politik, so nimmt er sie auch in Schutz gegen die Angriffe der „deutschen Partei." Das wird den Franzosen eher munden als das erste. Er findet es ganz natürlich daß Oesterreich den Charakter und die Mittel der norddeutschen Erhebung vom Februar und März 1813 nur mit Mißmuth wahrnahm, die Haltung Preußens als sehr gewagt und die deutschen Demonstrationen als sehr verwegen ansah; von diesem Gesichtspunkt aus, sagt er, hörte es nicht auf uns Rathschläge der Klugheit und Mäßigung zu geben. Daß freilich ein Franzose, und zwar ein Franzose von so unläugbar Bonaparte'schen Velleitäten wie Thiers, für diese Rathschläge der Mäßigung so warm das Wort nehmen kann, beweist doch daß der Unmuth und das Mißtrauen der „deutschen Partei" seine guten Gründe hatte; denn wurden jene klugen und mäßigen Rathschläge befolgt, so blieb eben der Zustand von Campo Formio und Luneville für Deutschland verewigt, und die Napoleonische Weltherrschaft hatte an Dauer gewonnen was sie an blendendem Glanz verlor.

Nur darüber ist kein Zweifel — und Thiers weist das von Neuem mit durchschlagender Klarheit nach — daß Metternich der Bonaparte'schen Politik bessere Rathschläge als sie sich selbst gegeben hat. Er theilt aus den Unterredungen mit Otto manche Einzelheiten mit, die das noch charakteristischer darthun als der officielle diplomatische Verkehr. Der österreichische Staatsmann hält darnach aufmerksam Wache über jeden Schritt und jede Aeußerung des französischen Kaisers, und unterläßt es nicht jeden kleinen Mißgriff im Ton des wohlwollenden Warners zu erörtern, damit die Entfremdung nicht zunehme. Er gibt auch Winke, die verständlich genug den Weg zeigten auf dem Oesterreich zu fassen und festzuhalten war; nur mußte überhaupt der gute Wille vorhanden sein durch irgendein Opfer es zu gewinnen.

„Wozu ist euch der Rheinbund nütze," sagte unter anderm Metternich zum Grafen Otto; „er legt euch Lasten ohne Vortheil auf, und doch ist er unvereinbar mit der Unabhängigkeit Deutschlands! Wollt ihr um eines leeren Protectortitels willen eigensinnig sein, der vielleicht dem glorreichen Kaiser ansteht, aber auf ein Kind übertragen lächerlich erscheinen würde. Hat euer Kaiser, im Besitz der ganzen Gränze von Basel bis zum Tegel, mit Straßburg, Mainz, Coblenz, Bonn, Wesel, Gröningen als Stützpunkten, da nicht Einfluß genug auf Deutschland? Was will er mehr? Glaubt ja nicht wir wollten Reich und Kaiserthum wiederherstellen, wir denken nicht mehr an diesen leeren und drückenden Titel. Wir hätten nur zu wählen, denn man bietet uns alles an, verstehen Sie wohl alles; wir wollen aber nichts als was man uns nicht verweigern kann, vor allem ein unabhängiges Deutschland und den Frieden, denn wir dürsten nach Frieden. Alle Völker verlangen ihn von uns, und würden uns verlassen, wenn wir ihnen für ein anderes Ziel als für den Frieden Opfer auferlegten. Ihr werdet uns sagen daß ihr stark seid, und eure Feinde noch besiegen könnt. Wir wissen das, wir zählen darauf, ja wir bedürfen dessen sogar um den angedeuteten Frieden zu erlangen; aber macht ihn möglich, zeigt euch nicht so unbedingt, seid nicht die Ursache daß die Unterhandlungen abgebrochen sind, bevor sie angeknüpft werden."

Thiers ist zu verständig um die kindischen Anklagen einzelner seiner Vorgänger gegen die Böswilligkeit und Perfidie der österreichischen Politik zu wiederholen; im Gegentheil er findet diese Rathschläge „admirables," eben so aufrichtig wie wohlgemeint, und beklagt es von Herzen daß sie nicht befolgt wurden. „Gewiß," sagt er, „Frankreich, wenn es die Rheinlinie, Holland, das Königreich Westfalen als Verbündete, d. h. Vasallen, behielt, Piemont, Toscana, Rom ihm als Departemente, die Lombardei und Neapel als Familienfürstenthümer verblieben, war das mächtigste Reich das sich denken ließ, umfassender selbst als man es wünschen mußte, denn es war zweifelhaft ob die Nachfolger des großen Mannes der dieses Reich gegründet, auch im Stande waren es ganz zu behaupten." Daß freilich diejenigen welche Thiers als „parti allemand" bezeichnet, von solch einem Frieden wenig erbaut sein konnten, das ist eben so begreiflich als die Genügsamkeit des französischen Geschichtschreibers, der meint, man hätte die Hand eines so wohlwollenden Vermittlers ohne Säumen ergreifen müssen.

Er rühmt es als tiefe Weisheit Metternichs daß dieser sich gegen Otto über den apodiktischen Ton in Napoleons Erklärungen beklagte denn diese machten, so unbedingt wie sie ausgesprochen waren, von vornherein die österreichische Vermittlung fast unmöglich. „Lassen Sie," so äußerte sich der österreichische Minister, „die Unterhändler sich nur einmal versammeln, sie werden dann weiter geführt werden als man glaubt, denn die Welt will den Frieden, und wird ihn von dem ersten Congreß der zusammentritt so laut verlangen, daß dieser Congreß ihn nicht wird verweigern können."

Nach dem Zeugniß von Thiers, von dem übrigens Lefebvre in diesem Punkt abweicht, machten all die Ereignisse in Deutschland nur mäßige Wirkung auf den Kaiser, oder er suchte doch jeden stärkern Eindruck in sich selbst niederzukämpfen. Er hatte sein ganzes Selbstvertrauen wieder gewonnen, und verließ sich nur auf die Entscheidung der Waffen. Von Preußen und Rußland erwartete er im Anfang des Feldzugs höchstens 150,000 Mann in Waffen zu sehen; Oesterreich durch Concessionen fester zu knüpfen, dazu schien ihm deßhalb noch kein Bedürfniß vorhanden. Höchstens war er bereit durch Vergrößerungen auf Kosten Dritter den Wiener Hof abzufinden. So kam ihm, als nach der Erhebung Preußens die Sprache Oesterreichs dringender ward, der Gedanke es mit Schlesien, einem Theil von Polen und mit Illyrien zu beschenken, vorausgesetzt daß es ihm helfe den gemeinschaftlichen Gegner zu überwältigen. Es wollte ihm durchaus nicht einleuchten daß der österreichischen Politik die Friedensstiftung ebenso viel und mehr am Herzen lag als ein Gebietszuwachs. Und nun gar das Geschenk von Schlesien! Preußen vollends vernichtet, unter Oesterreich, Sachsen und Westfalen vertheilt, Berlin zur sächsischen Hauptstadt gemacht — das hieß ja eben ein wesentliches Mittel der Unabhängigkeit, die Oesterreich erstrebte, auf immer zerstören. Es mochten Rivalitäten und widerstreitende Interessen zwischen Oesterreich und Preußen bestehen, welche keine politische Kunst ausgleichen konnte, die Lehre war doch durch die vorausgegangenen Zeiten bitterster Erfahrung dort wie hier eingedrungen, daß auch gemeinsame Interessen innigster Art bestanden, und daß es für beide keine verderblichere Politik gab als auf den gegenseitigen Ruin zu speculiren. Das sieht auch Thiers mit vollkommener Klarheit ein und verwirft darum die politische Taktik seines Helden. Es hätte dann, sagt er, kein Preußen, das heißt kein Deutschland mehr gegeben, und Oesterreich, das seine

eigene Unabhängigkeit durch die Deutschlands wiederherstellen wollte, hätte nicht gefunden was es suchte, sondern nur eine Provinz mehr, und diese Provinz war Schlesien. Oesterreich wäre nichts weiter gewesen als ein bereicherter Sklave! Dieß begriff Oesterreich vollkommen, und wenn es auch nicht der Fall gewesen wäre, so hätte der Ruf des entrüsteten Deutschlands es ihm aufs eindringlichste begreiflich gemacht. „Wenn man sich aber fragt," fährt er fort, „wie ein Mann von so viel Genie wie Napoleon so greifbare Wahrheiten verkennen konnte, so muß man sich sagen, daß auch der mächtigste Geist, wenn er nicht aus seinen eignen Gedanken heraustreten will um sich in die eines andern zu versetzen, wenn er nur an seine Ansichten denkt und die anderer nie in Rechnung bringt, dahin kommen muß sich die seltsamsten Illusionen zu schaffen, und zu glauben er könne die Welt so gestalten wie es ihm gefalle. Ohne Zweifel hatte Oesterreich lange Preußen gehaßt, und den Verlust von Schlesien viel bedauert; daraus schloß Napoleon, man dürfe nur seiner Leidenschaft das zertrümmerte Preußen hinwerfen, und ihm Schlesien zurückgeben, um es zum Entschluß zu bringen. Er begriff nicht daß ein Enkel Maria Theresiens einer solchen Lockung widerstehen würde, und daß ein tief berechnender Staatsmann wie Metternich sich von den Forderungen des deutschen Patriotismus könnte einnehmen lassen. Er begriff nicht daß es Zeiten gibt wo jedermann verpflichtet ist ehrlich und uneigennützig zu sein, weil ein unerträglicher Druck alle Welt genöthigt hat sich gegen diesen Druck zu vereinigen, und unglücklicherweise hatte er diese Zeit herbeigeführt, indem er aus uns, seinen ersten Unterdrückten, die unfreiwilligen (?) Unterdrücker Europa's machte. Er sah zudem nicht ein daß selbst vom Gesichtspunkt des gröbsten Interesses diese Projecte mit Europa, die er nach jedem Sieg und jedem Vertrag mit seiner Phantasie und seinem Degen neu vorzeichnete, in den Augen aller wie bloßer Sand erschienen, und daß man gar nicht begierig war ein Stück von diesem Flugsand zu besitzen, dessen flüchtige Wellen der leiseste Windstoß verändern konnte."

Daß ein französischer Geschichtschreiber die unvergeßlichen Tage vom Februar und März 1813 mit eingehender Liebe schildere, daß er uns die Wirkung des Aufrufs vom 3. Februar, und das Bild welches damals Königsberg, Berlin und Breslau boten, mit der Wärme zeichne die dem Stoff entspricht, das ist wohl zu viel gefordert; wir verlangen nur daß man auch im fremden Lager respectire

was man im eigenen mit Stolz und Bewunderung aufnehmen würde. Und darin haben die Franzosen doch einige Fortschritte gemacht. Wenn wir an die Tonart denken in welcher noch der vor elf Jahren erschienene Band Bignons das Jahr 1813 mißhandelte, so ist es doch immerhin ein Fortschritt wenn zwei Männer, von denen der eine dem gegenwärtigen Napoleon dient, der andere wenigstens dem gewesenen Napoleon eifrig zugethan ist, sich von der nationalen Befangenheit so weit frei machen können wie dieß Lefebvre und Thiers gethan haben. Lefebvre schildert in den angeführten Aufsätzen mit gedrängten, aber festen Zügen die Tage unserer Erhebung. „Beurtheilen wir," sagt er, „mit der hohen Unparteilichkeit der Geschichte die unversöhnlichen Feinde unserer Väter. Es ist ein großes Schauspiel, zu sehen wie ein kaltes, nachdenkendes Volk, das von der Glorie Friedrichs, auf die es so stolz war, tief herabfiel, nun auf einmal in seiner Gesammtheit, von der Rache angespornt, sich erhebt, und seine letzten Hülfsquellen seinem König zur Verfügung stellt. Möge dieses Beispiel skeptischen und leichtfertigen Nationen als Lehre dienen, und ihnen begreiflich machen daß sie eins sind mit ihrer Regierung, wenn deren Mißgriffe keine andere Quelle gehabt haben als die Liebe zum Lande, und daß es Beleidigungen gibt die kein Volk ruhig ertragen soll." „Es waren," bemerkt er dann nach den Proclamationen vom Februar und März 1813, „nicht mehr Armeen die wir zu bekämpfen hatten, sondern ganze Völker. Mit Preußens Abfall und Erhebung hatten wir nicht etwa nur ein Hülfscorps von 24,000 Mann verloren, sondern es war der Schlachtruf der Norddeutschen, den bald die Deutschen des Südens und Westens erwiederten. Bereits gab sich überall eine unbeschreibliche Gährung kund. Wie das Meer vom Sturm, so war Deutschland bis in seine Tiefen aufgeregt." Mit diesem gewaltigen Aufschwung vergleicht dann Lefebvre die Stimmungen Frankreichs, das Erlöschen der alten Begeisterung, die materielle Erschöpftheit und den Mangel an Zuversicht in die Zukunft. „Frankreich", sagt er, „war immer noch tapfer, aber sein Muth fing an nur noch der der Resignation zu sein. Während daher Deutschland voll Glauben, Hoffnung und Leidenschaft sich zur Erhebung rüstete um die französische Herrschaft abzuschütteln, begann Frankreich schweigend, betrübt und erkältet, an seinem Oberhaupt, an seiner Zukunft und an sich selbst zu zweifeln."

Dieser letzten Betrachtung, dem Vergleich zwischen dem natur-

wüchsigen und gewaltigen Enthusiasmus in Deutschland und dem officiell befohlenen in Frankreich, kann sich auch Thiers nicht entziehen. Die freiwilligen Cohorten hier sollten eine Antwort auf das Massenaufgebot dort sein, und doch waren sie nur dazu angethan den Unterschied der Situationen recht schlagend zu beleuchten. Mit Schonung deutet Thiers an wie viel Mühe man sich geben mußte um die Sache mit einem Anschein von Freiwilligkeit zu Stande zu bringen, wie man in den neu erworbenen Gebieten die Murrenden und Widerspenstigen internirte, und wie gerade dort wo notorisch der Haß am größten war, in Rom, Genua, Hamburg, Amsterdam u. s. w., besonders zahlreiche Abtheilungen von „Freiwilligen" aufgeboten wurden. Das zeugte nicht für die freie Hingebung, nur für den rührigen Diensteifer der Präfecten. Thiers verbirgt auch nicht daß sich in Paris selbst der Unwille über die immer neue Last der Conscription grell genug kundgab. Für ein solches Regiment, und, bei dem persönlichen Nimbus der Napoleon umgab, war es doch gewiß bemerkenswerth daß der Kaiser selbst, als er eines Tages nach dem Faubourg St. Antoine hinausritt, von den Conscriptionspflichtigen insultirt wurde, und wie die Polizei den Schuldigen zu fassen wagte, die Massen ihn befreiten. Wenn damals irgend ein Uebelthäter, der nach dem Gefängniß gebracht ward, schrie er sei ein Conscribirter, so genügte das um einen Auflauf zu veranlassen, und den Gefangenen gewaltsam der Polizei zu entreißen. „Das sind neue Opfer Bonaparte's," hieß es dann, denn man nannte ihn nicht mehr Napoleon, oder, wie Thiers sich ausdrückt, man machte aus dem Kaiser wieder einen General, und nahm ihm ein Scepter das er so grausam mißbrauchte.

Ungeachtet der rastlosen Thätigkeit des Kaisers, von welcher der Geschichtschreiber ein lebendiges Bild gibt, waren daher die Auspicien des bevorstehenden Krieges keineswegs günstig, nicht allein weil es große Anstrengung kostete Soldaten und Geld aufzubringen, weil die freiwillige Hingebung fehlte, und das Land erschöpft war, sondern vornehmlich weil Napoleon inmitten dieser veränderten Verhältnisse die gewohnten Illusionen mit aller Starrheit festhielt. Dachte er doch nach Thiers' bestimmter Versicherung, die sich auf authentische Quellen beruft, auch jetzt noch daran einen Theil von Spanien als Opfer für den Frieden an Ferdinand zurückzugeben, und die Gebiete bis zum Ebro für sich zu behalten. Und das bewahrte er als strenges Geheimniß, weil er entschlossen war diesen Weg erst im äußersten Noth-

fall einzuschlagen! Die Isolirung des Kaisers und sein Mangel an zuverlässigen Vertrauten, die aus diesem und ähnlichen Zügen herausspricht, gab sich damals auch bei einem bedeutsamen Anlaß kund, bei der Bildung der Regentschaft. Daß Marie Louise persönlich die Last die ihr officiell auferlegt war nicht tragen konnte, darüber konnte ja kein Zweifel sein; aber wen ihr an die Seite geben? Der Kaiser fand niemanden dem er hinlänglich vertraute, als Cambacérès, der sollte, nach seiner ursprünglichen Absicht, factisch Regent sein, und im Fall seines plötzlichen Todes dem „König von Rom" die Kronen des Vaters erhalten. Aber ein weicher Lebemann wie Cambacérès scheute vor der Last und der Verantwortlichkeit einer solcher Ehre zurück, und es gelang nicht die Dinge so zu ordnen wie Napoleon anfänglich gewollt hatte. Gegen seine Brüder hegte er ein gründliches Mißtrauen; er sah sie als die natürlichen Feinde seines Sohnes an. Ja dieses Mißtrauen ging noch weiter. Als im Staatsrath der junge Graf Molé, sonst beim Kaiser gut angeschrieben, den Vorschlag gemacht hatte jedesmal die Mutter des minorennen Kaisers zur Regentin zu machen, ein Fall der durch die Adoption eines Napoleonischen Neffen praktisch werden konnte, da erhob sich Napoleon mit Entschiedenheit dagegen, und sagte beim Weggehen zu Cambacérès: „Nun, haben Sie gesehen wie die Freunde von Hortense sich regten? Wie würde das erst sein wenn ich todt wäre!"

In dem Verhältniß zu Oesterreich war indessen jene leise Aenderung eingetreten, welche Napoleon bestimmte seinen Gesandten Otto abzurufen, und ihn durch Narbonne zu ersetzen. Lefebvre sieht diese Wahl für keine glückliche an: er hält Narbonne für einen Mann der reich an Hülfsquellen war, der Geschicklichkeit und anmuthige Formen besaß, allein er erscheint ihm durch seine Erziehung und seine Antecedentien als ungeeignet zu einer diplomatischen Laufbahn „Es ist — sagt er (selber ein Diplomat) — ein nur allzu verbreitetes Vorurtheil daß in dieser schwierigen Laufbahn Geist und natürlicher Takt die Erfahrung ersetzen können. Unter so ernsten Umständen und auf einem so schwierigen Terrain wie Wien, war es gewiß ein Fehler einen General statt eines Diplomaten hinzusenden." Thiers sucht, wie uns scheint richtiger, die Ursache des Mißlingens weniger in der Wahl der Person, die bekanntlich Napoleon auf St. Helena beklagt hat, als in der Situation, an der Narbonne unschuldig war. „Es ist wahr," sagt er, „Hr. v. Narbonne ist vielleicht zu hellsehend und unternehmend in

Wien gewesen, allein man wird sich überzeugen daß er weniger schuldig war als seine Instructionen, und daß der eigentliche Fehler nicht in ihm, sondern in der französischen Regierung lag."

Auch darin weichen die beiden französischen Geschichtschreiber von einander ab, daß Lefebvre, mehr der hergebrachten Bonaparte'schen Auffassung folgend, annimmt es sei schon eine Wendung in der österreichischen Politik eingetreten, die ein aufrichtiges Verhältniß zu Frankreich fast unmöglich machte, während Thiers den leitenden Gedanken des Wiener Cabinets als völlig unverändert ansieht, und nur darin die Ursachen einer neuen Wendung sucht daß Oesterreich, von zwei Seiten gedrängt, kaum im Stande war in ganz gleicher Position zu bleiben. Kaiser Franz und sein Minister hätten dann, meint er, in dieser Bedrängniß das peinliche Nothmittel der Verstellung wählen müssen. „Ihr Ziel", sagt Thiers, „hatte sich nicht verändert; denn sie konnten in ihrer Lage nur ein weises und ehrliches verfolgen. Aus dem Verhältniß eines Alliirten Frankreichs zu dem eines Verbündeten von Rußland, Preußen und England überzugehen, und zwar durch den Uebergangszustand eines Schiedsrichters, den einen wie den andern einen Frieden aufzulegen der für Deutschland vortheilhaft war, sich so lange als möglich in dieser Uebergangsrolle zu halten, und erst im äußersten Fall sich der Coalition anzuschließen, das war in den Augen des klugen Kaisers und seines geschickten Ministers der einzige Weg den man anschlagen konnte. Für den Kaiser waren dadurch die Interessen des deutschen Fürsten mit den Pflichten des Vaters versöhnt; für den Minister lag darin eine entsprechende Art von einer Politik zur andern überzugehen, und mit Anstand an der Spitze der Geschäfte zu bleiben. Für beide hatte dieser Weg den großen Vorzug Oesterreich einen Krieg mit Frankreich zu ersparen, der in ihren Augen immerhin erschreckende Möglichkeiten bot. Allein den Alliirten, die durch Haß und Hoffnung aufgeregt waren, diesen langsamen Uebergang nach ihrer Seite annehmbar zu machen, und zugleich Napoleon für gemäßigte Rathschläge zu gewinnen, das war eine beinahe unmögliche Sache, an welcher alle Geschicklichkeit der Welt Schiffbruch leiden konnte. Es wäre ohne Zweifel bequemer gewesen sich rund und unumwunden mit allen auseinanderzusetzen, den Verbündeten wie Napoleon zu erklären daß man den Frieden wolle, und zwar erst einen deutschen Frieden, dann einen für Europa, zu dessen Gleichgewicht ein unabhängiges Deutschland unentbehrlich war, und daß man gegen denjenigen welcher nicht sofort

dieses System einer allgemeinen Pacification annehme, sein entscheidendes Gewicht werde in die Wagschale fallen lassen. Allein solch eine Sprache führen ehe man 200,000 Mann in Böhmen beisammen hatte, konnte sehr gewagt sein einem so ungestümen Charakter wie Napoleon und einer Coalition gegenüber welche von unerwarteten Erfolgen so berauscht war. Es war daher klug Zeit zu gewinnen, ehe man sich aussprach. Das österreichische Cabinet versäumte darin nichts; es besaß den ganzen Vorrath von Geschicklichkeit, um in solch einer Aufgabe zum Ziel zu kommen."

Man sieht worin sich Thiers von der deutschen Auffassung wie von der herkömmlichen Beurtheilungsweise der Bonapartisten unterscheidet. Die Ideen der deutschen Erhebung sind für ihn natürlich eine fremde Sache; „Deutschlands Unabhängigkeit" sieht auch er als nothwendig an, allein er meint: wenn man die Hansestädte und das Rheinbundprotectorat aufgab, so sei Raum genug für diese deutsche Unabhängigkeit geblieben, trotz der Rheingränze und des Königreichs Westfalen. Verkennt so nach einer Seite Thiers den Sinn und die Macht der Volkserhebung von 1813, und beleidigt er unwillkürlich alles was deutsch urtheilt und empfindet, so wird er auf der andern Seite mit seiner scharfen Kritik der Napoleonischen Politik und Diplomatie im eigenen Lager auch Aergerniß genug geben, und die einmal eingewurzelte Auffassung, der er manche beherzigenswerthe Wahrheit sagt, mag sich zum Widerspruch gereizt fühlen. Ungemischte Befriedigung wird seine Darstellung nur dort erregen wo man die Politik Metternichs in der ersten Hälfte des Jahrs 1813 auch jetzt noch als die allein correcte ansieht. Denn darin bleibt sich der Geschichtschreiber in dieser ganzen Partie des Werkes consequent; indem er sich mit den Bonaparte'schen wie den deutschen Sympathien überwirft, wird er völlig zum Bewunderer der diplomatischen Virtuosität die der österreichische Staatsmann damals entfaltete, und seine Darstellung wird mehr und mehr, ihm selbst vielleicht unbewußt, zu einer mit Wärme und Geschick geschriebenen Apologie der Metternich'schen Diplomatie.

Narbonne kommt nach Wien als die dortige Politik eben mit der „subtilen und geheimen" Arbeit beschäftigt ist bei Sachsen, bei Baiern und an andern Höfen zu sondiren: ob sich aus ihnen nicht eine Mittler- und Friedenspartei bilden ließe, die im Stande wäre ihrem Programm nach zwei Seiten hin Geltung zu verschaffen. Dazu paßt

freilich Narbonne's Anerbieten Schlesien an Oesterreich zu geben, und mit einem andern Stück Preußen den König von Sachsen für Polen zu entschädigen, durchaus nicht; das hieß ja nur zu den vorhandenen Umwälzungen noch größere hinzufügen. Metternich zeichnete dem französischen Abgesandten in allgemeinen Umrissen die Politik vor welche er einzuschlagen entschlossen war; er schilderte das Drängen der deutschen Bewegung und der Coalition, er rühmte sich daß man dem bis jetzt beharrlich widerstanden, und eben noch die ungeduldigsten Agitatoren zum Krieg auf die Festung geschickt; aber alles habe seine Gränzen, und auf die Dauer könne man nicht gegen den Strom schwimmen, wenn Napoleon nicht die helfende Hand reiche. Wie früher gegen Otto, so betheuerte der österreichische Staatsmann auch jetzt gegen Narbonne seine Anhänglichkeit und Bewunderung für Napoleon, und versicherte nie mit denen zu gehen die ihn erniedrigen wollten. „Ihn erniedrigen! Großer Gott!" rief er aus; es handelt sich darum ihn drei- oder viermal so groß wie Ludwig XIV. zu lassen. Ach, wenn er sich mit solch einer Größe begnügen wollte, wie würde er uns alle glücklich machen, und die Zukunft seines Sohnes befestigen — eine Zukunft welche die unsere geworden ist." Er wiederholte es: die „thörichten Propositionen" der Verbündeten werde er weder hören noch zu den seinigen machen, aber er gab doch auch vernehmlich zu verstehen wie ungefähr der Friede beschaffen sei auf den Oesterreich seine Politik gerichtet.

Thiers kommt immer wieder nachdrücklich darauf zurück daß es das Klügste gewesen wäre zuzugreifen, und Bedingungen anzunehmen die Frankreich immer noch mehr ließen, als es zu seiner wahren Stärke bedurfte. „Das Beste," sagt er, „war demnach ohne Rückhalt in die Ideen Oesterreichs einzugehen, und dieß Napoleon offen zu sagen." Aber Herr von Narbonne hätte das vergebens gewagt, und dachte nicht einmal daran es zu versuchen. In Ermangelung dessen die Neutralität Oesterreichs vorzuschlagen, und statt diesen Hof zur Thätigkeit zu drängen, ihn zu paralysiren, das war ein zweiter Weg, der klug war, und Erfolge bot. Hr. v. Narbonne begriff das vollkommen, und schlug es seiner Regierung vor: da erhielt er seine lang' erwarteten Instructionen, die das gerade Gegentheil der Neutralität waren. Sie drängten Oesterreich zu einer Entscheidung, sie halfen ihm über eine peinliche Ungewißheit hinweg, indem sie ihm den Uebergang zur Rolle des bewaffneten Vermittlers erleichterten. Das unge-

duldige Drängen Narbonne's, das übrigens Thiers mehr seinen Instructionen als ihm selbst zuschreibt, half dann den Zwischenraum zwischen Napoleon und Oesterreich rasch erweitern. Dem Geschichtschreiber des Kaiserreichs erscheint die Politik seines Helden in diesem kritischen Moment als ganz besonders unglücklich. „Er hätte," meint er, „nachdem er Oesterreichs Bedingungen nicht annehmen wollte, suchen müssen Zeit zu gewinnen; er durfte es nicht dazu treiben seine Rüstungen zu vergrößern, er durfte höchstens 30,000 Mann von ihm fordern, und auch da nicht darauf bestehen daß sie ganz genau geliefert wurden; er mußte sich mit dem begnügen was Oesterreich thun wollte, alle Erläuterungen vertagen, und sich indessen beeilen die Alliirten über Elbe, Oder und Weichsel zurückzuwerfen, damit sie von Oesterreich getrennt, und außer Stand waren ihm die Hand zu reichen." „Der Fehler," fügt Thiers hinzu, „lag übrigens nicht an Narbonne, denn der war hingesandt um sie noch schneller und vollständiger als ein anderer zu begehen; der Fehler lag an Napoleon, und an seiner Prätension erst aus Oesterreich ein Werkzeug zu machen als es das nicht mehr sein konnte, und, indem er es dazu machen wollte, ihm selbst die Waffen in die Hand zu geben, welche es bald gegen uns wenden mußte."

Je weniger die Napoleonische Diplomatie in dieser Angelegenheit den Beifall von Thiers zu erwerben vermag, desto lebhafter bewundert er die Haltung Metternichs. „Niemals," meint er, „sei in diesem furchtbaren und verwickelten Spiel der Diplomatie besser gespielt und mehr gewonnen worden als von dem österreichischen Minister." Die kleinen Doppelzüngigkeiten welche dabei mitunterliefen, erscheinen ihm als unvermeidlich, auch wenn er es bedauert daß die Situation ihm nicht erlaubte offener zu sein. Er erwähnt wohl daß Napoleons Groll und Mißtrauen aus aufgefangenen Depeschen, die Metternichs vertrautes Verhältniß zur Coalition bewiesen, neue Nahrung schöpfte; aber er findet es ganz natürlich daß der österreichische Staatsmann, für den Fall daß mit dem französischen Kaiser keine Verständigung möglich war, sich die Verbindung mit den Alliirten frisch erhielt. „Wir urtheilen hier," sagt er, „so wie die Politik urtheilt, deren Kunst darin besteht alle Situationen zu begreifen, Vortheil daraus zu ziehen und sie zu benützen; Napoleon dagegen räsonnirte so wie es der Stolz, der Sieg und der Despotismus zu thun gewohnt sind."

Indem der Geschichtschreiber die bewundernswürdige Thätigkeit

schildert, womit Napoleon mit beschränkten Mitteln und in unglaublich kurzer Zeit eine neue Armee erschuf, weist er zugleich auf die Unterstützung hin womit die französische Nationalität seinen Fehlern zu Hülfe kam, und ihn gleichsam ermuthigte sie neu zu begehen. Er ist der Ansicht, und mag darin wohl Recht haben, daß die Franzosen das einzige Volk sind aus dem man im Nothfall binnen wenig Monaten eine Armee bilden kann. Im Jahr 1813 war die Sache dadurch erleichtert daß immer noch ein gutes Capital von gedienten Offizieren und Unteroffizieren vorhanden war, durch welche die Ausbildung der jungen Recruten rasch und mit bestem Erfolg besorgt werden konnte. „Es blieb," fügt Thiers hinzu, „nur ein Wunsch übrig: daß all dieses hochherzige Blut nicht allein vergossen ward um einem schon hinlänglich glänzenden Ruhm neuen Glanz hinzuzufügen, sondern daß es dazu diente unsere Größe zu erhalten, nicht jene thörichte Größe die eine Ehre darein setzte Präfecten zu Rom und zu Hamburg zu haben, sondern die vernünftige Größe, die uns dauernd innerhalb der Gränzen festsetzte welche uns die Natur vorgezeichnet, und die Revolution von 1789 glorreich erobert hat." Eine ähnliche Betrachtung drängt sich dem Geschichtschreiber nach dem ersten Kampf auf. In beredten Worten schildert er die Riesenschlacht von Großgörschen, voll Anerkennung für die eignen Truppen, aber auch mit warmer Bewunderung der heroischen Tapferkeit der Gegner, zählt ihre gewaltigen Opfer auf, und zeigt wie trotz dieser Opfer die Frucht des Siegs der frühern nicht mehr glich. „Doch konnte man befriedigt sein," setzt er hinzu, „wenn gleich die materiellen Ergebnisse nicht so beträchtlich waren wie ehedem, als wir noch alle Waffen in vollkommenster Ausrüstung besaßen, und wir noch nicht mit Gegnern fochten die mit dem Entschluß der Verzweiflung in den Kampf gingen; man konnte darum befriedigt sein, und Napoleon durfte dieser hochherzigen Nation, die ihm noch einmal ihr bestes Blut verschwendet, sich dankbar und in ihrem Interesse weise zeigen. Nahm er diese Gunst des Himmels in dem Geist auf in dem er sie fassen mußte, und in dem die Nation sie erwartet und mit ihrem Blut erkauft, oder kam er nicht vielmehr auf alle Träume seines unersättlichen Ehrgeizes zurück?"

Diese Frage beantwortet sich Thiers durch den Gang der folgenden diplomatischen Verhandlungen; es ist wieder das Verhältniß zu Oesterreich das den Mittelpunkt seiner Darstellung bildet. In der zweiten Hälfte des April drang Narbonne in Wien mit mehr Nach-

druck und Ungeduld auf eine runde und unzweideutige Erklärung über Oesterreichs Politik, wie ihm das nach des Kaisers Briefen und Weisungen wünschenswerth erscheinen mußte. Aber, wie Thiers mit Recht hervorhebt, die Unterredungen welche der französische Botschafter mit Metternich und dem Kaiser hatte, bereiteten zwar dem Wiener Hof manch peinlichen Moment der Verlegenheit, allein sie waren doch im Ganzen der französischen Politik mehr nachtheilig als vortheilhaft, insofern sie eine Krisis reifen halfen die hinauszuschieben das Interesse Napoleons unzweifelhaft gebot. Von den Unterredungen die Narbonne damals hatte, ist die mit Kaiser Franz in den früher angeführten Aufsätzen von Lefebvre ausführlicher mitgetheilt als bei Thiers; und doch, scheint uns, verdiente sie vor allem um ihres eben so merkwürdigen als für die sprechenden Personen charakteristischen Inhalts willen eine genauere Erwähnung. Narbonne berief sich unter anderm auf den Pariser Allianzvertrag vom März 1812. „Aber Ihr Kaiser," erwiederte Franz, „hat ihn ja selbst aufgehoben, indem er mich drängte die bewaffnete Vermittlung vorzuschlagen." Narbonne beschwor den österreichischen Monarchen die beiden Rollen, die des Alliirten und des Vermittlers, zu vermischen. „Nach meiner Ueberzeugung," erwiederte Franz, „kann ich nicht zugleich Krieg führen und Vermittler sein. Diese Vermischung zweier Rollen würde alles Vertrauen zu mir zerstören." „Aber sieht denn Ew. Majestät," drängte Narbonne weiter, „den Pariser Vertrag als nicht mehr bestehend an?" „Ihr Herr will es so," antwortete der Kaiser, „weil er mich auffordert alle meine Streitkräfte für ihn zu vereinigen." Wie dann der französische Diplomat sich die Frage erlaubte: „Werden diese Kräfte für uns thätig sein?" antwortete Franz: „Ja, im Fall Ihr Kaiser, wie ich hoffe, vernünftigen Vorschlägen beitreten wird." „Und wenn dieser Fall nicht eintritt?" fragte Narbonne dringender, für die Lage ohne Zweifel allzu dringend. Kaiser Franz schwieg einen Augenblick, dann sagte er, wie wenn er seinen eignen Gedanken Antwort geben wollte: „Man müßte ein Thor sein um über den Rhein zu wollen und nicht ein wenig Macht hier zu lassen; es wäre verkehrt nicht etwas auf der italienischen Seite zu versuchen. Ich bin meinen Unterthanen für alles Blut Rechenschaft schuldig das ich sie vergießen lasse." Dann wandte er sich bestimmter an Narbonne: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Graf, ich habe Ursache zu glauben daß man in Paris nicht sehr zufrieden darüber sein wird daß Sie ihre letzte Note abgegeben haben." Vor

dem Ende der Audienz beschwor der Gesandte den Kaiser noch einmal seine Sache nicht von der seines Schwiegersohns zu trennen. „Nein,“ sagte der Kaiser in festem Ton, „ich werde an meiner Entschließung nichts ändern; indem ich sie faßte, bin ich meiner Ueberzeugung gefolgt; mein Gewissen fordert es so. Handelte ich anders, so würde ich vor Gott die Verantwortung tragen müssen.“

Auch Lefebvre betont es in seiner Darstellung, die sonst ein von Thiers mannichfach abweichendes Colorit trägt, daß es dem österreichischen Monarchen wie seinem Minister peinlich war durch dieses Drängen zu bestimmteren Erklärungen vor der Zeit genöthigt zu werden. Metternich habe auch nichts unversucht gelassen den Eindruck der letzten Gespräche zu verwischen. „Ich hoffe — schrieb er nach Lefebvre am 1. Mai vertraulich an den französischen Botschafter — daß der Kaiser Napoleon dem Mann einiges Vertrauen schenkt der zum großen Theil die Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich geschaffen hat. Läge es in der Natur der Dinge daß derselbe Mann dazu beitragen könnte eine Arbeit von Jahren zu vernichten, zumal in einem Augenblick wo ein Ihrem Kaiser ganz günstiges Ergebniß beinahe keinen Zweifel mehr zuläßt?“ „Aber — fügt Lefebvre hinzu — Narbonne ließ dem österreichischen Minister auch nicht einen Augenblick die Genugthuung zu glauben, er ließe sich dadurch täuschen. Vielmehr erklärte er ihm: Napoleon nehme alle Consequenzen der neuen Stellung Oesterreichs an, und werde sofort eine neue Aushebung von 200,000 Mann anordnen.“ Dazu stimmt denn auch die Mittheilung von Thiers über Metternichs Benehmen, als nach den ersten verworrenen und unwahren Berichten das Ergebniß der Schlacht vom 2. Mai sich als ein Sieg Napoleons herausstellte. „Er begab sich — so erzählt Thiers — unverzüglich zu Narbonne, und sagte, mit einer Zuversicht die nicht ohne Aufrichtigkeit war, daß die Siege Napoleons ihn nicht in Erstaunen setzten, denn auf diese Siege habe er seine friedlichen Berechnungen gegründet; um den Frieden annehmbar zu machen, müßten wenigstens zwei Drittheile von den russisch-britisch-preußischen Forderungen fallen, und dieß zu bewirken werde die Schlacht bei Lützen sehr förderlich sein.“ Die Bedingungen, wie sie Metternich schon früher angedeutet und jetzt bestimmter aussprach, waren denn auch von der Art, daß die Napoleonische Macht damit auf neue dauerhafte Grundlagen gestellt worden wäre. Thiers ist zu klug, um, wie die andern Bonapartisten und Napoleon selber, vorzurechnen was man

alles „nach einem Sieg" für Abtretungen verlangte; er addirt lieber das was noch übrig blieb, und findet es lächerlich von einem Schimpf zu reden den man Frankreich zugemuthet habe.

Er wiederholt noch einmal alle seine früheren Sätze: daß das was man an Gebiet Napoleon lassen wollte, mehr war als Frankreich zu seiner natürlichen Uebermacht bedurfte, daß man froh sein mußte nach einer Katastrophe wie die vom Jahr 1812 war so billigen Kaufs wegzukommen, und daß das Mehr was Napoleon wollte nur seinen persönlichen Stolz, aber nicht mehr die Interessen Frankreichs berührte. Seine Erbitterung gegen Oesterreich schreibt er denn auch nur diesem Stolz und dem gekränkten Selbstgefühl zu, das ihm bisher damit geschmeichelt hatte er werde Oesterreich leicht am Gängelband führen, und das sich nun auf einmal bitter enttäuscht fand. Er zeigt wie die meisten der angesonnenen Opfer in der damaligen Lage nicht sowohl einen wirklichen Verlust enthielten, als vielmehr aus selbstgeschaffenen Verlegenheiten befreiten. „Es war nur sein Stolz, sein unversöhnlicher Stolz — sagt er — der Napoleon bestimmen konnte die von Oesterreich entworfenen Bedingungen zurückzuweisen. Er wollte sich nicht erniedrigen lassen, so lautete sein Ausspruch. Erniedrigt werden nannte er: nicht alle Träume seines unermeßlichen Ehrgeizes verwirklichen, selbst wenn man seiner wirklichen Macht keinen Schlag beibrachte. Es ist die Züchtigung solch eines Stolzes, auch da nicht nachgeben zu können wo es ihm selber gerecht und nothwendig erscheinen würde. Er ist an seine thörichten Prätensionen so festgeschmiedet wie Prometheus an seinen Felsen — ein furchtbares Beispiel für alle diejenigen welche, nur ihren Wünschen folgend, die Rechte und die Würde des Menschen zu ihrem Spielwerk machen."

Napoleon wies die Opfer zurück die ihm Oesterreich ansann, und ergriff wieder mit neuem Eifer einen alten Lieblingsgedanken, sich mit Rußland unmittelbar zu verständigen, und Oesterreich ganz bei Seite zu lassen. Also die Hoffnung das Spiel von Tilsit zu wiederholen! Wenn freilich dieser Calcul fehlschlug, dann war ihm Oesterreich entschlüpft, und die übrigen Feinde blieben; er hatte einen Kampf zu bestehen, den mit Erfolg durchzuführen ihm die zureichenden Mittel fehlten. Schon ehe es bei Bautzen zum neuen Kampf kam, konnte Napoleon, aus der Aufnahme die seine Sendung fand, erkennen daß die alten Künste nicht mehr verfingen. Es wurde die zweite Schlacht geschlagen, die abermals einen Sieg, aber einen theuer erkauften Sieg

ohne Trophäen und ohne ein durchgreifendes Ergebniß gab. „Die Alliirten — sagt darüber Lefebvre in den angeführten Aufsätzen — hatten in diesem furchtbaren Kampf des 21. Mai eine kaltblütige und einsichtsvolle Unerschrockenheit bewährt. Wie nach dem Tage von Lützen zogen sie sich zurück, besiegt, aber nicht durchbrochen, vor allen die Preußen in einer so festen Haltung, daß zu Wien auch die Furchtsamsten sich ermuthigt fühlen mußten." Indessen wissen wir doch aus unsern Quellen daß die Lage sich auf diesem Rückzug peinlich genug zu gestalten drohte; die Armeen waren durch die furchtbaren Kämpfe doch erschöpft und gelichtet, die Russen wollten nach Polen zurück, die Preußen riethen lieber zu dem desperaten Mittel mit verminderten Kräften noch eine dritte Schlacht zu wagen. Zur rechten Stunde kam dann der Waffenstillstand, und rettete aus einer Krisis, deren ganze Gefährlichkeit die Gegner offenbar nicht kannten.

Napoleon selbst hat bekanntlich auf St. Helena diesen Waffenstillstand den größten Fehler seines Lebens genannt, und wenn man nur den Erfolg betrachtet, konnte es so scheinen. Natürlich haben die beiden französischen Geschichtschreiber die Frage nach den Motiven aus denen er ihn schloß einläßlich erwogen. Lefebvre hat sich Mühe gegeben zu zeigen daß jenes Wort Napoleons mehr unter dem Eindruck des Erfolgs gesprochen worden als thatsächlich begründet ist; es scheint ihm als hätten dem Kaiser Gründe genug vorgelegen den Waffenstillstand zu wünschen. Einmal die gewaltigen Rüstungen Oesterreichs, dann die eigenen Verluste, die ihm nach Lefebvre's Rechnung von 180,000 Mann nur noch 120,000 übrig ließen, und die Ergänzung dringend nöthig machten. „War es — fragt Lefebvre — in solch einer Lage anzunehmen daß Oesterreich, nachdem die Alliirten bis an seine Gränzen retirirt waren, sie feig dem Sieger von Bautzen preisgab? Hätte es wohl versäumt in der letzten Stunde sich zu entscheiden und diese schöne Gelegenheit zu ergreifen, die ihm Aussicht bot mit den Waffen in der Hand alles früher Verlorene wieder zu erlangen? Napoleon habe freilich nicht verkannt daß er durch die Waffenruhe den Gegnern Zeit gab ihre Rüstungen zu vollenden, und selbst eine Tripelallianz zu Stande zu bringen; allein alle diese Gefahren hätten doch minder groß geschienen als die daß Oesterreich sich plötzlich aufrichtete, und Napoleons junge Armee dann dem vereinten Stoß der drei Ostmächte preisgegeben ward. Auch für Napoleon habe zudem der Waffenstillstand Vortheile in Aussicht gestellt; er gab ihm Zeit

seine Truppen zu ergänzen, die Lücken der Reiterei und des Geschützes zu decken, und gewährte ihm doch auch eine Chance des Friedens." Darum hält Lefebvre des Kaisers Entschluß für gerechtfertigt, und meint seine Aeußerung auf St. Helena enthalte mehr Schärfe als Wahrheit.

Thiers geht sehr ins Einzelne, namentlich auf die Verhandlungen über den Waffenstillstand ein, und bringt eine Erklärung die vieles Plausible hat, und von der er versichert daß er sie aus den diplomatischen Urkunden und Correspondenzen selber geschöpft habe. An sich, meint er, sei der Waffenstillstand zum Theil schon genügend motivirt durch den Zustand von Napoleons Reiterei, dann den Wunsch die zweite Serie seiner Rüstungen zu vollenden, und die Hoffnung damit in zwei Monaten so weit fertig zu sein, daß er den vereinigten Gegnern die Spitze bieten und Meister der Friedensbedingungen bleiben konnte. Auch habe der Kaiser günstigere Bedingungen des Waffenstillstandes erwartet als er sie in der That erlangte; z. B. auf die Einräumung von Breslau und die Ausdehnung der Waffenruhe auf mindestens zwei Monate habe er gerechnet. Während man darüber verhandelte, und Caulaincourt an der Haltung der Gegner wahrnehmen konnte daß „das Gefühl einer gerechten Sache eine große Stütze auch nach erlittenen Niederlagen" ist, kam ein neues Moment das Napoleons Entschlüsse bestimmen half. Bubna kehrte ins französische Lager zurück, und brachte die österreichischen Friedensvorschläge etwas modificirt; die Hansestädte sollten erst nach dem Frieden mit England freigegeben, die Frage des Rheinbundes erst beim allgemeinen Frieden entschieden werden. Mit diesen Milderungen, die berechnet waren Napoleons Selbstgefühl zu schonen, verband Bubna die Erklärung: daß Oesterreich noch keine anderen Verbindlichkeiten eingegangen habe, und bereit sei, wenn Napoleon die Bedingungen annehme, mit ihm die Allianz von 1812 zu erneuern. Am 30. Mai hatte Bubna das Maret eröffnet, der, ohne ein Wort für oder wider, dem Kaiser davon Mittheilung machte. Napoleon sah daß er entweder das sofort annehmen müsse, oder Gefahr lief auch Oesterreich auf den Hals zu bekommen; das wollte er vermeiden. „Es war — wie Thiers sagt — der Sporn der ihn bestimmte in einigen bestrittenen Punkten des Waffenstillstandes nachzugeben. Statt Oesterreich nachzugeben, welches definitive Opfer forderte, wollte er das lieber Preußen und Rußland gegenüber thun, die nur provisorische Opfer verlangten. Er schrieb in

Chiffern an Maret: „Gewinnen Sie Zeit, erklären Sie sich nicht gegen Bubna, führen Sie ihn mit sich nach Dresden, und verzögern Sie den Zeitpunkt wo wir genöthigt sein werden die österreichischen Vorschläge anzunehmen oder abzulehnen. Ich will den Waffenstillstand abschließen; dann habe ich die Zeit gewonnen die ich brauche. Wenn man gleichwohl auf Bedingungen beharrt die mir nicht anstehen, so will ich Ihnen Stoff geben um die Besprechungen mit Bubna fortzusetzen, und um mir einige Tage Zeit zu geben, die ich nöthig haben werde um die Verbündeten weit vom österreichischen Gebiet wegzudrängen.“ Im Moment wo er das schrieb, kam dann die Nachricht daß Davoust wahrscheinlich in den nächsten Tagen Hamburg gewonnen haben werde; damit fiel eine der Schwierigkeiten des Waffenstillstandes, in anderm gab Napoleon nach, und unterzeichnete.

„Das war der beklagenswerthe Waffenstillstand — sagt Thiers am Schluß des Bandes — den man ohne Zweifel annehmen mußte, wenn man den Frieden wollte, den man aber unbedingt verwerfen mußte, wenn man ihn nicht wollte; denn es war besser in diesem letzten Fall sofort die Alliirten vollends niederzuwerfen. Aber Napoleon nahm ihn im Gegentheil eben darum an, weil er den Frieden nicht wollte, sondern zwei Monate Zeit zu gewinnen dachte, um seine Rüstungen zu vollenden und im Stande zu sein Oesterreichs Bedingungen abzulehnen. Dieser Fehler, der sich aus allen andern ergab, gehörte zu der verhängnißvollen Reihe thöricht ehrgeiziger Entschließungen, welche das Ende seiner Herrschaft beschleunigen mußten. Als er jetzt in sein Lager zurückkehrte, verfügte er die Errichtung eines Denkmals auf der Spitze der Alpen, das die Inschrift haben sollte: „Napoleon dem französischen Volke, zum Gedächtniß seiner hochherzigen Anstrengungen gegen die Coalition von 1813.“ Dieser Gedanke trug wohl den großen Zug seines Genie's; aber für dieß französische Volk und auch für ihn selber wäre es besser gewesen einen Friedensvertrag, der den Rheinbund, Hamburg, Illyrien und Spanien aufgab nach Paris zu senden, mit der Aufschrift: „Opfer Napoleons für das französische Volk.“ Napoleon wäre dann eine Persönlichkeit geworden welche nicht an poetischem Reiz, aber an wahrer Größe zugenommen hätte, und dieses edle Volk hätte nicht die Frucht zwanzigjährigen Blutvergießens verlieren müssen.“

Sechszehnter Band.

(Allgem. Ztg. 5. 6. u. 7. Dcbr. 1857. Beilage Nr. 339. 340. u. 341.)

Es ist die Katastrophe des ersten Kaiserreichs welche Thiers in diesem Band erzählt; es beginnt derselbe mit den Verhandlungen nach dem Waffenstillstand vom 4. Jun. 1813, und schließt mit Napoleons Rückzug über den Rhein. Die ganze Reihe glorreicher Ereignisse von Großbeeren, der Katzbach und Kulm an bis zu Leipzig hören wir hier aus französischem Mund schildern; wie sich wohl erwarten läßt, in viel gedämpfterm Ton als ihn der Geschichtschreiber bei den früheren Abschnitten anzuschlagen pflegte, mit wehmüthigen Betrachtungen und klagenden „hélas" reichlich durchflochten. Denn so entschieden Thiers die Politik verdammt welche zugleich am Ebro, an der Weichsel, an den Mündungen der Elbe und der Weser und am Texel gebieten wollte; so sehr er es beklagt daß Napoleon die Hansestädte, den Rheinbund, Holland und das Herzogthum Warschau nicht abgeschüttelt hat um sich den ruhigen Besitz des Uebrigen zu sichern, so wenig ist er im Stand die Rheingränze, Belgien und die andern Einbußen zu verschmerzen. Auch in seinen Augen ist das für Frankreich verloren worden was er „notre grandeur" nennt, und er vermag sich darüber so wenig zu trösten wie die blindesten Anbeter des ersten Kaisers; nur unterscheidet er sich darin vom Troß der Bonapartisten, daß er es wagt das Ueberspannte und Maßlose in der Politik des Meisters offen zu rügen, und daß er die Schuld der Katastrophe in erster Linie Napoleon selber beimißt.

Wir würden es lebhaft bedauern wenn die deutsche Lesewelt die Geschichte unserer Freiheitskriege nur aus Thiers kennen lernte; denn es ist der Irrthümer und Einseitigkeiten noch eine gute Dosis auch in dieser moderirten Auffassung übrig geblieben, und man merkt überall welch ein mißliches Ding es ist ohne die genaue Kenntniß unserer Quellen die Geschichte jener Tage zu schreiben; allein es ist doch ebenso unzweifelhaft daß für das französische Publicum Thiers das Terrain einigermaßen gelichtet hat. Er hat es vor allem über sich gewonnen einzugestehen daß Napoleon und die Franzosen besiegt worden sind — ein Geständniß das seiner Nation immer ungemein schwer geworden ist, aber nirgends schwerer als in der Napoleonischen Geschichte. Es war

da stereotype Auffassung geworden, und sie ist es ohne Zweifel noch im größten Kreise der Nation, daß es nur der Verrath, die Treulosigkeit und das erdrückende numerische Gewicht gewesen sei was den Kaiser überwältigt hat. Die Franzosen haben es dann meisterlich verstanden das mit den nöthigen drastischen Effecten aufzuputzen; der im entscheidenden Augenblick erfolgte Abfall der Sachsen, oder Bayerns Uebertritt, oder jener unglückselige Unteroffizier der die Elsterbrücke zu früh gesprengt hat, oder Grouchy, der erwartet war und nicht gekommen ist — solche Sündenböcke fehlen ihnen niemals wo sie sie brauchen, um damit das Unglaubliche des Unterliegens zu erklären. Es ist nun immer schon ein Verdienst solch tiefgewurzelten Vorurtheilen, die sich allmählich zu nationalen Glaubensartikeln verhärtet haben, offen gegenüber zu treten, obwohl es bei einem Mann von so viel Geist und so reicher Kenntniß des Details ein gar zu starkes Stück wäre der Welt von heutzutage noch mit Bonaparte'schen Spinnstubengeschichten aufzuwarten zu wollen. Aber daß es Leute gibt die das noch unverdrossen thun, und daß sie auch ihr Publicum haben müssen, das hat sich doch bei der Polemik über Marmonts Memoiren deutlich genug herausgestellt; darum ist es immer dankenswerth, und man kann dafür schon Anderes mit in Kauf nehmen, wenn ein Autor von der Bedeutung wie Thiers solche Dinge abthut und in den bestimmtesten Worten für Fiction erklärt. Nach seiner Darstellung ist Napoleon nicht dem Verrath und nicht der Treulosigkeit, auch nicht einem neidischen, unverdienten Geschick erlegen, noch hat ihn die Wucht der feindlichen Massen bezwungen, sondern einmal ist er selber sein grimmigster Feind gewesen, und dann hat er mit Gegnern zu thun gehabt die ihm moralisch eben so überlegen waren wie er früher ihnen. Diese zwei Momente, die starre Unbeugsamkeit des imperatorischen Stolzes und die moralische Macht des nationalen Aufschwungs, hat der Geschichtschreiber des Kaiserreichs so nachdrücklich betont, daß in der Hauptsache wenig Differenz mehr besteht zwischen seiner Auffassung und dem was sich seit geraumer Zeit in Deutschland als feste Ansicht darüber herausgebildet hat. Wir freuen uns daß dem so ist; nicht nur die Franzosen können daran lernen, auch für manchen frischdecorirten Lanzknecht diesseits wird es von Nutzen sein zu merken daß der Bonaparte'sche und rheinbündische Kram wenigstens in der Wissenschaft nachgerade ein aufgegebener Posten geworden ist.

Es ist bei Besprechung des frühern Bandes von Thiers im Ein-

zelnen dargelegt worden wie der Geschichtschreiber das Verhältniß Napoleons, seiner kriegführenden Gegner und Oesterreichs auffaßt; er macht sich ganz zum Vertheidiger der damaligen österreichischen Politik, nennt Napoleons Begehren maßlos und unvernünftig, und findet daß Metternichs Rathschläge nicht nur gemäßigt, klug und wohlerwogen gewesen sind, sondern auch die vortheilhafteste Lösung boten, die damals überhaupt noch für Frankreich zu hoffen stand. Der Waffenstillstand vom 4. Jun. war, nach Thiers, von Napoleon nicht geschlossen worden um den Weg zum Frieden zu finden, sondern um seine Rüstungen zu vollenden; denn um den Preis Polens, des Rheinbunds, Illyriens und der Hansestädte wollte er keinen Frieden, wiewohl diese Bedingungen Frankreich noch im Besitz der Rheingränze, Belgiens, Hollands, Westfalens und ganz Italiens ließen, also von einer Erniedrigung Frankreichs im Ernst nicht die Rede sein konnte. Diese Gesichtspunkte resumirt der Geschichtschreiber noch einmal, bevor er den Faden der Erzählung im neuen Band aufnimmt. Es war ohne Zweifel, sagt er, eine besondere Verwegenheit für ihn selber, eine Grausamkeit für so viele Opfer die dem Untergang auf dem Schlachtfelde bestimmt waren, eine Art von Attentat gegen Frankreich, das so großen Gefahren preisgegeben ward lediglich für den Stolz seines Oberhaupts; allein sein Entschluß war so gut wie gefaßt, und es bestand wenig Aussicht ihn darin zu erschüttern.

Natürlich mußte sein eigentlicher Wille vorerst strengstes Geheimniß bleiben. Hätte Oesterreich gewußt daß keine Nachgiebigkeit zu hoffen war, so hätte es vielleicht schon früher die Reihen seiner Gegner verstärkt; hätte man in Frankreich geahnt um was es sich handelte, so wäre im Volk und im Heere der noch vorhandene Rest von Opferbereitschaft ohne Zweifel in lautes Murren über die Unersättlichkeit des Kaisers umgeschlagen. Darum galt es die Welt glauben zu machen daß er den Frieden wolle, daß aber das maßlose Begehren der Gegner und Vermittler es ihm unmöglich mache denselben zu schließen. Diese Taktik ist ihm damals gut gelungen, und seine Trabanten, von Fain an bis auf Bignon, haben so wacker in die Posaune gestoßen, daß es selbst dem nicht befangenen Sinn einigermaßen schwer ward der Sache auf den Grund zu sehen. Es ist eines der reellen Verdienste von Thiers darüber jeden Zweifel beseitigt, und mit Thatsachen und Documenten nachgewiesen zu haben daß Napoleon den Frieden nie ernstlich gewollt, und dadurch die eigene Katastrophe heraufbeschworen hat. Er-

fahren wir doch bei diesem Anlaß daß er selbst die Getreuesten in Täuschung erhielt über das was Oesterreich als Preis des Friedens forderte; der servile Maret war der einzige Eingeweihte, und auch der natürlich nur weil ihm die Dinge nicht verborgen werden konnten. Ihm ward dann aufgegeben planmäßig zu zögern und auszuweichen, den Abgesandten Oesterreichs, Graf Bubna, so lange wie möglich hinzuhalten, damit man vor Juli nicht gezwungen war sich auszusprechen, und drei Monate Zeit gewann für kriegerische Rüstungen. Napoleon selbst ließ nicht nur den Apparat seines Hofs, sondern selbst die französische Komödie nach Dresden bringen, damit alles ein friedliches Ansehen gewinne, und den Wunsch nach Ruhe ankündige, von dem er nie weniger erfüllt war als damals. „Es ist gut," schrieb er an Cambacérès, „die Leute glauben zu machen daß wir uns hier amusiren." Gegen Oesterreich blieb er zurückhaltend und zugeknöpft; es sollte für die Wiener Politik ein wirksamer Schreckschuß sein daß er Caulaincourt ins russische Hauptquartier sendete, um das zerrissene Gewebe der Tilsit-Erfurter Politik wieder herzustellen. Indessen alle die Künste konnten doch nur dazu beitragen Oesterreich zur Entscheidung zu drängen. Wohl war es unerwartet aus einer tiefgebeugten Stellung wieder zur Selbständigkeit und zur freien Wahl seiner Politik gehoben worden; es war umworben und mit Versprechungen gelockt von beiden Seiten, aber wenn es den Moment versäumte, so konnte es ihm auch widerfahren von beiden Seiten preisgegeben und erdrückt zu werden. Darum lag es eben so sehr in seinem Interesse eine klare Entscheidung herbeizuführen, wie Napoleon darin seinen Vortheil sah sie vorerst noch zu verzögern.

Es ist gewiß ganz richtig was Thiers sagt: wenn er den Frieden im Ernst gewollt hätte, so wär' er mit seiner gewohnten Hitze ans Werk gegangen, hätte den österreichischen Minister nach Dresden beschieden, und wäre in zwei oder drei Conferenzen mit ihm ins Reine gekommen. Allein, fügt er hinzu, der schlagende Beweis daß er ihn nicht wollte (abgesehen von den unumstößlichen Belegen die seine Correspondenz enthält), lag in der Zeit die er verlor. Sein Plan war: den Augenblick wo er sich erklärte hinauszuschieben, darum die Formfragen zu vervielfältigen, dann im Moment wo die Waffenruhe fast abgelaufen war den Schein anzunehmen als wolle er sich bessern, sich nachgiebig zu zeigen, und dadurch eine Verlängerung des Stillstands zu gewinnen, die ihm bis zu Anfang des Septembers Zeit gab seine

Rüstungen zu vollenden. War dieser Zeitpunkt gekommen, so suchte er einen zur Täuschung der Welt wohl berechtigten Beweggrund des Bruches, und warf sich dann plötzlich mit allen seinen Kräften auf die Coalition, um sie zu sprengen, und seine Herrschaft mächtiger als je wieder aufzurichten. Thiers bezeichnet daher alle die Formfragen und Schwierigkeiten die man dem Grafen Bubna gegenüber anregte, lediglich als absichtliche Chicanen, und stellt ihnen die rastlosen Rüstungen und Anstalten gegenüber, die alle nur den einen Sinn haben konnten den Krieg mit äußerster Energie zu erneuern.

An der gewaltig verstärkten Elblinie aufgestellt, sagt Thiers, nachdem er die Rüstungen im Einzelnen geschildert, schmeichelte sich Napoleon ohne die Garnisonen 400,000 Streiter zu vereinigen, dann 20,000 Mann in Bayern und 80,000 in Italien zu haben, was die Summe seiner Hülfsmittel auf eine halbe Million activer Truppen, und wenn man die nicht unter den Waffen Stehenden hinzu zählte, auf 700,000 Mann brachte. Um diese enormen Massen, welche selbst gegen die durch Oesterreich verstärkte Coalition hinreichten, aufzubringen, hatte er in einen Waffenstillstand gewilligt, der den Verbündeten Zeit gab seiner Verfolgung zu entgehen, und unglücklicher Weise auch ihre Masse beträchtlich zu vermehren. Die Frage war die: ob in Erschaffung neuer Hülfsquellen die Frist den Verbündeten eben so sehr zu gute kam wie Napoleon. Es ist wahr, die Verbündeten hatten nicht sein Genie, und darauf gründete er seine Hoffnungen, aber sie hatten die Leidenschaft, die, wenn sie warm und aufrichtig ist, allein das Genie zu ersetzen vermag. Napoleon brachte diesen Factor kaum in Rechnung; er nahm an daß die Zeit ihm mehr nützen werde als seinen Gegnern, und in dieser Hoffnung wandte er so viel Kunst an sie für militärische Rüstungen auszubeuten und für Unterhandlungen zu verlieren.

Gegen Ende Juni kam Metternich selbst nach Dresden, und es fand nun jene berühmte Unterredung statt, worüber die Berichte so mannichfach abweichen, die aber in jedem Fall mehr dazu beigetragen hat die Trennung als die Annäherung zu fördern. Napoleons Absicht war dabei, nach Thiers Schilderung, nicht mehr das Geheimniß des österreichischen Ministers zu erforschen und ihm eine Verlängerung des Waffenstillstands abzuringen, sondern ihm vor allem sein Herz auszuschütten und seiner Leidenschaft Luft zu machen. Als Metternich — so erzählt der französische Geschichtschreiber — die Vorzimmer des Palastes Marcolini durchschritt, fand er sie erfüllt mit

fremden Gesandten und Offizieren; er stieß namentlich auf Berthier, der den Frieden wünschte, aber es doch Napoleon nicht zu sagen wagte, und seine Wünsche nur gegen die kundgab vor denen er sie hätte verbergen sollen. Beim Erscheinen Metternichs sprach sich eine Art von ängstlicher Sorge auf allen Mienen aus. Berthier, der ihn bis zum Zimmer des Kaisers führte, sagte ihm: „Nun, bringen Sie uns den Frieden? Seien Sie doch vernünftig, und lassen Sie uns diesen Krieg beendigen; wir haben dringend nöthig daß er aufhört, und Sie eben so sehr wie wir." Aus diesem Ton konnte Metternich entnehmen daß die Berichte seiner Kundschafter völlig gegründet waren, die ihm sagten daß man überall in Frankreich, selbst im Heere, den Frieden dringend wünschte, eine Thatsache die nur unglücklicherweise nicht dazu beitrug unsre Feinde zum Frieden zu stimmen. Es wäre — fügt Thiers hinzu — ohne Zweifel besser gewesen die Liebe zum Frieden mehr vor Napoleon und weniger vor Metternich zu zeigen; aber so sind einmal die Höfe, wo man nicht zu reden wagt. Oft sagt man vor aller Welt was man nur dem Herrn selber sagen sollte.

Ueber den Inhalt der Unterredung selber bietet der Bericht des französischen Geschichtschreibers insofern ein neues Interesse, als er die Einseitigkeit der aus Napoleonischer Quelle geflossenen Darstellungen gefühlt und sich nach anderem Material umgesehen hat. Begreiflicherweise konnten nur zwei Personen über das Auskunft geben was in jenem sechs- oder gar neunstündigen Zwiegespräch verhandelt worden ist: Napoleon und Metternich. Die Berichte welche jener veranlaßt hat, tragen natürlich den Stempel der Ansicht die er ins Publicum gegeben wissen wollte; was der andere darüber in die Oeffentlichkeit hat gelangen lassen, beschränkt sich auf einige Notizen mehr ablehnenden als positiven Inhalts. Um so dankenswerther ist es daß der illustre Staatsmann die Aufzeichnung welche er sich über das Gespräch niedergeschrieben, ohne freilich dem deutschen Publicum die Einsicht zu gönnen, wenigstens dem französischen Geschichtschreiber nicht vorenthalten hat. Aus der Vergleichung mit dieser Quelle, die dem letzteren in allen Hauptzügen durchaus glaubwürdig erscheint, hat Thiers seine Erzählung zusammengesetzt. Darnach hätte Napoleon gleich anfangs einen unfreundlichen und schroffen Ton angeschlagen, und sich im Verlaufe des Sprechens immer lebhafter in jene leidenschaftliche Hitze hineingeredet, von der er sich so oft zur Unzeit bei diplomatischen Verhandlungen hat hinreißen lassen. Es fielen Redensarten wie die:

„Ich habe dem Kaiser Franz dreimal seinen Thron zurückgegeben; ich habe selbst den Fehler begangen seine Tochter zu heirathen, in der Hoffnung ihn an mich zu knüpfen, allein das alles hat ihn nicht zu besseren Gesinnungen bringen können." Oder höhnende Drohworte wie das: „Wollt ihr den Krieg mit mir haben? Sind denn die Menschen immer unverbesserlich, nützen ihnen die Lectionen niemals? Die Russen und Preußen haben es trotz grausamer Erfahrungen gewagt, ermuthigt durch den Erfolg vom letzten Winter, mich anzugreifen; ich habe sie geschlagen, tüchtig geschlagen, obwohl sie euch das Gegentheil versichern. Wollt ihr denn auch an die Reihe kommen? Gut, es sei, ihr sollt auch euer Theil haben. Ich gebe euch ein Rendezvous in Wien im nächsten October." Auf diese Ausbrüche, die unstreitig Napoleonisches Gepräge an sich tragen, erwiederte Metternich ruhig und begütigend; wie er aber auf des Kaisers Drängen die verlangten Bedingungen einzeln aufzählte, ließ sich derselbe „bondissant comme un lion" vernehmen. Er war, sagt Thiers, so zu sagen außer sich, und man behauptet selbst er habe gegen Metternich beleidigende Worte ausgestoßen, was der letztere indessen immer in Abrede gestellt hat. Wie dann die Unterredung wieder einen ruhigeren Gang nahm, suchte der österreichische Staatsmann dem Kaiser vorzustellen daß man in Wien die Hoffnungen jener Exaltirten keineswegs theile die sich zu St. Petersburg wie zu Berlin und London vernehmen ließen, sondern daß man nur einen ehrenvollen Frieden wolle; diesen Frieden annehmen, sei das sicherste Mittel „die Prätensionen jener Narren" zu zerstören. So wie dieß letzte durchaus ächt klingt, so auch die Antwort Napoleons. „Ihre Souveräne," sagte er, „die auf dem Thron geboren sind, können die Empfindungen nicht begreifen die mich bewegen. Sie kehren überwunden in ihre Hauptstädte zurück, und sind nicht mehr und nicht weniger als sie vorher waren. Aber ich bin Soldat, ich bedarf der Ehre und des Ruhmes, ich kann mich nicht vermindert inmitten meines Volkes zeigen, ich muß groß, ruhmvoll und bewundert bleiben." Was Metternich weiter vorbrachte, vermochte den starren Stolz des Imperators nicht zu erschüttern; vielmehr versetzte die Hindeutung des Ministers daß bereits das letzte Aufgebot französischer Jugend zu den Waffen gerufen sei, den Kaiser von Neuem in Aufregung. „Sie sind nicht Soldat, mein Herr — rief er ihm zu — und haben nicht wie ich die Seele eines Soldaten; Sie haben nicht im Lager gelebt, und dort gelernt Menschenleben zu verachten, wenn es sein muß. Was

gelten mir 200,000 Menschen!" „Oeffnen wir, Sire — will darauf Metternich geantwortet haben — öffnen wir Thüren und Fenster, damit ganz Europa Sie vernehme, und die Sache die ich bei Ihnen vertrete, wird nichts dabei verlieren." Napoleon ward dann wieder ruhiger, sprach über den russischen Feldzug, über die Chancen eines Kriegs den Oesterreich gegen ihn führen wolle; aber er blieb unbeugsam im Punkte der Bedingungen; und wie ihm Metternich noch einmal dringend vorstellte, daß er im Namen eines Verbündeten, Freundes, Vaters spreche, der seine nach Ansicht der Welt ohne Zweifel parteiische Vermittlung für Napoleon einlege, da brach er abermals los: „Wie, Sie beharren darauf? Sie wollen mir immer nur Gesetze vorschreiben? Gut, Sie sollen Krieg haben, aber auf Wiedersehen in Wien!"

Es folgte der todtgeborne Friedenscongreß zu Prag, bei dessen Schilderung die Geschichtschreibung der Fain, Bignon u. s. w. den meisten Aufwand von Dialektik gemacht hat, um zu zeigen daß ihr Herr und Meister das unschuldige Opfer der Ränke und Perfidie der Gegner geworden ist. Thiers nimmt, wie schon das Vorausgegangene erwarten läßt, einen ganz entgegengesetzten, aber unzweifelhaft richtigeren Standpunkt ein. Er trifft nicht nur mit der deutschen Auffassung zusammen, sondern er berichtigt diese selbst, soweit sie noch unbewußt unter dem Einfluß jener andern Berichte gestanden hat. Nach seiner Darstellung ist lediglich Napoleon der Mann der Ränke und Winkelzüge, Metternich der sorgsame, aufrichtige Warner gewesen; die Bevollmächtigten Preußens und Rußlands sind mit ihren Klagen über das französische Verfahren vollkommen im Recht. Er versichert uns, und zwar mit guten Gründen, daß Napoleons Beschwerden über die versäumte Zeit nur eine Maske waren, hinter der sich seine Befriedigung darüber barg daß nichts zu Stande kam. Seine Taktik war immer die: noch etwas Frist zu gewinnen zur Vollendung der Rüstungen, Oesterreichs Action so lange wie möglich aufzuhalten, und dann plötzlich, wenn der Bruch erfolgte, sich auf die, wie er glaubte, noch getrennten Gegner zu werfen. Dazu stimmt freilich der frivole und unwürdige Ton worin der getreue Sklave seines Herrn, Maret, an Narbonne schreibt: „Ich schicke Ihnen — witzelt er — mehr Vollmachten als Macht; es sind Ihnen die Hände gebunden, aber Beine und Mund frei; Sie können also spazieren gehen und diniren." Und der Kaiser selbst blieb dabei, auch den Näherstehenden zu verbergen

welches die Bedingungen Oesterreichs eigentlich waren; er ließ nur immer durchfühlen daß dessen Forderungen exorbitant und mit der Ehre Frankreichs unvereinbar seien. Bei aller Bewunderung kann Thiers den Vorwurf nicht unterdrücken daß der Meister nicht allein leichtfertig, sondern auch durchaus unwahr verfahren ist.

An warnenden Stimmen hat es damals nicht gefehlt. Lag doch schon in den Hiobsposten die aus Spanien kamen eine gewaltige Mahnung einzulenken; wie Caulaincourt unermüdet für das Nachgeben arbeitete ist bekannt. Aber auch Leute von denen man es kaum hätte denken sollen fanden, trotz des stummen Gehorchens an das die Würdenträger des neubyzantinischen Reichs gewöhnt waren, jetzt den Muth des Widerspruchs. Ein Mann wie Fouché z. B. wies damals offen auf die Gefahren hin denen der Kaiserthron und die Dynastie im Falle längeren Kriegs entgegen gehe; auch Savary schickte Alarmberichte über die bedrohliche Stimmung Frankreichs, das Wiederauftauchen der alten Parteien und der Bourbonischen Erinnerungen; aber er ward in harten Worten zur Ruhe verwiesen. Er solle sich, hieß es, nicht in Dinge mischen die er nicht verstehe. Es ist das doppelte Verhängniß solcher Gewalten daß sie nicht allein taub sind für alle verständigen Warnungen, sondern daß sie auch immer ihre Marets finden, die in sklavischer Hingebung nur das hören lassen was der Verblendung genehm ist. Thiers theilt unter anderm eine Depesche dieses Ministers mit, die schlagend beweist welch unwahres und verwegenes Spiel er seinem Herrn spielen half. „Es wird", schreibt er am 1. Aug. an den Kaiser, „Zeit genug verronnen sein, und wir gemäß den Instructionen Ew. Majestät beim 10. Aug. anlangen, ohne allzu sehr gebunden zu sein. Es schien mir um so weniger Ihren Absichten zu entsprechen die Discussionen über die Form allzu weit zu treiben, weil dadurch der Plan Zeit zu gewinnen nur enthüllt würde, und wir auch so ganz natürlich zu dem Augenblick Ihrer Rückkehr nach Dresden vorschreiten, ohne daß die Unterhandlung reelle Fortschritte gemacht hat."

Aehnliche Aeußerungen ließen sich noch manche hervorheben. Napoleon selbst hatte offenbar beim Anblick seiner fast vollendeten Rüstungen die ganze Zuversicht des glücklichen Soldaten wieder gewonnen; er erhitzte sich in der Hoffnung sicherer Erfolge, und sah nun mit einer Art von Ungeduld dem Bruch entgegen, der ihm, wie er fest vertraute, den Sieg durch die Waffen verschaffen sollte. Daß er

im letzten Moment noch eine besondere Unterhandlung mit Oesterreich versuchte, schreibt Thiers entweder der Berechnung Oesterreichs Action zu verzögern, oder der Hoffnung zu, ohne die verhaßten Bedingungen den Frieden zu erlangen. Wie sich beide Theile dabei benahmen, davon gibt der französische Geschichtschreiber eine sehr eingehende Darstellung, durchflochten mit einzelnen Actenstücken, die keinen Zweifel über das wahre Verhältniß bestehen lassen können. Wie rührend hat uns Bignon die Seelenqualen geschildert welche damals dem Kaiser durch die Perfidie seiner Gegner bereitet wurden; Napoleons Entrüstung, sagt er am Schluß des Romans den er darüber componirt hat, war so lebhaft als legitim, als er den Schiffbruch des Weltfriedens erfuhr. Was es damit auf sich hatte, können jetzt auch französische Leser aus einem gewiß nicht antibonapartischen Buch erfahren; scheint es doch als sei Hrn. Thiers bei diesem Anlaß die Geduld selber ausgegangen, denn er spricht unumwunden von „Lügen“ welche gewisse Erzähler in die Welt gegeben haben.

Der ehemalige Lenker der österreichischen Politik — dem übrigens unverkennbar ein gewisser Antheil an diesem Theil des Thiers'schen Werks zukommt — hat ein Recht befriedigt zu sein über die Darstellung des französischen Geschichtschreibers. Sie ist durchweg eine beredte Apologie der Politik die Metternich damals verfolgt hat. Indem Thiers dankbar hervorhebt wie gut der österreichische Staatsmann Frankreich bedenken wollte, bekräftigt er die Einwürfe welche damals und später von deutscher Seite gegen die großmüthige Vermittelungspolitik erhoben worden sind. Thiers selbst gibt mittelbar zu daß dieselbe vom deutschen Standpunkt nicht gutzuheißen war, in so fern er hervorhebt daß Metternich ganz isolirt stand, selbst in Oesterreich. Das was er die „passions germaniques“ nennt, hatte nach seiner Schilderung auch Oesterreich ergriffen, und brach jetzt nach dem Scheitern der Verhandlungen dort fast eben so ungestüm hervor wie früher in Breslau und Berlin.

In der Darstellung der militärischen Begebenheiten wird ein kundiger deutscher Leser manche Lücke und Unrichtigkeit bemerken, die durch ein genaues Studium unserer Quellen vermieden werden konnten; allein auch der gründlichste Kenner unserer Freiheitskriege wird im Einzelnen wieder manches lernen, irrige Auffassungen berichtigen, über zweifelhafte Partien sich Aufklärung schaffen können. Nur über das Detail der einzelnen Kämpfe sind wir durchweg reichlicher unter-

richtet; es scheint als wenn die Franzosen sich darum auch nicht so sehr interessirten. Wenigstens sind die Schlachtenerzählungen vom Herbst 1813 bei Thiers bemerkenswerth kürzer als die aus der Epoche von Austerlitz, Jena und Friedland. Die Bravour und Begeisterung der deutschen Heeresmassen, die Energie der Führer wie die Leidenschaft der Massen, wird von ihm nach Verdienst anerkannt; gegen die Strategie der Verbündeten scheint er uns nicht so billig zu sein. Wir sprechen dies um so unverhohlener aus, je weiter wir von der Auffassung entfernt sind die sich neuerlich mit vielen Worten und wenig Thatsachen über die oberste Kriegsleitung jener Zeit hat vernehmen lassen. Das „Breitspurige" im Ton jener Auslassung, auf die wir gelegentlich wohl einmal zurückkommen, wird höchstens Unkundigen imponiren, und der Appell an den Patriotismus niemanden irre machen dem es um Wahrheit zu thun ist. Das fehlte uns eben noch daß in einem Augenblick wo einzelne Franzosen anfangen die Dinge unbefangener zu würdigen und der Kritik zugänglicher zu werden, wir Deutschen uns durch eine vorgebliche patriotische Pietät die Kritik wegräsonniren ließen! Auf dieser Kritik des Details aber, von Dresden bis nach dem Montmartre, beruht allein die Würdigung der strategischen Thätigkeit der Männer die damals unsere Heere führten; was Aster und andere Männer darin gethan haben, ist ohne Zweifel der Ergänzung und Berichtigung fähig, aber mit einem allgemeinen Räsonnement und panegyrischen Reden läßt sich auch nicht ein Jota davon wegbringen. Thiers verfällt, nach unserm Ermessen, in den entgegengesetzten Fehler: er würdigt die Schwierigkeiten und Hindernisse eines so combinirten Oberbefehls viel zu wenig, und vergißt daß im Großen und Ganzen die Operationen vom Herbst 1813 ihr Ziel ungefähr so erreicht haben, wie es in den Entwürfen vorgezeichnet war. Ungerecht verfährt auch Thiers, wie alle seine Landsleute, gegen die rheinbündischen Alliirten; sie müssen überall als Sündenböcke dienen, sie sind allenthalben die welche zuerst das Weite suchen — während an mehr als einer entscheidenden Stelle durch unverdächtige Zeugnisse das Gegentheil dargethan ist. Auch über die Zusammensetzung der einzelnen Heeresgruppen läßt Thiers mancher schiefen Auffassung Raum. Zwar wirft er z. B. den Ausdruck „Plunder" (ramassis), womit Napoleon in affectirter Geringschätzung die Nordarmee bezeichnete, auf den Urheber selbst zurück, allein er hebt es doch nicht genug hervor daß die Hauptmasse und im Grund auch die active Masse jenes Heers aus

dem Bülow-Tauenzien'schen Corps bestand — diese beiden Corps aber den besten Kern der neuen preußischen Heeresrüstung, die Linie und die Landwehr aus Preußen, Pommern und der Mark enthielten. Dagegen läßt er wiederholt die „Engländer" in der Nordarmee figuriren. Unseres Wissens standen unter mehr als 150,000 Mann etwa 3000 Engländer, nämlich ein Husarenregiment und 2500 Mann Infanterie, die zudem beim Walmoden'schen Corps, also nicht einmal auf dem Schauplatz der entscheidenden Kriegsereignisse thätig gewesen sind.

Begleiten wir die Darstellung von Thiers in die einzelnen kriegerischen Vorgänge, so ist es zunächst die Katastrophe von Kulm über die wir gern seinen Bericht hören werden. Das Detail dieses verhängnißvollen Ereignisses ist noch nicht völlig aufgeklärt, namentlich die Frage: wer die Hauptschuld daran trug daß Vandamme ohne Unterstützung gelassen worden, und dadurch in die Lage gekommen ist von Ostermann und Kleist erdrückt zu werden. Es ist bekannt daß Napoleon nach dem glücklichen Kampf bei Dresden sich selbst zur Verfolgung des rückziehenden Feindes in Bewegung gesetzt hat, aber dann plötzlich von Pirna nach Dresden zurückgekehrt ist. Ueber den Grund dieser Umkehr bestanden verschiedene Meinungen; bei uns in Deutschland hat man theils einem plötzlichen Erkranken des Kaisers, theils den schlimmen Nachrichten von Großbeeren und der Katzbach die Rückkehr zugeschrieben. Thiers stellt nicht in Abrede daß Napoleon von einem Unwohlsein überfallen ward, nur bestreitet er, gestützt auf eine Reihe von Befehlen die der Kaiser am 28. und 29. erließ, die angebliche Wirkung dieser Unpäßlichkeit; dagegen spricht er die bestimmte Meinung aus daß die Botschaft von Oudinots und Macdonalds Niederlagen die einzige Ursache gewesen sei welche Napoleon nach Dresden zurücktrieb, und auch in seinen Dispositionen eine Aenderung eintreten ließ. Vandamme — das war nach Thiers jetzt der Plan — sollte die directe Straße nach Prag gewinnen, er selbst dachte an „eine niederschmetternde Bewegung gegen Berlin oder Prag, um unversehens auf die Nordarmee zu fallen, oder die Niederlage der böhmischen zu vollenden; selbst daß er in diesem Augenblick nach Dresden umkehrte, geschah um alle Vortheile und Nachtheile einer Bewegung nach einer jener beiden Hauptstädte gegen einander abzuwägen." So sagt Thiers; in diesem Entweder- Oder lag aber ohne Zweifel schon ein Nachlaß der ersten energischen Verfolgung, und der Tag den er dazu verwenden

wollte um die Chancen beider Plane erst gegen einander abzuwägen, konnte verhängnißvoll werden für ihn und seine Armee.

Auf Vandamme selbst läßt Thiers keinen Tadel fallen. Wohl betont er dessen hitzig zufahrende Art, allein er erinnert auch daran daß ihm vom Kaiser ausdrücklich befohlen war bis Teplitz vorzugehen und daß dieser Befehl nie zurückgenommen ward. Höchstens wirft er ihm vor daß er am 29. August die Position bei Kulm zu rasch angegriffen, statt die Vereinigung aller seiner Streitkräfte abzuwarten. Nach dem ersten Schlachttag sei es dann, fügt er hinzu, Vandamme's Plan gewesen sich in Kulm zu halten, und zu warten, bis Mortier zu ihm herangekommen sei, und Marmont und St. Cyr ihm zur Rechten Luft machten. Auf diese Weise glaubte er für den andern Tag sichere Erfolge versprechen zu dürfen. Noch am Abend schrieb er an Napoleon, schilderte ihm seine Lage, verlangte Unterstützung, und kündigte an daß er bis zu deren Ankunft unbeweglich in Kulm bleiben werde. Aber diese Nachricht, konnte erst am 30. August in Dresden eintreffen, und da war es zu spät ihm von dort aus Hülfe zu schaffen.

Es ist mit dieser Auffassung der Dinge, wie sie Thiers giebt, nicht alles aufgeklärt, aber es ist doch manche werthvolle Ergänzung geboten. Er klagt den Kaiser nicht an, allein er gibt doch schonend zu verstehen daß derselbe die Wichtigkeit der Entscheidung im Teplitzer Thal unterschätzte. Er hielt den verworrenen Rückzug der Alliirten für eine ausgemachte Sache. Den Kopf erfüllt, sagt Thiers, mit Erinnerungen der Vergangenheit, daran denkend wie leicht er vordem mit den geschlagenen Oesterreichern und Preußen fertig geworden, und ohne die Leidenschaft in Rechnung zu bringen die sie jetzt belebte und sie nicht so leicht entmuthigt machte, meinte er es sei genug geschehen um von dem Dresdner Sieg immer noch große Resultate zu ernten. Außerdem war er in diesem Augenblick mit einer umfassenden Combination beschäftigt, vermittelst welcher er hoffte sich gegen Berlin in Bewegung zu setzen, die Nordarmee niederzuwerfen, mit einem Schlag zugleich Preußen und Bernadotte zu treffen, die Plätze an der Oder neu zu versehen und die an der Weichsel aufzumuntern, so daß der ganze Krieg eine andere Gestalt erhielt, und sein Schauplatz einen Moment nach dem Norden Deutschlands verlegt ward. Ohne Zweifel, meint Thiers, war das eine eigenthümlich große Conception, aber sie war unglücklicherweise nicht zeitgemäß, und mindestens um zwei Tage verfrüht. Auch gibt er zu daß dadurch die ursprünglichen Dispositionen

etwas verschoben, und der „vaste combinaison" zu Liebe ein Theil der jungen Garde und der schweren Cavallerie nach Dresden zurückgerufen worden ist. Aber die Hauptschuld schreibt er doch St. Cyr zu. Dessen Zögern in der Verfolgung der Preußen und die Langsamkeit seiner Bewegungen am 28. und 29. August haben auch deutsche Berichte, namentlich Aster in seiner Monographie über Kulm, sehr auffallend gefunden, und darum die Vermuthung aufgestellt daß uns unbekannte Befehle die Ursache gewesen; Thiers zeigt nun daß St. Cyr die ausdrückliche Weisung gehabt hat die Preußen rasch zu verfolgen und Vandamme zu Hülfe zu ziehen; aber er versichert, sein widerspänstiges und frondirendes Wesen habe die unvollständige Ausführung verschuldet. Indessen die Betrachtung vermag doch auch Thiers nicht zu unterdrücken daß, wenn auch nicht Napoleon, doch seine Gegner nicht mehr dieselben waren wie in früheren Tagen. Unglücklicherweise, sagt er, hatten sich die Zeiten geändert, und um den Ruin der großen böhmischen Armee zu vollenden, wäre es nicht zu viel gewesen wenn Napoleon bis zum letzten Augenblick die Vollziehung seiner Entwürfe überwacht hätte. Und in jeder andern Lage würde er auch nicht verfehlt haben mit seiner ganzen Garde bei Vandamme zu sein, St. Cyr und Marmont an der Hand zu führen, und den Sieg so weit zu verfolgen bis aller denkbare Vortheil daraus gezogen war. Aber er war zerstreut und mit aller Gewalt nach einer andern Richtung hingezogen, nicht aus Genußsucht und Verweichlichung, sondern durch die gewöhnliche Leidenschaft seines Lebens, die entgegengesetztesten Ergebnisse zugleich zu gewinnen. Seine Lage war aber schon so geworden, daß, während für die Verbündeten nicht besiegt zu werden fast einem Sieg gleich zu achten war, für Napoleon die versäumte Vernichtung seiner Gegner beinahe so viel bedeutete wie wenn er nichts gethan hätte.

Welche Bedeutung Thiers darnach den Schlachten bei Großbeeren und an der Katzbach zuschreibt, ist klar; sie sind ihm das Gewicht welches Napoleon von der böhmischen Straße nach Dresden zurückzog. Aber in der Schilderung der Schlachten selbst ist er sehr lückenhaft. Wie er bei Kulm das wahre Verdienst der Russen nur wenig ins Licht treten läßt, so ist seine Schilderung des Kampfes an der wüthenden Neisse (la Wutten-Neiss nennt er den Bach) weder recht klar noch richtig; namentlich wirft er mit den Zahlen gar zu verschwenderisch um sich. Wir möchten z. B. wissen was das für 40,000 Mann gewesen sind welche Blücher in einem Choc auf die

arme Division Charpentier geworfen, und wo er die 10,000 Reiter hergenommen hat womit er sie schließlich zum Weichen brachte. Es bedarf solcher Uebertreibungen nicht; Thiers selbst sagt uns ja vollkommen richtig was die Ursachen gewesen sind durch die damals Macdonalds Heer geschlagen und in Trümmern zurückgejagt ward. Als zufällige Momente des Mißlingens rechnet er das schlechte Wetter, Ney's unsichere Anordnungen, den verfrühten Angriff und die Zersplitterung der Kräfte; aber für viel furchtbarer hält er mit Recht die allgemeinen Ursachen. „Diese waren, sagt er, der Patriotismus der Verbündeten, ihr glühender Eifer unaufhörlich ins Feuer zu gehen wo sie eine Chance des Erfolges sahen, dann die Jugend unserer Truppen, die zwar ungestüm im Gefecht, aber doch neu im Krieg waren. Einst mit dem Gefühl in den Kampf gezogen daß man sie einem thörichten Ehrgeiz opfere, vergaßen sie das wohl vor dem Feind, aber sie empfanden es nur um so lebhafter beim ersten Mißlingen, und nachdem sie sich tapfer im Kampf benommen hatten, warfen sie beim Rückzug ihre Waffen weg, aus Verdruß, Entmuthigung, körperlicher und geistiger Erschöpfung."

In der Schilderung der Schlachten von Großbeeren und Dennewitz hat sich Thiers von den Auffassungen nicht losmachen können die alle französischen Bücher beherrschen. Einmal übertreibt er auch hier die numerischen Verhältnisse, dann sind es wieder die armen Sachsen welche die Niederlage verschuldet, und nur die Division Durutte, die sich tapfer geschlagen hat — Behauptungen denen die allerbestimmtesten Zeugnisse von anderer Seite gegenüberstehen. Bei Dennewitz wird der ruhmvolle Reiterangriff, welchen Tauenzien mit der pommerischen Landwehrcavallerie, mit den brandenburgischen Dragonern und zwei neumärkischen Reiterregimentern unternahm, von Thiers in eine Attaque „de toute la cavallerie prussienne *et russe*" verwandelt! So schwer ist es die Bernadotte'sche Lüge aus der Welt zu bringen, daß die Schweden und Russen an der Entscheidung des Kampfes bei Dennewitz ihren Antheil gehabt hätten! Die Niederlage ist natürlich wieder durch die Sachsen, und dießmal auch durch die Bayern verschuldet, „qui s'enfuyaient à toutes jambes," während auch hier positive und glaubhafte Zeugnisse das Gegentheil versichern, und schon damals die gleiche Beschuldigung aus dem Munde Ney's sehr entschiedene Reclamationen hervorrief. Im Uebrigen seien diese Stücke aus Thiers, nebst der Schilderung die er von der sächsischen Königsfamilie

gibt, den etwaigen Bewerbern um die St. Helena-Medaille dringend empfohlen; sie wirken vielleicht wohlthätiger als alle patriotischen Ermahnungen. Was von Großbeeren und Dennewitz, das gilt in anderer Weise auch von dem Kampf bei Wartenburg; Thiers gibt hauptsächlich darum ein schiefes Bild, weil er von der Voraussetzung ausgeht die ganze schlesische Armee habe sich dort geschlagen, während lediglich Yorks Corps den Kampf aufnahm.

Aber darin ist Thiers mit unsern deutschen Darstellungen völlig im Einklang, daß er die Bedeutung und den Erfolg aller dieser Schläge gerade so beurtheilt wie diese. Seine Schilderung der peinlichen vier Wochen, zwischen Dennewitz und dem Aufbruch nach Leipzig, stimmt ganz zu dem Bilde das unsere Quellen davon entwerfen. Interessant ist was er über Napoleons Entwürfe in der letzten Woche vor der Leipziger Entscheidung mittheilt; er versichert es unmittelbar aus der Correspondenz des Kaisers mit seinen Feldherren geschöpft zu haben. Bekanntlich hat darüber eine Controverse stattgefunden, die besonders durch das Bemühen der Franzosen die Dinge zu verwirren und in schiefes Licht zu setzen, sehr erschwert worden ist. Napoleon — so lautet die gewöhnliche Fiction — hatte eben einen neuen kolossalen Plan ausgedacht, der dem ganzen Krieg eine andere Wendung hätte geben müssen, und der schon so gut wie gelungen war; da kommt die Hiobspost von Bayerns „Abfall," und alle die schönen Aussichten sind abermals durch Verrath vereitelt. Es ist zwar in deutschen Büchern alles geschehen um darzuthun daß dieser so erfundene Zusammenhang zwischen Napoleons Entwürfen am 9—12. Oct. und dem Vertrag von Ried nicht nur an Unwahrscheinlichem, sondern geradezu an Unmöglichkeiten leidet, aber jene räthselhafte große Combination hat selbst in sehr tüchtigen Werken noch eine gewisse Rolle gespielt. Thiers weist nun alle gewagten Annahmen darüber ab, und versichert: es sei Napoleons Plan gewesen zunächst ohne Rast die schlesische und die Nordarmee zu verfolgen, Mulde und Elbe zu überschreiten, und wo möglich beide Heere in Deroute zu bringen; hatte sich indessen Schwarzenberg Leipzig genähert, so wollte Napoleon am rechten Ufer der Elbe etwa bis Torgau und Dresden heraufziehen, an einem dieser Punkte den Fluß überschreiten, und sich dann auf die böhmische Armee werfen, die von Bergen getrennt und in eine Sackgasse zwischen Mulde und Elbe eingekeilt war. Thiers glaubt daß damit die Aussicht eröffnet war Blücher und Bernadotte getrennt zu schlagen, das große alliirte

Heer vielleicht zu zertrümmern; aber er meint freilich auch daß viel Glück, viel Präcision und viel Geschick der Werkzeuge dazu gehört habe um das alles nach Wunsch durchzuführen. Nach seiner Darstellung hemmte erst der Mangel sicherer Nachrichten über die Operationen der Alliirten, dann die wachsende Sorge Blücher und Bernadotte in die Ebenen von Leipzig zur Vereinigung mit Schwarzenberg herabsteigen zu sehen. Am 12. October kamen Nachrichten, die jeden Zweifel darüber beseitigten daß wenigstens Blücher und Schwarzenberg sich zur Vereinigung einander näherten. Jetzt, versichert Thiers, habe Napoleon auf jede weitere Combination verzichtet, und den Aufbruch nach Leipzig vorbereitet. Daß Bayerns „Abfall" daran Schuld gewesen, dieß alte in Deutschland oft widerlegte Märchen wird nun endlich auch von dem scharfsichtigen Geschichtschreiber des Kaiserreichs in's Fabelreich verwiesen, und der Satz im Moniteur, worin Napoleon das behaupten ließ, für eine absichtliche Unwahrheit erklärt. „Man mußte," sagt er, „für das Publicum eine palpable Erklärung für den so verhängnißvollen Rückzug auf Leipzig finden, und erfand dafür den Abfall Bayerns als Grund, so wie man, um begangene Fehler zu maskiren, im Jahr 1812 die Kälte als Ursache alles Uebels bezeichnete, und das Unglück von Kulm dem Umstand zuschrieb daß Vandamme seinen Instructionen nicht nachgekommen sei. Solche Vorspiegelungen hätten freilich die Unwissenden frappirt, aber den Kaiser in den Augen der Kundigen verleumdet; denn wenn er in der That gewußt hätte daß ihm Bayern den Weg nach Mainz versperrte, warum hätte er dann den Rückzug über Leipzig und nicht lieber den über Magdeburg und Hamburg angetreten, um bei Wesel den Rhein zu überschreiten?"

In der Schilderung der Ereignisse von Leipzig erhält man ungefähr den gleichen Eindruck wie bei den übrigen Kriegsbegebenheiten. Im Einzelnen hätte Thiers seine Darstellung aus unserm nicht nur reicheren, sondern auch vielfach glaubwürdigeren Quellenstoff wesentlich ergänzen und berichtigen können; aber im Großen und Ganzen hat sich die Differenz zwischen ihm und uns, wenn man seine Vorgänger vergleicht, wesentlich verringert. Nach seiner Versicherung rechnete Napoleon entschieden darauf daß Bernadotte nicht auf das Schlachtfeld kommen würde, und wir wissen wie viel Wahrscheinlichkeit eine solche Annahme hatte. Er ging darum mit einer gewissen Zuversicht des Erfolges an die Schlacht. Daß ihr Schicksal freilich schon am 16. entschieden war, das giebt auch Thiers zu. Der halbe Erfolg von Wachau und das

völlige Mißlingen bei Möckern bedeutete jetzt für ihn schon die Niederlage. Auch er ist daher der Meinung daß es höchste Zeit war am 17. October den Rückzug so vorzubereiten, daß die Verbündeten am Morgen des 18. nur noch die Nachhut eines abmarschirten Heeres vor sich fanden.

Und auch dann, als er im November den Rhein überschritten hatte, scheint ihm der letzte Weg der Rettung noch nicht abgeschnitten. „Die Menschen," sagt er am Schluß, „tragen in ihrem Charakter ein Verhängniß das sie außer sich und über sich suchen, während es nur in ihnen selber liegt. Wenn sie sich dann dem Verderben zugeführt haben, so halten sie sich an ihre Verbündeten, an die Menschen, an die Götter, und behaupten von allen verrathen zu sein, während sie es nur durch sich selbst sind."

Dieß Facit des französischen Geschichtschreibers lautet allerdings anders als das seiner Vorgänger. Und insofern stimmen wir gern in das Wort ein das Thiers einmal bei Gelegenheit einer der vielen absichtlichen Täuschungen Bonaparte'scher Geschichtschreibung ausspricht. „Glücklicherweise," sagt er, „triumphirt mit der Zeit die Wahrheit immer; denn es gibt früher oder später Leute die sie lieben und zu finden wissen, und dann geschieht es daß sie bald die verurtheilt, bald sogar rechtfertigt, welche ungeschickt genug waren sie verbergen zu wollen. Oft ist sie ihnen selber günstiger als die Lügen die sie erfunden haben um sich zu rechtfertigen."

Lefebvre, Geschichte Napoleons.

Histoire des Cabinets de l'Europe pendant le Consulat et l'Empire, écrite avec les Documents réunis aux Archives des affaires étrangères. Par Armand Lefebvre, ancien attaché au ministère des affaires étrangères. Paris 1845. T. I. II.

(Allg. Ztg. 24. April 1845 Beilage Nr. 114.)

Es ist ein eignes Zusammentreffen daß in demselben Augenblick wo Mode und Unverstand dem Tendenzbuch des Hrn. Thiers die Palme historischen Verdienstes reichen, ein Werk erscheint das in der Napoleon'schen Geschichtschreibung auf längere Zeit hinaus Epoche machen wird als alle glänzenden Plaidoyers eines überzuckerten Bona-

partismus. Der Verfasser ward zunächst durch die Stellung seines Vaters zu dem schwierigen Werk aufgefordert; Eduard Lefebvre, unter Bonaparte durch wichtige diplomatische Missionen ausgezeichnet, unter der Restauration mit Ausarbeitung einer Geschichte der Diplomatie von 1789 bis 1815 beauftragt, hinterließ seinem Sohn Vorarbeiten zu einem unvollendeten Werke und den spornenden Antrieb diese Vorarbeiten weiter zu verfolgen. Hr. A. Lefebvre, selbst früher im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, hat dieß mit dem Fleiß eines schlichten und treuen Forschers gethan, und tritt nun neben seinem brillanten Rivalen ohne die nöthigen Claqueurs, still und anspruchlos, aber doch bedeutungsvoll genug hervor um den Unterschied zwischen dem ernsten Geschichtschreiber und dem historischen Faiseur recht lebhaft fühlen zu lassen.

Lefebvre hat sich den Kreis seiner Aufgabe enger begränzt als der berühmte Verfasser der Histoire du Consulat et de l'Empire; er hat, wie Bignon, zunächst nur die Cabinette und ihre Diplomatie im Auge. Die Zustände des Innern sind kürzer abgethan als bei den übrigen Geschichtschreibern Napoleons; die Militärgeschichten sind nur zur Erläuterung des Zusammenhanges, klar aber sehr präcis, ohne pomphafte Schlachtenmalerei, dazwischengestreut; dagegen ist den auswärtigen Verhältnissen die ganze detaillirte Sorgfalt eines actenmäßigen Geschichtschreibers gewidmet. Die Darstellung ist sehr schlicht, oft von einer gewissen Trockenheit, und darf weder auf die glänzende Eloquenz des Thiers'schen Buches noch auf die akademische Zierlichkeit und Glätte Bignons Anspruch machen. Sie verliert deßhalb freilich nichts für den der statt des flüchtigen Genusses Belehrung sucht, und das Werk darf wohl auf den thukydideischen Ruhm Anspruch machen ein bleibendes Werk (mehr ein *κτῆμα εἰς ἀεὶ* als ein *ἀγώνισμα εἰς τὸ παραχρῆμα*) sein zu wollen.

Die Quellen die Lefebvre benutzt hat sind unter denen die einem Franzosen zugänglich sind jedenfalls die besten. Von gedruckten Büchern werden wir am meisten an Bignon, Thibaudeau und Pelet — also gerade an die drei werthvollsten — erinnert; von Ungedrucktem sind es die Schätze des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten, die der Verfasser nicht etwa flüchtig durchmustert und mit prätentiösem Nachdruck betont, sondern sorgfältig und für seinen Zweck erschöpfend durchforscht hat. Den besten Prüfstein gibt uns Bignon selbst; ihn wird man zwar mit aller Aengstlichkeit des Apologeten und der Personen-

kenntniß eines betheiligten Augenzeugen eine Menge der kostbarsten Aufschlüsse geben sehen, und er hat in gewissem Sinn für die Geschichtschreibung Napoleons sogar die Bahn gebrochen, allein Lefebvre's Buch bringt doch zur Ueberzeugung daß der alte kaiserliche Diplomat manches noch übersehen hat, vieles geflissentlich hat übersehen wollen. Bignon, als bezahlter und bestellter Advocat seines kaiserlichen Herrn hat oft ein Interesse sehr kurz abzuthun was Lefebvre in ehrlicher Genauigkeit erzählt; dort ist außerordentlich viel Apologetik und Dialektik eingestreut um den Kern der Thatsachen unvermerkt aus den Augen zu rücken, hier ist das individuelle Raisonnement niemals benutzt um das Factische in Schatten treten zu lassen. So genießen wir einen doppelten Vortheil: bei dem einen, was Bignon uns bereits gegeben hat, werden wir in unsrer ruhigen Betrachtung durch Bonapartisirende Advocatenkunst nicht gestört, bei dem andern fühlen wir Bignons zufällige oder absichtliche Lücken trefflich ausgefüllt.

Gleich in den ersten Jahren des Consulats stoßen wir auf eine Menge von Punkten die zugleich Wichtiges und Neues enthalten, während z. B. Hr. Thiers uns zwar manches Neue, aber darunter nicht viel Wichtiges geboten hat. Die Unterhandlungen mit England nach der Schlacht von Marengo, die diplomatischen Verhältnisse zur Schweiz vor der Mediation erhalten manche neue Beleuchtung;*) andere Partieen werden uns hier erst in ihrer Vollständigkeit vorgeführt. Dahin gehört besonders das Verhältniß zu Spanien; aus der unmittelbaren Mittheilung der Berichte Beurnonville's, des damaligen Gesandten in Madrid, lernen wir ganz in das Gewebe des diplomatischen Netzes hineinsehen das seit 1803 anfing Spanien zu umstricken, und das zu Bayonne (1808) vollendet ward. Lefebvre gibt hier die trockenen Thatsachen, statt wie Bignon und Thiers die faulen Flecken der Consularpolitik mit jener akademischen Beredsamkeit à la Fontanes zu verhüllen. Das Detail der Verhandlungen, wodurch man Spanien zwingt am Kriege Theil zu nehmen, der Brief Bonaparte's an Karl IV., woraus die tiefste Verachtung des verbuhlten Godoi spricht (I. 311), wirft auf die Geschichte des großen Mannes ein ganz eigenthümliches

*) So erfahren wir I. 224 daß schon vor der Mediation von einer völligen Occupirung der Schweiz durch einen Alliirten Frankreichs die Rede war. Der Markgraf von Baden sollte „grand Landamman héréditaire" der Schweiz werden.

Licht das uns die HH. Apologeten gar gern durch einen Schirm dämpfen möchten: Thiers schlüpft mit einer gedrechselten Phrase über den Hauptpunkt hinweg, Bignon ist, wie wir aus Lefebvre sehen, nicht mit allem was ihm die Archive gaben herausgerückt.

Auch die Unterhandlungen mit Rußland (I. 317 f.), die Beziehungen zu Preußen (I. 334) wie sie im Jahre 1803 angeknüpft waren, erhalten ihre diplomatische Vervollständigung; wie dort aus Beurnonville's, so werden wir hier aus Laforests wörtlich mitgetheilten Berichten in den Zusammenhang eingeführt, Bignon wird auch wohl an einer und der andern Stelle berichtigt. Die Unterhandlungen nach der Einführung des Kaiserreichs, wie sie die neue Coalition vorbereiten, sind noch nirgends mit der Vollständigkeit erzählt worden, und wir lernen hier die diplomatische Geschichte der Zeit aus ihren unmittelbarsten Aeußerungen kennen. Oesterreich, Rußland, Preußen sind viel erschöpfender als bei Bignon gezeichnet; über die Stellung Neapels konnte uns Lefebvre um so bessern Aufschluß geben da sein Vater einen wichtigen Theil der Unterhandlungen geleitet hat; aber auch über die spätern Rheinbundstaaten, namentlich Bayern (II. 129 ff.), werden uns aus den Gesandtschaftsberichten neue und für Deutschland sehr interessante Aufschlüsse mitgetheilt. Die Verhältnisse des Jahres 1806 bis zur Katastrophe von Jena, wo der zweite Band schließt, sind nicht nur vollständiger, sondern auch lebendiger und anziehender als irgendwo geschildert; der Verfasser, der Napoleons Bestehen an das Bestehen und die Freundschaft Preußens geknüpft glaubt, folgt mit subjectiver Theilnahme dem verhängnißvollen Verschlingen der verschiedenartigsten Fäden, in denen Preußen zuletzt festgehalten und bewältigt wird. Die Folgen der Zweideutigkeit und einer principlosen Politik, verschlimmert durch Englands Wunsch Preußen zu compromittiren, und durch Bonaparte's schwindelnden Hochmuth, der ohne Preußen bestehen zu können glaubte, sind hier mit dramatischer Verwicklung zum Knoten geschürzt, und zwar wird das alles ohne Effecthascherei, nur durch unmittelbare Einsicht in die diplomatischen Quellen der Zeit uns gewährt. Gerade hier hat Lefebvre wieder gegenüber von Bignon neben der Kunst des Wahrheitredens auch die schwierigere des Nichtverschweigens geübt — eine Kunst die um so schwerer wird, je weiter ein Apologet den Gang der Bonaparte'schen Geschichte fortführt. Lefebre wird daher in seinen folgenden Bänden uns als eine sehr wünschenswerthe und nothwendige Ergänzung Bignons dienen; für die

Jahre 1812 bis 1815, die leider Bignon nicht mehr hat bearbeiten können, kann Lefebvre französischerseits wohl die wichtigste Fundgrube diplomatischer Aufschlüsse werden.

Der historische Standpunkt des Verfassers kann als ein sehr unbefangener bezeichnet werden; nimmt man Thibaudeau und Pelet aus, so hat noch kein Franzose so freimüthig und doch zugleich ohne legitimistischen oder republicanischen Parteigeist das Bonaparte'sche Wesen beurtheilt. Die HH. Bignon, Thiers u. s. w. erscheinen wie bestellte Advocaten und Sophisten gegenüber der ungeschminkten trockenen Wahrheit wie sie Lefebvre vorträgt. Auch er freilich ist Franzose, und wir werden unten sehen daß auch aus ihm bisweilen mehr der Sohn Frankreichs als der unbefangene Historiker herausspricht. Aber wo es geschieht, geschieht es wenigstens unbewußt, durch die Allmacht jenes nationalen Vorurtheils, von dem unsere deutsche Geschichtschreibung sich so total bar und sicher weiß; nie wird mit Absicht oder Bewußtheit die Thatsache im schiefen Licht der volksthümlichen Einseitigkeit aufgefaßt, oder gar die niedere Augendienerei gegen nationelle Gelüste und Eitelkeiten mit lügenhafter Virtuosität ausgeübt. Wir haben in unserer Beurtheilung der beiden ersten Bände von Thiers dergleichen faule Stellen aufgedeckt; es freut uns seitdem in dem Buche von Lefebvre eine Rechtfertigung für unsere Anklage erhalten zu haben.

Jene zarte und schonende Beredsamkeit des akademischen Zeitalters, deren Untergang in Fontanes Hr. Thiers so sehr beklagt, hat an Lefebvre keinen Eleven gefunden; er versteht sich nicht auf die schwere Kunst in glatten Worten Andere zu dupiren, oder zu thun als sei man selber dupe. Wie oft haben wir all den republicanischen Firlefanz, womit Bonaparte von 1796 bis 1804 die Sklaverei zu umkleiden wußte, aus französischem Munde als baare Münze rühmen hören! Lefebre nennt die Dinge beim rechten Namen, und sieht z. B. in den Töchterrepubliken Italiens nichts als „große Namen für kleine Dinge, erbärmliche Parodien jenes schrecklichen Drama's das man zuvor diesseits der Alpen gespielt." Wie lang und breit hat uns Herr Thiers über alle papiernen Möglichkeiten der Sieyes'schen Verfassung von 1799 unterhalten, wie viele Mühe gab er sich mit brillanter Rede die wunden Stellen der Consulatverfassung zu verdecken! Auch hier trifft Lefebvre den rechten Punkt, wenn er Sieyes' Werk die „mühevolle Arbeit eines Metaphysikers, nicht eines Staatsmannes" nennt, und von der neuen Ordnung der Dinge rund heraus sagt:

die Constitution vom Jahr VIII nahm dem Volke die Ausübung aller seiner politischen Rechte; Preßfreiheit, Wahlfreiheit, die Freiheit der Tribune — alles was das Wesen der Repräsentativregierungen ausmacht, verschwand aus der neuen Ordnung der Dinge. Auch Lefebvre erkennt als Nothwendigkeit an daß zur Begründung einer neuen socialen Ordnung eine einzige starke Hand die Zügel des Staates ergriff, aber er fügt auch hinzu daß die neue Verfassung kein ehrliches Werk war, daß in Worten wie in den Sachen nur die Lüge vorherrschte (I. 27). Das neue System der Verwaltung mit seiner despotischen Centralisation und seinem Präfectenregiment, das Hr. Thiers sich so viele Mühe gab den Steuerpflichtigen zu empfehlen, wird von Lefebvre mit dem einen Wort erschöpfend charakterisirt: Bonaparte rief unter dem Namen der Präfecturen das alte System der Intendanten der frühern Monarchie ins Leben zurück. Wie zart und sorgsam hat sich nicht Thiers aller der Fremden angenommen die durch übereilte Capitulationen den französischen Heeren ihre Siege erleichterten; Lefebvre sagt von Melas, dem Schützling des Hrn. Thiers, in treffender Kürze: statt das Wohl seiner Truppen aufs Spiel zu setzen, zog er es vor Piemont und die Lombardei zu opfern (I. 60). Auch Kleber, der hart Angeklagte, wird richtig beurtheilt, und an der Lage der Dinge nachgewiesen wie gegründet seine Sorgen und sein Groll waren (I. 62). Das Jagen nach effectvollen Anekdoten und dramatischen Schlageffecten stört bei Lefebvre nie die ruhige Betrachtung; die Ermordung des Kaisers Paul z. B., die Thiers so wundersam aufgestutzt und nach einer trüben Quelle für Feuilletons zurecht gemacht hat, hat der Verfasser nach der glaubwürdigeren Fassung Bignons mitgetheilt.

Diesen gesunden Sinn, den selbst sehr geistreiche Historiker immer verlieren sobald sie eine Tendenz, eine arrière pensée im Hintergrund haben, hat Lefebvre auch sonst in den meisten Fällen bewährt. Treffend sind vor allem seine Schilderungen der diplomatischen Zustände und Personen, selbst im Ausland; treffend auch deßhalb, weil nicht immer der nur französische Maßstab angelegt ist. In präciser Uebersicht werden die einzelnen Höfe und die leitenden Personen gezeichnet, ein um so schwierigeres Geschäft als die Franzosen seit 1815 gerade dabei immer die scurrilste Unkenntniß an den Tag legten; Lefebvre ist glücklich über diese Klippen hinweggekommen, und nimmt man Einzelnes weg was über die Königin Luise und eine andere deutsche Fürstin erzählt

wird, so hat der Verfasser überall Geschichte, nicht diplomatisches Salonsgeplauder gegeben. Haugwitz und seine Systemlosigkeit ist hier von Anfang an mit Ruhe gezeichnet; gerade bei solchen Charakteren begegnet es sonst den Franzosen leicht Lob und Anklage und in dem Verhältniß auszutheilen als die Devotion gegen Frankreich im Steigen oder Fallen war. Auch Hardenberg wird ohne Haß geschildert — für einen Franzosen wieder ein Verdienst, da man sonst aus allen französischen Büchern den berüchtigten Ton der Denunciationen im Moniteur (1806) heraushört. Ein noch selteneres Beispiel von historischer Unbefangenheit gibt Lefebvre bei Beurtheilung der großen Engländer, und es thut einem ordentlich wohl, statt des banalen Parteirufs Pitt et Cobourg, von drüben einmal eine Aeußerung staatsmännischen gesunden Sinns zu vernehmen. Lefebvre trägt kein Bedenken Pitt — den schrecklichen Pitt, für den sonst eine furchtbare Rüstkammer von Verbalinjurien in Bereitschaft zu sein pflegt — in ruhiger Parallele mit Bonaparte selbst zusammenzustellen (II. 4), und Nelsons Größe, der mit seinen Schiffen in 70 Tagen zweimal den Ocean durchfurcht, nur um die zweimal stärkere französische Flotte aufzusuchen, erkennt der Verfasser als einen schönen und bewunderungswürdigen Zug an (II. 82). Pitt selbst sehen wir sonst in den französischen Geschichten wie ein Ungethüm untergehen, und über seinem Grabe müssen wir dann die widerwärtigen Phrasen von seinem Kampfe gegen die „Freiheit" à la Bonaparte hören, wovon sich selbst verständige Leute wie Thibaudeau nicht frei halten können; Lefebvre läßt ihn wie einen großen Staatsmann sterben (II. 302), dessen letzter angstvoll gepreßter Schmerzensruf „o mein Vaterland" das erschütternde Geständniß enthält daß er selbst an seinem Werke zu verzweifeln begann.

Versteht es der Verfasser gegen das Ausland billiger als seine Vorgänger zu sein, so hat er auch von Frankreichs eigener Stellung eine gesundere Ansicht als die ewig wiederkehrenden Rodomontaden der jetzt impotent gewordenen Eroberungsgier, in welche die Franzosen gewöhnlich verfallen. Man kann es Hrn. Lefebvre schon zugeben daß Frankreich nach den Siegen des Jahres 1800 im **Rechte** war gegen Oesterreich Repressalien für die zweite Coalition zu nehmen; sieht er doch wenigstens ein (I. 98) daß es nicht in Frankreichs **Interesse** lag sie zu nehmen. Es handelte sich, sagt er mit Recht, nicht um Rache und Vergeltung, sondern um die andere Frage ob durch Mäßigung nicht unsere dauernde Größe mehr gesichert war. Nur wenn

Oesterreich wirklich befriedigt war, konnte man auf einen dauernden Frieden des Continents, und einen gelungenen Kampf gegen Englands Seemacht rechnen; aber leider, fügt er hinzu (I. 105), wurden wir aus den Bahnen dieser Versöhnungspolitik herausgeworfen und in die alten Verirrungen des Directoriums zurückgedrängt. Unter den Gründen die dazu hindrängten nennt der Verfasser als letzten und gewichtigsten daß Bonaparte's Kriegslust durch nichts zu bewältigen war; „er liebte den Krieg leidenschaftlich weil er ihn mit Genie zu führen verstand, er liebte ihn als ein Mittel die Nation in einem Zauber gefangen zu halten (fasciner), sein Ansehen zu erhöhen und seine Dynastie zu begründen.“ So einfach und ungesucht sich diese Betrachtungen darbieten, so schwer sind sie dem gewöhnlichen Bonapartismus zu begreifen; alle französischen Geschichten strecken nach dem Muster des Vogel Strauß den Kopf ins Gefieder, damit sie nicht gesehen werden. „Pitt et Cobourg,“ „la sainte alliance,“ „l'aristocratie allemande“ — das sind die Feinde denen Bonaparte unterlag, die waren es die den armen Mann immer wieder zum Kriege drängten, die auch 1813 das Meisterstück geliefert haben sollen den Bonaparte'schen Koloß zu fällen. Hr. Lefebvre ist vernünftiger als seine Landsleute; die historische Erfahrung wäre für die überrheinischen Propagandisten keine so ganz verlorene Frucht, wenn sie im Stande wären die Wahrheit der Bemerkung zu würdigen (I. 107): „Die Geschichte wird den Vertrag von Lüneville als ein ungeheures Unglück beklagen, denn aus seinem Schooße sind alle unsere Ruhm- und Unglücksfälle hervorgegangen; fünfzehn Jahre lang haben wir nicht aufgehört zu siegen und zu erobern, aber womit hat all die Macht geendet? Mit den Verträgen von 1815 und der Gefängnißqual von St. Helena.“

Wer sich über die auswärtige Politik Bonaparte's von den herkömmlichen Illusionen so weit frei gemacht hat daß er einsieht und gesteht wo der kranke Fleck des Bonaparte'schen Reiches lag, der wird auch über das Innere sich nicht bedenken der Wahrheit die Ehre zu geben. Da im französischen Charakter doch ein guter Theil der revolutionären Erinnerungen von 1789—1799 Wurzel geschlagen und Frucht getragen hat, war es immer gefährlich den nackten und cynischen Bonapartismus zu predigen; man sah sich stets genöthigt zugleich den demokratischen Liberalismus mit ein Paar Concessionen abzufinden; die beste Vermischung dieser ganz disparaten Ingredienzien hat Hr. Thiers geliefert; die Bonaparte'schen Invaliden und die liberale

Bourgeoisie die den Constitutionnel liest, legen das Buch gleich befriedigt aus der Hand. Es bedarf einer recht feinen und gewiegten Dialektik um sich da nach keiner Seite eine Blöße zu geben; die Wahrheit muß dann freilich mitunter zu kurz kommen. Auch hier hat Hr. Lefebvre den akademischen Vorbildern nicht nachgestrebt, er gehört zu den Leuten die Schwarz schwarz nennen, und bezeichnet Bonaparte's Verhältniß zu der revolutionären Freiheitsentwickelung gleich anfangs als einen argen Rückschritt. „Die Constitution vom Jahr VIII, sagt er (I. 208), hatte Bonaparte nie ernstlich genommen. Seine Ansichten wie seine Neigungen trieben ihn über das Ziel, das sie seiner Gewalt gesteckt hatte, hinaus; sie hatte keine Staatsreligion anerkannt, er wollte dem katholischen Cultus seinen Glanz wieder geben; sie hatte die Beschlüsse gegen die Emigranten bestätigt, er sie durch die Amnestie ersetzt; sie hatte den Grund der Gleichheit aller Bürger geheiligt, er wollte Bänder und Kreuze zurückführen; sie hatte auf zehn Jahre die Dauer seiner Herrschaft beschränkt, er dachte daran sie lebenslänglich und erblich zu machen; sie hatte die Republik eingeführt, er war ungeduldig den Thron wieder aufzurichten.“ Wenn man weiß wie viel Mühe sich Bignon gegeben hat die Bitterkeit der ersten Reactionsmaßregeln zu versüßen, so ist es schon ein Verdienst daß Lefebvre offen auf die verstärkte Rückkehr zum Alten hindeutet und die Uebersicht der innern Zustände (1802) mit der treffenden Bemerkung schließt (I. 218): „Es gab in der Regierung keine Macht, in der Gesellschaft keine Gewalt mehr die frei und unabhängig gewesen wäre; Bonaparte hatte alles vereinigt und verschlungen. Er hatte die Nation in allen ihren Fibern gefaßt, an ihren edlen Neigungen wie an ihrer Eitelkeit, er beherrschte sie durch den Zauber seines Genie's und Ruhmes noch mehr als durch seine Allgewalt. Fand dieser Mann nicht in seinem eigenen Urtheil einen Zügel für seine Leidenschaften, gab ihm Gott der ihn so groß gemacht nicht auch die Mäßigung gegen den Mißbrauch, so mußte er früh oder spät sein Glück mißbrauchen und in die Fehler verfallen welche die Schicksale eines ganzen Volkes in Frage stellen.“

In dieser verständigen Betrachtung kann Bonaparte nur gewinnen, denn wo wir keine apologetische Absicht, keine lauernde Tendenz durchfühlen, wird uns der Genuß seiner wahren Größe viel reiner und unverkümmerter erhalten als in der prahlenden Rhetorik des Bonaparte'schen Propagandismus. Lefebvre macht sich keine Mühe grelle

Schattenseiten zu verdecken; z. B. Bonaparte's ungroßmüthiges Benehmen gegen Moreau während dessen Proceß wird nicht durch die herkömmlichen Anklagen gegen Moreau maskirt, sondern (I. 364) offen hervorgehoben; der Act der Blutrache gegen Enghien, der ganz nach dem Muster der corsischen Vendetta beschlossene und verübte politische Mord hat in Frankreich wohl noch keinen so unbestechlichen und unerbittlichen Erzähler gefunden als den Verfasser; ohne Bonaparte zu hart zu belasten, verschmäht er doch auch das herkömmliche Manöver, die ganze Verantwortlichkeit den gehorsamen Agenten des Despotismus aufzuwälzen. Am wohlthuendsten ist diese historische Gerechtigkeit da wo sie ein theures deutsches Interesse angeht — bei der preußischen Katastrophe von 1806. Wir waren gewohnt bei allen Franzosen neben den obligaten Schmähungen auf die preußische Perfidie eine schleichende Beschönigung des Bonaparte'schen, halb Jacobinischen, halb soldatischen Verfahrens zu finden, und Hr. Bignon hatte darüber ein wahres Meisterstück eines schiefen und sophistischen Plaidoyers geliefert; die dii minorum gentium sind ihm dann nachgetreten. Anders Lefebvre; er verbirgt nicht die krummen Wege auf welchen die preußische Politik 1805 und 1806 hin und herschwankte, aber er rügt auch hart die Fehler und Falschheiten der Bonaparte'schen Politik. Die von Bignon mit reichen Mitteln der Sophistik entschuldigte Verletzung des Ansbacher Gebietes wird trocken als ein Act der Gewalt und zugleich als eine unkluge Herausforderung bezeichnet (II. 146 ff.), die groben Insulten die sich Frankreich vor dem Ausbruch des Krieges unedler Weise gegen Preußen erlaubte, werden als das ausgegeben was sie waren, und das gemeine Benehmen, der soldatische Cynismus, wie er sich in den Bulletins gegen die preußische Dynastie, besonders gegen die edle Königin aussprach, findet an Lefebvre keinen Entschuldiger, sondern einen strengen Richter. Die Ermordung Palms sieht der Verfasser auch anders an als Bonaparte'sche Corporale, Marschälle und Diplomaten, und die vielgerühmte Begnadigung des Fürsten Hatzfeld wird mit Recht nur als ein Act der Billigkeit hingestellt. Hatzfeld, sagt er (II. 402), war schuldig in den Augen des Siegers, aber nicht in den Augen seines Königs, und vor dem Gericht des menschlichen Gewissens; tödtete ihn Napoleon, so folgte er dem Rechte des Krieges, aber er regte auch alle edlen Gemüther gegen sich auf, und Hatzfelds Blut wie das Palms befleckte nur sein ruhmvolles Andenken.

Gern haben wir dem Verdienste des Verfassers alles Lob gezollt;

denn wir kennen die Schwierigkeiten sich von einem nationellen Vorurtheil loszuwinden, das uns eingeimpft von den Vätern, und mit uns groß gezogen wird; wir wissen daß unter den Franzosen noch kein Geschichtschreiber Napoleons sich mit so viel Freiheit vom Standpunkt der Bonaparte'schen Eroberungslust auf den der Geschichtschreibung emporgeschwungen hat. Drum würden wir auch über einzelne Schwächen gern hinwegsehen, wenn uns nicht daran läge den Beweis zu liefern daß in der Gegenwart noch kein Franzose, auch der vorurtheilsfreieste nicht, im Stande sei ganz ohne Befangenheit, ohne Kränkung unserer nationalen Rechte die Geschichte des Bonapartismus darzustellen. Auch Hr. Lefebvre, wie alle seine andern Landsleute, mißkennt daß z. B. der Friede von Amiens von Seite Englands nur ein Waffenstillstand war und sein konnte, daß der Krieg neu beginnen mußte, sobald das Land von der furchtbaren Erschöpfung sich nothdürftig erholt hatte; auch er stimmt in die lächerlichen Klagen über Albions Treulosigkeit ein, als es sich nach kurzem Athemholen von Neuem zum Riesenkampf mit dem gefährlichen Rivalen erhoben hat. Auch Lefebvre, sonst so gerecht und wahrheitsliebend, erzählt die Art wie Bonaparte Präsident der italienischen Republik wird, in Bignons Art; von dem Intriguenspiel hinter den Coulissen, das den großen Mann so klein erscheinen läßt, keine Sylbe; und doch kann weder Botta noch Bonacossi in Frankreich unbekannt geblieben sein. So richtig der Verfasser den Charakter des Luneviller Vertrages beurtheilt, so ist er doch zu sehr Franzose, um nicht an dem immer mächtiger anschwellenden Gebiet des Landes Behagen zu finden; er geräth mit sich selbst in Widerspruch, und sieht in den gesteigerten Reunionen, dem gewaltsamen Anhäufen neuer Erwerbungen nichts als Maßregeln der Nothwehr (I. 221). Die Mediation in der Schweiz, so sehr er über dergleichen republicanische Gaukeleien Bonaparte's früher den Stab gebrochen, betrachtet er später in sehr mildem Lichte, und das Entschädigungsverfahren in Deutschland findet er ebenfalls in der Ordnung. Freilich hat er Recht wenn er (I. 231) die servile Kriecherei und das Länderjagen der deutschen Reichsglieder in Paris, das uns schon Hr. v. Gagern mit lobenswerther Ehrlichkeit geschildert hat, streng charakterisirt; auch entschädigt er uns später für die bittere Pille durch eine kostbare Lehre, wenn er sagt (II. 166): „die deutschen Stämme hätten das Geheimniß Frankreich zu besiegen durch ihre Vereinigung erlernt.“

Eine Quelle vieler einseitigen und schiefen Auffassungen ist bei den Franzosen die völlige Unbekümmertheit um die Quellen des Auslandes. Während unser grundgelehrtes Deutschland alljährlich eine ganze Colonie historischer Forscher in die ausländischen Archive schickt, und ein ehrlicher deutscher Geschichtschreiber sein Gewissen nicht ruhig fühlt, ehe er sich in der Fremde über den fremden Stoff genau belehrt hat, halten die Franzosen selbst da diese Nachforschung für überflüssig wo ohne gründliche Kenntniß fremder Quellen eine richtige Auffassung absolut unmöglich ist. Was der Art geschieht, gehört zu den seltensten Ausnahmen; höchstens schickt Hr. Mignet oder sein Freund der Minister manchmal — wie vor ganz kurzer Zeit erst wieder geschah — einen jungen Mann, den man versorgen will, der Nachforschungen wegen nach Deutschland, aber natürlich kann der glückselige junge Mann, der auf Staatskosten den Touristen spielt, nicht einen Buchstaben deutsch. So sind denn auch die Geschichtschreiber Napoleons in völliger Dunkelheit über deutsche Zustände, selbst Hr. Lefebvre kennt von Deutschen nur ein paar französisch geschriebene Sachen von Gentz und Schöll; wir sehen nun durchaus nicht ab wie das enden soll, und sind sehr begierig was das für eine Geschichte des Jahres 1809 bis 1815 werden wird. Daraus entspringen dann Urtheile wie wir sie bei allen Historikern von Jenseits finden; wir reden nicht von den Tendenzsophisten, wie Bignon, Thiers rc.; nein, auch verständige, ruhige Leute, wie unser Hr. Lefebvre, sind über die Motive des deutschen Lebens wie es sich Bonaparte entgegengestellt, auf dem nämlichen Standpunkt auf dem sich die Coalition im Jahre 1792 gegenüber der Revolution befand. Lefebvre, der sonst eine unbestimmte Ahnung hat von einem deutschen Volksgefühl und dessen Erbitterung, sieht gleichwohl in der preußischen Erhebung (1806) nur eine Liebhaberei der Königin, von der König, Hof und Volk mit fortgerissen werden; daß die Auflehnung gegen den Bonapartismus, besonders seit 1809, Sache des Volkes, und nur Sache des Volkes war, mißkennt er in ähnlicher Weise, wie später Gentz im Oesterreichischen Beobachter, und gesteht uns neben den „passions soudoyées" höchstens noch ein paar Leute zu die ein „exaltirter Patriotismus" bewegte. Und doch fehlt es demselben Geschichtschreiber nicht an der Einsicht und dem guten Willen ein andermal Stein seine wahre Stellung neben Pitt gegenüber von Bonaparte anzuweisen, und zu beklagen daß der Kaiser die nationalen Sympathien des deutschen Volks nicht besser zu erfassen verstand.

Da die Franzosen so schlecht bewandert sind in deutschen Quellen, die ihre Geschichte sehr nahe angeben, wie sollten sie bekannt sein mit unserer eignen ältern Geschichte? Während wir über französische und englische Zustände Bücher ausarbeiten, aus denen man dort wieder verdünnte Abgüsse zurecht macht, weiß weder der Franzose noch der Engländer etwas über das Stück Geschichte das wir vom achten bis zum siebzehnten Jahrhundert gemacht haben. Sie kennen uns erst seit dem westfälischen Frieden, so wie sie Italien erst seit dem 16ten Jahrhundert kennen; sie kennen die Entwickelung nicht durch welche die monarchische Einheit usurpatorisch unterwühlt und zerrissen worden ist. Sie kennen kein Deutschland der Hohenstaufen, sondern nur das buntscheckige Bild einer schwerfälligen Bettelgrandezza und habsüchtiger Einzelinteressen, wie es sich zu Münster und Osnabrück, im Fürstenbund, auf dem Rastadter Congreß u. s. w. producirt hat. Darum kann es auch einem so verständigen Manne wie Lefebvre begegnen daß er zu den Ursachen des Verfalls des deutschen Reichs den „empörenden Mißbrauch" rechnet den der Wiener Hof von seiner Gewalt machte, und wodurch er das Reich in die Händel mit Frankreich verwickelte! Einen empörenden Mißbrauch der Gewalt von Seite der kaiserlichen Macht — wo ist die seit dem Sturz der Hohenstaufen auch nur zu erdenken, als in der lebhaften Phantasie unwissender französischer Historiker, die sich erst über Deutschland müssen oberflächlich belehren lassen, ehe sie die Geschichte des Rheinbundes beschreiben! Aus denselben Gründen ist auch die Naivetät unsers Geschichtschreibers zu erklären womit er voll Wohlwollen für Preußen bedauert daß Bonaparte so arg den Herrn spielte und polterte, statt die Ketten etwas milder, etwa von dem Kaliber des Rheinbundes, aufzulegen. Preußen scheint ihm — und diese Idee hat in Frankreich Anhänger in Menge — berufen mit Frankreich gegen Oesterreich und England Hand in Hand zu gehen; in der Vernichtung Preußens sieht er den Vorboten von Napoleons eigenem Fall. Nach der Katastrophe von Jena keine Erniedrigung, meint er, sondern eine offene, vollständige Allianz, ohne Rückhalt (II. 416). Eine Allianz gegen wen? Gegen Oesterreich; also wieder ein Fragment aus der Politik der guten alten Zeit von 1648 bis 1806, wo es ein Oesterreich, ein Preußen und nebenbei noch ein deutsches Reich gab; eines schlug man dann durch das andere.

Diese Bemerkungen gelten nicht Hrn. Lefebvre allein, sie gelten den französischen Geschichtschreibern Napoleons im Allgemeinen. Lefebvre

ist vielmehr noch der unbefangenste von allen; eben darum kann man daraus schließen wie die HH. Bignon, Thiers, Norvins u. s. w. unsere nationale Erhebung verstehen mögen. Ein Franzose der jetzigen Generation und noch mancher folgenden kann keine Geschichte des Bonapartismus für Deutsche schreiben, so wenig wir uns anheischich machen eine Geschichte des Befreiungskrieges für Franzosen zu schreiben. Darum nochmals Schande über alle feilen Speculanten und ihre literarischen Inquilinen, die um den lieben Groschen uns in sudelnder Eile die Bücher übersetzen in denen nicht nur unsere beste That seit drei Jahrhunderten — die Erhebung gegen Bonaparte — herabgedrückt werden soll und muß, sondern zugleich der alte Absolutismus, ins Bonapartistische übertragen, als politische Lehre dem Michel recommandirt wird. Müssen wir nicht täglich mit Scham und Entrüstung der schmählichen Eile zusehen, womit ein Mäkler dem andern das Procentchen abzujagen sucht, oder die speculirende Rührigkeit bewundern womit sie das „Geschäft" der Actienindustrie in Gang zu bringen wissen? Und das alles um Bonapartisirende Tendenzschriften ins deutsche Volk zu bringen!

Hrn. Lefebvre freilich wird diese Ehre nicht widerfahren: sowie die kostbaren Früchte seiner Forschungen neben den ausposaunten Minutien des Hrn. Thiers nur stille Anerkennung finden werden, so wird es auch niemanden einfallen das wirklich verdienstvolle Buch, dessen folgende Bände man mit Spannung erwarten darf, in Deutschland an den Ecken auszurufen. Denn damit ist eben kein Geschäft zu machen.

Dritter Band.

(Allgem. Ztg. 15. u. 16. Dez. 1847 Beilage Nr. 349 u. 350.)

Als vor einigen Jahren die ersten Bände dieses Werkes erschienen, haben wir nicht unterlassen auf die Bedeutung des Buches in diesen Blättern aufmerksam zu machen. Es fehlte zwar dem Werke an den bestellten und unbestellten Claqueurs, welche schon Monate vor dem Erscheinen ganz Europa in Athem hielten, es fehlte an den marktschreierischen Ankündigungen, welche der staunenden Welt erzählten, der Verfasser habe nicht nur alle Archive aufs Gründlichste durchforscht, sondern sei auch in Begriff in vier Wochen die großen Schlachtfelder Italiens, Deutschlands und der Niederlande selbst zu bereisen, kurz keines der günstigen Gestirne womit die Modegeschichtschreibung

des Tages sich selbst anzukündigen pflegt, ging über der Wiege dieses Buches auf, es schien auf den praktischen Satz mundus vult decipi und dessen nützliche Anwendungen völlig Verzicht zu leisten. Ganz anspruchslos trat es in die Welt ein, gleichzeitig mit einem sehr anspruchsvollen Rivalen, der alle jene Künste mit Virtuosität aufgeboten hatte, dem schon ein Dutzend Recensenten bereit standen am ersten Tage des Erscheinens die Meisterschaft des Autors in die Welt zu verkündigen.

Gleichwohl ist Lefebvre's Buch in Ehren bestanden; es hatte den populären Erfolg von Thiers nicht und konnte ihn nicht haben, aber es war allen ernsten Leuten die geschichtliche Belehrung suchten und das Thiers'sche Buch verstimmt bei Seite gelegt hatten, ein wahres Labsal. Während Thiers allen Lieblingsneigungen und Schwächen seiner Landsleute geschickt zu Gefallen redet, und an den wichtigsten Stellen sich nicht über die Auffassung eines eitlen Bonapartisirenden Franzosen erheben kann, schreibt Lefebvre für Geschichtschreiber, Staatsmänner und für jene kleine Schaar von Diplomaten die etwas mehr suchen als Talleyrand'sche Routine, oder den dünnen Firniß französischer Cultur. Leider hat er seine Aufgabe nur auf das beschränkt was der Titel ankündigt: Geschichte der Cabinette und ihrer diplomatischen Verhandlungen. Die inneren Zustände, Leben und Sitte, die militärischen Ereignisse werden nur kurz abgethan, was den populären Leserkreis beschränkt, auch wenn es dem wißbegierigen Leser das ganze Bild der großen Politik unter Napoleon um so ungestörter und reiner vor Augen führt. Denn Lefebvre hat das reiche Material der diplomatischen Archive mit größter Sorgfalt durchforscht, und die Periode die Ranke einmal prophezeite, „wo man die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte der gleichzeitigen Historiker zu gründen habe, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und den ächtesten unmittelbarsten Urkunden aufbauen werde" — diese Periode ist für die Geschichte von 1800 bis 1815 von Lefebvre aufs glücklichste angebahnt worden.

Auch Bignon, auch Thiers standen dieselben reichen Fundgruben zu Gebote wie Lefebvre, ja Bignon hatte offenbar das Meiste von dem in Händen was Lefebvre benützt, aber die Bonaparte'sche Einseitigkeit hat ihn gehindert daraus dasjenige zu machen was ein schlichter historischer Sinn daraus machen konnte. Die sehr beherzigenswerthe Lehre Cicero's, nicht nur nichts Falsches zu sagen, sondern auch nichts Wahres zu verschweigen, ist bekanntlich für die Lobredner und Vertheidiger Bonaparte's so gut wie nicht vorhanden; die Kunst des Ver-

schweigens wird von ihnen mit so großer Meisterschaft geübt daß Lefebre, der mit der schlichten Trockenheit eines wahrheitsliebenden Mannes an seine Quellen ging, nicht etwa nur eine dürftige Nachlese, sondern eine reiche Ernte holen konnte. Auch er freilich ist Franzose, und wir haben schon bei den frühern Bänden wie bei diesem wieder die Erfahrung gemacht daß man an die nationale Unbefangenheit selbst des redlichsten Geschichtschreibers der Napoleonischen Zeit keine vitalen Forderungen stellen dürfe; aber bei ihm ist denn doch der gesunde einfache Sinn, jener gerühmte französische Bonsens, der den Franzosen sonst bei Betrachtung der Bonaparte'schen Zeit fast völlig abgeht, in den meisten Fällen ungetrübt und das Gefühl für Recht und Sitte lebendiger als alle Gelüste nationaler Eitelkeit und Eroberungslust. Er sagt seinen Landsleuten so viel derbe, grobkörnige Wahrheiten über die Politik Napoleons daß Widerspruch und Antipathie nicht ausbleiben wird; aber es ist denn doch der Anfang gemacht zu einer gesunden Auffassung der Dinge, und schon das ist eine Thatsache die gegen die Rückfälle Bonaparte'scher Erinnerungen, wie sie in Thiers oder Bignon auftauchen, einen überaus erfreulichen Gegensatz bietet. Für Bücher wie die beiden genannten ist Lefebvre ein schlimmerer Gegner als die bitterste Kritik; er weicht von ihnen an allen wichtigen Stellen in einer Weise ab die entweder über den Forscherfleiß oder die historische Ehrlichkeit seiner berühmten Vorgänger sehr bedenkliche Betrachtungen rege macht.

Während Hr. Thiers das wenige Neue was er bringt in möglichst pikanter Gruppirung hervortreten läßt, gibt Lefebvre im ruhigen Ton des Geschäftsmannes oft überraschende Aufschlüsse, durch die das Einzelne an sehr vielen Stellen vervollständigt oder über das Ganze eine richtigere Auffassung verbreitet wird; während der ehemalige Minister vom 1. März überall nach Effecten hascht, seine Worte nie ohne diplomatische Absichtlichkeit wählt, und oft der bessern Einsicht, weil sie in den Kram nicht taugt, sich geflissentlich verschließt, geht Lefebvre den geraden Weg mitten durch die Ereignisse, schöpft ohne die vorsichtige Auswahl des Bonapartisten, aber mit der Offenheit eines ehrlichen Mannes aus seinen trefflichen Quellen, und gelangt zu Ergebnissen die für den unverbesserlichen Nachwuchs Bonaparte'scher Politik ebenso mißliebig sein mögen als sie für den Freund unverfälschter historischer Wahrheit erfreulich sind.

Der berühmte Geschichtschreiber des „Consulats und Kaiserreichs"

mag amüsanter erzählen oder durch den leichthingleitenden Fluß einer eleganten Darstellung das nach historischer Unterhaltung lüsterne Publicum mehr befriedigen, für uns, die wir ernster und gediegener Belehrung nachgehen, ist Lefebvre unendlich viel anziehender als der gewandte, zum Reden und Verschweigen gleich fertige Sprecher der französischen Tribüne. Bei Lefebvre wird eben durch die Unmittelbarkeit der aus den Quellen geschöpften Aufklärungen das Bild ein sehr frisches und plastisches, bei ihm sind keine Lücken und Unvollständigkeiten, wie sie bei Thiers sich der Geschichtschreiber häufig vom Politiker muß gefallen lassen. Lefebvre berichtet offenherzig alles was er gefunden hat, auch das Unangenehmste, während die historische Schule des Hrn. Thiers nach ihres Meisters Talleyrand Spruch nicht selten die Worte eben nur gebraucht um die Wahrheit der Gedanken zu verhüllen. Diplomaten von Talleyrands Schlag sind aber nicht nach Lefebvre's Geschmack, der solide Sinn des Geschichtschreibers läßt sich durch den blendenden Firniß geistiger Routine, wie sie der ehemalige Bischof von Autun besaß, nicht verführen, er beurtheilt ihn streng aber gerecht, während ihn bis jetzt die französische Geschichtschreibung aus Parteigeist abwechselnd mit einem Hosianna oder einem Kreuziget ihn abgethan hat. Sehr gewandt, so äußert sich Lefebvre über ihn, die Menschen einzeln zu beurtheilen, war er jedesmal unzureichend wenn es galt sie in Masse zu behandeln — die Fragen politischer und socialer Organisationen gingen über seinen Gesichtskreis; er war oberflächlich, weil er keine Ueberzeugungen besaß, und sein Skepticismus, der so viele Nachahmer hatte, war nichts als Unfruchtbarkeit und Ohnmacht. Seine Trägheit stand auf gleicher Höhe mit seiner Gleichgültigkeit, sein Gemüth war trocken und kalt, war unfähig zu Haß und Anhänglichkeit, und hat nie in der Welt etwas besonders geliebt als das äußere Ansehen und das Wohlleben welches durch Macht und Geld erworben wird.

In allen einzelnen Partien gibt Lefebvre eine treffliche Antwort auf die herkömmliche Auffassung französischer Geschichtschreiber; die blühende Rhetorik der bekannten Meister und alle Künste sophistischer Vertheidigung fallen nur leicht ins Gewicht in Vergleich mit den Thatsachen wie sie Lefebvre zusammenstellt. Wie viele Mühe z. B. haben sich nicht die Bignon und Thiers gegeben den wahren Charakter des Feldzugs vom Winter 1807 zu entstellen; Napoleon mußte um jeden Preis bei Eylau einen ungeheuern Sieg erfochten haben, der Natio-

naleitelkeit wurden die Bulletinsfloskeln scheffelweise aufgetischt, und alle Ungunst der Lage, alle Schwierigkeiten fanden höchstens eine Berücksichtigung um den Glanz des Gelingens in desto prahlenderen Farben erscheinen zu lassen. Und doch war dieser Winterfeldzug so reich an guten Lehren für den der sie zu nützen verstand; es war ein Fingerzeig auf die Katastrophe vom Jahr 1812, dessen Bedeutung freilich Napoleon damals so wenig begriff als heutzutage seine lobredenden Geschichtschreiber. Lefebvre täuscht sich über die wahre Lage der Dinge nicht; „auf welche Seite, sagt er, wir auch unsere Blicke hinrichten, wir sehen nichts als drohende Gefahren. Vor uns die russische Armee, welche aus der Schlacht bei Eylau hervorgegangen war wie die unsrige, decimirt aber nicht besiegt; im Rücken Preußen, zwar gebrochen und verwüstet, aber gierig nach Rache; zur Rechten Oesterreich in Waffen und drohender Haltung, weiterhin die Türken, unsere Verbündeten, in ihrer Existenz bedroht — das war das treue Bild unserer Lage." Wie Napoleons Handlungen den Eindruck dieser Lage sehr treu wiedergeben, wie seine Friedensanerbieten an Preußen in ganz anderm Ton gehalten sind als früher, wie er noch am 29. Januar trotzig und gebietend, am 26. Februar dagegen ganz mild und versöhnlich sprach, das alles weiß unser Geschichtschreiber vortrefflich nachzuweisen — ein Scharfsinn oder eine Ehrlichkeit die wir bei seinen berühmten Vorgängern vergeblich suchen.

Aber freilich Lefebvre, obwohl Franzose, ist kein Bonapartist; er gehört nicht zu jenem zahlreichen Nachwuchs junger Politiker Frankreichs die sich lieber an der poetischen Glorie des Kaiserreichs in Bewunderung sehnsüchtig berauschen, statt der prosaischen Wirklichkeit bessernd und helfend entgegenzutreten, womit die Napoleonische Politik und deren schwächere Nachtreter Frankreichs innere Zustände beglückt haben. Leichter ist es ohne Zweifel in jenen orientalischen Styl bewundernder und andächtiger Redensarten zu verfallen worin Napoleon seine Geschichte geschrieben sehen wollte, als so trockene und scharfe Wahrheiten rund heraus zu sagen wie Lefebvre thut; ob es aber eines Mannes würdig ist so um Gunst der Menge und den Beifallsruf ihrer eiteln Gelüste zu buhlen wie die HH. Bignon, Thiers u. s. w. thun, darauf kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Beim Frieden von Tilsit haben zwar selbst die genannten Geschichtschreiber einen leisen schüchternen Tadel ausgesprochen, weil es ihnen nicht klug schien die Sache so auf die Spitze zu treiben, aber so energisch und unum-

wunden wie Lefebvre hat noch kein französischer Geschichtschreiber Bonaparte's der sittlichen Entrüstung über die Politik jener Tage Worte geliehen. Niemals, sagt er, war solch ein Schauspiel zu sehen; aber all diese Größe verblendet uns nicht. Niemals haben die Berechnungen der physischen Gewalt so keck alle Grundsätze des Rechts und der Billigkeit übersprungen, niemals sah man menschliche Gewalten mit mehr Willkür über das Schicksal der Völker verfügen und mit entsetzlicherem Cynismus jene gemeine Moral verletzen welche es verbietet den Freund, der sich uns hingegeben hat, zum Opfer zu bringen. Unser ganzes Gemüth, fährt er fort, empört sich bei dem Anblick dieser beiden mächtigsten Herrscher der Welt, die gestern noch erbitterte Feinde waren, heute verbündet sind, und diese Verbindung durch den Kitt des Undanks und der Unredlichkeit befestigen, die sich nach dem Beispiel der Triumvirn Roms gegenseitig den Raub der eigenen Freunde preisgeben. Es liegt darin eine neue nnd furchtbare Lehre für die Völker um welchen Preis Eroberung und Größe erkauft wird.

Aehnliche Empfindungen sollten in jedem Unbefangenen bei Betrachtung des Tilsiter Friedens wach werden; aber bei den Franzosen wird diese unbefangene Betrachtung durch die vorwiegenden Neigungen des Egoismus verdüstert, Lefebvre ist der erste französische Geschichtschreiber der dem Gefühl der sittlichen Empörung so scharfen Ausdruck leiht, bei dem das ewige Recht mehr gilt als der schmähliche Erwerb an Land und Leuten. Dieselbe Unbefangenheit und Wahrheitsliebe leitet unsern Historiker bei Schilderung der übrigen Verhältnisse jener Zeit; seien es die Zustände in der Türkei, oder die Verwicklungen mit Rom, überall liefert der den Beweis daß man guter Franzose sein und doch die Geschichte des Kaiserreichs ohne Parteilichkeit erzählen kann — eine Möglichkeit die durch alle Erscheinungen bis auf Thiers herab stark in Frage gestellt war.

Wie drastisch und unmittelbar wirkt aber eine Darstellung die aus dem Reichthum der Quellen und Actenstücke so ganz voll herausgeschöpft und sich den innern Zusammenhang durch keine Sophistik, kein engherziges Vorurtheil Bonapartisirender Selbstsucht verwirren läßt! Mit welch dramatischer Frische ist z. B. Sebastiani's Treiben in Konstantinopel, die Hülflosigkeit der türkischen Regierung und das kecke Spiel der französischen Diplomatie von Lefebvre geschildert, wie reich und lebensgetreu ist dieß Bild in Vergleich mit den gewundenen und geschraubten Phrasen des diplomatischen Lobredners Bignon! Die-

sen Wechsel von Furcht und Hoffnung wie ihn die Berichte Sebastiani's mit malerischer Lebendigkeit zeichnen, dieses Abspringen vom keckſten Trotz zur abgefeimtesten Intrigue, wie es sich in dem Thun des jungen korsischen Diplomaten hervorhebt, dieses ganze politische Vabanquespiel in seiner getreuen Wahrheit zu zeichnen taugt freilich nicht in den Kram der Bonaparte'schen Lobredner; sie entziehen sich lieber selbst den Genuß einer ebenso fesselnden als belehrenden historischen Partie, ehe sie es über sich gewännen manche Schwäche einzugestehen.

Es gehört zu den officiellen Geschäften der gewöhnlichen französischen Geschichtschreibung die Continentalsperre als eine Nothwendigkeit hinzustellen, und das materielle und sittliche Verderben, das daran hing, durch angebliche Vortheile zu bemänteln. Lefebvre spricht auch hier als schlichter ehrlicher Mann in zehn Zeilen mehr Wahrheit aus als seine Vorgänger auf zehn Seiten; Napoleon, sagt er, hatte jetzt nicht mehr mit den Regierungen sondern mit ganzen Nationen zu kämpfen. Er hatte den materiellen und moralischen Widerstand zu überwinden welcher durch so grausame Entbehrungen geweckt werden mußte, er bedurfte der Unterstützung seiner Heere um überall seine eiserne Gesetzgebung durchzuführen; denn es gibt vielleicht kein Beispiel von einem System der Gewaltthätigkeit, das auf solche Massen angewandt und mit so unversöhnlicher Energie durchgeführt ward.

Interessant sind einzelne Aufklärungen welche Lefebvre über das Verhältniß zu Oesterreich verbreitet; es sind keine Anekdoten, sondern sprechende Thatsachen, die er aus dem reichen Vorrath der diplomatischen Berichte geschöpft hat. Es ist bekannt daß Napoleon im Winter 1806 bis 1807 einmal ernstlich daran dachte, im Fall einer scheinbaren Wiederherstellung Polens, Oesterreich für das bedrohte Galizien durch Schlesien zu entschädigen. Bignon hat für gut gehalten die Unterhandlungen darüber sehr kurz abzuthun, Lefebvre theilt uns die Actenstücke ausführlich mit. „Der Aufstand in Preußisch-Polen, schrieb er am 1. December 1806 an seinen Gesandten in Wien, ist eine natürliche Folge der Anwesenheit der Franzosen; Sie können das in Wien sagen. Außerdem habe ich die Theilung Polens niemals anerkannt; aber als getreuer Bewahrer der Verträge (!!) werde ich mich, auch wenn ich den Aufstand im preußischen und russischen Polen begünstige, doch niemals in die Angelegenheiten des österreichischen Polens einmischen. Wenn Oesterreich es für schwierig hält Galizien mitten in diesen Bewegungen zu behaupten, und als Ent-

schädigung ein Stück von Schlesien dafür annehmen will, so können Sie sich bereit erklären darüber Verhandlungen anzuknüpfen" (1. Dec.). Daß Oesterreich in seinem eigenen Interesse diese wohlangelegte Schlinge, die sich mit dem prunkhaften Titel einer Wiederherstellung Polens schmückte, zurückwies und sich durch das ebenso unmoralische als gefährliche Geschenk Schlesiens nicht locken ließ, war natürlich, und Lefebvre hat alle politischen Gründe dafür parteilos zusammengestellt; sowie Napoleon dieß merkte, sprang er rasch zum entgegengesetzten System um. Jetzt wurde Oesterreich, das man in dem Augenblick sehr schonen mußte, die Versicherung gegeben (27. Januar 1807), es habe mit dem Aufstand in Posen gar keine politische Bewandtniß, jetzt wurde aus der provisorischen Regierung in Warschau jeder nicht in der Provinz Geborne ferngehalten, und Napoleon schien alle Gedanken an eine Wiederherstellung Polens vergessen zu haben, er sprach nicht mehr davon die Theilung Polens nicht anerkannt zu haben! Wie lehrreich für Napoleons Politik, wie bezeichnend für seine Aufrichtigkeit in der polnischen Frage ist dieser eine Zug — den aber eben deßhalb die offizielle und lobpreisende Geschichtschreibung lieber unerwähnt gelassen hat.

Wie der Friede zu Tilsit geschlossen war, konnte der Eindruck kaum irgendwo tiefer sein als zu Wien; aus Lefebvre's Mittheilungen geht hervor daß sich die leitenden Personen sehr unumwunden über die neue Wendung der Dinge aussprachen, und daß der französische Gesandte nicht versäumte über alle Aeußerungen in jenen Kreisen pünktlich Buch zu führen und sie nach Paris zu berichten. Kaiser Franz sprach offen von einer russisch-französischen Dictatur die man zu Tilsit gegründet habe, Graf Colloredo sagte geradezu es sei dort Oesterreichs Verderben beschlossen worden, aber man werde wenigstens mit Ehren untergehen, und über Kaiser Alexander drückten sich Hof und Minister sehr freimüthig aus. Der König von Preußen, sagte Graf Stadion zu dem französischen Gesandten, ist sehr beklagenswerth, Kaiser Alexander trägt aber die schwerste Schuld. Diesen Worten entsprach die That; man fing an zu rüsten, und der französische Gesandte berichtete sehr genau an seinen Herrn welch kriegerische Gesinnungen in Wien wieder wach geworden seien. Dieß alles im rechten Zusammenhang zu erörtern und den Krieg von 1809 an die Ereignisse von Tilsit anzuknüpfen, ist Lefebvre's Verdienst; seine Vorgänger, namentlich Bignon, reden davon nicht, weil es die Parole erfordert im Jahr

1809 die Ueberraschten zu spielen, und sich zu gebärden als habe Oesterreich damals die Gelegenheit vom Zaun gebrochen.

Eine der gewichtigsten Partien des Buches von Lefebvre ist die Darstellung der Zerwürfnisse mit dem römischen Stuhl, und wenn es noch eines Beweises bedürfte, mit welcher Geschicklichkeit die offizielle Geschichtschreibung der Franzosen, die hier leider auch die populäre ist, die Kunst des Verschweigens und Beschönigens übt, so würde diese eine Probe hinreichen. Man kann ein Gegner des römischen Stuhles sein, man kann die Gelüste Pius' VII. nach den verlorenen Legationen als unkirchliche Ländergier betrachten, oder seine kirchlichen Prätensionen für Rückgriffe zu den Erinnerungen des Mittelalters ausgeben, aber man wird nach den Thatsachen wie sie Lefebvre beibringt, und nach den diplomatischen Actenstücken wie sie hier in reicher Auswahl vorliegen, gleichwohl nicht umhin können das Verfahren Napoleons im Ganzen und Einzelnen ebenso perfid als gewaltsam zu finden. Pius war im Allgemeinen viel nachgiebiger als Rom zu sein pflegt, er hatte gegründete Bedenken mit dem Manne, dessen Ueberlegenheit das ganze Festland stillschweigend anerkannte, aufs Aeußerste zu kommen, ja er machte manche Concession die von den Vertretern des unabänderlichen Gedankens, den unbeugsamern Cardinälen mißbilligt ward, allein zu einer völligen Nachgiebigkeit war er zu sehr römischer Priester, und es konnte ein Moment eintreten wo jede Besorgniß in ihm vor dem Gedanken wich als Märtyrer seiner Ueberzeugung lieber zu unterliegen als zu weichen. Es macht einen schmerzlichen Eindruck und zeichnet die Trostlosigkeit der damaligen Zustände am treffendsten, wenn man die milden, einlenkenden, einen Bruch sichtbar scheuenden Erklärungen des greisen Papstes liest, und die bald treulosen und unwahren, bald soldatisch brutalen Antworten des Imperators daneben hält. Es ist betrübend zu sehen, sagt unser Geschichtschreiber, wie der Herr von Frankreich, dieser so gewaltige und geniale Mann, seine ganze geistige Kraft dazu benützt einen Greis zu betrügen und niederzuschlagen, dessen Widerstand nur an lebhaften Ueberzeugungen und Gewissensbedenklichkeiten hing.

Alle Depeschen Napoleons an Pius tragen diesen Charakter der Zweideutigkeit und einer Willkür die weder göttliches noch menschliches Gesetz mehr achtet; seine Beschwerden sind oft nichts weiter als die Vorwürfe des Wolfs in der Fabel, der dem Lamm unten am Bach beweisen will es habe ihm oben das Wasser getrübt. Aus allen Aeu=

ßerungen spricht die gierige Ungeduld nach dem Besitz des Kirchenstaats; Rom sollte — das war beschlossene Sache — ganz erniedrigt oder mit dem widersinnigen Länderamalgama des französischen Reichs verschmolzen werden. Auch hier hat uns die Bonaparte'sche Geschichtschreibung Rechtfertigungen und Entschuldigungen genug gebracht wo nichts zu rechtfertigen war; auch hier hat sie lieber die Thatsachen unvollständig erzählt und geschickt verhüllt — leider ist aber auch hier Lefebvre zum unbequemen Prüfstein der geschichtlichen Wahrheitsliebe seiner Landsleute geworden. Bignon z. B., der alle diese Actenstücke vor Augen hatte und mit einiger Selbstgefälligkeit ihre sorgfältige Benützung ankündigt, glaubte mit einigen lobenden Phrasen über Pius seinem geschichtlichen Gewissen genug zu thun, auch wenn er im Uebrigen die Sache in möglichst schiefer und unvollständiger Darstellung auffaßte. Auch er theilt jene wüthenden Briefe Napoleons und seiner Minister, namentlich den vom 13. Februar 1806, vom 22. Julius und 21. September 1807, im Auszug mit, aber man vergleiche einmal die Auszüge bei Bignon und den vollständigen Abdruck bei Lefebvre, um den Unterschied zwischen diplomatischer und geschichtlicher Auffassung mit Händen zu greifen.

Aus Lefebvre's Darstellung geht unbestreitbar hervor, und der Verfasser selbst spricht es offen aus, daß Napoleon auf den Bruch hindrängte, weil er vor Begierde brannte Rom zu besetzen; die Art der Durchführung entsprach dem Gang der ganzen Unterhandlung. In denselben Tagen wo er dem Papst noch friedfertige Erklärungen gab und jedes erobernde Gelüste abläugnete, ließ er an seinen Gesandten Alquier (23. Januar 1808) einen Brief in Chiffern schreiben, worin es wörtlich hieß: „der Kaiser will daß der Aufenthalt der französischen Truppen in Rom das römische Volk gewöhne mit ihnen und unter ihrer Polizei zu leben, damit wenn der römische Hof fortfährt so unsinnig zu sein wie bisher, derselbe unvermerkt aufhören kann als weltliche Macht zu existiren." Die Perfidie ging also mit der Gewaltthat Hand in Hand; gleichwohl weiß der Bonaparte'sche Mustergeschichtschreiber*) die Sache so zu drehen daß es dem gutmüthigen und arglosen Leser scheinen muß als sei es dem Kaiser mit jenen offiziellen Friedensversicherungen Ernst gewesen. Alquier selbst, der französische Gesandte, glaubte so wenig an die Möglichkeit einer

*) Bignon, Histoire de France sous Napoléon VII. 173.

so perfiden Wendung daß er noch vor Empfang jenes chiffrirten Briefes dem Papst in aller Ehrlichkeit günstige Versicherungen gab, und wie aus den Wolken fiel als ihm eine strenge mißbilligende Note des Kaisers jeden Zweifel benehmen mußte. Die letzten Scenen vor dem Bruch sind von Bignon klüglich unberührt geblieben; Lefebvre, dessen Vater nach Alquiers Abreise die Geschäfte der Gesandtschaft besorgte, bringt auch hier interessante und wichtige Einzelheiten. Als Alquier in seiner Abschiedsaudienz verlangte der Papst solle die neapolitanischen Cardinäle aus Rom ausweisen und ihnen befehlen nach Neapel zu gehen, brach Pius VII. mit ungewöhnlicher Heftigkeit heraus: „Hr. Gesandter, die neapolitanischen Cardinäle sind keine Beamten des Königs von Neapel; sie haben den Eid der Treue dem obersten Bischof der Kirche geleistet. Ich werde den Befehl nicht geben; jene Geistlichen wohnen seit 30 Jahren in Rom, sie haben mir Gehorsam geschworen, und hängen nur von meiner Autorität ab. Glauben Sie mir, trotz aller Quälereien wird die Kirche nicht untergehen. Sie können zu Paris erklären daß man mich in Stücken hauen, ja lebendig schinden kann, und daß ich doch zu dem Föderativsystem immer nein sagen werde." Mit glühendem Antlitz und in krampfhafter Aufregung stieß Pius VII. diese Worte heraus; nachdem er sie gesprochen, stand er rasch auf und gab dem französischen Diplomaten einen Wink daß er sich entfernen könne.

Man führte die Cardinäle mit Gewalt weg, man löste die militärische Bedeckung des Papstes auf, aber Pius' Widerstand, wenn er auch nur leidend sein konnte, war nicht zu beugen. Diese Festigkeit, in einem Augenblick wo ganz Europa dem überlegenen Einfluß wich oder um den Vorrang des Dienens buhlte, machte auf achtbare Diplomaten, wie Alquier und Lefebvre waren, tiefen Eindruck; es regte sich bei ihnen eine Sympathie für den Papst, die aus dem Gefühl des Unrechts das sie zu vertreten hatten hervorging. Lefebvre that ohne Auftrag noch einen Schritt der Annäherung, um wo möglich den Bruch zwischen Papst und Kaiser zu verhüten; er irrte sich, Napoleon wollte keinen Frieden, und der Ehrenmann bekam (17. März) einen Verweis von Paris für sein friedfertiges Bemühen. „Geben Sie sich keine Mühe, schrieb ihm Champagny, geben Sie Antwort auf Vorschläge die man Ihnen macht, aber thun Sie selber keinen Schritt." Indessen hatte der Papst, was jeder Mann von Ehre thun mußte, gethan, und seinem Agenten in Paris aufgetragen die Pässe zu ver-

langen; ein hochmüthiges Schreiben der französischen Regierung, das unser Geschichtschreiber mittheilt, war die Antwort darauf, und der Knoten nun so verwickelt daß eine gewaltsame Lösung als unvermeidlich erschien. Lefebvre erhielt Auftrag dem Papst persönlich ein Ultimatum vorzulegen und der Antwort nur noch ganz kurze Frist einzuräumen; es geschah. Lefebvre entledigte sich mit Schonung und unverkennbarer Theilnahme seines Auftrags, und hielt dem Kirchenfürsten ohne diplomatische Umhüllung den ganzen Hintergrund entgegen der seiner harre; Pius war einen Augenblick bewegt und schweigend, dann versprach er seine Entscheidung in den nächsten Tagen zu geben. Sie fiel fest und unumwunden aus, so sehr der Papst fühlte daß damit sein Schicksal entschieden sei.

Wir müßten in alle Einzelheiten eingehen um zu zeigen wie dieß anspruchlose Buch allenthalben berichtigt, vervollständigt, oder der Befangenheit und Parteiverblendung die schlichte Wahrheit entgegensetzt; wir müßten Abschnitt für Abschnitt das Werk eines diplomatischen Meisters wie Bignon daneben legen um den Unterschied zwischen Advocatenthum und Geschichtschreibung in allen Instanzen klar zu machen. Und wie überall der gesunde, ungetrübte Sinn schärfer sieht als der ausstudirteste Scharfsinn, wenn derselbe von Parteigeist umdüstert ist, so sind auch die politischen Urtheile Lefebvre's in der Regel treffender als die Bignons. Wie schlagend und wahr würdigt nicht Lefebvre Napoleons Stellung zu Preußen nach dem Tilsiter Frieden! Hätte Napoleon, sagt er, Großmuth genug gehabt Preußen in seiner alten Macht wieder herzustellen, so hätte er ein Recht auf dessen Dank und Ergebenheit erworben; aber es zur Hälfte zerstören, mit Demüthigungen und Beleidigungen überhäufen und ihm immer Kräfte genug übrig lassen, so daß es bei der ersten Gelegenheit sich wieder erheben und rächen konnte, das war eine grundschlechte Berechnung. Es ist wahr, Napoleon fühlte das auch, und dachte einen Augenblick daran Preußen völlig aufzulösen; aber er war durch die Rücksicht auf Rußland gebunden. Denn Rußland fürchtete nichts mehr als die völlige Vernichtung Preußens und die Erhebung einer neuen zum Theil polnischen Macht die ganz vom französischen Einfluß abhänge; darum hatte auch Alexander in den glücklichsten Flitterwochen der neuen Allianz (Dec. 1807) dem General Savary unumwunden erklärt, er wolle lieber nie die griechischen Provinzen erwerben als nur ein einziges Dorf von Preußen losreißen lassen. Es war die Selbsterhaltung, nicht die

Großmuth die aus den Worten des russischen Czaren heraussprach; in allen übrigen Aeußerungen und Handlungen jener Epoche drückte sich sonst der nackteste Egoismus aus. Lefebvre hat die einzelnen Forderungen Alexanders, dessen unausgesetztes Anklopfen wegen der Türkei und Napoleons Antworten pünktlich aufgezeichnet, und damit den besten Beitrag zur Würdigung einer Allianz gegeben deren moralische Basis allen Grundsätzen von Recht und Gerechtigkeit aufs Grellste Hohn sprach. Doch war Napoleon fest entschlossen die Russen nur die Kosten tragen zu lassen und für sich allein die Rente zu ziehen; erst die Erhebung in Spanien und der Krieg von 1809 nöthigten ihn wider Willen dem Ehrgeiz Rußlands den Spielraum zu gestatten, den er ihm ohne diese Verwicklung niemals einzuräumen geneigt war. Die Folgen davon hat Europa noch heute zu tragen.

Sehr ausführlich behandelt Lefebvre die Geschichten der pyrenäischen Halbinsel: auch hier wird uns manch dankenswerthe Bereicherung geboten, die uns das diplomatische Schweigen der Vorgänger versagt hat. Aus den Berichten des französischen Diplomaten Vandeuil werden wir in die innern Palastzustände des Madrider Hofes noch genauer eingeweiht, und das Verhältniß Napoleons zur königlichen Familie, dem Infanten, Godoi wird mit voller Unbefangenheit erörtert. Manche einzelne Partie ist noch ausführlicher behandelt als z. B. bei Bignon, und das mit Recht; denn eben in dem gewandten Gruppiren des Stoffes, der starken Betonung des einen, der flüchtigen Erwähnung des andern besteht eine wesentliche Vertheidigungskunst dieses diplomatischen Geschichtschreibers. Manches Detail entnahm Lefebvre den Berichten des preußischen Geschäftsträgers in Madrid, die sich im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris befinden; dieselben bringen hie und da eine einzelne Thatsache, einen bezeichnenden Zug den die französische Diplomatie aus Eitelkeit übersah oder ihrem Herrn und Meister lieber verschwieg. Doch war der französische Gesandte v. Beauharnais noch einer der unbefangensten Diplomaten; er schrieb wenigstens dem Kaiser schon im März 1808 daß die öffentliche Meinung in Spanien gegen Frankreich immer feindseliger werde, und man die Truppenbewegungen mit den bedenklichsten Empfindungen ansehe; aber die Palastrevolution in Aranjuez und das Intriguenspiel, das den entsetzlichen Scenen in Bayonne vorausging, verwirrte alle Rathschläge der Einsichtigen. Die sonst so feine und consequente Diplomatie Napoleons erscheint in dieser schlechten Sache als uneinig und con-

fus; während er selbst das Netz schlingt worin die spanische Dynastie gefangen werden soll, hat sein Gesandter in Madrid offenbar keine rechte Vorstellung von dem was im Werk ist, und sein militärischer Stellvertreter Murat arbeitet auf eigene Rechnung. Der ehemalige Oberkellner von Cahors hielt sich nämlich des spanischen Thrones für völlig würdig; in seinen Aeußerungen, seinem Benehmen gegen den Infanten, seinem ersten Auftreten in Madrid sprach sich die ungeduldige Begierde nach der Krone Spaniens ziemlich unverblümt aus. Als er in Madrid einzog, hatte er sich ganz in theatralischer Weise aufgeputzt, mit den schönsten Waffen und Federbüschen geschmückt, und producirte sich wie ein Kunstreiter, in der süßen Hoffnung so den Spaniern seinen Beruf zum Thron aufs Schlagendste darzulegen. Dem ernsten Volke kam aber die ganze Parade lächerlich vor; es staunte über die kleinen unbärtigen Conscribirten die er als Fußvolk mit sich führte, und sprach sich mit der größten Geringschätzung über die französischen Soldaten aus, die es sich viel markiger und gigantischer gedacht hatte.

Die Künste womit man den Infanten nach Bayonne lockte, die entsetzliche Mischung von Falschheit und Brutalität welche alle Schritte Napoleons bezeichnet, hat Lefebvre mit schonungsloser Kälte berichtet: die Scenen in Bayonne selbst erzählt er so ausführlich und stattet sie mit allen Einzelheiten so reichlich aus daß die Darstellung ein wahrhaft dramatisches Interesse gewinnt. Als der Infant Ferdinand ankam (20. April), rief der Kaiser selbst erstaunt aus: wie? er kommt, das ist unmöglich! Doch eilte er ihn zu empfangen, lud ihn sogleich zur Tafel ein und begrüßte ihn absichtlich so ceremoniös und feierlich wie es nur gegen gekrönte Häupter Sitte war. Zwar vermied er geschickt ihn mit dem Königstitel anzureden, aber gleichwohl verließ Ferdinand den Kaiser, strahlend und voll Hoffnung von ihm anerkannt zu werden. Kaum aber hatte er sich mit seinem Bruder Don Carlos entfernt, so begann jene berühmte Unterredung Napoleons mit dem Canonicus Escoiquiz, worin der Schleier zum erstenmal weggezogen und der wahre Hintergrund der Bonaparte'schen Politik mit erschreckender Offenherzigkeit enthüllt ward. Die Bourbons sollten vom Throne weichen, so verkündete er dem erstaunten Spanier: alle Einwendungen welche dieser vorbrachte schienen ihn nur zu erbittern. Er verhöhnte den Canonicus darüber daß er einen so trefflichen Zögling großgezogen habe; er äußerte sich über den Infanten mit einer Härte und Ver-

achtung die den unglücklichen Erzieher verstummen machte — und das alles unmittelbar nachher, nachdem er dem Prinzen bis an den Wagen entgegengegangen, ihn an der Hand heraufgeführt und ihm ein paar Stunden lang freundschaftliche Gesinnungen geheuchelt hatte.

Am andern Tage (21. April) wiederholte Napoleon dem spanischen Geistlichen, es sei sein unabänderlicher Entschluß die spanische Dynastie durch eine andere zu ersetzen, und Savary der Mann von Vincennes, derselbe Savary der auf dem ganzen Wege dem spanischen Infanten die beruhigendsten Versicherungen ertheilt hatte, bekam den Auftrag auch dem Infanten jetzt sein Schicksal anzukündigen — ein Auftrag dessen er sich mit der stummen Selbstverleugnung eines orientalischen Eunuchen erledigte. Die Ueberraschung der anwesenden Spanier war nicht minder groß als die von Escoiquiz; nur Cevallos aber sprach auch das Gefühl das alle bewegte mit Offenheit und Energie aus. Was für ein Vertrauen, rief er Champagny entgegen, kann Europa noch auf seine Verträge mit Frankreich setzen, wenn es sieht mit welcher Treulosigkeit der Vertrag vom 27. October verletzt wird? Welch ein Entsetzen wird es erregen, wenn man alle Kunstgriffe, alle trügerischen Versprechungen und Verführungen betrachtet die der Kaiser angewandt hat um den König nach Bayonne zu ziehen und ihn um seine Krone zu bringen! Kaum hatte Cevallos so gesprochen als sich die Thüre öffnete und — Napoleon hereinbrauste um den kühnen Sprecher mit Schmähungen zu überhäufen! Seinen Zweck aber erreichte er nicht; weder Ferdinand noch seine Rathgeber schienen jetzt zur Nachgiebigkeit geneigt, und der große Mann befand sich in einer Sackgasse, aus der ihn auch die feinste Berechnung nicht befreien konnte. Mit Gewalt und Drohung den Prinzen zur Entsagung zwingen war ein u gehässiges und gefährliches Mittel; ihn frei nach Spanien ziehen lassen, hieß den Krieg erklären und die mühsame Arbeit der letzten Jahre vernichten.

Da kamen ihm die Eltern Ferdinands zu Hülfe: sie gaben den Sohn preis wie sie ihr eigenes gutes Recht preisgaben, und der Usurpator hatte gewonnenes Spiel. Der alte König Karl benahm sich gleich beim ersten Erscheinen so kindisch einfältig daß es für Bonaparte ein leichtes Geschäft war ihn als Puppe gegen Ferdinand zu gebrauchen. Als er zur Tafel geladen war erschien er von Godoi begleitet, der Günstling war aber nicht eingeladen und mußte deßhalb zurückbleiben. Karl IV. wandte sich mit jammernder Miene gegen Napoleon und bat:

Und Manuel, Sire, Godoi? ... so daß der französische Kaiser nicht umhin konnte mit unterdrücktem Lächeln den Günstling hereinrufen zu lassen. Bei Tische sprach der spanische Monarch von seinen Lieblingsbeschäftigungen; alle Tage, sagte er, bei jeder Jahreszeit und jedem Wetter ging ich nach der Messe und dem Frühstück auf die Jagd; ich jagte bis ein Uhr, und dann ging ich sogleich wieder hinaus. Am Abend berichtete mir dann Manuel ob die Geschäfte gut oder schlecht gingen; hierauf legte ich mich zu Bette und fing am andern Morgen wieder zu jagen an. — In solchen Händen lag das Schicksal der spanischen Nation!

Ein solcher Vater, eine Mutter wie Königin Marie Luise, und ein Sohn wie Ferdinand — fürwahr es fehlte zu diesem seltenen Kleeblatte nur noch ein Politiker wie Bonaparte, der es dahin bringt für jenen verdorrten Zweig einer Dynastie Sympathien zu wecken, statt sie in der eigenen Verächtlichkeit untergehen zu lassen. Auch Godoi blieb seiner Vergangenheit ganz getreu; statt durch seinen Einfluß auf den König denselben von schmählicher Nachgiebigkeit abzuhalten, und so mit einer Handlung des spanischen Patriotismus die Sünden der Vergangenheit zu verwischen, handelt er auch hier ganz als Kammerdiener. Mit dem Rachegefühl des beleidigten Höflings hetzt er den König statt ihn zu beschwichtigen; was kümmert es ihn wenn die Dynastie untergeht und Spaniens Elend ohne Gränzen ist, wenn er sich nur an dem Infanten rächen kann, und ihn in den Sturz der eigenen Herrlichkeit mit verwickelt sieht! So erfolgen denn jene erschütternden Scenen die selbst in Napoleon ein Gefühl des Entsetzens weckten; es folgen jene starken und wiederholten Eindrücke denen die feige Seele Ferdinands erliegt. Er läßt sich durch Worte einschüchtern und entsagt. Doch konnte er auch jetzt noch mit Würde sein Unglück tragen; aber um das Bild zu vollenden, überbietet er alles was seine Eltern, was Godoi und Bonaparte Nichtswürdiges gethan haben. Er schreibt an den Räuber seiner Krone devote Briefe, er gratulirt unaufgefordert dem Usurpator Joseph zu seiner Thronbesteigung — ein Schluß der wahrhaftig der ganzen Geschichte würdig ist. Unser Geschichtschreiber gibt aber deutlich zu verstehen, wem er die größere Schuld des Bösen zuschreibt, wenn er das ganze Buch mit den Worten schließt: „Beim Anblick Ferdinands, der die Hand dessen küßt der ihn schlägt, empört sich unsere ganze Seele, und doch thut es einem weh einen unglücklichen Prinzen, der das Opfer einer hinterlistigen und unerbittlichen

Politik wird, noch mehr zu beladen; bei so großem Mißgeschick kann die Geschichte nur seufzen und schweigen."

Zur Geschichte des Tiroler Kriegs von 1809.

I. Geschichte Andreas Hofers.*)

(Monatsblätter der Allgem. Ztg. December 1845.)

Mit sichtbarer Vorliebe hat sich die jüngste Zeit der Betrachtung der Befreiungskriege zugewandt, und die Ungunst womit man eine Zeitlang jene große Vergangenheit mißvergnügt bei Seite zu schieben schien, hat sich in eine heiße Wißbegier umgewandelt, welcher die ernste Forschung wie die literarische Speculation in regem Eifer zu entsprechen sucht. Der Befreiungskrieg ist wie ein Januskopf zwischen die trübe deutsche Vergangenheit und unsere Zukunft gestellt; er gibt uns eine Antwort auf jene und regt zugleich über diese eine Menge ernster Fragen an, deren Gesammteindruck oft des Niederschlagenden viel mehr enthält als des Erhebenden. Wie könnte bei diesem warmen Interesse das Land Tirol unberührt bleiben, dessen Kampf vom Jahr 1809 wie ein gewaltiges Vorspiel das Epos der Jahre 13 und 14 einleitet, dessen kühne Erhebung gleichzeitig mit dem spanischen Aufstand dem corsischen Zwingherrn als die erste gewaltige Warnungsstimme des Schicksals laut aber doch unverstanden in die Ohren klang? Es lag für das alte überkluge Europa eine eigene Beschämung darin daß es mit aller seiner diplomatischen und kriegerischen Weisheit doch unfähig war den gewaltigen Druck des modernen Hunnenthums von sich abzuhalten, während hinter den Pyrenäen ein längst für mundtodt erklärtes Land und hier in den Alpen ein noch gar nicht mündig gesprochenes Völkchen zuerst den kühnen Versuch wagten den Unüberwindlichen zu überwinden. Die Capitulation von Baylen, wo die Sieger zweier

---

*) Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofers, Speckbachers, Wörndle's, Eisenstecken, Ennemosers, Sieberers, Aschbachers, Wallners, der Gebrüder Thalguter, des Capuciners Joachim Haspingers und vieler Anderer. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. 2 Theile. Leipzig. 1845.

Welten das Gewehr streckten, die erste Räumung Tirols, wo sie vor einem Bauernlandsturm das Weite suchten, leuchteten damals wie blitzende Augurien in die Nacht des Bonapartistischen Chaos herein, und alle Zeitgenossen begrüßten nach schmerzlicher Resignation in dieser kaum gehofften Regung den ersten Pulsschlag eines erneuerten Lebens.

Ein Beitrag zur Geschichte des Tirolerkriegs ist uns daher stets willkommen, zumal wenn er von so kundiger Hand geboten wird wie hier. Die unermüdliche Thätigkeit des Verfassers der uns fast in demselben Augenblicke mit einer neuen Bearbeitung der Lebensbilder, mit den „Anemonen", und einem Jahrgang des trefflichen Taschenbuchs beschenkt, darf eine ungetheilte Anerkennung fordern; denn der „alte Pilgersmann" beschämt manche junge Kraft durch Umfang und Inhalt seiner Leistungen, die zum Theil, wie die vorliegende, ein Stück des eigenen Lebens enthalten, und deßhalb dem Empfänger um so dankenswerther, für den Geber um so anstrengender und aufreibender sind. Denn nicht die fremde kritisch durchforschte Masse wird hier gegeben, sondern Fleisch und Blut, und mit ihm werden auch alle Erinnerungen von Neigungen und Abneigungen einer stürmischen Vergangenheit neu geweckt, welche von der Betrachtung entlegener Stoffe unbetastet bleiben. Eine reiche Materie, Thatsachen und Urkunden, letztere zum Theil mit der Darstellung zu einem Ganzen verschmolzen, treten uns hier in lebendiger, bewegter Zeichnung vor das Auge; in der Masse des Details und einer scharfen Nüancirung von Personen und Zuständen erkennen wir überall die lebhaft afficirte Individualität eines Autors der nicht ein Buch aus Büchern, sondern aus dem Leben schafft. Politische Betrachtungen, persönliche Digressionen polemischer und apologetischer Natur unterbrechen daher nicht selten den Gang der Erzählung; aber über dem Ganzen liegt ein frisches lebendiges Colorit und der Gang der Ereignisse wird mit dem spannenden Interesse eines ächt dramatischen Stoffes festgehalten.

Den Vorwurf als suche der Verfasser das Verdienst Hofers herabzudrücken, scheint er gleich durch den Titel des Buches zurückzuweisen „Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler", so nennt er seine historische Darstellung, und verwahrt sich an vielen Stellen gegen die Anklage den volksthümlichen Helden seines verdienten Lorbeers berauben zu wollen. Jene Anklage berief sich gewöhnlich auf die ungünstige Zeichnung der Persönlichkeit Hofers; hören wir wie der Verfasser sich in der neuesten Bearbeitung über

ihn ausspricht. „Hofer, heißt es (I, 202), war rein phlegmatischen Temperaments, von großer Liebe zur Ruhe und Gemächlichkeit, wohl auch darum ein Feind alles Neuen und Raschen, nur in Feuer und Flammen zu setzen, wenn es altem Recht und Herkommen, religiösen Gegenständen oder der über alles theuern heimathlichen Erde galt. Er war nichts weniger als ein ausgezeichneter hervorragender Naturmensch, fröhlich, ein Freund gutmüthigen Neckens und Scherzes, langsam im Auffassen, beschränkt, auch in gewöhnlichen Kenntnissen, weder klar noch einig in seinen Ansichten, im Handeln langsam und unentschlossen, leichter vertrauend und hingebend als es sonst die Bergbewohner zu sein pflegen, aber nicht ausharrend, noch verläßlich; jedweder Einstreuung, jeder auch noch so plumpen Schmeichelei zugänglich, schwindelnd ob seinem unerwarteten und durch keine große Eigenschaft verdienten Glück. Leicht war es ihn in einem Augenblick zu terroristischen Maßregeln hinzureißen, aber seine Religiosität und die schöne Weichheit und Milde seines Gemüths hinderte immer die Vollstreckung, und was war rührender und ergreifender als die rauhen, kraftvollen, treuherzigen Aeußerungen unduldsamer Vaterlandsliebe und hohen Nationalstolzes in dieser Seele voll schmuckloser Einfalt und frommer Treue?" — An einer andern Stelle wird zwar sein persönlicher Muth gepriesen, aber gerügt daß er zu Marsch, Angriff und Beobachtung nicht einmal solche Dispositionen zu machen verstand, wie sie der schlichte Menschenverstand und ein geübter Blick zu geben weiß. Von seiner unthätigen Behaglichkeit, seiner ganz arglosen Einfalt werden charakteristische Züge erzählt, überlegene Geistesgaben und praktischer Scharfblick ihm abgesprochen. Gerade deßhalb erscheint er aber dem Verfasser als der geeignetste Führer eines Volkskriegs, der schlechterdings nicht in den Händen eines Enragé, eines hochbegabten Ehrgeizigen sein durfte, und wenn man die Züge von Verachtung liest welche die hochgebornen und geschulten Generale für den „Bauernrunnerl" an den Tag legten, muß man jener Ansicht gewiß beistimmen. Darum, heißt es (I, 214), erkor ihn Hormayr vor Allen, darum suchte er aus ihm täglich mehr einen furchtbaren Popanz für den Feind, einen Götzen für seine Landsleute zu bilden, darum vergrößerte er ihn planmäßig immer mehr, daß endlich der gute Mann zu schwindeln, daß er endlich selber anfing sich für etwas Außerordentliches, seine Gedanken nicht mehr so ganz für bloß irdisch zu halten, steif und fest an die Göttlichkeit seiner Sendung zu glauben, alle Anfragen durch ein

paar unverständliche Worte voll tiefen mystischen Sinnes, oder gar nur durch eine geheimnißreiche Gebärde zu beantworten.

Mag diese Zeichnung Hofers Manchen als ungünstig erscheinen, so hat der Verfasser an andern Stellen selbst sehr treffend den Standpunkt angegeben von dem aus der Tirolerkrieg und seine Helden richtig zu beurtheilen sind. Er selbst findet, es sei ein verächtlicher Zank um dieses oder jenes größere Ruhmesblatt zu rupfen oder zu zupfen; nicht Hofer, nicht Hormayr, nicht Speckbacher, nicht Teimer konnten sagen: ich habe das oder das gethan. — Man kann es nicht genug wiederholen, heißt es (II, 179), gerade das war das Herrlichste im Tirolerkriege und in seiner dynastischen und religiösen Richtung daß die allgemeine Sache keineswegs vor irgend einer ungemeinen Persönlichkeit in den Hintergrund zurückweichen mußte, daß ohne Ausnahme sich keiner rühmen durfte der Herr der Bewegung zu sein, daß das ganze Volk so nur ein Wille und eine Kraft, und ein Kopf, ein Herz und ein Arm war, daß der Mann unter den Männern verschwand, und das Uebergewicht eines Einzelnen keine nothwendige Bedingung der Einheit mehr war.

Man kann jene Schilderung des Hofer'schen Wesens adoptiren und immer noch bleibt dem Sandwirth aus Passeyr sein eigenthümliches auserwähltes Verdienst. Gerade darin daß die Nothwendigkeit vorlag ein so kindliches, so naives Naturkind an die Spitze einer großartigen wilden Bewegung zu stellen, liegt auch sein ganz hervorragender, seltener Ruhm. Der Verfasser sagt selbst von Hormayr (I, 207): seine Vergötterung der Bauern, seine Geringschätzung des Adels dem er doch selbst angehörte, war ihm keine Komödie, sondern baarer Ernst; es lag also in der Zeit und denen die sie begriffen der nothwendige, unabweisbare Drang gegen alles das, was Stand, Bildung und Geist Glänzendes boten, die kindliche Unmittelbarkeit eines Naturmenschen als wirksames Ferment einzutauschen. In so ernsten Krisen wie der Kampf der europäischen Nationen gegen die chaotische Auflösung in den Bonapartismus eine war, pflegt die Mehrzahl der Klugen, Gebildeten, Hochstehenden nur passiven Widerstand entgegenzusetzen oder ganz zu weichen. Es bedarf da der ganzen Fülle uncultivirter aber auch unverkürzter Naturkräfte die in der Masse des Volkes schlummern; die blasirte Ruhe der Ueberlegung, der Bildung, des Verstandes, die für die normalen Verhältnisse des Gewöhnlichen ausreicht, erweist sich dann als ganz ohnmächtig. So lag die Sache damals in unserem Vater-

lande; die große Menge unserer Weisen, Gelehrten und Verständigen ertrug den Druck, nur der unbefangene Sinn der Masse fühlte und rang wider den tödtlichen Gegensatz der sich ihr in tausend Formen entgegenstemmte. Unser „deutscher Tacitus“ — wir sagen es nicht um ihn allein anzuklagen — bewies gelehrt daß in dem Rheinbund Elemente einer bessern Zukunft lägen, Geringere thaten es ihm nach, aber die Bauern in Passeyr, die im Dulden vielgeprüften Hessen, die phlegmatischen Pommern bewiesen durch die That, daß sie anders fühlten als die Weisen und Schriftgelehrten. Darin liegt eben das Große und Ehrwürdige einer solchen Bewegung, daß von ihr noch einmal die unverkümmerte, vollständige Natur der Menschen ohne Bildung und Verbildung ganz erfaßt wird, während ringsum die kluge, verständige Welt reflectirt, berechnet und einer bessern Wendung der Dinge diplomatisch entgegenlauscht.

Es ist um das Vaterlandsgefühl eine eigenthümliche Sache. Gerade bei denen, wo wir Kinder der Civilisation die Rohheit und den Mangel an Dressur beklagen, spricht es sich viel gewaltiger und thatkräftiger aus, als dort wo es, durch dieses und jenes Medium verdünnt, zuletzt eine abstracte Idee ohne Leben und Zeugungskraft geworden ist. Dem Bewohner des Passeyr und Allen die mit ihm auf gleicher Stufe stehen ist das Vaterland und die Liebe zu ihm ein Wirkliches, ein Unabtrennbares, das ihm keine geträumte Herrlichkeit wegsophistisiren mag. Der öde Boden dem er mühsam die Nahrung abringt, die Umgebung der sein Ich erwachsen ist, der alle seine Erinnerungen angehören, die Luft die er athmet und die Sprache die er spricht, sind mit ihm und seinem Wesen viel inniger verschmolzen als der abstrahirte Begriff der Vaterlandsliebe es mit dem geglätteten Wesen der kosmopolitischen Weltbildung je werden kann. Man nenne es Patriotismus, Religion, Dasein, es ist bei dem Naturmenschen Alles zugleich; ihn davon losreißen, es ihm neu formen wollen, heißt die ganze mächtige Naturkraft eines noch ungezügelten Elements gegen die Welt zum Kampfe rufen. Die neueste Geschichte bietet uns dazu Belege genug; der Kampf der Vendée, die Erhebung der Spanier und Tiroler gegen Bonaparte hat sattsam gelehrt, wie vor den ungeahnten Kräften des noch ganz ursprünglichen Nationalgefühls moderne Kunst und Weisheit zu Schanden wird. Auch in der Vendée mußte man dieser volksthümlichen Kraft Anerkennung zollen; die feinen klugen Herrn vom Adel und vom Clerus mußten sich beugen vor dem Fuhrmann Cathelineau,

gleich wie die österreichischen Generale bei aller tiefen Verachtung gegen die Bauern dem Sandwirth sich unterordnen mußten. Solche Männer sind nicht nur Puppen die man als politische Mannequins voranstellt und an Fäden dirigirt, sondern es liegt in ihnen eine Kraft die wir Kinder der Civilisation und Weltbildung, wie unser eigenes Bewußtsein uns sagt, nicht mehr besitzen; die laute Bewunderung, die zahllose Menge der Wallfahrer nach Passeyr gilt nicht dem Genie Andreas Hofers, man ehrt damit nur die schlichte Einfalt des ganz kindlichen Mannes, der in einer Zeit wo alle Weisen verzweifelten, festhielt an dem angestammten Vaterlande.

Wir wenden uns zu unserem Geschichtschreiber zurück. Er beginnt mit einer übersichtlichen Darstellung der Zustände Tirols bis zur Bonapartischen Invasion; in scharfen, kurzen Umrissen skizzirt der gründliche Kenner die äußeren Schicksale des Landes wie die Entwicklung seiner ständischen Rechte. Nach dem dreißigjährigen Kriege litten sie den ersten Abbruch; das selbständige Tirol sank zur Provinz herab, und zwar, wie der Verfasser sich ausdrückt, in die Reihe jener Provinzen, wo durch das Wüthen der Gegenreformation, durch die Austreibung aller Andersdenkenden mit Zurücklassung des zehnten Pfennigs, durch Blutgerichte und Confiscationen bereits Alles nivellirt und über einen Leisten geschlagen war. Zwar mußte hier nicht der Katholicismus dazu dienen „die Kastanien des Absolutismus aus dem Feuer zu holen", aber doch verloren die alten Elemente des Adels ihre Bedeutung ohne daß neue von Seiten der Bürger und Bauern sie ersetzten. Nur die Geistlichkeit gewann, besonders die Jesuiten, ohne doch durch ihr politisches Auftreten bei dem Lande Dank zu verdienen; in den Momenten der Noth zeigten sie sich stets „mit dem Glücke liebäugelnd und kuppelnd, und der Legitimität des Sieges und des Beutels überall huldigend." Die alte ständische Selbständigkeit des Landes ging damit allmählig zu Grunde, selbst Maria Theresia zerrte noch an den letzten Stücken; „alles Selbständige, alles Selbstdenken und Forschen sollte nach dem alten Jesuitenplan mehr und mehr ausgereutet, Alles bloße Gedächtnißwissenschaft, Alles durch Surrogate ersetzbar, nichts mehr Recht, Alles Gnadensache,, es sollte ein wahres bas empire sein!" Wie die Jesuiten fielen, kam die französische Nachäffung an die Reihe, die Vergötterung der sciences exactes, der Ziffern und Massen, und die konnte, wie der Verfasser sagt, freilich ebensowenig Talente bilden als der Lascy'sche Gamaschen-, Tempo-, Puder-, Wix- und Prügelcultus Can-

didaten des Siegs geliefert hat. Bei dieser mechanischen Abhaspelung der Geschäfte mußten selbständige Talente im Krieger- und Beamtenstand immer seltener werden, die Nationalkraft mußte sich immer mehr in die Bauern flüchten die auf jene rath- und thatlose „Mandarinenwirthschaft" mit Verachtung herabsahen. In der Sammlung von Urkunden die der Geschichtschreiber dem Werke angehängt hat findet sich (I, 342 ff.) ein merkwürdiges Actenstück, das beweist daß der Verfasser nicht zu hart geurtheilt hat. Aus dem Munde der Oberinnthaler Viertelsconferenz (1801) wird hier das Treiben der Beamten, die undurchdringliche Masse von Mißbräuchen und das Unwesen der Stände einer viel schneidenderen Kritik unterworfen als es jede geschichtliche Darstellung vermöchte.

Die Wendung der Kriege wie sie seit 1796 auf diesem Boden geführt wurden, ist damit hinlänglich erklärt; der unschätzbare Berggürtel der österreichischen Monarchie blieb für sie ein unbenütztes Gut, und weder der Friede von Campo Formio noch der zu Lüneville und Preßburg ward damit aufgehalten. So kam das Land durch den achten Artikel des Friedens von 1805 an Bayern, nachdem es fast 400 Jahre unter Habsburg, 65 Jahre unter dem Haus Lothringen gestanden; eine solche Aenderung, die plötzlich in alle Zweige des öffentlichen und des Privatlebens eingriff und uralte Bande zerstörte, konnte auf das Volk nicht anders als versteinernd und zermalmend einwirken. Denn nicht nur der alte sittliche Zusammenhang mit dem Gros der österreichischen Monarchie ward durch die neue Wendung gestört, auch eine Masse von materiellen, persönlichen und corporativen Interessen mußte damit gefährdet sein. Unser Geschichtschreiber findet die Gründe davon nicht in dem übeln Willen der bayerischen Regierung, sondern in höhern Ursachen; „in die Oekonomie eines großen Staates paßte dieser harte köstliche Demant allerdings, verborgen und geschirmt unter den Fittigen strategisch-politischer Rücksichten; nicht so in die Oekonomie eines jugendfrischen aufstrebenden Königreichs, das in der damaligen Lage nur durch das Bonapartische Frankreich und fast nur auf Oesterreichs Unkosten zu gewinnen hatte." Manch materieller Vortheil wurde ihnen zwar geboten, aber das Alles ward von dem Schmerze überwogen, den Verhältnissen und der Umgebung entrissen zu sein welche eine Ueberlieferung von vier Jahrhunderten für sich aufweisen konnte.

Nur Eines vermochte die Tiroler zu beschwichtigen, das herzliche und gewiß ehrlich gemeinte Versprechen König Maximilians: ich gelobe

euch nochmals, biedere Tiroler, kein Iota soll an eurer Verfassung geändert werden (1806). Dieses milde Wort paßte nicht in die eiserne, verhängnißvolle Zeit die da folgte; schon die nächsten Jahre brachten die kriegerische Drachensaat zur Reife, nicht in den tirolischen Gebirgen allein, sondern in dem weiten Umkreise des europäischen Staatskörpers. „Es hatten sich damals, sagt der Verfasser, den Bonapartischen Nivellirern, den Revolutionärs von oben (denen die Revolutionärs von unten meist auf der Ferse folgen), es hatten sich ihnen Staatsrechtslehrer geboten, wie sie unter den Ulemas des Padischah kaum auftreten würden; unumwunden sprach man es aus: der Umsturz alles geschichtlichen Bodens sei bloß zeitgemäße Reform." Da konnte es denn nicht in Erstaunen setzen, wenn man dem königlichen Worte zum Hohn das Verbriefte umstieß, mit Wohldienerei gegen das Joch der Fremden, mit Tendenzprocessen, mit schlechter Justiz und Verdächtigungen das schlichte Leben des tirolischen Volkes zu vergiften anfing. Vier Männer sind es besonders, denen unser Geschichtschreiber die steigende Gährung in Tirol zuschreibt, den beiden Kreisdirectoren Mieg und Hofstetten, dem Oberst Dittfurt und dem Generalcommissär Welsberg. Daß ein Mann wie Mieg, dem der Verfasser des Lobes gewiß nicht zu viel ertheilt, und den das deutsche Volk noch später in einer ernsten Frage hat als Ehrenmann kennen lernen, daß so einer und ähnliche damals dem goldnen Kalbe des Bonapartismus opferten und einen biedern deutschen Stamm als rebellische Canaille betrachten konnten, beweist eben wie tief der Rost der Zeit selbst guten Stoff angefaßt hatte, und wie, wenige ausgenommen, nur noch „die Leute im bäurischen Lodenrock" des tiefen Schmerzes und des bittern unverkürzten Hasses gegen die Fremden ganz fähig waren. Diese deutschen Commissäre hausten in einem deutschen Lande so arg, wie nur die Fremden immer konnten; oft war es weniger der reelle Druck als der freche Muthwille, womit sie die Masse erbitterten. Ein paar grelle Züge aus dem Leben von Ehren-Hoffstetten hat der Verfasser hervorgehoben. „Es war durch achtungswerthe, leidenschaftlose Männer bestätigt daß Hoffstetten einmal den Hut auf dem Kopf, die Tabakspfeife im Munde in die Kirche gekommen sei, daß er bei Licitationen kirchlicher Geräthe einst in den Kelch gepißt, Meßgewänder Juden übergehängt und sie dann mit dem spanischen Rohr unter lautem: au waih! au waih! durch die Zimmer gejagt, daß er einst den Guardian von Meran und einen Pater zum Frühstück geladen und dieß ihnen am Fuße seines

Bettes servirt habe, in welchem er zwischen zwei schmiegsamen Jungfrauen lag!" So widerwärtig solche Details scheinen mögen, man kann sie der Geschichtschreibung nicht ersparen, da gerade durch sie am grellsten ins Auge springt mit welcher Buberei der Bonapartismus gegen das Volk verfuhr. Es wäre sogar wünschenswerth gewesen wenn der Verfasser genauer auf die Zeiten der bayrischen Verwaltung eingegangen wäre. Zwar erscheint das in der ersten Bearbeitung Gesagte hier in erweiterter Fassung (der Standpunkt ist unverändert geblieben), aber immer noch wünschten wir des Einzelnen mehr über die Zeit von 1806 bis 1809 zu erfahren. Unser Geschichtschreiber selbst sagt über Montgelas, seine innere Verwaltung wolle er nicht rechtfertigen, und fügt hinzu: „mögen übrigens diejenigen den ersten Stein darauf werfen welche bei unendlich leichterer Aufgabe selbst gar keine Fehler gemacht und sich von allen Irrthümern der Zeit, von allen Mißgriffen der Noth, von allen Arzneikrankheiten der Reaction frei und unberührt gehalten haben" (I, 125). Jene oben geschilderten Excesse kamen auf Rechnung der Werkzeuge; daß es der leitenden Regierung mit einer tüchtigen Organisation Ernst war, wird schwer zu leugnen sein, wenn man auch das Gute und Zweckmäßige liest das Tirol der bayrischen Verwaltung verdankt.*) Durch das scharfe Hervorheben desselben wird der Aufstand in seinem rein nationellen Charakter nur noch greller bezeichnet; wie gleichzeitig die Spanier, kämpfte man nicht um die fertigeren, angemesseneren Formen einer neuen politischen Bildung, sondern nur um die Unverletzlichkeit des angestammten Bodens. So in der pyrenäischen Halbinsel, so in Tirol, so in Deutschland um 1813; der Kampf um neue politische Formen und Reformen wird dem Kampf um die nationale Existenz immer nachfolgen müssen.

Indeß die dumpfe Gährung im Volke wächst, bereitet sich in weiteren Kreisen der Umschwung des Jahres 1809 allmählich vor, und es ist Zeit daß wir mit den Kräften des nahen Kampfes bekannt werden. Vortrefflich werden wir in die Lage des Landes, seine Localitäten und Persönlichkeiten eingeführt; schon früher wurde uns durch die dankenswerthe Mittheilung des meisterhaften strategischen Reliefs von General Bauer die militärische Stärke und Schwäche Tirols klar gemacht, jetzt bringt uns der Geschichtschreiber das Oertliche und Persönliche

*) S. Tyrol unter der bayrischen Verwaltung. Mit Actenstücken. Von einem Tyroler. Aarau, 1816.

seines Vaterlandes durch frische scharfe Zeichnung so nahe wie möglich. Um einen Menschenschlag zu begreifen wie die Bewohner des Passeyr, bedarf man einer Kenntniß des Bodens und der Umgebung die allein solche Menschen großziehen kann, kraftvoll und rührig, ernst, nicht ohne Mißtrauen. „Das Leben unter Gottes freiem Sternenhimmel, heißt es (I, 197), in reiner Luft, hoch über dem Qualm der Städte, in der Abgeschiedenheit einer großen, wundersamen, oft furchtbaren Natur, macht daß nur wenige und am wenigsten neue Begriffe gedeihen, aber die alten, angestammten und selbsterworbenen stählen sich. Das Alter, das unbeweglich Starre, Feste und Einsame dieser Alpennatur gibt einen düstern Anstrich, einerseits zwar die unwillkommene Erinnerung an die Unzulänglichkeit und Hinfälligkeit unserer irdischen Hülle, aber das regt hinwieder die Seelen- und Körperkraft auf. Auch den einfachen Landmann treibt's den unverständigen, leblosen Gefahren gewandte, verständige Lebenskraft entgegenzusetzen, und jener lautlosen, versteinerten Größe beharrlichen Muth. Eine Religion haben die wackern Leute für ihren Hausgebrauch, keine capitulirende, sie glauben, lieben, hoffen und hassen wenig in Worten, kurz und stark in der That." Mit derselben Frische wie hier die Localität und der entsprechende Typus der Bewohner gezeichnet wird, führt uns der Verfasser die Individualitäten der leitenden Personen vorüber; Hofer, Teimer, Speckbacher, Chasteler, Hormayr werden uns durch markirte, sprechende Zeichnung nahe gebracht, und wir sind in dem Lande, dem Volke und seinen Führern schon bewandert, als die erste Erhebung gegen die bayrisch-französische Herrschaft losbricht.

Die schnelle Erlösung in den Apriltagen 1809 hatte etwas Wunderbares, den Sieger wie den fliehenden Feind Ueberwältigendes. Wie gebannt standen die fremden Beamten und Truppen in dem plötzlich lebendig gewordenen Lande vereinzelt, und die Franzosen waren von panischem Schrecken erfüllt, als fielen die Berge über sie; kein Wunder, denn 48 Stunden nach dem ersten Schuß war das Land frei geworden und hatte 8000 Mann bisher unüberwindlicher Truppen besiegt. Wie nun Chasteler und Hormayr durch das Pusterthal heranzogen, war des Jubels kein Ende; tief ergreifend gab sich das selige Gefühl der Befreiung in den mannigfaltigsten Aeußerungen kund, und Alles zog ihnen entgegen mit grünen Reisern geschmückt, „als rückte der Birnamswald noch einmal auf das Dunsinan des Tyrannen los." Der tiefe Ernst der Empfindung wechselte meist mit der drolligen Naivetät

der Aeußerung; beides hat unser Geschichtschreiber vortrefflich gegenübergestellt, letzteres namentlich in dem unnachahmlichen Gewande der nationellen Eigenthümlichkeit, und durch die komischen Züge deren er charakteristische hervorhebt, blickt meistens die ergreifende Wahrheit der ungeschminkten volksmäßigen Begeisterung. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt daß das Familiengefühl zwischen Fürst und Volk, diese heilige dynastische Empfindung mit dem durchgängigen religiösen Beigeschmack, kaum in der Vendée überboten wird; sie hatte etwas Altbiblisches, wahrhaft Grandioses und war eine der schönsten Zierden des gesunkenen deutschen Namens. Wie armselig erscheinen, dieser imponirenden Größe entgegengehalten, die Kleinstädtereien und Nichtswürdigkeiten des feigen kriechenden Michels der die corsischen Fesseln küßte und mit händeringender Entrüstung die tirolische Illoyalität beklagte! wie armselig die ganze schreibende und schreibselige Welt auf Kathedern, in Journalen und gelehrten Lucubrationen, die mit hochweiser Miene das Unüberlegte eines solchen Ausbruchs bewiesen oder au pis aller diesen unwürdigen Rebellen mit aller Salbung antediluvianischer Legitimitätslogik auf den Leib rückten! Denn darin lag der grelle Wahnsinn der Zeit, daß der corsische Heißhunger jede Auflehnung als eine Todsünde gegen das ewige unvertilgbare göttliche Recht anschnaubte, daß es der Michels genug in Deutschland gab die ihm das nachlallten. Daß unser Geschichtschreiber beides, den kindischen Zorn des überraschten Bonapartismus und die servile Erhitzung der Nachbeter mit kaustischem Spotte verfolgt, ist auch jetzt nach drei Jahrzehnten des Friedens gewiß nicht überflüssig; denn unter gegebenen Bedingungen, ähnlich dem Unkraut und den Parasiten, wird der Michel und sein Idol nie auf sich warten lassen.

Die überraschende Siegesfreude vom April 1809 ward schon in den letzten Tagen des Monats zur schmerzlichsten Bedrängniß; der Sieg der österreichischen Armee in Deutschland, auf den man gerechnet, ward nicht erfochten, vielmehr das ganze Heer zurückgeworfen, das Erzherzogthum, die Hauptstadt preisgegeben, und Tirol stand nun isolirt, zur exemplarischen Strafe bestimmt; es sollte ein politisches Autodafé werden für seinen Unglauben an den alleinseligmachenden Bonapartismus. In diesem Augenblick der Noth schrieben die braven Tiroler (1. Mai) an den Kaiser: Kriegsunfälle beugen den Tiroler nicht; wir werden, unterstützt von Ew. Maj., bis ans Ende ausharren und Ew. Maj. und die ganze Welt überzeugen, daß es eher möglich sei den

Tiroler über dem Erdboden zu vertilgen als ihm seine angeborene Liebe und Anhänglichkeit für Ew. Maj. und deren durchlauchtigstes Kaiserhaus zu benehmen. — Der Kaiser versprach ihnen Hülfe, aber es blieb beim Versprechen. Indessen brachen Lefebvre und Wrede in das Land herein; der Unglückstag bei Wörgel (13. Mai) öffnete ihnen den Weg nach Innsbruck, alles war in Auflösung und Uneinigkeit, und nur dem Uebermuth der Sieger die Chasteler's Friedensdepesche unterbrochen zurückschickten, hatte man es zu verdanken daß Tirol nicht schon im Momente der Schlacht bei Aspern verloren war. Zwar waren viele, unter den hochgestellten Militärs namentlich, die den Moment ersehnten aus dem Lande herauszukommen, und die Kameradschaft mit den übermüthigen Bauern los zu werden, aber andere, Hormayr und Beyder besonders, beharrten bei dem Gedanken die Vertheidigung des Landes zwischen Trient und den Brenner zu concentriren. So folgte auf den Unglückstag vom 13. ein glücklicher 29. Mai, und mit den Kämpfen am Berg Isel errang Tirol seine zweite Befreiung.

Dießmal nahm der Kampf eine Wendung die dauerndes Gelingen verhieß; die Organisation des Innern durch Hormayr fällt in diese Epoche. Auch nach außen durfte man sich größeren Erfolg versprechen; die Schlacht bei Aspern war geschlagen, in andern Theilen von Deutschland regte es sich, man dachte an Einfälle in die süddeutschen Präfecturen der Rheinbundfürsten und knüpfte Verbindungen mit Schill in Norddeutschland an. Bedenklich war es indessen schon daß der blutige Tag von Aspern so ganz unbenützt blieb, bedenklicher noch das verhängnißvolle Schweigen Oesterreichs. „Im schneidendsten Gegensatze mit jenen von Kaiser Franz so eben vor aller Welt für Tirol feierlichst ausgesprochenen Gelöbnissen geschah von der Schlacht bei Aspern bis nach dem Znaymer Waffenstillstand nicht das Geringste; weder Buol noch Hormayr erhielten seit der Schlacht bei Aspern bis drei Wochen nach dem Waffenstillstand eine einzige Zeile. Es kam kein Mann, kein Geld, keine Munition, weder Antwort noch Instruction.“ (II, 321). Wie ein lähmender Schlag kam dann plötzlich die Kunde vom Waffenstillstand, vom Aufgeben der treuen Tiroler; es gab keine Möglichkeit mehr eines glücklichen Widerstandes. Die Oesterreicher räumten das Land, unter welchen Empfindungen läßt sich denken. Selbst der gemeine Mann, selbst die Windischen welche kein Deutsch verstanden, bemühten sich in heftiger Gebärdensprache die ihnen näher

bekannt gewordenen Tiroleranführer zum Mitgehen, zu ihrer Rettung zu bewegen; mehrere folgten dem Rufe, auch Eisenstecken und Speckbacher. Hofer ging ins Passeyr, in die Verborgenheit der Kellerlahn, von wo er auf die ersten Anrufe Speckbachers und des Capuciners die bekannte classische Signatur gab: „Andere Hofer", oder auch: „Euer gethreyester Andere Hofer, dermal unwissent wo?"

Wer mochte ahnen daß schon die allernächste Zukunft eine neue Wendung der Dinge bringen würde? In den letzten Tagen des Julius waren die Truppen abgezogen, das Volk schien muthlos und unentschlossen, und schon am 3. August war wieder das erste Gefecht, bald darauf neuer Sieg, neue Befreiung. Der Capuciner Haspinger, der „Rothbart", war im Eisackthale rührig, und bald machte sich die Ueberzeugung geltend daß durch den Abzug des Militärs die Kräfte des Volkes weder gebrochen noch gelähmt seien. In denselben Tagen wo die feindlichen Vorposten sich bis nach Sterzing vorschoben, wurde das Wirthshaus zum Kreuz in Brixen zum tirolischen Rütli wo sich drei Männer, „ungelehrt, wenig geübt, von hoher Einfalt, aber stark im Gemüth", zu neuer Errettung des Vaterlandes die Hände reichten. Es war Martin Schenk, der Kreuzwirth zu Brixen, ein junger kraftvoller Mann, von einer fürchterlichen Entschlossenheit, rastlos thätig bei Tag und Nacht, fröhlich und lebensfroh, weit und breit der berühmteste in allen Arten des Nationaltanzes; dann Peter Kemmater, Wirth zu Schabs, ein junger, schlanker, blühend schöner Mann von 22 Jahren, trefflichen Blickes, ausgezeichneter Tapferkeit; endlich Peter Mayer, Wirth in der Mahr, der in seinem durchdringenden Blick, den spitzigen Zügen, dem zusammengekniffenen Mund, den wenigen Gebärden, in der kurzen, scharf betonten Rede seinen Charakter auf den ersten Blick aussprach. Der Capuciner Haspinger sprach über den Bund seinen Segen und bald setzte der neu auflodernde Kampf dem Vordringen der Feinde an der Eisack ein blutiges Ziel. Die Gefechte im Anfang August, wobei sich die ganze Eigenthümlichkeit eines erbitterten Gebirgskrieges entfaltete, wiesen die Bonaparte'schen Truppen von Neuem über den Brenner zurück; nach Erfolgen, deren wunderbaren Wechsel die Tiroler selbst dem Einfluß eines Heiligen zuschrieben, zog Andreas Hofer abermals in Innsbruck ein, der nachbrausenden Menge mit den Worten Stillschweigen gebietend: „Bst, bst, jetzt beten und nit schreien! I nit und Des nit — der droben!" Damals trat er, dem stürmischen Verlangen der Innsbrucker die ihn sehen wollten zu

entsprechen, ans Fenster und hielt jene classische Rede die bei ihrer unnachahmlichen Naivetät, ihrer kunstlosen Einfalt den ganzen Menschen einzig zeichnet, und die mit den Worten schloß: „meine Waffenbrüeder sullen mi nit verlassen, ich wear Enk a nit verlassen, so wahr I Andere Hofer hoassen thue. Nu, gsogt hab I Enks, gsohhn habts mi — so bhiot Enk halt Gott."

Die Tragödie nahte indessen ihrem Ende. Der Krieg reinigte Tirol zwar von Neuem, aber die Gestaltung der Dinge außer Tirol ließ wenig Hoffnung eines dauernden Gelingens. Viele dachten damals an eine friedliche Verständigung mit dem Feinde; aber neue Zusagen von Wien fachten die Flamme von Neuem an. Unglückselige Täuschung! In demselben Augenblick ward in Wien schon über den Frieden unterhandelt, war Tirol bereits aufgegeben. Noch einmal feierte man den Namenstag des Kaisers in der Hofkirche zu Innsbruck, aber es war auch Tirols letzter Freudentag. Bald kam der Friedensschluß und das aufgegebene verlassene Tirol konnte sich vor der Unterwerfung nicht mehr schützen. In dieser allgemeinen Auflösung war Hofer rathlos; er mochte wohl fühlen daß der Schlupfwinkel im Passeyr ihn nicht sichere; aber neben der angeborenen Liebe zur Ruhe bannte ihn die schmerzliche Wehmuth an den angestammten Boden, den zu verlassen ihm das größte Opfer war. Seine Hingebung an das Kaiserhaus war so groß, daß er an das Ende des Kriegs nicht glauben konnte und wollte; es bestärkten ihn darin die prahlerischen Berichte des halbverrückten Kolb, die ihm die wahre Sachlage verhüllten. In dieser gefährlichen Lage schenkte er sein Vertrauen einem Menschen wie Donay, der an ihm zum Judas ward; denn was unser Geschichtschreiber über den Verrath dieses Geistlichen in der ersten Bearbeitung geäußert, ist hier durch Genaueres bestätigt, und keine apologetische Sophistik wird den fluchwürdigen Verrath von ihm abnehmen können. Die Erzählung des Obersten Lejeune, die mit der Volksüberlieferung zusammenstimmt, hat bis jetzt zwar Widerspruch aber keine Widerlegung gefunden; zum Ueberfluß hat Donay, als die erste Auflage vorliegenden Werkes (1817) erschien, auch noch die unbeschreibliche Naivetät gehabt an den Verfasser ein Zeugniß des französischen Generals Baraguay d'Hilliers zu schicken, worin testirt war: „Donay habe zwar zur Wiederherstellung der Ruhe eifrigst und mit Erfolg beigetragen, daß er aber Hofers Aufenthalt verrathen, sei ein irrthümliches Gerücht."

In dieser Rathlosigkeit verging die kostbare Zeit der Rettung. Als sich Hofer endlich um Schutz nach Wien wandte und ihm der bewilligt ward, war es zu spät; am 27. Januar 1810 hatte man ihn seinem Versteck entrissen und brachte ihn mit mordlustiger Eile nach den Wällen von Mantua, wo er am 20. Februar den Tod fand. Er starb mit einer Ruhe und Resignation, die sein geistlicher Begleiter in der Todesstunde mit dem Heroismus eines christlichen Märtyrers verglich; und wer von den Tausenden die zum Sand im Passeyr gewallfahrtet sind, hat ohne tiefe Rührung den ergreifend schönen Brief gelesen, worin die kindliche und doch so mannhafte Seele des Gemordeten allen ihren Lieben das letzte Lebewohl sagt? — Erst vierzehn Jahre nach dem Justizmord zu Mantua kamen Hofers Gebeine in das Vaterland zurück; man konnte nun den Wünschen des Volkes die freilich unbequeme Anerkennung des Bauernführers nicht mehr versagen, und er fand seine Ruhestätte in dem geweihten Mausoleum tirolischer Vergangenheit, neben den Fürsten Tirols, in der Innsbrucker Hofkirche, umgeben von den Denkmälern Maximilians „des letzten Ritters“, Erzherzog Ferdinands und der anmuthvollen Philippine Welser.

Wir können von dem verdienstvollen Werke nicht scheiden ohne auf die Vermehrung der urkundlichen Beilagen hinzuweisen, wodurch sich diese neue Bearbeitung von der ersten auszeichnet und das Verdienst eines Urkundenbuchs mit dem Reiz einer anziehenden fließenden Darstellung verbindet. Unter den vielen interessanten Actenstücken ist namentlich eines (I, 335), mit dessen Erwähnung wir am passendsten diesen Aufsatz zu beschließen glauben. Drängt sich uns von selbst die Frage auf: welch ein Lohn dem braven Tirolervolke ward für seine wunderbaren Anstrengungen, so wird die Antwort nicht besser lauten als jener ironisch bittere Ausruf Buttlers in Schillers Wallenstein. Sie kämpften für das alte Recht, und als endlich die Jahre 1813 und 1814 Erlösung brachten, folgte von dem „angestammten Herrn“ eine Reaction gegen jenes theure alte Recht, die um nichts besser war als das erbitternde Verfahren der Fremden. Jenes Actenstück gibt uns Einsicht in diese neue Wendung der Dinge; es ist die herrliche Bitte des Tiroler Bauernstandes um Wiederherstellung der alten Verfassung (23. Junius 1814). „Verfassungen auf welche der ganze Nationalcharakter, die ganze Nationalexistenz sich gründet, wie dieß in Tirol der Fall war, werden von den Völkern mit Recht als ein Heiligthum betrachtet; kein Wunder daß der unheilige Geist zerstörend darüber

hinschritt. Ew. Majestät haben diesen bösen Geist gebannt; der Friede der Welt ist errungen; die Gerechtigkeit darf wieder unter den Völkern wohnen. In dieser glorreichen Zeit erlauben wir uns allerunterthänigst Ew. Majestät an das uns früher so oft gegebene Kaiserwort zu erinnern." Die Bitte fand kein geneigtes Gehör; dieselbe Politik welche den Kampf der Griechen gegen den „Erbfeind der Christenheit" als Empörung bezeichnete, welche mit Mahmud II., Don Miguel u. s. w. den legitimen Schutz- und Trutzbund schloß, fand auch in dem bescheidenen Verlangen der Tiroler eine Unbescheidenheit. Ein Roschmann durfte erklären, Tirol habe kein altes Recht, es sei durch die Waffen wieder zu Oesterreich gekommen, und die Miethlinge der Sophistik waren rührig bemüht diese grobe Lüge der Welt als Wahrheit einzuschwärzen. Daß auch außer Tirol solche Bittsteller solche Antworten fanden, ist bekannt, gerade dieser passive Heroismus der Geduld bei so vielem activen Heldenthum in der Gefahr ist aber einer der unverwüstlichsten Züge des deutschen Charakters. Wohl hat er Recht der Verfasser der Lebensbilder, wenn er (I, 93) ausruft: Das deutsche Herz hat sie großmüthig vergessen jene patriarchalischen Familien- und väterlichen Regierungsverhältnisse in nur allzuvielen deutschen Gauen, jene das Mark auffressende orientalische Verschwendung und Verprassung, jene grausamen Jagdwüthriche, jenes mit Eigenthum, Freiheit und Leben willkürlich schaltende Minister- und Kanzler-Vezirat, jene an der Karre, unter dem Staupbesen oder im eisernen Käfig endigende Judenherrschaft, den Seelenverkauf auf alle möglichen fremden Schlachtfelder in ost- und westindische Pestlüfte oder gegen die junge Freiheit Amerika's, jene bodenlose Mätressen- und Bastardenwirthschaft, deren Bild der populärste und tugendhafteste deutsche Dichter uns zu guter Letzt, am Vorabend der französischen Revolution, in Cabale und Liebe treu und wahr vor Augen gestellt hat. — Sie haben es vergessen, gekämpft wie Löwen und herrliche Zusagen eingeerntet. Passato il pericolo gabbato il Santo!

II. J. G. Mayr über Joseph Speckbacher.*)

(Allgm. Ztg. 30. Mai 1852 Beilage Nr. 151.)

Der Kampf des Tiroler Volkes im Jahr 1809 ist der Vorbote gewesen für die nationale Erhebung von 1813 — eine Episode deren ruhmvoller Verlauf und tragischer Ausgang gleichviel dazu beigetragen hat in den Herzen der Nation den erweckenden Stachel zu glücklicheren Kämpfen zurückzulassen. War es diese prophetische Bedeutung die das Interesse anzog und fesselte, oder war es mehr der in ernüchterten Zeiten doppelt reizende Anblick eines naiven, glaubenstreuen Gebirgsvolkes und seiner kindlich frommen Führer den das „Trauerspiel in Tirol" gewährte? Genug, es hat sich die Theilnahme selbst des großen Publicums immer mit Vorliebe diesem Stoff zugewendet. Die Belehrung jedoch die aus reinen Quellen zu schöpfen war, stand zu diesem Interesse kaum im rechten Verhältniß; nach den ersten mehr dilettantischen Arbeiten, deren Hauptverdienst es war eben die ersten zu sein, blieben wir auf Hormayr beschränkt — einen Zeugen freilich der mehr als jeder andere berufen war die Episode von 1809 mit aller plastischen Frische und historischen Kunst zu veranschaulichen. In der That ist denn auch das Material das er geliefert bis heute das kostbarste und reichste, und wird selbst durch die so dankenswerthen neuen Arbeiten die vor uns liegen nicht überflüssig gemacht; aber der Ergänzung und Berichtigung war es deßwegen doch in besonderem Grade bedürftig. Selbst wenn es einem Einzigen so leicht gewesen wäre den ganzen vorhandenen Stoff in reicher aber weiser Auswahl zu erschöpfen, so machte die Einseitigkeit Hormayr'scher Auffassung, das Desultorische seiner Darstellungsweise, und gerade die eigene persönliche Verflechtung mit den Ereignissen es durchaus wünschenwerth ihn von anderer Seite ergänzt zu sehen. Darum ist es uns eine wahre Freude gewesen daß, nach den reichen Aufschlüssen die uns in den letzten Jahren fast ausschließlich vom Norden her über die Geschichte der Erhebung unserer

---

*) Der Mann von Rinn (Joseph Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet von J. G. Mayr. Mit einem Titelkupfer und einer topographischen Karte. Innsbruck, 1851.

Nation geworden sind, nun auch der Süden anfängt der hergebrachten Einsilbigkeit über jene denkwürdige Periode zu entsagen, alte Erinnerungen und alte Documente hervorzuholen, so lange der Zeugen und Theilnehmer noch manche unter uns leben, und das Interesse der deutschen Leser den Stoff fast noch wie einen gegenwärtigen zu betrachten gewohnt ist.

„Der Mann von Rinn" füllt eine fühlbare Lücke in sehr dankenswerther Weise aus. Könnte der etwas gesuchte Titel vielleicht den Verdacht wecken, die Literatur über den Tiroler Krieg werde hier durch ein neues Product halb geschichtlichen, halb romanhaften Inhalts überflüssig vermehrt, so können wir dem mit gutem Gewissen widersprechen; der Verfasser gibt eine getreue, fleißige, mit Wärme, ja mit Enthusiasmus geschriebene Biographie von Joseph Speckbacher, dem kraftvollen Naturkind der Tiroler Gebirgswelt, dem Jäger und Guerrillasführer, dem eigentlichen Mann der That in dem Tiroler Volksdrama von 1809. Nicht nur die Kriegsthaten, auch das übrige Leben des heißblütigen Alpensohnes will er schildern: seine Jugend, sein naturwüchsiges Werden, seine Abenteuer und Gefahren, seine Verfolgungen und Drangsale vor und nach dem Kriege. „Speckbacher, sagt er im Vorwort, war ein Tell wie ihn Schiller dachte — bieder, stark, tapfer, kurz in Worten, feurig in der That, wie aber der Tell — wenn er war — kaum war; und doch wird Europa durch Hunderte von Beschreibungen, Abbildungen und dramatischen Darstellungen an jenen jedenfalls mehr eingebildeten schweizerischen Volkshelden gemahnt, während von unserm wirklichen kaum ein schlichtes bemoostes Denkmal, kaum ein verzerrtes steifes Bildchen oder eine kurze Lebensskizze daran erinnert daß dieser Mann — jedenfalls einer der interessantesten primitiven Naturcharaktere Deutschlands — jemals gelebt hat."

Der Verfasser ist Tiroler von Geburt und Art, aber in Bayern erzogen und voll lebhafter Anhänglichkeit an die zweite Heimath; ohne blinde Befangenheit für das eine oder das andere Land weiß er beiden gerecht zu werden; er verkennt das Gute nicht das von Bayern kam, ist aber doch mit Herz und Seele bei der Sache Tirols und ihren Verfechtern. Er ist kein Schriftsteller von Fach; er bittet um Nachsicht über „manches vielleicht Uncorrecte in Schreibart, Vortrag und Form", denn er hat von Jugend auf mehr den Stift, den Pinsel und den Grabstichel geführt als die Feder. Durch Liebe zur Sache, durch Strenge der Forschung, durch Wahrheit und Parteilosigkeit hofft

er zu entschädigen für die allerdings oft ungeübte, oft rauhe Darstellung; sein Büchlein soll wie ein Alpenblümlein ebenso anspruchlos als es erzeugt wurde „in die große Welt" hinausgehen. Man sieht es dem Buch an daß nicht die Gewohnheit, wir möchten sagen das Handwerk des Schreibens ihn zum Stoff hingeführt, sondern der Stoff ihn zum Schreiben gedrängt hat. Schon als Knabe hatte er Gelegenheit den Mann zu sehen dessen einfache, aber ehrfurchtgebietende Heldengestalt im schlichten Lodenrock einen unvergeßlichen Eindruck auf seinen jugendlichen Sinn machte. Später (1818) traf er ihn wieder in Hall, und lernte dort aus seinem Munde Schicksale und Kriegsthaten des Mannes kennen. Er hat dann weiter gedruckte und ungedruckte Hülfsmittel, mündliche und schriftliche Mittheilungen benützt, von alten Landesvertheidigern wie von bayerischen Offizieren sich Belehrung geben lassen, und hat das alles nach dem Grundsatz: „wer schweigt, der lügt" mit jener schlichten Freimüthigkeit verarbeitet, die auch die bittern Wahrheiten nicht versüßt oder verhüllt.

Der Stoff brachte es mit sich daß die Biographie sich zum Theil zu einer Geschichte des Tiroler Krieges von 1809 erweiterte, und es ist dem Verfasser auch gelungen einmal über manche Episoden des Kampfes, z. B. an der Zillerbrücke, am Berg Isel, an den Eisackpässen und im Salzachthale, werthvolles Detail beizubringen, und dann die Thätigkeit der bayerischen Truppen von manchem ungerechten Vorwurf zu reinigen. Allein der Mittelpunkt des Ganzen bleibt für ihn immer der „Mann von Rinn". „Wenn man Hofer, sagt er, das Gemüth, Haspinger das Herz jenes merkwürdigen Kampfes nennt, so kann man Speckbacher sicher den Kopf, die Brust und den Arm desselben nennen. Er war die Stahlsehne und der Hebel des Widerstandes, um den sich wenigstens in Nordtirol, selbst da noch als das ganze Land von Oesterreich schon verlassen war, alle kriegerischen Ereignisse drehten."

Es ist ein Stück ächten Alpenlebens, rauh und doch wieder idyllisch, in welches uns die Jugend Speckbachers einführt. Im schönen Innthale, in den Umgebungen von Hall liegt sein Geburtsort (das Dorf Wald). Von früher Jugend zu kühnen, abenteuernden Streichen aufgelegt, wächst der Bauersohn von Wald zum riesenstarken und zugleich wunderbar gelenken Jüngling heran; regellos treibt er sich als Wildschütz auf den Bergen umher, mit den Gefahren und Entbehrungen gleich vertraut, tollkühn und doch wieder schlau und kaltblütig,

wie solch rauhe Gewohnheit des Lebens den Menschen erzieht. Als der gewandteste Jäger auf der Gems- wie auf der Bärenjagd, ein gefürchteter Raufer, ein Schrecken der Förster, erwirbt sich der „Speckbacher Seppel" in seinem kleinen Kreise zugleich Furcht und Achtung, bis die Liebe zu einem Mädchen von Rinn den wilden Jäger bändigt und — was früher aller Zuspruch, selbst der des Pfarrers nicht vermocht — aus ihm einen fleißigen, wohlgeordneten Arbeiter macht, der bald als das Muster eines braven und wohlhabenden Bauern gilt. Die Ereignisse des Jahres 1809 finden ihn als 42jährigen Mann, eine schöne schlank gewachsene Gestalt mit hochgewölbter Brust und breiten starken Schultern. „Schon seine äußere Erscheinung, sagt Mayr, hatte etwas Ausgezeichnetes, ächt Urdeutsches, weniger Einnehmendes, als Imponirendes. Sein ganzer Körper war wie aus Einem Guß, mit Sehnen und Muskeln wie von Stahl, jede Ader von feurigem Blute durchrannt. Das schöne, mehr antik geformte, von langen schwarzen Locken meist nachlässig umrollte Haupt hatte ausdrucksvolle Gesichtszüge, hohe Stirn, Ernst, Entschiedenheit und Thatkraft; eine etwas große, dabei aber edel geformte Adlernase ragte stolz über den durch seinen wilden Schnurrbart kaum sichtbaren Mund. Aus seinen großen schwarzen Augen schimmerte der Ausdruck innerer Gluth sowie der der Schlauheit und Vorsicht, hie und da auch der Ironie und Laune." Ein Bildniß des Helden, das der Biograph dem Buche beigegeben hat, gibt von dieser imposanten äußern Erscheinung eine kräftige und anschauliche Zeichnung.

Die Zustände vor der Erhebung behandelt Mayr nur in Kürze. In wenigen derben Zügen schildert er das Treiben der Montgelas'schen Bureaukratie, verbirgt aber auch die damals verkannten Vortheile nicht die der Zusammenhang mit Bayern dem Lande gewährte, und trennt sorgfältig den guten König Max von dem unvernünftigen Schreiberregiment das in seinem Namen wirthschaftete. Er läßt es wohl hie und da durchblicken daß, nach seiner Ansicht, die Verbindung mit Bayern dem Lande Tirol die vortheilhafteste Lage bereiten konnte, zeichnet an einzelnen Anekdoten die wohlwollende und patriarchalische Art womit der König sich der neu erworbenen Provinz zu nähern suchte; aber er verkennt auch nicht daß dieß alles ohne Wirkung blieb gegenüber den politischen und kirchlichen Mißgriffen womit die bayerische Administration ihr Walten bezeichnete. „Zunächst nur ihre Rechte, ihre Freiheiten und ihren Glauben zu erwerben, so sagt er,

hätten die Tiroler sich erhoben, aber zugleich mit dem edlen und größern Instinct daß dadurch vielleicht auch ein einiges, wenigstens von ausländischem Druck befreites Gesammtvaterland herzustellen sei."

Ueber den Antheil Speckbachers an der ersten Erhebung, die Einnahme von Hall und die Leitung der Insurrection im Innthal erfahren wir von Mayr zum erstenmal Genaueres. Auch über die Gefechte am Strubpaß, die Wrede den Weg nach dem Unterinnthal bahnten, bringt unser Geschichtschreiber manches neue, von der Hormayr'schen Darstellung abweichende Detail. Darnach erscheint das Benehmen des österreichischen Generals Fenner minder günstig als bei Hormayr. „Nachdem es viel zu spät und der General eilfertig zurückgegangen war, sagt Mayr tadelnd, entstanden, angeregt von dem Federhelden Roschmann, der das Commando ohne alle militärischen Kenntnisse übernahm, in einer Gegend wo die Natur nur sehr wenig zur Vertheidigung gethan, jene unglücklichen Widerstandsgefechte, die keine andern Folgen haben konnten als daß dadurch der Feind noch mehr gereizt, die schauderhaftesten Grausamkeiten verübend, dennoch vorrückte, die blühenden Dörfer Kirchdorf, Erpfendorf mit Theilen von Waiding und St. Johann in Flammen aufgingen, und der bayerische Feldherr, trotz jenes unsinnigen zweck- und machtlosen Geplänkels aus Schluchten und Höhen, bei dem besonders der brave Wintersteller, durch Roschmann aufgehetzt, eine verschwenderische Thätigkeit entwickelte, doch schon am 12. Mai Nachmittags in Ellman einrückte."

Ueber die Wahl der leitenden Persönlichkeiten spricht unser Biograph kein günstiges Urtheil aus. Er tadelt es daß man in Chasteler ꝛc. vornehme Herren hingesandt, die sich mit dem schlichten Landvolk nicht zu verstehen wußten. Wollte man doch von Chasteler die Aeußerung gehört haben, er wolle lieber hundert Bauern als eine Kanone oder einen Soldaten verlieren — Grund genug zu jenem stillen mißtrauischen Haß, der nach der Flucht von Wörgel zu wilden Excessen gegen den österreichischen Feldherrn aufflammte. Freilich waren, wie unser Verfasser nicht verkennt, diese Generale in einer wahrhaft peinlichen Lage: sie hingen von den Anordnungen und Bewegungen außerhalb ab, und konnten dem kurzsichtigen Eigensinn der Bauern, die überall blindlings fürs Dreinschlagen waren, nicht nachgeben, was ihnen dann bei jeder Bewegung, die dem großen Haufen nicht einleuchtete, den Verdacht der Verrätherei zuzog.

Ueber Hormayr ist der Biograph Speckbachers nicht günstig ge-

stimmt; er läßt hie und da den herben Vorwurf durchklingen daß den stolzen Redensarten die tapfere That nicht immer entsprochen, und er trotz seiner hochtönenden Proclamationen sich eben auch nur als ein Held von der Feder bewiesen habe. Dagegen gibt er zu daß „durch sein außerordentliches Talent und seine Thätigkeit Unglaubliches geleistet und dem zügellosen Streben nach Verweigerung der allgemeinen Abgaben wirksam gesteuert, überhaupt so viel wie möglich alles wieder zur gesetzlichen Ordnung gebracht ward — Resultate die auch Hormayrs Feinde, trotz seiner Zweideutigkeit, ihm zu bleibenden Verdiensten anrechnen müßten."

Neu ist die Mittheilung daß sich mitten im Enthusiasmus der Erhebung und des Siegs doch auch einzelne Stimmen vernehmen ließen die kühler dreinsahen, und bei aller Theilnahme an der gemeinsamen Sache nicht ohne bittere und mißtrauische Empfindungen der Herstellung der österreichischen Regierung entgegenblickten. Ihr Haß gegen Bayern verblendete sie nicht gegen die Schattenseiten des hergebrachten Regiments, für das sie sich eben im tapfern Kampf erhoben hatten. Ein merkwürdiges Actenstück in dieser Richtung ist der Brief den ein angesehener Tiroler unmittelbar nach der zweiten Befreiung des Landes an Hofer gerichtet hat. Es wird darin gefragt, ob die Stände bei Uebergabe des Landes gar keine Bedingniß machen sollen? „Und sollen unter den Ständen diejenigen welche das Meiste, ja so zu sagen Alles hiezu beigetragen haben, bei Feststellung dieser Bedingnisse nicht mehr zu sagen haben als diejenigen welche nichts thaten und zum Theil auch nichts thun konnten? Sollen wir uns auf ein Neues an den alten Schlendrian des faulen, vielfältig zweckwidrigen Geschäftsgangs im gelben Hause zu Innsbruck gewöhnen? Auf ein Neues solch einen Schwarm von landschaftlichen Beamten zur lebenslänglichen Abnährung uns aufdringen lassen, eine Repräsentation einsetzen die am Ende ihre Committentschaften und die von ihnen erhaltenen Aufträge vergißt, und sich zum unumschränkten Machthaber über uns aufwerfen, mit dem landschaftlichen Säckel nach Willkür schalten, das Wohl des Landes beiseite setzen und ihr Privatinteresse uns zur Gottheit aufstellen will?" ...

Wir wenden uns zum Helden der Biographie zurück. Die zweite wie die erste Erhebung Nordtirols war wesentlich sein Werk; in der Organisation und Leitung des Gebirgskampfs, in der Ausführung kühner Handstreiche war der „Mann von Rinn" unvergleichlich, wie er

denn, mit richtiger Schätzung tirolischer Art und Virtuosität, sich immer dagegen aussprach die tapfern Schützen zum ungleichen Kampf in die Flächen hinauszuführen oder in fruchtlosen Raub- und Streifzügen zu zersplittern. Eine eigenthümliche Episode in Speckbachers Wirken bildet die Belagerung von Kufstein — wenn man mit diesem Namen die Cernirung eines Platzes durch Schützen und Freischaaren ohne zureichende materielle Belagerungsmittel bezeichnen darf. Aber für verwegene Handstreiche, für ganz abenteuerliche Wagnisse war dieß so recht der Ort. Sich unmittelbar unter die Basteien in das Spritzenhaus heranzuschleichen, die Feuerspritzen zu zerstören bis die Schildwache „Wer da" rief, und der kühne Schütze dann von der stürmischen Nacht begünstigt in der Gestalt eines großen Hundes auf allen Vieren an der Wache vorbeikroch, das waren so Streiche wie sie Speckbacher liebte. Oder ein andermal, wie der Znaimer Waffenstillstand schon geschlossen war, begab er sich — um den Zustand der Festung im Innern zu erkundigen — mit zwei Cameraden selber in die Höhle des Feindes, unter dem Vorwand zu unterhandeln. Wie dann der Commandant zornig nach dem „frechen Galgenvogel", dem Speckbacher fragte, auch einen Moment drohte alle drei Unterhändler als Geißeln zurückzubehalten, sie dann mit Kufsteinern confrontiren ließ und schließlich reich mit Wein tractirte, so daß dem Waghals doch am Ende die Sorge kam seine weinseligen Gefährten möchten ihn einmal in der Zerstreuung als Speckbacher Seppel anreden und es dann doch noch zum „Baumeln" kommen — diese und ähnliche Züge erinnern wieder in ihrem verwegenen Humor an den jungen wilden Speckbacher, zur Zeit als er Gemsen und Bären nachzog und mit der bayerischen Forstpolizei des Gränzgebiets manch abenteuerlichen Strauß bestand.

Ein prächtiger Zug ist es auch wie er nach der unzweifelhaften Kunde vom Waffenstillstand sich bewegen läßt den abziehenden Offizieren sich anzuschließen und dann bei Bruneck Hofer begegnet, der ihm wehmüthig von seinem Wagen zurief: „Seppel auch du willst mi im Stich lassen, sie führen dich der Schande zu." Dieser Vorwurf schnitt dem wilden Jäger so tief in die Seele daß er auf einmal ergriffen von mächtigen Heimathsgefühlen, ohne Hut, bloß mit seinem Stutzen vom Wagen sprang, sich wie toll auf sein nachtrabendes treues Rößlein schwang und mit Hofer, ohne sich im Geringsten um die Oesterreicher mehr zu bekümmern, wieder zurücksprengte! Ein paar Tage darauf hilft er denn schon die Vorbereitungen zum dritten Aufstand

treffen, dessen einzelne Züge, namentlich der Kampf in der Sachsenklemme, von unserem Biographen genau und anschaulich geschildert werden. Manch gemüthlicher und drolliger Zug läuft in dem blutigen Gemälde mitunter. Als den Sachsen dort in den Eisackschluchten ein so jähes Ende bereitet war, bedauerte man erst recht „daß, wie Speckbacher sich ausdrückte, es gerade die braven Sachsen waren die zuerst zum Handkuß kamen." Einen originellen Einfall hatte bei dieser Gelegenheit die Gastwirthin zu Klausen. Die brave Frau übernahm 150 gefangene Sachsen auf sechs Wochen zu verpflegen, unter der Bedingung daß sie ihr einen Wald ausreuten sollten, was die Gefangenen natürlich gern übernahmen. Herrliche Felder und Wiesengründe prangen nun dort, noch jetzt durch dem Namen „Sachsenanger" kenntlich.

In treffenden Zügen wird auch Marschall Lefebvre charakterisirt, diese komische Mischung des ehemaligen elsaſſer Müllerburschen mit dem neugebackenen Marschall und Herzog, sein abwechselndes, meistens gleich unglückliches Bestreben sich mit den Bauern einmal populär zu machen und ihnen dann wieder als alter ego des allmächtigen Imperators zu erscheinen. Der donnernde Zeus ward dann gewöhnlich zu einem Jupiter Scapin; sein Popularitätsbemühen erschien als ein gemachtes und aufdringliches, gerade dem schlichten Tact der Bauern am ersten lächerlich, und er blieb in ihren Augen immer mit dem Tiroler Lieblingsschimpfwort als „Danziger Schwanz" sattsam gekennzeichnet. Einen drastischen Eindruck macht es wie er, beim Abschied von Sterzing, in der goldstrotzenden Marschallsuniform vom arabischen Schimmel herablassend der hübschen Nagerlwirthin die Hand reicht, seine Freude ausspricht über das gute Diner das ihn an der Prälatentafel zu Brixen erwarte, wie ihm die schlaue Tirolerin mit „einem tiefen Buckerl" guten Appetit wünscht — bis er am Nachmittag bleich und schweißtriefend ohne Hut und Mantel zurückgelaufen kommt und auf die theilnehmende Frage der Wirthin: „wie Sr. herzoglichen Excellenz das Mittagessen in Brixen geschmeckt habe" kaum mehr Bescheid gibt.

Manch schöner ritterliche Zug unterbricht die wilden Scenen des Kampfs. Namentlich Speckbacher achtete die Tapferkeit auch am Feinde. Bei jenem Gefechte im Eisackthal gewahrte er einmal einen jungen bayerischen Schützentrompeter, der neben seinem tödtlich getroffenen Offizier die von dem Sterbenden befohlenen Signale zum Angriff dennoch muthig ertönen lies; aber er sah auch daß einer seiner Leute

ein alter Scharfschütz, sein sicheres Rohr gerade auf den braven Bayer anlegte. Sogleich fiel er dem Alten in den Arm und rief: „Der ist's werth daß er noch länger blase!" Aber derselbe Speckbacher konnte auch in seinem Zorn unversöhnlich sein. Beim Rückzug vom Berg Isel (14. Aug.) erbitterte Lefebvre die Bauern durch unnütze Mordbrennereien; Speckbacher, an der Spitze der Verfolger, erwischte noch einen Soldaten beim Brandlegen. „Wenn das Haus nicht mehr zu retten ist", soll er dem Soldaten zugerufen haben, „so stirbst du." Und der Soldat fand in den selbstbereiteten Flammen sein Ende. Die Grausamkeiten freilich und Mordbrennereien die Lefebvre damals beging machen solch einen Act der Rache begreiflich. Unermüdet war Speckbacher hinter den fliehenden Schaaren her, gönnte sich kaum mehr Zeit zur Ruhe und zum Essen; „ich wurde", sagte er später, „gleichsam durchsichtig und leicht wie ein Vogel in jener Zeit."

Interessant ist es Speckbachers Urtheile über die Tüchtigkeit der verschiedenen feindlichen Waffengattungen zu hören. Die bayerische Infanterie genügte dem alten Scharfschützen nicht; sie schoß ihm zu viel, ohne zu zielen und zu treffen. Dagegen imponirte ihm die Artillerie, die trotz aller Schwierigkeiten in jenem Gebirgskrieg auch große Dienste geleistet hat. Manchmal war schon der Donner der Geschütze hinreichend die lockern Schwärme der Bauern auf die Berge und in ihre waldigen Schlupfwinkel zu verscheuchen. Auf Höhen hingegen waren die Ladungen, nach Speckbachers Versicherung, selten gut gerathen, sie gingen entweder zu hoch oder zu tief, und bis die Ladung gerieth hatten die flinken Gebirgssöhne schon wieder andere gedeckte Stellungen. Als die Bauern dieß bemerkt hatten, warf sich wohl eine ganze Reihe auf den Boden nieder und that, als wären sie getroffen, sie sprangen dann aber hurtig wieder auf und schnalzten und jauchzten höhnisch auf ihre Gegner hinunter. Auch der Tapferkeit der Sachsen ließ Speckbacher viele Gerechtigkeit widerfahren, doch weniger lobte er sie im Handgemenge. Am schwächsten schienen ihm im Gebirgskampfe die Franzosen; diese waren ihm zu leichtsinnig und unvorsichtig in ihren Angriffen, ließen sich auch gerne bei Nacht überfallen. Von der Tapferkeit der Wälschen wußte er nicht viel zu rühmen; die Tiroler meinten damals, laufen sei denen lieber als raufen — obwohl gerade unter Napoleon die Italiener ihren alten lange verscherzten Waffenruhm wieder erlangten.

Eine der glänzendsten Stellen in der letzten Periode des Tiroler=

kampfes nehmen die Gefechte im Pinzgau ein; hier war Speckbacher das bewegende und leitende Element. Gerade hier war daher sein Biograph am meisten in der Lage Neues und Ergänzendes zur Geschichte der Kämpfe von 1809 beizubringen, interessante Episoden und Charakteristiken von Persönlichkeiten einzuflechten, die er selber noch kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat.*) Herrlich tritt in diesen Kämpfen — nach all den Brutalitäten des fliehenden französischen Marschalls — der rein menschliche Zug der tapfern Gebirgsbewohner hervor. Als damals bei Unken eine bayerische Truppe gefangen ward, rief der heldenmüthige Oppacher, ein Wirth von Jochberg, den ergrimmten Bauern zu: „Haltet ein, Brüder, wir geben Pardon, wir wollen Christen sein, und sind Wehrlosen Gnade schuldig" — und die Mannschaft senkte die Stutzen und rief: „Ja, Oppacher, wir wollen Christen sein." In Speckbacher selbst zuckte indessen, trotz aller Erfolge, eine dunkle Ahnung auf daß die Sache verloren sei. Hofer war von dem jüngsten Gelingen ganz geblendet, und Mayr theilt einen Brief an den Commandanten von Kufstein mit der den schlagendsten Beweis gibt daß der tapfere „Klan von Passeyr" allen richtigen Maßstab für die Würdigung der wahren Lage verloren hatte. Wunderliche Entwürfe, alle die Gebirgsvölker Oesterreichs in Bewegung zu bringen und längs der Donau nach der österreichischen Hauptstadt hin zu operiren, fabelhafte Gerüchte von der Flucht Napoleons und dem hülfreichen Anmarsch der Russen berauschten die Tiroler noch wenige Tage vor dem Abschluß des Wiener Friedens. Speckbacher hatte eine richtige Einsicht in die isolirte Stellung worin er sich befand; er sprach es geradezu aus daß es ihnen ebenso ergehen könne wie sie es am 25. September den Bayern gemacht hatten. Halb wider Willen nimmt er an den Streifzügen ins Bayerische Theil, von denen er Erfolg nicht erwartete. Es hat etwas Tragisches ihn dann, von dem Ueberfall (Mitte October) überrascht, geschlagen, seinen Knaben gefangen zu sehen, nachdem er seit Wochen die Ahnung mit sich herumgetragen daß hier die Bayern ihre Niederlage vom September blutig vergelten würden.

Dieses letzte Stadium des Krieges, wo das verlassene Volk blind

*) Bei der Schaar die Wallner im Pinzgau gesammelt hatte befanden sich, nach Mayr's Versicherung, auch mehrere Studenten, namentlich von Heidelberg; er nennt unter ihnen auch Oken — eine Notiz die uns zweifelhaft erscheint, da, soviel wir wissen, Oken damals bereits in Jena docirte.

und unbelehrbar einen Kampf fortsetzen will, dessen längere Dauer nur die Lage des Landes verschlimmern kann, ist die schlimmste Frucht der schwankenden Politik gewesen die am 18. April von Schärding aus, am 26. Mai von Wolkersdorf dem Tiroler Volk die feierliche Verheißung gegeben es nie preiszugeben, und die dann schon im Julius das Land ohne Rath und Hülfe sich selber überlassen. Das treffliche Gebirgsvolk war zu loyal, zu royalistisch um an so feierlichen Zusagen zweifeln zu können, und das eben schlug ihm zum Unglück aus. Unser Biograph glaubt, drei vom Kaiser direct gesendete Friedens-Couriere, die den Armeen vorauseilten, hätten mehr gewirkt zur Beruhigung als alle Bajonnette. Wir wagen darüber keine Vermuthung; standen doch dann immer der zweifelhaften Botschaft die unzweifelhaften kaiserlichen Handschreiben vom April und Mai gegenüber. Aber die Darstellung unseres Verfassers ist in dieser letzten Partie von einem Gedanken beherrscht dem schon Hormayr in auffälliger Weise nachgab. Eine Partei im Hauptquartier (Baldacci), hinter der die Engländer steckten, soll zum neuen Kampf aufgehetzt haben. „Die hinterlistige englische Diplomatie habe es darauf angelegt noch einen ansehnlichen französischen Heerestheil in Deutschland zurückzuhalten, um mehr Luft zu haben auf der pyrenäischen Halbinsel.“ Die englischen Subsidiengelder werden natürlich auch nicht vergessen, und unser Verfasser macht die Briten und ihre Diplomatie geradezu verantwortlich für Speckbachers leidenvolle Flucht, für Hofers Opfertod in Mantua. Er ärgert sich über „die englischen Touristen, die noch jetzt zum Sande nach Passeyr wallfahrten und schale Gedichte ins Fremdenbuch kritzeln, ohne zu wissen was ihre Diplomatie in Tirol verschuldet.“ Uns scheint man braucht so weit nicht zu gehen um die letzte Phase des unglücklichen Widerstandes zu erklären. In der ganzen Art des Volkes, seinen Siegen und den ihm gewordenen Verheißungen liegen Momente genug den zähen Unglauben gegen alle Friedensgerüchte begreiflich zu machen. Aber diese Mär von den Engländern und vom englischen Golde hat schon bei Hormayr viel gespukt, und scheint nun gar der Sündenbock werden zu sollen für Uebel deren Gründe näher liegen. Wir gestehen offen, uns scheint die ganze Ueberlieferung von zweifelhafter Wahrheit, jedenfalls von sehr untergeordneter Bedeutung, und man sollte es, däucht uns, ein- für allemal aufgeben diesen ächt tragischen Stoff, ein gläubiges naives Naturvolk, das bis zum letzten äußersten Moment sein Vertrauen festhält, selbst als das Verderben

von allen Seiten hereinbricht, bloß als die betrogene Puppe englischer Agenten erscheinen zu lassen. Es liegt in diesem zähen Widerstand gegen die äußere Macht der Dinge, in diesem trotzigen Glauben von Gott und dem Kaiser nicht verlassen zu werden, etwas so Tiefes und Volksthümliches, daß wir es fast für eine Sünde hielten äußere mechanische Hebel in dem letzten Act des Trauerspiels vorzugsweise mitwirken zu lassen.

Mit dem lebendigsten Mitgefühl wird man den Abschnitt lesen welcher Speckbachers Flucht und Gefahren schildert. Von Patrouillen bedrängt, für vogelfrei erklärt, insofern jedem Hausbesitzer der ihm Unterkunft gab die schwersten Strafen angedroht waren, mit der Dürftigkeit der Natur, den Härten des Winters und der physischen Entbehrung ringend, so trieb sich der Held des Innthals wochenlang, leicht gekleidet, oft von Hunger und Kälte halb erstarrt, in der Schneewüste umher. Seine Familie findet endlich Zuflucht bei treuen Freunden am Voldererberg; er selbst ist nur auf den eisigen Höhen sicher, wohin die Getreuen ihm von Zeit zu Zeit Lebensmittel bringen. Rührend ist es dann wie ihn am Lichtmeßtag 1810 der Gedanke, seiner Frau Namenstag mit ihr zu feiern, hinuntertreibt an den Zufluchtsort der Seinen; er hofft man habe ihn nachgerade vergessen, oder betrachte ihn als einen sicher Entronnenen. Von einer Patrouille überrascht hat er keine andere Wahl als den Holzschlitten auf dem Kopf den Soldaten geradezu entgegenzugehen wie ein Knecht des Hauses. Er flüchtet von Neuem auf die Höhen in eine Höhle die er in der Jugend als Schütze aufgespäht, bis ein gefährlicher Sturz den Verwundeten zwingt bei den Freunden unten Schutz und Heilung zu suchen. Im Stalle bereitet man ihm ein Versteck, ein grabähnliches Loch mit Bretern überdeckt, wo der Kranke wochenlang geborgen lag, aber immer heimgesucht von den Patrouillen, die er manchmal „bei den Füßen hätte fassen können." Im Frühjahr endlich gelang die Flucht nach Oesterreich, aber die ungeheuern Leiden hatten seine riesenhafte Natur gebrochen.

Bezeichnend für die unbegränzte Vaterlandsliebe dieses kernigen Volkes ist der Widerwille der Frau des Flüchtlings gegen jede Auswanderung in die Fremde, auch wo ihr ein günstiges äußeres Loos verheißen wird. Sie will abwarten bis bessere Zeiten kommen; und ihr Vertrauen täuschte sie nicht. Der Umschwung der Befreiungsjahre öffnete auch dem tapfern Schützenführer von 1809 sein Tirol wieder.

Merkwürdig ist es, wie wenig jetzt die Insurrectionsgedanken beim Volk verfangen wollen; hatte man sich mit der bayerischen Verwaltung mehr ausgesöhnt, oder war das Gedächtniß an die Täuschungen von 1809 noch zu jung — genug als Speckbacher im Sept. 1813 wenige Wochen vor dem Rieder Vertrag sich in kaiserlicher Majoruniform bei Wörgel zeigte, empfingen ihn die unfreundlichen Grüße: Leutverführer, Calfacter, und noch einmal mußte er es erleben daß die bayerische Regierung unterm 12. Sept. einen Preis von 1000 Gulden auf den gefährlichen Speckbacher setzte. Aber der allgemeine Umschwung der Dinge gab dem Schwergeprüften die Heimath wieder. Da saß dann wieder der „kaiserliche Major" als Bauer zu Rinn, bis ihn zunehmende Leiden zwangen sich in das Städtchen Hall zurückzuziehen. Interessant war es dann den Erzählungen von seinen frühern Schicksalen und Abenteuern zu lauschen, die er trotz seiner Kränklichkeit mit viel Frische und Humor vortrug. Dieses Interesse wurde erhöht wenn er von Gefechten und vom Kriege sprach; sein immer noch schöner Kopf erhob sich dann, die Züge belebten sich, seine dunkeln Augen fingen an zu funkeln, man sah daß er zu befehlen gewohnt war und es auch verstand, in seinem ganzen Wesen zeigte sich daß man in des Löwen Höhle

> Statt des starken, des gesunden
> Einen welken jetzt gefunden,
> Der gebeugt und kränkelnd zwar,
> Aber dennoch Löwe war!

Im Jahr 1820 fand er, früh gealtert, den Tod. Sein muthiger Sohn, der kleine Anderl, der in den Gefechten bei Melleck gefangen, nach München gebracht, und vom unvergeßlichen König Max trefflich erzogen ward, fand später (1824) in der Heimath zu Jenbach eine Stelle bei der Berg- und Hüttenverwaltung, der er mit großer Auszeichnung vorstand; aber schon 1834, im blühendsten Mannesalter, raffte ihn der Tod weg. Zwei Töchter des „Mannes von Rinn" leben noch in Hall, ein jüngerer Sohn als Beamter in Innsbruck.

III. B. Weber: das Thal Passeyer.*)

(Allgem. Ztg. 2. Juni 1832 Beilage Nr. 154.)

Hat das Buch von Mayr, wovon wir in unserm frühern Bericht handelten, zunächst den biographischen Zweck, dem tapfern „Manne von Rinn" ein schlichtes Denkmal der Pietät zu widmen, so ist das Thema der vorliegenden Schrift weniger ein persönliches und individuelles als ein locales. Beda Weber, dem vertrauten Passeyrer Kreise nun entrückt, hat Erfahrungen und Reminiscenzen in ein Gemälde voll Treue und liebevoller Anhänglichkeit zusammengedrängt. Es ist gleichsam ein Vermächtniß das der Geschiedene einem verlassenen werthen Kreise widmet. Auf diesem localen Hintergrund, der uns zum erstenmal in dieser Ausführlichkeit näher gebracht wird, heben sich dann die Ereignisse von 1809, hebt sich der Sandwirth als prägnantester Ausdruck Passeyrer Lebens hervor, und bietet eine erwünschte Ergänzung zur Literatur des Kampfes vom Jahr Neun. Hat uns die Biographie Speckbachers mehr nach Nordtirol versetzt und mit Vorliebe die Partieen geschildert die sich um die Person des Innthaler Führers gruppiren lassen, so werden wir hier in das Gebiet südlich vom Brenner, in den Kreis Hofers und der Passeyrer Schützen eingeführt. Hofer selbst und seine ganze Art scharf und richtig zu zeichnen ist der von Weber eingeschlagene Weg unstreitig der beste. An sein heimathliches Thal angelehnt, als ein ächter, ungekünstelter Ausdruck Passeyrer Art aus seiner Umgebung herausgeschnitten, wird er gewiß am richtigsten verstanden werden; die schiefen Bilder der Lobredner wie der Tadler, die gespreizten Zeichnungen wie die verkleinernden sind damit von selber abgewiesen.

Mit einer geschichtlichen Uebersicht beginnt Weber seine Darstellung des Passeyrerthales. Nach dem Ausgang der rhätisch-romanischen Zeit war das Thal lange sehr dünn bevölkert, und erst allmählich erfolgten neue Einwanderungen, die sich mit den kargen Resten des ältern Volksthums verschmolzen. Die Einwanderung geschah auf zwei entgegengesetzten Seiten. Durch die natürliche Thalöffnung drangen

---

*) Das Thal Passeyer und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809. Von Beda Weber. Innsb. 1852.

Bojer in den Vordergrund, die sich über den Brenner in das Gebiet des Eisacks und der Etsch ergossen hatten. Ueber den Tümbls kamen Alemannen aus dem Oetzthal herunter, und aus der Verschmelzung beider mit altrhätischen und römischen Elementen bildete sich der jetzige Volksstamm im Passeyr, vorherrschend deutsch in Gestalt, Sprache und Sitte. Diesen Gang der Einwanderung sucht Weber auch an mitgetheilten Sprachproben nachzuweisen. Es drängt sich, sagt er, bei näherer Vergleichung des Passeyrer Dialektes mit den übrigen Sprachweisen an der deutschen Etsch die Bemerkung auf daß er viel wohllautender und reicher ist als seine Nachbarn, in Uebereinstimmung mit der Weichheit und Geschmeidigkeit des Passeyrer Volkscharakters. Diese Erscheinung hängt wohl zunächst mit dem alemannischen Ursprung des Volks zusammen, der sich gegen das härtere bojoarische Idiom gesperrt hat. Zarte Achtsamkeit auf das Eigenthümliche der Passeyrer Sprache läßt die Reste altdeutscher und rheinländisch-mittelhochdeutscher Ausdrucksweise unmöglich verkennen.

Die ganze physische Beschaffenheit des Landes, sein Klima, seine Naturerscheinungen, seine Bodenerzeugnisse, sein Erwerb werden in sehr ansprechenden Schilderungen uns vorgeführt. Man sieht der nüchternen scharfen Auffassung an daß der Verfasser sich in Land und Volk eingelebt hat; die treffliche Darstellung zeugt von einer völligen Beherrschung des Stoffs. Das Leben des Volks in seiner zufriedenen Armuth, sein kindisch-drolliges Wesen, sein Tiefsinn und daneben seine Schalkheit und sein Witz, der Glaube und Aberglaube wie er mit den Bewohnern dieses Thales verwachsen ist — das alles gibt ein höchst anmuthiges Gesammtbild, bei dessen Betrachtung man den Wunsch nicht unterdrücken kann daß wir auch von andern Strichen unseres großen Landes und Volkes ähnliche tief eingehende und aus dem Leben geschöpfte Schilderungen erhalten möchten. Aus dem wilden, wagnißvollen Waidmannsleben des Passeyrer Gemsjägers führt uns Weber in die reiche Phantasiewelt des hochbegabten Stammes, in seine Sagen und Märchen ein, und lehrt uns den Bewohner des Thales von einer seiner eigenthümlichsten Seiten kennen, in seiner Vorliebe für ernste phantastische Gebilde, in seiner Neigung sich eine kleine Welt von guten und bösen Genien des Lebens vorzuträumen. In dieß bunte Gemälde werden dann Charakteristiken bekannter Passeyrer eingeflochten, unter andern eine interessante autobiographische Notiz des bekanntesten noch lebenden Sohnes dieses Thales — Joseph Ennemoser.

Auf diesem reichen Hintergrunde localer Schilderungen hebt sich dann der Hof am Sande hervor, das große Bauerngut, dessen tapferer Besitzer dem Thal ein europäisches Interesse erworben hat. Bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts reichen die Spuren der Hofer im Passeyrthal zurück. Um 1664 siedelte sich der Kaspar Hofer auf dem Sandwirthshause an, und entwickelte hier einen für die damalige Zeit schwunghaften Eifer im Betriebe seine Wirthsgewerbes. Als Wallfahrer nach Rom brachte er den Plan zu einer Mariencapelle mit, die damals gegründet ward durch seine Anregung, und noch heute in großem Ansehen steht bei den gläubigen Bewohnern des Thals. Sein Sohn Bartolomä wirthschaftete schlecht, und hinterließ seinem Sohn Joseph ein mit Schulden belastetes Hauswesen. Dieser Joseph Hofer war der Vater des Passeyrer Helden von 1809.

Der topographischen Schilderung des Landes und Volkes schließt sich die zweite Abtheilung des Weber'schen Buchs an: „Andreas Hofer und das Jahr 1809, mit besonderer Rücksicht auf Passeyers Theilnahme am Kampfe.“ Wir werden in das Hauswesen am Sand, in die Familie des Sandwirths eingeführt, die treuherzige und kraftvolle äußere Erscheinung des Mannes wird in lebendigen Zügen vorgeführt. „Trotz dem tüchtigen Korn in seiner männlichen Gestalt, sagt Weber, hatte sein Charakter doch eine ungemeine Weichheit und Zartheit, wie sie dem Passeyrer eigen ist. Die Studenten in Verona kannten ihn alle gut und hatten ihre herzliche Freude am schönen leutseligen Sandwirth. Wie die Passeyrer überhaupt, legte er kein Gewicht auf leibliche Bequemlichkeit in Lager und Hausrath, selbst wo er es besser haben konnte. Bei sehr geringer Bildung zeigte er doch überall Verstand und Urtheil, eine Art Bauerninstinct, der im ersten Angriff die Dinge richtiger auffaßt als der lange überlegende Grübler. Sein Mutterwitz ließ bei keiner Gelegenheit lange auf sich warten, und war ebenso treffend als gutmüthig. Er liebte in freien Stunden das Giltspiel, welches in seiner Heimath sehr im Schwung ist, und spielte es meisterhaft. Da dasselbe leicht die angeborenen Charakterzüge eines Menschen ins Licht stellt, so traten auch bei ihm einerseits aufmerksames Maßhalten, andererseits eine gutartige Schlauheit entschieden zu Tage. Seine Frömmigkeit wurzelte in einem gläubigen Gemüth, das alle Grübelei ausschloß; sie machte ihn froh, duldsam, mitleidig gegen andere Menschen. Kopfhängerei und Bekrittelung der Sitten anderer verachtete er; die Geistlichen standen bei ihm in hohen Ehren, aber

ihre Einmischung in weltliche Dinge tadelte er. Doch auch bei seinem Tadel trat die tiefe Ehrfurcht für das Priesterthum zu Tage."

Die französische Revolution wirkte auf das abgelegene Thal in sofern zurück, als sich der kirchliche Eifer des Volks dadurch aufgeregt und beunruhigt fand. Es ist für die weitere Geschichte der Passeyrer gewiß nicht ohne Einfluß gewesen daß ein verfolgter Geistlicher aus dem Elsaß die Pfarre zu St. Martin übernahm, und die tiefe Abneigung des Volks gegen das gottlose revolutionäre Treiben durch lebhafte Schilderungen seiner Erlebnisse nährte. Die Kriege von 1799 und 1805 gaben von diesem Haß gegen die Franzosen bereits Zeugniß. Damals (1804—1805) trat auch Andreas Hofer zum erstenmal in den Vordergrund unter seinen Landsleuten; er ward bekannt mit dem Erzherzog Johann und fand bei diesem die verdiente Aufmerksamkeit. Was ihm Wichtigkeit verlieh, sagt Weber, war weder tiefe Einsicht noch persönliche Tapferkeit, sondern ein völliges Herausgehen aus sich selbst und unbedingte Hingabe an die Meinung des Landes. Er that nichts für sich oder für seine Leidenschaft, sondern alles für die Religion, für die Landesverfassung, für Oesterreich. Es folgte dann die bayerische Occupation, deren unmittelbare Rückwirkungen auf das Passeyrer Leben wir aus Webers Schilderungen zum erstenmal genauer kennen lernen. Die Conflicte waren kirchlicher Art; mit ebenso gewaltsamem als unnützem Kraftaufwand bemühte sich die neue Bureaukratie die hergebrachten religiösen Gewohnheiten des Bergvolks nach ihrer Staatsraison zu beugen und den Widerstand der Pfarrer und Gemeinden durch militärische Execution zu überwinden. Hofer stand auf der Seite seines Volks, aber er gehörte zu den Gemäßigtsten im Thal. Sein damals oft wiederholtes Mahnwort findet man in Passeyr in alte Gebetbücher eingeschrieben: „O Brüder laßt uns beten, im Verein alle miteinander, aus allen Kräften. Dieser Zustand kann nicht dauern, bei Gott ist alles möglich, wir können mit seiner Hülfe eine bessere Regierung bekommen."

Wenige Monate nachher führte er die Passeyrer zum Kampf. Merkwürdig war sein Aufruf an die Landsleute. Er lautete mündlich vor dem Sandwirthshause: „Morgen am 9. April wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen, und jedermann ermahnt brav dreinzuschlagen." So schaarten sich 4500 Mann aus eigenem Antrieb um seine Person, erprobte Schützen, nachdem sie gebeichtet und communicirt hatten. Auf der Brücke von St. Leonhard fragte ein Passeyrer

den Sandwirth ob er auch mitgehen müsse. „Nein", gab Hofer gutmüthig zur Antwort, „wer halt just will." Ja dann ist's recht, fiel der Passeyrer rasch ein, dann gehe ich auch mit. Damit, sagt Weber, war Hofers Macht über seine Landsleute deutlich gezeichnet. Er befahl nicht, sondern legte den freien Willen jedes Einzelnen seiner Anwerbung zu Grunde; und dadurch war er stark, denn der Gebirgsbewohner läßt sich nicht gern befehlen, erfüllt aber jedes Zutrauen zu seinem freien Entschluß stets doppelt und dreifach.

In den Schilderungen des Kampfs selbst faßt unser Geschichtschreiber sich im Allgemeinen kürzer, aber es fehlt nicht an guten Aufschlüssen und Berichtigungen. So entwirft er mit nüchternem Sinn von dem wilden Getreibe der aufständischen Bauern in Innsbruck ein Bild das nicht so gemüthlich aussieht wie die enthusiastischen Berichte anderer Quellen, aber der trockenen Realität ohne Zweifel näher kommt. Gerade von Hofer theilt er aber wieder prächtige Züge mit, wie er dem wilden Gebahren mit Energie entgegenwirkt und durch weise Mäßigung dem Aufstand ein Gepräge von Milde und Selbstachtung aufzudrücken wußte. War er doch nur, sagt der Verfasser sehr wahr, der einfache ehrliche Ausdruck des bessern Volksgeistes der verschiedenartigen Stämme im Lande. Es ist dabei nicht einmal die Frage ob diese Versinnlichung des Gesammtwillens im schlichten Sandwirth aller Schwächen bar und ledig gewesen. Das Volk war auf seine eigene Kraft gestellt, und es ist verzeihlich daß es nur von sich selbst Rath annehmen wollte. So sehr und so viel daher Schriftgelehrte und Pharisäer an des Sandwirths Geist und Gemüth auszusetzen haben mögen, das war eben das Eigenthümliche der damaligen Weltlage daß alle Weisheit der Welt schal und aller Verstand der Verständigen rathlos geworden, und nur im tiefinnersten Gemüth des Bergvolks noch Abscheu genug vorhanden war gegen die Corruption der Zeit.

Webers Ansicht über Hormayr zeichnet sich durch Unbefangenheit nach beiden Seiten hin aus; er rühmt an ihm Thätigkeit, Klugheit und ein entschiedenes Verwaltungstalent. Das strenge Urtheil einzelner Tiroler über Hormayr, sagt er, hatte in persönlicher Erbitterung seinen Grund, und verletzte Eitelkeit wollte sich leider auf beiden Seiten an die Stelle der Geschichte setzen. Was diejenigen denen er nichts recht machen konnte an seiner Statt gethan haben würden, ist um so weniger abzusehen, als viele Maßregeln Hormayrs nach seinem Abzug aus Tirol durch seine politischen Gegner als nothwendig für das Land

in Ausführung gebracht wurden. Die schwierige Stellung die er in Folge der Weltereignisse gegen das Ende seiner Mission einnahm wurde mit Unrecht oft genug allein auf seine Rechnung gesetzt. Gleich anfangs waren ihm zwei Maßregeln zur Ausführung überwiesen, welche auf die Länge nicht geeignet waren selbst die gründlichste Popularität aufrecht zu erhalten: einmal die Entfernung der Bayern und bayerisch-gesinnten Tiroler, dann die Herbeischaffung der nöthigen Gelder in einem geldarmen Lande. Man kann ohne Uebertreibung sagen daß an diesen Klippen selbst Begabtere als er hätten scheitern müssen. Enthielten doch die sämmtlichen Cassen, als Hormayr die Verwaltung übernahm, nicht mehr als 52,431 Gulden!

Sehr treffend zeichnet er Hormayr in seinem lebhaften, leidenschaftlichen und unruhigen Thun, seiner Art das Volk aufzuregen, seinem Gegensatz zu der ruhigern Bedächtigkeit der meisten Volksführer. Mit Hofer habe er sich nie recht verstehen können; beide Männer verhielten sich, nach Webers Ansicht, zu einander wie Mündlichkeit und Oeffentlichkeit tirolischer Nationalinteressen zur straffen bureaukratischen Centralisation und Vielschreiberei. Drum hatten auch beide ein unbesiegbares Gefühl wechselseitiger Entbehrlichkeit, das unter den Redeblumen der Höflichkeit nur halb verdeckt lag; und die Bauern selbst sahen, nach Webers Zeugniß, im Mai Hormayrs Entfernung mit nicht geringerer Freude als die Chastelers. Man habe ihn, als er sich damals längere Zeit zu Nauders an der Schweizergränze aufhielt im Verdacht gehabt er wolle „für jeden Nothfall aus Tirol fliehen"; und seine lobhudelnden übertriebenen Berichte hätten die Tiroler selbst erbittert. Wie dann am 29. Mai am Berg Isel Tirol zum zweiten mal frei war, übernahm auch Hormayr sofort die Intendantschaft wieder. Er nahm, so berichtet unser Geschichtschreiber, zunächst die Innsbrucker Zeitung in Beschlag, und verbreitete so viele gute Nachrichten über die Siege der Oesterreicher durchs Land daß man seine Thätigkeit und Menschenkenntniß höchlich bewundern mußte, wenn auch der Mangel an innerer Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Siegesbülletins denkenden Männern nicht entging. Wo die Zeitung nicht ausreichte wirkte er durch Flugschriften, welche alle die tausend guten Hoffnungen der Tiroler am Ziele der Erfüllung blicken ließen. Und trotz dieser erstaunlichen Rührigkeit gelang es ihm nicht die Herzen zu gewinnen; er blieb eine isolirte Persönlichkeit, deren Talent man ach-

tete, ohne daß die Lücke zwischen ihm und dem Volke ausgefüllt worden wäre.

In die Bauern-Kriegführung und das Bauern-Regiment gibt Weber eine gute Einsicht. Er macht einmal die Bemerkung daß der Tiroler in Landesnöthen nur solange der größten Aufopferung fähig ist als seinem eigenen Ermessen das örtlich Nöthige überlassen wird; es gehe ihm wie Götz von Berlichingen, den es auch verdroß daß ihm der Bischof vorschrieb wie er reiten solle. Schon dieß Eine macht die Schwierigkeit einleuchtend, die jedem „Gstudirten" in den Weg trat, und läßt auch wohl auf ein ziemliches Maß von unvermeidlicher Verwirrung schließen, aus der denn oft kaum der natürliche Instinct des Volkes den Ausweg fand. Am grellsten traten diese Schattenseiten einer ungebändigten und unbändigen Volkskraft in dem letzten Act des Drama's hervor, als die Nothwendigkeit gebot sich dem abgeschlossenen Frieden und der nun besiegelten Preisgebung des Landes zu fügen. Da hörte man auf einmal von den Bauern den Ruf: „man brauche keinen Kaiser, keinen Bischof, keinen Pfaffen mehr, die ohnehin bereits lutherisch wären und es mit dem Teufel hielten; man wolle gar keine Herren mehr, und lasse der Sandwirth von denselben nicht ab, so wolle man ihn kurzweg todtschlagen. Von Frieden sei keine Rede, die Bauern gäben nicht nach, und die Mutter Gotte müsse helfen." So wenig verleugnete doch diese loyale Erhebung den allgemeinen Typus der Revolutionen.

Von Hofer, wie er in diesen Stunden des hoffnungslosen Endes war, sagt Weber: er war ein Doppelwesen der ärgsten Art geworden, zu gleicher Zeit den Frieden und den Krieg wollend, und um so eifriger an Wunder zur Befreiung des Vaterlandes glaubend, je mehr sich der verhängnißvolle Ring französisch-bayerischer Gewalt um ihn zusammenschlang; auch noch in diesem kläglichen Zustande des Hin- und Herwankens das treueste Spiegelbild der Volksgährung, welche in den Gemüthern versteckt wogte und brandete. Sehr anschaulich erzählt uns dann der Geschichtschreiber, wie alle Abmahnungen an dem empörten Volke machtlos abprallten, Hofer selbst, von allen Besonnenen verlassen, inmitten der Rasenden allein stand, und man so lange an ihm zerrte bis er den letzten entscheidenden Würfel ausspielte, nachdem er wiederholt mit der Androhung des Todes im Weigerungsfalle eingeschüchtert und verwirrt worden war. Es folgten dann die letzten planlosen Kämpfe an der Passer, die unseligen Aufrufe Hofers, die

sich in der Hoffnung auf übernatürlichen Beistand wiegten, seine Theilnahme an dem Bauerngericht, das einen Vintschgauer Spion verurtheilte und erschießen ließ. Seine frühere Gemüthsruhe hatte ihn verlassen; alle Irrthümer des verführten Volksgeistes sammelten sich in seinem Gemüthe, und so angelernt sie waren, trugen sie doch ganz den Charakter von Hartnäckigkeit, die jede von außen gegen die bessere Ueberzeugung eingeträntte Meinung in dem Menschen zu entwickeln pflegt. Die Verwicklung der Dinge war um so tragischer, als gerade jetzt in Baraguay d'Hilliers der einzige Oberbefehlshaber erschien der im Stande gewesen wäre das Volk friedlich zu unterwerfen. Im größten Geheimniß ließ dieser (Nov.) einen Vertrauten Hofers kommen, und versicherte auf seine Waffenehre daß, wenn Hofer sich sogleich in seine Arme werfe, ihm kein Haar gekrümmt werden solle. Nicht fein angelegtem Verrath, sondern der eignen Verblendung Hofers schreibt Weber den tragischen Ausgang zu. Donay, so berichtet er, der sich eben damals in Meran befand, weit entfernt Hofer zu verrathen, dessen Aufenthalt jedes Kind wußte, und der General selbst am besten, rührte den letztern durch seine beredte Schilderung von Hofers kindlichem Sinne, den schlechte Gesellen verführt und zum Aeußersten getrieben hätten. „Auch auf die Gefahr einiger Ungnade", äußerte Baraguay, „will ich ihn retten, aber er muß sogleich zu mir kommen. Der General darf nichts von dem wissen was hier der schlichte französische Soldat vorschlägt. Bei längerer Zögerung von Hofers Seite muß ich von Amtswegen handeln und dann steht die Rettung desselben nicht mehr in meiner Gewalt." Sowohl Holzknecht, der Vertraute Hofers, als Donay thaten mündlich und schriftlich alles um Hofer zu diesem Schritte zu bewegen, aber umsonst! Das Verhängniß hatte sein Opfer bereits zu eng umstrickt. Für die Richtigkeit dieser Mittheilung beruft sich Weber auf die Erzählung die er aus Holzknechts eigenem Munde gehört, und für die nöthigenfalls ein noch lebender Sohn desselben als Augen- und Ohrenzeuge einstehen könne.

Auch nachher machte der französische General noch einen vergeblichen Versuch durch einen Benedictiner dem Sandwirth den Weg anzugeben durch den er der Amnestie theilhaftig werden könne; Hofer war jetzt ruhig geworden, aber es hatte sich seiner eine Art von gottergebenem Fatalismus bemächtigt, worin er sich selbst als das Opfer für die gute Sache betrachtete. Sein Versteck war nach Webers Versicherung fast allgemein bekannt, selbst der Landrichter von St. Leon-

hard war davon als Privatmann unterrichtet, suchte aber in seiner amtlichen Eigenschaft es zu ignoriren. Ein schlechter Mensch aus dem Passeyrthale, der den Verrätherlohn verdienen wollte, zeigte dann Hofers Aufenthalt an, und der Landrichter konnte nun nicht umhin ein Protokoll aufzunehmen und den Franzosen Anzeige zu machen. General Huard, der damals in Meran befehligte, war der rechte Vollstrecker für solche That; auch die italienischen Soldaten, die er zu Menschenjägern auserlas, benahmen sich wie die verworfensten Henkersknechte. Auf seinem Transport nach Mantua ward Hofer besser behandelt; sein Benehmen auf dem Wege stimmte aber völlig zu jener passiven, gottergebenen Stimmung die ihn beherrschte. In Ala, wo er übernachtete, betranken sich seine Führer, und es brach durch ihre Unvorsichtigkeit ein Brand aus; Hofer half eifrigst löschen und wies die Fluchtgedanken die man ihm zuflüsterte entrüstet zurück. Er suchte den Märtyrertod, und seine kindlich fromme Ergebenheit hat ihn damit allerdings das Fruchtbarste und Beste thun lassen was er für die große und gute Sache noch hat wirken können. Weber hat vollkommen Recht wenn er sagt: sein Tod schadete dem Kaiser Napoleon mehr als eine verlorene Schlacht. Seine eigenen Soldaten staunten verblüfft über die Macht einer solchen Ueberzeugung. Allerdings bewährte sich rasch der alte Spruch: das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.

Der Schlußabschnitt des Weberschen Buches gibt eine Uebersicht über die Schicksale der Familie Hofer und über das was zum Ehrengedächtniß des Passeyrer Helden nach seinem Opfertode geschehen ist.

IV. Tirol im Jahr 1809 von Dr. Joseph Rapp. Innsbruck 1852.

(Allgem. Ztg. 22. u. 23. Juni 1853. Beilage Nr. 173. u. 174.)

Die Literatur über Tirol und Andreas Hofer hat eine sehr werthvolle Ergänzung, ja in gewissem Sinn einen Abschluß erhalten. Wichtige Materialien, die zwar im Land selbst nicht unbekannt und unbenützt waren, vielmehr von neuern Darstellern des Aufstandes vom Jahr 1809 eifrig ausgebeutet wurden, sind hier zum erstenmal zu einem Ganzen verarbeitet, und zum Gemeingut der literarischen Welt geworden. Der Verfasser, Dr. Joseph Rapp, befand sich beim Aus-

bruch des Kriegs von 1809 als königl. bayerischer Finanzrath in Trient, wurde dann von Hormayr, dem Intendanten des insurgirten Landes, nach Innsbruck gerufen und ihm die Kanzleidirection bei der Intendantschaft anvertraut. In Folge dieser Thätigkeit verlor er nach der bayerischen Restauration seinen Dienst, ging 1810 nach Oesterreich und fand dann, nach Herstellung der alten Regierung in der Heimath, die ehrenvolle Stelle in der er seit 1816 thätig gewesen ist. Schon früh erwachte in ihm der lebhafte Wunsch die Geschichte der Tiroler Landesvertheidigung zu schreiben, ein Gegenstand zu dessen Bearbeitung ihn seine Stellung im Jahr 1809 besonders befähigte. Er war Augenzeuge der wichtigsten Ereignisse jener Zeit, und sammelte mit der größten Sorgfalt alle darauf bezüglichen Documente; das ermunternde Entgegenkommen vieler vaterländischen Freunde, die ihn mit handschriftlichen Tagebüchern, Urkunden u. s. w. freigebig unterstützten, erleichterte ihm die Ausführung des schwierigen Unternehmens. Schon vor Jahren war das Manuscript vollendet, und wurde in einer Abschrift in der Bibliothek des Nationalmuseums niedergelegt, wo es von Einzelnen, z. B. Beda Weber, bei Ausarbeitung der Schrift über das Thal Passeyr und A. Hofer sorgfältig benützt ward — jetzt hat sich der Verfasser auch entschlossen wiederholten Aufforderungen zu genügen und das Werk selber der Oeffentlichkeit zu übergeben. Um seinen Umfang nicht zu sehr anwachsen zu lassen, hat er die Originalien der zahlreichen Urkunden im Archiv des Museums zu Innsbruck zu jedermanns Einsicht niedergelegt, übrigens den wesentlichen Inhalt derselben theils in den Text seiner Darstellung, theils in die Noten verflochten.

Von dem Umfang und dem Werth dieses urkundlichen Stoffes erhält man dann erst die rechte Vorstellung wenn man die acht- bis neunhundert Seiten des Rapp'schen Buches genau durchgeht, die bedeutendern Druckschriften, von Bartholdi und Hormayr an bis auf die neuesten, daneben legt, und das thatsächliche Detail, wie es nach den frühern und wie es nach der vorliegenden Darstellung erscheint, genau mit einander vergleicht. Die Schrift gewinnt dann durchaus den Werth einer Berichtigung und reichen Ergänzung der bisherigen Darsteller; sie werden dadurch nicht gerade überflüssig, aber das Rapp'sche Werk wird für jede genauere Kenntniß der Ereignisse von 1809 durchaus unentbehrlich.

Neben dem gedruckten Material, den Flugschriften und Zeitungen

jener Tage, hat dem fleißigen Sammler ein überaus reicher Vorrath handschriftlicher Aufzeichnungen zu Gebot gestanden, Aufzeichnungen die sich zum Theil auf die Erlebnisse eines einzelnen Ortes oder auf die Beleuchtung einer speciellen Thatsache beziehen, und durch welche die Darstellung einen ungewöhnlichen factischen Reichthum gewinnt. Da haben z. B. einige Priester zu Mais bei Meran Denkwürdigkeiten aus jenen Tagen hinterlassen, oder ein Pfarrer zu Seefeld hat sorgfältig niedergeschrieben was er an Ort und Stelle im Lauf des Jahrs 1809 erlebt hat, während der Curat zu Straß im Innthal seinerseits aufgezeichnet was ihm zu Straß begegnet ist. Hervorragende Theilnehmer wie Straub aus Hall, dem unser Geschichtschreiber die erste Stelle nach Hofer selbst einräumt, oder Sieberer, oder der Schullehrer Joseph Patsch von Wilten, haben dann wieder ihre persönlichen Erlebnisse zu Papier gebracht, indessen ein patriotischer Bauer aus Völs bei Innsbruck eine schlichte Zusammenstellung interessanter Thatsachen über die Tiroler Landesvertheidigung niederschrieb. Auch von den Gegnern fehlt es nicht an anziehenden Mittheilungen; da ist z. B. ein eifrig bayerisch gesinnter Bürger von Innsbruck, der sich während der Insurrection sein Tagebuch anlegte. Daran reihen sich dann die sehr werthvollen Aufzeichnungen des Appellationsgerichts-Präsidenten di Pauli, die Papiere des Priesters Donay mit zahlreichen Urkunden, die Abschriften der Ministerialberichte Hormayrs, die Actenstücke der Schutzdeputationen, die Papiere der Brixener Verwaltungscommission, die Sitzungsprotokolle der von Hofer aufgestellten General-Landesadministration, und außerdem noch eine Reihe von Tagebüchern, Berichten, Briefen und Urkundensammlungen welche dem Verfasser zu Gebot gestanden sind.

Diesen reichen Stoff hat Rapp sorgfältig geprüft, und mit einer nüchternen Kritik das thatsächlich Bewährte darzustellen gesucht. Ohne die Prätension einer kunstvoll angelegten Darstellung ist das Ganze zu einer lebendigen Chronik, bisweilen könnte man sagen zu einem Tagebuch der Geschichte des Jahres 1809 geworden, ein Buch voll eifrigen tirolischen Patriotismus, und zugleich von einer Reichhaltigkeit des historischen Inhalts die es jedem Tiroler doppelt werth machen wird.

Die kunstreichen und beredten Schilderungen von Land und Volk, wie sie Hormayr in die zweite Bearbeitung seines „Andreas Hofer" eingeflochten hat, wird man hier nicht finden; auch treten die Persön-

lichkeiten, z. B. Speckbacher, über der Masse der Thatsachen mehr in den Hintergrund, aber wo es auf Schilderung des Moments, auf Erzählung der einzelnen Thaten und Erlebnisse ankommt, wird sich keine Darstellung des denkwürdigen Jahrs an Reichthum wie an Zuverlässigkeit mit dem Rapp'schen Werke messen können. Der Standpunkt ist ein entschieden tirolischer; der Verfasser betont nachdrücklich die Mißgriffe, Gewaltthaten und Gräuel der Gegner, aber er bringt auch überall die thatsächlichen Belege sein Urtheil zu motiviren. Es ist dem Darsteller vor allem darum zu thun in trockener und nüchterner Weise das Geschichtliche herauszuarbeiten; keine Schönfärberei, kein Selbstlob, wie es in der Behandlung dieses Stoffes die üble Gewohnheit eines berühmten Autors gewesen, kein unbilliges Bemühen die guten Bauern als die Strohmänner hinzustellen, die an groben und sichtbaren Fäden von den „Herren" im Hintergrund geleitet werden. Im Gegentheil wird mit unverkennbarem Aplomb die Thätigkeit des Volks und sein bleibendes Verdienst hervorgehoben, die vielgeschäftige, schreibende und planmachende Rührigkeit der Leute von der Feder und der vornehmen Herren tritt dagegen in einen bescheidenen Hintergrund.

Mit einer gedrängten Darstellung der bayerischen Verwaltung in den Jahren 1806 bis 1809 beginnt das Buch. Der Verfasser ist ein entschiedener Gegner sowohl des Josephinismus wie der Montgelas'schen Aufklärungsperiode; er ist ihr nicht nur um der plumpen Formen und abstoßenden Werkzeuge willen abhold, er ist der Sache selber abgeneigt, und kann darum auch die milde Auffassung derer nicht theilen die meinten die damalige bayerische Politik habe sich weniger im Ziel, als in den Mitteln vergriffen. Die Gewaltschritte gegen die katholische Kirche, die Aufhebung der alten Verfassung, die Einführung der Conscription, die neuen Mauthverhältnisse, die Reduction des Papiergeldes und der Schuldobligationen, die neuen Steuern, die veränderte Organisation der Verwaltung, Justiz, des Stiftungswesens, die Beiseitigung einzelner Vorrechte und Einrichtungen, welche die österreichische Verwaltung weise erhalten hatte — das sind nach der Ansicht Rapps die wesentlichsten Ursachen der sehr wohl begründeten Unzufriedenheit, aus welcher der Aufstand von 1809 entsprang.

Einleuchtender werden in jedem einzelnen Fall theils die Nachtheile hervorgehoben womit das neue Wesen den materiellen Wohlstand

des Volkes bedrohte, theils der Widerspruch betont in welchen es mit der überlieferten Art des Lebens und Denkens in Tirol gerathen mußte. Die Träger und Werkzeuge des neuen Systems waren freilich auch unglücklich genug gewählt. Der Geschichtschreiber theilt eine Reihe einzelner Züge mit, in welchen sich das blinde Rasen gegen alles Historische und Hergebrachte, wie es der rheinbündischen Bureaukratie fast allenthalben eigen war, in drastisch lächerlicher Weise kundgibt; anderwärts ertrug man dieß eher als in einem Lande wo das Althergebrachte so ohne alle Unterbrechung bewahrt worden war, und noch in völliger Schwerkraft die ganze geistige und religiöse Denkungsart beherrschte. Dabei darf man nie vergessen daß das Beamtenthum jener umwälzenden Epoche (zum Theil ganz unbewußt) sich doch im Grunde geschult hatte an den Vorbildern der französischen Revolutionszeit, an ihren Conventscommissarien und Volksrepräsentanten — kein Wunder daß solche Reminiscenzen, vermischt mit den Unarten der Schreibstubendespotie, ein recht unerquickliches Ganze gaben. Rapp versichert übrigens, es hätten nicht die bayerischen Beamten allein den öffentlichen Haß gegen sich großgezogen, sondern manche Eingeborene thaten es ihnen gleich. Selbst die allerbesten der eingeborenen Staatsdiener, fügt er hinzu, wurden immer mehr eingeschüchtert, und hatten für das unterdrückte Volk weder Hülfe noch Trost. Daher kam es daß alle Beamten ohne Unterschied das Vertrauen des Volks verloren, und daß ihnen die lange und allgemein verbreitete Verschwörung bis zum wirklichen Ausbruch ein tiefes Geheimniß blieb. Je näher aber dieser Zeitpunkt rückte, desto geduldiger benahm sich das Volk, so daß die Regierung durch alle Berichte in die arge Täuschung versetzt wurde mit den Tirolern ein leichtes Spiel zu haben, und selbst die verhaßtesten Maßregeln ohne Schwierigkeit durchführen zu können.

Ueber die Art wie die Verbindung der Unzufriedenen mit Oesterreich unterhalten ward, giebt Rapp interessante Mittheilungen, aus denen sich ergibt daß die Verbindung im Grunde bestanden hat seit Bayern durch den Preßburger Frieden Tirol erworben hatte. Es waren damals manche Familien, um nicht Bayern dienen zu müssen, nach Oesterreich ausgewandert; sie wurden gleich anfangs die natürlichen Vermittler, welche mit ihren Verwandten und Freunden in Tirol einen lebhaften brieflichen Verkehr unterhielten, und sich über alle Schritte und Maßregeln der bayerischen Regierung genau unterrichten

ließen. Je lebhafter die Klagen, desto tröstlicher wurden ihre Antworten. Sie machten kein Geheimniß daraus daß man den Preßburger Frieden nur für einen Waffenstillstand ansehe, und die Zeit nicht fern sei welche den Tirolern die Freiheit bringe. Viele Tiroler aus allen Volksclassen reisten in Geschäften nach den österreichischen Provinzen, und wurden unwillkürlich zu Emissarien einer österreichischen Propaganda. Neben diesen zufälligen Einverständnissen fehlte es dann freilich nicht an solchen die, mit Plan angeknüpft, auf die Eventualitäten eines künftigen Kampfes hinarbeiteten. Man knüpfte eine geheime und eine mystische Correspondenz an, in welcher die allegorische Einkleidung den Dienst diplomatischer Chiffern versah. Solche Briefe, besonders wenn sie der Post anvertraut wurden, verhüllten das Geheimniß der Volkserhebung unter dem allegorischen Gewand einer vertraulichen Bekanntschaft, Liebeserklärung und Brautwerbung. Das jungfräuliche Tirol war die Braut, und die verschiedenen Gegenstände ihrer Ausstattung bezeichneten die Erfordernisse und Rüstungen zum nahen Kriege. Unter dem Bilde des Bräutigams erschien der Erzherzog Johann, um seinem Versprechen getreu die geliebte Braut heimzuführen; je eingreifender und lästiger die Maßregeln der neuen Regierung wurden, desto kläglicher lauteten die Briefe der Braut über die Gefahren welche sie umgaben, desto mehr steigerte sich ihre Sehnsucht nach der — blutigen Hochzeit. So führte ein gewisser Nessing, unter Begünstigung des Botzener Postverwalters und im Einverständniß mit Andreas Hofer, volle zwei Jahre lang vor dem Ausbruch des Krieges die Correspondenz mit Wien; er schrieb an den Tiroler Anton Steger, den kaiserlichen Büchsenspanner, durch dessen Vermittelung die Briefe an Erzherzog Johann gelangten. Rapp theilt zur Probe einen dieser seltsamen Briefe mit.

Die Schilderung des ersten Aufstandes vom 9. bis 12. April geht sehr ins Einzelne, ist zum großen Theil aus ganz speciellen Aufzeichnungen an Ort und Stelle geschöpft, und gibt darum ein ungemein treues Bild von dem plötzlichen Umschwung der Dinge. Die einzelnen Vorbereitungen und Einverständnisse, der Ausbruch, die Ueberraschung der in vollste Sicherheit eingewiegten Behörden, die Erbitterung der Bauern und die allgemeine Verwirrung, wie sie die natürliche Folge einer plötzlich erfolgten Revolution war — das alles wird, so schlicht und kunstlos die Darstellung des Autors ist, doch durch den Reichthum der einzelnen Thatsachen ungemein lebendig veranschaulicht. Auch die

Ausbrüche von Wildheit und Rachsucht bei den Siegern, die Gewaltthaten in Innsbruck verschweigt der Geschichtschreiber nicht, wenn er gleich daran erinnert daß kaum eine Revolution zu finden sei in welcher, zumal nach dem was vorangegangen, von gewaltsamen und blutigen Thaten so wenig zu berichten sei.

Das ganze Gewicht legt die Darstellung auf die Thätigkeit der Bauern, und nur auf sie; der Verfasser hält von dem Antheil den die reguläre Kriegführung an den Dingen hatte sehr wenig, und trifft darin zusammen mit Hormayrs Darstellung — nur daß nicht, wie es hier geschieht, Chasteler als der Ritter ohne Furcht und Tadel in ehrenvoller Weise ausgenommen wird. Er tadelt es daß Chasteler gleich anfangs überall zu spät erschien, und betont es sehr nachdrücklich daß er eben recht kam um die Früchte des Siegs und die Huldigungen einzunehmen, nachdem das Volk durch eigenen Kraftaufwand binnen vier Tagen sich frei gemacht und 6000 Feinde gefangen genommen hatte. Allerdings war er an allen diesen glänzenden Erfolgen unbetheiligt, und als er den ersten Versuch machte „seinem militärischen Ehrenkranz doch auch Lorbeeren aus Tirol beizufügen", führte dieß zu dem verunglückten und verlustvollen Kampfe bei Roveredo (24. April). Auch der Wirksamkeit des Intendanten legt Rapp die Bedeutung nicht bei die Hormayrs eigene Darstellung darin finden will; er tadelt die Vielgeschäftigkeit in Dingen die ohne Einfluß auf die Ereignisse waren, und hat keine Freude an den pomphaften Proclamationen und dem oft wahrhaft Bonaparte'schen Bulletinsstyl mit dem das rasche Fehlschlagen der Chasteler'schen Kriegführung und die jähe Flucht aller „Herren" einen so traurigen Gegensatz bildete.

Der Sturm auf den Strubpaß, das unglückliche leichtfertig unternommene Gefecht bei Wörgel, die Katastrophe von Schwaz und das Einrücken der Bayern in Innsbruck ist durch eine Reihe furchtbarer Acte der Erbitterung und Grausamkeit bezeichnet, die selbst in dem bekannten Tagsbefehl Wrede's unverblümt eingestanden sind. Rapps Darstellung ist hier besonders reich; über die Vorgänge am Strubpaß und die Ereignisse der folgenden Tage erhalten wir hier zum erstenmal so detaillirten und zuverlässigen Bericht. Die Gräuel selber welche von den einrückenden Truppen verübt worden sind nach schlichten Aufzeichnungen der schwer heimgesuchten Bewohner, nach Berichten der Pfarrer u. s. w. erzählt; die ungesuchte Natürlichkeit der Berichte läßt an der Wahrhaftigkeit der einzelnen Mittheilungen kaum zweifeln,

so gern man sie für übertrieben halten möchte. Auch Wrede selbst, den andere Quellen von aller Schuld an diesen Excessen freisprechen, erscheint nach den Berichten bei Rapp wenigstens als sorglos und ohne rechte Energie in der Abwehr.

Nicht ohne eine gerechte Bitterkeit bespricht Rapp das Benehmen der officiellen Leiter nach der Katastrophe im Innthal. Mit Chastelers kopflosem Rückzug werden die prahlerischen Versicherungen seiner vorangegangenen Proclamationen in eine peinliche Parallele gebracht, gegen Hormayr wird die herbe Anschuldigung ausgesprochen er habe die Vintschgauer nur noch zu den Waffen gerufen um seine eigene Flucht nach der Schweiz zu decken. Unzweifelhaft scheint allerdings das Eine: daß von diesem Augenblick an ein tiefes Mißtrauen gegen Chasteler, Hormayr u. s. w. beim Volk Wurzel schlug, und man nach der bittern Enttäuschung der letzten Tage sich nicht mehr bedachte ihrem Verhalten die selbstsüchtigsten Motive unterzulegen, so wenig hatte das übereilte sauve qui peut der Führer dem Pathos entsprochen womit sie fünf Wochen zuvor geschworen „Tirol nicht anders als todt verlassen zu wollen."

Der herbe Ton gegen den Intendanten gilt zum Theil dem Geschichtschreiber Hormayr. Das unglückliche Bemühen des geistvollen Mannes sich selber als den alleinigen Mittelpunkt aller Dinge und Andreas Hofer nur wie seinen Strohmann hinzustellen — eine Auffassung die zwar in der neuen Bearbeitung von 1845 etwas gemildert heraustritt — hat in allen patriotischen Tirolern einen tiefen Stachel des Grolles zurückgelassen, der sie bisweilen sogar unbillig gegen Hormayrs wirkliche Verdienste macht. Auch außerhalb Tirol hat diese Anschauung lebhaften Widerspruch erregt, und es ist gar kein Zweifel daß Hormayr selber der eigenen Anerkennung kaum durch etwas so sehr Eintrag gethan hat wie durch die geringschätzige Behandlung des edlen Passeyrer Helden. Die beste Erwiederung giebt Rapp, indem er durch actenmäßige Darlegung der Thatsachen nachweist daß die zweite Befreiung des Landes durch den Kampf am Isel (29. Mai) nur Hofers Werk, Hormayr dabei völlig unbetheiligt war. Aus dessen eigenen Intendanturberichten an den Minister zeigt er daß derselbe in dem Augenblick wo sich die zweite Erhebung vorbereitete, vom 23. Mai an, sieben Tage in Nauders saß, ohne alle Kenntniß von dem was geschehen sollte, und daß die Tiroler bereits im erwachenden Mißtrauen alle Depeschen unter seiner Adresse auffingen. Diese

Intendanturberichte stehen allerdings nicht selten in schneidendem Widerspruch mit der historischen Darstellung, wie sie der Intendant später gab; namentlich wird daraus ganz unzweifelhaft dargethan daß nicht nur eine Mitwirkung zu dem Kampf am 29. Mai von seiner Seite nicht statthatte, sondern er auch von dem was am Berge Isel geschah, sowohl die Vorbereitungen wie den Ausgang, spät genug erfuhr. Gegenüber den unberechtigten Vorwürfen die gerade bei diesem Anlaß auf Hofer gehäuft worden, hebt Rapp nachdrücklich heraus daß es gerade nur Hofer war dem man diese zweite Befreiung zu verdanken hatte. Nur Hofers Entschlossenheit, so resumirt er die ausführliche Darlegung, hielt die österreichische Brigade unter General Buol am Brenner zurück, und nur sein Werk war das ganze Unternehmen gegen Innsbruck, wovon General Buol gar nichts wissen wollte, weßwegen er auch nur aus Frucht vor den Bauern einige Truppen und Kanonen mitgehen ließ. Dieses schwache Hülfscorps, so tapfer es auch focht, konnte nur eine Nebenrolle spielen, und verschwand unter den Massen der Tiroler. Bei der Volderser und bei der Haller Brücke, wo der Feind zuerst geschlagen wurde, sowie auf dem linken Innufer, dann in Scharnitz und Leutasch war nicht Ein Mann vom österreichischen Militär und nur eine Handvoll Jäger am ganzen linken Flügel. Auf dem rechten Flügel wich Oberstlieutenant Reisenfels mit seinen Leuten zurück, und nur die Tiroler, welche standhaft ausharrten, verdeckten seinen Rückzug und trieben die nachstürmenden Bayern zurück.

Daß das Mißtrauen des Volks in solch revolutionären Augenblicken furchtbar rasch aufwuchert, zeigt uns die Geschichte auf hundert Blättern; auch die Feldherren und Diplomaten in Tirol mußten jetzt erfahren daß „vom Capitol zum tarpejischen Felsen nur ein Schritt sei.“ Weil sie zu rasch dem ersten Andrang des Feindes nachgegeben, hießen sie gleich Treulose und Verräther. Und doch erwiederte Hormayr damals alle die bayerischen Anerbietungen, die ihm Montgelas durch Utzschneider machen ließ, nur mit gesteigerter Rührigkeit für die Tiroler Sache. Daß diese Rührigkeit sich mehr in Proclamationen und Decreten als in kriegerischen Thaten kundgab, lag in der Natur seiner Mission; daß er in den Siegesberichten den Mund bisweilen etwas voll nahm, und namentlich in der Innsbrucker Zeitung die Dinge in sehr rosenfarbenem Licht zeichnete, hatte den einen Nachtheil daß die sorglose Sicherheit der Sieger vom 29. Mai dadurch ins Ungemessene gesteigert ward. Nur war daran

die Innsbrucker Zeitung nicht allein Schuld. Gerade aus Rapps reichen Materialien ergibt sich klar was für ein wunderliches und verworrenes Treiben dem Siege vom Berge Isel folgte. Die Confusion war auf allen Seiten, und es bedurfte nicht vieler prahlenden Bulletins um die Bauern, zumal nach dem Tage von Aspern, in jene ruhige Siegeszuversicht einzuwiegen, die eine Wendung der Dinge fast nicht mehr für möglich hielt.

Um so weniger Glauben fand dann die Nachricht von dem Znaimer Waffenstillstand, und nur mühsam war durch die unwiderleglichsten Thatsachen das Volk von der Wahrheit jener Hiobspost zu überzeugen. Die letzten Augenblicke des Abschieds der österreichischen bewaffneten Macht und Verwaltung von Tirol bieten nichts Erfreuliches. Die Erbitterung der Bauern, ihr Verdacht das Opfer frevelhafter Täuschung zu sein, die sichtbare Eile der leitenden Herren aus der Verwicklung herauszukommen, die Nachlässigkeiten des Intendanten in der Verwaltung, die ihm peinlichen Verdacht und herbe Vorwürfe zuzog — das alles macht diese Momente der Trennung mit zur unerquicklichsten Episode des ganzen Aufstandes. Der Groll über die militärischen und administrativen Chefs klingt noch sehr vernehmbar aus der Darstellung Rapps heraus.

Einen Augenblick waren nun auch die tapfern Bauernführer betroffen und unentschlossen was zu thun sei; unser Geschichtschreiber scheint es wenigstens für nicht zweifelhaft zu halten daß eine rasche Benützung dieser befangenen und verworrenen Stimmung das Vordringen der Sachsen und Bayern möglich gemacht hätte. Dem überflüssigen Rasttag, den Rouyer in Sterzing mit den Sachsen und Bayern hielt, schreibt er das Mißlingen der ganzen Expedition zu. Es bedurfte nur eines Moments, und Hofer, der am Jaufen einen Augenblick der Unentschlossenheit seiner Umgebung gewichen, fand die ganze Lust des Widerstandes wieder; während die Feinde zögerten, erließ er aus seinem Versteck auf den Bergen einen neuen Ruf zur Schlacht. Und währenddem die Passeyrer und Vintschgauer zu folgen sich anschickten, geschah das Unerwartete gegen Rouyers Division bei Mittenwald, und half die dritte und letzte Befreiung des Landes vollenden.

Der Kampf bei Mittenwald und der Sieg an der Pontlatzer Brücke, beide von Rapp sehr ausführlich und mit localer Anschaulichkeit erzählt, bereitete Lefebvre's Uebermuth die bittere Züchtigung eines

schmählichen Rückzugs, und führte den Sandwirth noch einmal nach Innsbruck zurück. Dieser letzten Periode von Hofers Wirken widmet Rapp einen eigenen interessanten Abschnitt, in der unverkennbaren Absicht dem Wirken des Mannes, gegenüber den mäkelnden und herabsetzenden Urtheilen, die verdiente Anerkennung zu schaffen. In der That fällt denn auch der Vergleich zwischen der Verwaltung der Herren und dem Regiment des Passeyrer Bauern sehr wenig schmeichelhaft für die erstern aus. Keine unächte Triebfeder — sagt der Geschichtschreiber über die Persönlichkeit des Mannes — wirkte auf Hofer in seiner wichtigen Stellung, der jeder Mißbrauch so leicht und nahe war. Ihn leitete weder Ehrgeiz noch Habsucht, weder Stolz noch Leidenschaft. Er stellte sich an die Spitze des Aufstands einzig für den Glauben seiner Väter, welchen die kirchlichen Neuerungen und Priesterverfolgungen zu untergraben schienen, dann für das theure Vaterland, welches seiner Verfassung und Freiheiten schmählich beraubt, unter despotischen Beamten und überschwänglichen Lasten seufzte, endlich für das angestammte Erzhaus Oesterreich, unter dessen mächtigem und mildem Scepter sich Tirol so viele Jahrhunderte glücklich pries. Für diese Zwecke opferte Hofer alles — auch sein Leben. Was seine geistigen Gaben und Kenntnisse betrifft, so beschränkten sich diese allerdings auf eine seinem Stand gemäße Bildung, dabei hatte er einen gesunden Verstand, treffende Urtheilskraft, verbunden mit vielem Mutterwitz, der bei seinem Hang zum Scherz sich gar oft äußerte und unterhaltend überraschte. In der Politik und Staatskunde, fügt Rapp hinzu, war Hofer sehr natürlich ganz nüchtern; allein er wußte sich mit rechtschaffenen, erfahrenen und sachkundigen Männern zu umgeben, welche seine Schritte leiteten und ihn vor Mißgriffen und bösen Rathgebern bewahrten. Nur selten gelang es leidenschaftlichen Menschen ihn zu reizen oder irre zu leiten, und seine Leichtgläubigkeit zum Nachtheil Einzelner zu mißbrauchen. So lange er das Obercommando von Tirol führte, herrschte allgemein und überall Einigkeit, Ruhe, Ordnung und Sicherheit, wie dieß unter der österreichischen Intendantschaft ganz und gar nicht der Fall war.

Mit diesem Urtheil stimmen die Thatsachen, die Rapp mittheilt, gut zusammen. Die Haltung Hofers zeugt in den einzelnen Fällen von praktisch gesundem Sinn, und von einem schlichten, wohlwollenden Gemüth; die ungezwungene Patriarchalität seines Regiments bot, mit dem Treiben der Montgelas'schen Bureaukratie zusammengehalten,

Stoffe zu Vergleichungen dar die jedenfalls nicht zum Nachtheil des Sandwirths ausschlugen. Auch in der Beurtheilung der äußern Lage des Landes hielt er den richtigen Gesichtspunkt fest, daß nur im engsten Anschluß an Oesterreich und im Zusammenhang mit dessen Kriegführung ein Erfolg des Tiroler Widerstandes zu erwarten sei. In einem Brief an Kaiser Franz bittet Hofer um Hülfe; „oder", fügt er hinzu, „wenn die Umstände unmittelbare Hülfe unmöglich machen, mögen Ew. M. dem getreuen Lande wenigstens die gegenwärtige Lage der Dinge mittheilen, um hieraus ersehen zu können ob weiterer Widerstand die Rettung des so theuern Vaterlandes oder den gänzlichen Untergang desselben herbeiführen würde." Es ist nicht bekannt ob diese Vorstellung in die Hände des Kaisers gelangt ist.

Ein abenteuerlicher und zielloser Widerstand lag also damals nicht in seinem Sinn; es war nicht seine Absicht während des Waffenstillstandes einen Angriffskrieg zu führen, sondern seine Bemühungen und Anstalten waren einzig auf die bestmögliche Vertheidigung des Landes gegen weitere Einfälle des Feindes gerichtet. Er rechnete nur mit Zuversicht darauf daß Oesterreich keinen Frieden schließen, sondern den Waffenstillstand künden und bei seinen großen Streitkräften den Krieg mit erneuter Kraft fortsetzen werde. In diesem Fall war dann der fortgesetzte Widerstand Tirols allerdings sehr wichtig, und darum berechnete er darauf alle Anstalten der Landesvertheidigung. Ein Bote den man nach Oesterreich gesandt, kam auch mit der ermunternden Botschaft aus dem Hoflager zurück: der Krieg werde fortgesetzt, und man werde dann auf Tirol rechnen. Um so erschütternder traf die Kunde von dem abgeschlossenen Frieden; sie durchkreuzte alle Gedanken und Berechnungen, denen man seither gefolgt, so sehr daß Hofer nun offenbar die feste Haltung verlor, und zwischen Nachgiebigkeit und plötzlichen Anwandlungen neuen Widerstandes rathlos hin- und herschwankte. Diese Unsicherheit, die sich in rasch auf einander folgenden Befehlen ganz widersprechenden Inhalts sprechend kundgab, war die natürliche Wirkung der entgegengesetzten Eindrücke, die auf den schlichten und arglosen Mann einstürmten. Auf der einen Seite kam die Friedensbotschaft, und alles stimmte zusammen ihre unzweifelhafte Richtigkeit darzuthun; auf der andern konnte Hofer des Zweifels sich wieder nicht entledigen daß alles nur Trug der Feinde und darauf berechnet sei den Widerstand Tirols friedlich zu lähmen.

Das Buch von Rapp theilt eine Reihe einzelner Auftritte mit,

welche diesen Seelenkampf Hofers zeichnen; unter denen die der Wendung der Dinge völlig unzugänglich Hofer in seinen Zweifeln bestärkten, mißt der Verfasser dem Capuciner Haspinger die meiste Schuld bei. In einem merkwürdigen Schreiben vom 30. October spricht sich dieser Doppelgeist sehr charakteristisch aus; im Eingang meldet er den abgeschlossenen Frieden und die versprochene Amnestie, und scheint die Erfolglosigkeit eines weitern Kampfes damit zuzugeben, dann macht er mit einemmal eine Wendung die zum äußersten Widerstand auffordert, und davon redet „man müsse jetzt alles wagen". Unser Geschichtschreiber sieht mit Recht in diesem Schwanken die Ursache des plötzlichen Umschlags nach der Unterwerfung, welcher der Anlaß zu seinem tragischen Ausgang ward. Der vom Capuciner Haspinger bethörte Obercommandant, sagt er, war von der Lage der Dinge gar nicht oder vielmehr ganz falsch unterrichtet. Man hatte ihm die feindliche Macht als sehr klein dargestellt, und den Wahn beigebracht der Feind werde keinen Angriff wagen. Er wußte ebenso wenig daß die Mehrzahl der Bauern wirklich an den Frieden glaubte, und nur von den Schreiern der Krieg fortgesetzt werden wollte.

Allerdings zeigen diese letzten Momente des Aufstandes daß Hofer die wechselnden Eindrücke der letzten Ereignisse nicht zu bewältigen vermochte, und sich so zu Mißgriffen hinreißen ließ die er mit dem Leben büßte. In der Darstellung Rapps, die über diese letzten Dinge sehr ausführlich sich verbreitet, ist dieses verhängnißvolle Schwanken urkundlich nachgewiesen, zum Theil sehr abweichend von den bisherigen Berichten. Haspinger erscheint hier als der Unzugängliche und Unbelehrbare, Donay, dem die furchtbare Anklage des Verraths nachgesagt worden, als der Kaltblütige und Verständige, der den Sandwirth von unüberlegten Schritten abzuhalten strebte. Er bringt ihn, trotz Haspingers Widerspruch, in einer Versammlung von Landesdeputirten am 3. Nov. zur Abdankungsacte, eilt dann mit Sieberer nach Villach ins französische Hauptquartier, und findet dort eine Aufnahme die eine milde Behandlung verspricht. Monsieur l'Abbé, so sollen die Worte des Vicekönigs gelautet haben, je vous attends avec la nouvelle députation. Salut et amitié à Hofer; il est un brave homme. Alles scheint in bestem Gange; da fängt der halbverrückte v. Kolb den Kampf von Neuem an, und Hofer fordert in einem Briefe, den Rapp mittheilt, abermals zum äußersten Widerstand auf. „Es heißt überall", so schreibt er, „wegen dem Frieden sei es nichts, und die Fran=

zosen seien auf der Retirade begriffen. Auch kam von mehreren die Nachricht hieher die Schweizer wären mit 60,000 Mann zur Hülfe für Tirol in Anmarsch." Mit solch abenteuerlichen Hoffnungen nährte man den Starkgläubigen, indeß ein großer Theil der Bevölkerung unverkennbar des ziellosen Kampfes müde war, und auf die Nachricht von Hofers Abdankung die Waffen niederlegte.

Aber Hofer blieb unter den Einwirkungen der exaltirten und verzweifelten Partei, die von Capitulation nichts hören mochte. Sie nannten den Vermittler Donay einen Verräther — ein Ruf womit er im eigenen Elternhause empfangen ward, weil er zur Nachgiebigkeit gerathen. Nach den Mittheilungen Rapps, die zeigen daß Donay persönlich gefährdet war und bei der ganzen widerstandslustigen Partei als der Judas der Unterwerfung galt, wird es allerdings wahrscheinlich daß der üble Leumund des Priesters in jenen Tagen erbitterter Aufregung entstanden ist. Donay, berichtet unser Geschichtschreiber, hatte dem Andreas Hofer noch in Sterzing gerathen sich nicht nach Hause zu begeben, sondern einige Zeit verborgen zu bleiben. Allein gegen diesen klugen und wohlgemeinten Rath zeigte sich Hofer jedermann offen und frei in seinem Wirthshause am Sand. Da ward er von dem verworfensten Gesindel, dem der Krieg die willkommenste Gelegenheit zu Raub und Plünderung war, nach und nach förmlich umlagert, gedrängt und geängstigt, um von ihm ein neues Sturmaufgebot zu erpressen. Hofer widerstand dem ungestümen Drängen einige Tage mit aller Festigkeit; als aber Leute aus Kärnthen und Oberpusterthal ankamen und ihm allerlei Zweifel über den Friedensschluß erweckten, als sein eigener Schwager Joseph Gufler, dann der auf der Flucht nach Graubündten wieder nach Passeyr gekommene Joachim Haspinger gewaltig in ihn drangen daß er doch den Leuten nachgeben sollte, als ihn noch einige wüthende aus den schlechtesten Burschen sogar mit dem Tod bedrohten, da brach endlich sein fester Vorsatz.

Aus den Aufrufen dieser letzten Zeit läßt sich denn auch beides herauslesen: das Mißtrauen gegen die Friedensboten und Rathgeber der Unterwerfung, und das Eingeständniß daß er nicht mehr völlig Herr seines Willens sei. Der Wirrwarr der Unterwerfung, heißt es in einem derselben, sei durch Geistliche entstanden, die er für seine Freunde hielt und in denen er sich täuschte; und wenige Zeilen später gesteht er ein: „ich thue dieß wenn ich mich nicht selber als

ein Opfer meinen eigenen Leuten preisgeben will, welches auch ihr von meinen Leuten zu hoffen hättet wenn ihr unthätig und nichts mehr für Gott und das Vaterland zu thun bereit sein wolltet." Auch gegen Sieberer, der abmahnend zu ihm kam, äußerte er: er habe die Waffen wieder ergreifen müssen um des Lebens sicher zu sein; droht aber doch zugleich ihm und dem Priester „warmes Blei geben" zu lassen.

So ward er ein Opfer des Verhängnisses, das ihn durch den Verräther Raffel dem Feind überlieferte. Wohl hatte er in diesen letzten Momenten dessen Rache ohne Noth herausgefordert, aber es liegt doch auch etwas Großes und Rührendes in diesem starken Glauben dem er als Opfer fällt. Er kann sich nicht überzeugen daß die gute Sache verloren ist; allen klügelnden Berechnungen unzugänglich, stürzt sich der treue Natursohn in das sichere Verderben.

B. G. Niebuhr über die französische Revolution.*)

(Monatsblätter der Allgem. Ztg. Februar 1846.)

Es ist nicht lange her daß uns eine unberufene Hand mit Niebuhrs Vorlesungen über die römische Geschichte bekannt gemacht und den Wunsch geweckt hat, die Veröffentlichung möge von denen ausgehen, die Niebuhrs Leben und Wirken nahe standen. So viel wir wissen wird dieß geschehen; ja noch mehr, auch seine Vorlesungen über die französische Revolution werden uns hier vom Sohne des Verewigten mitgetheilt. Er hat diese Vorlesungen nur einmal, im Sommer 1829, gehalten, erklärte auch seinen Freunden: er würde sich nie entschließen sie zu wiederholen, da sie ihn zu gewaltsam erschüttert hätten.

Der Herausgeber gibt offen zu daß bei Niebuhrs Art des Vortrags eine solche Publication nur eine sehr unvollkommene sei; Niebuhr selbst hatte keine schriftliche Grundlage hinterlassen, man mußte sich also auf Collegienhefte beschränken, und da ging denn natürlich vieles Eigenthümliche, oft gerade das feinste Korn, dem nachschreiben-

---

*) Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität Bonn im Sommer 1829 gehalten. Erster Band. Hamburg, 1845.

den Zuhörer verloren. Niebuhr, auch wenn es ihm oft schwer ward im mündlichen Vortrag den freien, leichten Strom der Rede zu finden, besaß eine große Gabe dem Gedanken stets den entsprechenden Ausdruck zu verleihen; das Streben ihn immer zu finden unterbrach oft den Zusammenhang der Rede, machte sie aber auch markirt und eigenthümlich. Das in dem nachgeschriebenen Hefte ganz getreu wiederzugeben, war unmöglich; es ist überall sehr schwer das eigenthümliche Wesen des Lehrers, wie es sich in dem mündlichen Vortrag ausspricht, auf dem Papier durch flüchtige Aufzeichnungen festzuhalten, und man sollte deßhalb mit Herausgabe von Vorträgen nach Collegienheften sehr zurückhaltend sein. Wenn die literarische Neugier auch unbefriedigt bleibt, so wird doch auch das Andenken des Verewigten nicht durch einen matten, oft ganz farblosen Ausdruck seines Wesens geschwächt, und diese Rücksicht, dächten wir, wäre man jedem ausgezeichneten Todten schuldig.

Auch auf Niebuhrs vorliegende Vorträge möchten wir diese Betrachtung zum Theil anwenden; vielleicht hätte der Herausgeber, der in der Arbeit selbst seine Pflicht vollkommen gethan hat, doch besser das Ansinnen der Freunde und Schüler zurückgewiesen, als dem Verewigten ein literarisches Denkmal nachgeschickt, das allerwenigstens hinter den Erwartungen die man von Niebuhr hegen durfte zurückbleiben muß. Gerade über diesen Stoff haben wir so vielfältige Belehrung erhalten, daß es schwer ist hier durch Neuheit und Eigenthümlichkeit zu fesseln; am schwersten für eine Vorlesung, deren geschriebenes Nachbild nicht einmal die Gunst der Verhältnisse theilt deren sich jedes selbständig ausgearbeitete Buch erfreut. Gelehrte Forschungen und kritische Diatriben sind ohnedieß in einer geschichtlichen Vorlesung nicht am Platz; ihr Werth besteht in dem lebendigen, aufweckenden Zauber der viva vox, in der freieren Bewegung des mündlichen Wortes das, je nach dem Kreise der Zuhörerschaft, verkürzen oder erweitern kann, in einzelnen Episoden wie sie der Gang des Vortrags von selbst zu fordern scheint; alle diese Vorzüge gehen aber durch die Feder, durch die Presse leicht verloren, vieles was der Vortrag gestattet, nimmt sich in dem gedruckten Buche sonderbar aus und die wirksamste Macht, das lebendige Wort, ist durch gedruckte Lettern ersetzt.

Der Gegenstand den Niebuhrs Vorlesungen behandeln darf ein allgemeineres Interesse, die Art der Behandlung vielen Widerspruch

erwarten. Niebuhrs ganze Natur wandte sich von einer Bewegung wie die französische Revolution war feindselig ab; der Geschichtschreiber, der den gesetzlichen Fortschritt der römischen Plebejerschaft mit Begeisterung schilderte und die Geschichte ihres Kampfes mit ganz subjectiver Theilnahme und Verehrung verfolgte, mußte natürlich in den Ereignissen von 1789 nur eine ungeheure Verirrung sehen. Schon die ersten Jugendeindrücke, wohl nicht ohne Einwirkung der englischen Beurtheiler und der Emigrirten, erfüllten ihn mit Abneigung gegen jene Zeit; die Nachwehen welche folgten, der Bonapartismus und die Restauration waren nicht geeignet diese Abneigung zu schwächen. Er ging dabei nicht selten zu weit; die Zeiten der Revolution lebten vor seiner Erinnerung in zu dunkeln Farben, als daß er sie immer mit der objectiven Ruhe historischer Betrachtung hätte erfassen können. Aus seinen Lebensnachrichten sehen wir wie einseitig, wie heftig oft er in seinen Briefen Zustände beurtheilte die er vielleicht in ruhigern Momenten ganz anders ansah; je kräftiger und tiefer seine Natur war, desto leichter ließ er sich von Eindrücken des Gefühls, des sittlichen Unwillens über die Schranke fortreißen. In den letzten Jahren seines Lebens geht durch die Betrachtung der Zustände seit 1789 eine fortwährende Verstimmung; es bewältigt ihn ein Pessimismus, der ihm an den erfreulichen Früchten jener Zeiten jeden ruhigen betrachtenden Genuß verdarb. Gerade in diesen letzten Zeitraum fällt nun die Vorlesung; man kann denken wie sehr sie unter dem Einflusse jener gepreßten Stimmung stehen mag.

Der Herausgeber hat das gefühlt; denn über den Zweck der Bekanntmachung äußert er sich selbst ausdrücklich: das Buch soll ein Beitrag zu Niebuhrs Leben sein, nicht eine Geschichte der Revolution. Gerade deßhalb hätte man aber mit der Herausgabe vorsichtig verfahren müssen; manches Wort das dem mündlichen Vortrag entfiel, manche Aeußerung die aus momentanen Stimmungen entsprang, mancher Widerspruch in der Beurtheilung stört die Betrachtung eines Charakters wie der Niebuhrs war. In einem freien mündlichen Vortrag wird das Niemand so haarscharf nehmen wollen; ein schiefes oder widersprechendes Urtheil in einer trüben, verstimmten Zeit, wie jene Jahre für Niebuhr waren, wird man ihm auf dem Katheder nicht sehr verübeln können; ganz anders wird aber die Sache wenn in spätern, veränderten Stimmungen solche subjective Aeußerungen als bleibendes geschriebenes Wort der kommenden Generation übergeben werden; man

ist dann nicht immer billig und kundig genug das Bleibende von dem Vorübergehenden, das der Moment eingab, zu sondern.

Eine Seite des Niebuhr'schen Wesens wird ganz besonders durch dieß Buch charakterisirt; seine Ansicht über die politischen Schöpfungen, die der französischen Revolution entwachsen sind. Der Herausgeber hat als Ergänzung auch aus andern Schriften, zum Theil aus noch ungedruckten Blättern und Aufsätzen, Manches mitgetheilt das wie ein Programm aussieht zu seiner Beurtheilung der französischen Revolution. Wir finden darin theils den Niebuhr der römischen Geschichte wieder, theils stoßen wir auf politische Antipathien, wie sie schon aus seinen spätern Briefen (in den Lebensnachrichten) bekannt sind. Was als das Vorwiegende dabei erscheint, ist seine Abneigung gegen Constitutionen und Repräsentativverfassungen, wie sie nach 1789 in Europa entstanden sind; der Herausgeber hat darüber viele Aeußerungen zusammengestellt, welche diese politische Antipathie Niebuhrs erschöpfend beweisen. Daß dabei eine Absicht von Seiten des Herausgebers zu Grunde liege, wollen wir nicht hoffen noch wünschen; denn nichts ist unverantwortlicher als in den Kampf der politischen Parteien in der Gegenwart eine reine Persönlichkeit aus der Vergangenheit als Autorität hereinzuziehen — auf die Gefahr hin daß eine solche Persönlichkeit, bisher fleckenlos und allen lieb und werth, vom Parteigeiste rasch zerpflückt werde.

Jene Abneigung entsprang bei Niebuhr viel weniger aus dem Haß gegen demokratische Entwicklung, als aus dem edlen und tiefen Unwillen gegen die ertödtende Centralisation, er sah wie die modernen Repräsentativverfassungen sehr häufig den Bonapartischen Mechanismus einer ganz despotischen Verwaltung in sich aufnahmen, wie der Jacobinismus von 1793, die Bonapartesche Uniformität und viele Constitutionen seit 1799 in dem einen Punkt einig waren, in der Erdrückung jeder Freiheit im Kleinen, jedes selbständigen Gemeindelebens. Er „sieht mit Wehmuth wie die Panacee von Volksrepräsentation ohne Basis in der Gesellschaft sich mit den despotischen Ideen von Verwaltung vermischt," er haßt die Revolution besonders um ihres Despotismus willen, er hält constitutionelle Formen bei einer schlaffen oder thörichten Nation für lächerlich; „aber," fügt er hinzu, „man gebe ihnen freie Communaleinrichtungen und lasse sie erst in bekannten Sphären sich einüben. Ich weiß den Zustand einer freien Verfassung wohl zu schätzen, aber das Erste und Wesentlichste ist, daß eine Nation

männlich, uneigennützig, edel sei. Ist sie das, so werden sich freie Gesetze allmählich von selbst bilden."

Wollte man Niebuhrs Ansicht mit einem Kunstausdruck belegen, so wäre die Bezeichnung eines eifrigen, consequenten Föderalismus die nächstliegende; es sind in der vorliegenden Schrift ein paar ungedruckte Blätter mitgetheilt die seinen Haß gegen Centralisation, seine Begeisterung für föderative Grundlagen des politischen Lebens aufs entschiedenste bezeugen. „Der Föderalismus", sagt er in einem ungedruckten Verfassungsentwurf für die Niederlande, „stammt aus dem goldnen Zeitalter der Nation, die Einheit ist das Idol der Revolutionäre gewesen. Einheit und Gleichheit der Organisation, welche die angeblichen Philosophen predigen und die Revolutionäre als Glaubensartikel annehmen, welche man als das nützlichste Werkzeug des Despotismus erkannt hat, ist die Grundlage aller Regierungen die Bonaparte schuf und das Idol aller jacobinischen Projectmacher in Deutschland." In diesem Sinne behandelt er alle Fragen der Staatsorganisation; unter den Constitutionen ist ihm diejenige die beste welche die längste Reihe von Entwicklungsstufen bis zur Demokratie und absoluten Monarchie bietet und so den einzelnen Generationen Zeit genug läßt, ehe sie sich in eines dieser Extreme hineinstürzen.

In Bezug auf Deutschland ist ihm das Gut der Einheit deßhalb auch nicht von der Wichtigkeit, wie es der gegenwärtigen Generation erscheint. Er erkennt zwar die Vorzüge an welche Frankreich und England als compacte Staaten haben, aber für Deutschland liegt ihm die Auflösung in der Natur der Sache; „es konnte seit dem Sturz der Hohenstaufen nicht anders werden als es geworden ist." Er adoptirt F. Schlegels mehr pikantes als wahres Wort: der Deutschen wahre Verfassung sei Anarchie, und meint es würde so bleiben; „denn die Individualität des Deutschen will sich immer frei bewegen und frei gestalten." (S. 64.) In diesen und ähnlichen Urtheilen ist es nicht uninteressant die Stimmung der Zeiten von damals und jetzt zu vergleichen; es ergibt sich denn doch eine ganz bedeutende Veränderung (wir würden es auch Fortschritt nennen), welche die Jahre 1829 und 1846 von einander trennt. Die Stimmung ist heute so sehr nach der entgegengesetzten Seite hingewendet, daß eine gewisse Kühnheit dazu gehören würde ein Urtheil wie das obige auszusprechen.

Nun zur geschichtlichen Darstellung selbst; sie umfaßt im vorliegenden ersten Bande die Zeit von 1789 bis Ende 1793.

Fast könnte man irre werden an dem Niebuhr der römischen Geschichte wenn man die Uebersichten der Zustände liest, wie sie hier von den einzelnen Ländern gegeben werden; von der unerbittlichen Strenge in Erfassung der faulen Stellen im Staatsleben, von der innerlichen Abneigung gegen jede verknöchernde Aristokratie finden wir hier wenig Spuren mehr. Die intellectuellen und sittlichen Verhältnisse Deutschlands und Frankreichs werden sehr ins Schwarze gemalt, von England ein optimistisches Gemälde entworfen, das zu den Zeiten des Lord North und zu den Geschichten nach der Revolution einen gar sonderbaren Gegensatz ausmacht. Viel zu viel Werth wird auf die Wirkung der „philosophischen“ Schriftsteller gelegt, als wenn das Ursache und nicht erst Folge der Zustände wäre, als wenn Mißtöne die durch die Literatur gehen etwas Anderes wären als Nachklänge der materiellen und sittlichen Lage der Gesellschaft. Unsere Sturm- und Drangperiode der siebziger Jahre bot freilich ein grelles Bild der Verstimmung und Zerrissenheit, aber waren es nicht die Nachwehen der äußern Lage Deutschlands, ist es nicht immer ein schlimmes Zeugniß für die Verhältnisse, wenn alle kräftigen und selbständigen Köpfe glauben Opposition bilden zu müssen? Niebuhr nennt jene Zeiten kurzweg eine Periode des „wahnsinnigen Taumels“; Schiller ist ihm „einer der schlimmsten unter den schlimmsten“, er findet „die Tugend nur noch unter Räubern und Mordbrennern“ — als wenn die Lebenszustände wie sie die „Räuber“ oder „Cabale und Liebe“ darstellen, ganz allein Schillers Phantasie ihre Entstehung verdankten!

Mit Kraftwörtern wie die angeführten ist nichts gethan; selbst vor einem Auditorium von Studenten wird man auf die Dauer damit nicht imponiren. Gerade in diesem Stoffe hat es sich aber Niebuhr leichter als irgendwo damit gemacht; statt seine Ungunst gegen alles Einzelne der Revolution historisch zu motiviren, begegnen wir alle paar Seiten einem Schlagwort, das im Orakelton die Sache richtet. Der Enthusiasmus des Jahres 1789, mag er Einem gefallen oder nicht, ist eine historisch sehr merkwürdige Erscheinung; selbst wenn man auf die feurige, entzündbare Nationalität vielen Nachdruck legt, ist es noch nicht klar durch welche Gründe die Egoisten und die Schwärmer, die feine Gesellschaft und der plebejische Roturier, alte und junge Leute von der gleichen Bewegung so mächtig erfaßt waren. Niebuhr schweigt darüber ganz, ihm ist „Besessenheit“ der normale vielfach wiederkehrende Kunstausdruck für den Gemüthszustand der Männer

von 89. Daß man mit dem besten ehrlichsten Willen der Revolution anhängen konnte gibt Niebuhr selbst zu, und doch finden wir häufig die Wendung: ein Anhänger der Revolution, aber ein ehrlicher Mann — als wenn die andere Seite, die Artois, Polignac, Breteuil, Foulon, Broglie und was daran hing, die Ehrlichkeit vorzugsweise im Besitz gehabt hätte! Daneben wird Carnot, der nicht der Revolution, nein der selbst dem Terrorismus ergeben war, von Niebuhr beinahe vergöttert! Leugnen läßt sich nicht daß Niebuhrs Abneigung gegen die Revolution ihn selbst über seine Individualität hinausgeführt hat; so laut sein Unwille gegen die Patricier in der römischen Geschichte durchbricht, so nachsichtig, so mild beurtheilt er den Emigrantenadel von 1789; der verdiente Tadel wird gemäßigt, das Lob übermäßig gesteigert. Wir wollen z. B. den ritterlichen Muth und die Aufopferung nicht verkleinern, womit sich einige Gardes du Corps im October 1789 für den König vom Pöbel morden ließen; aber übertrieben ist es wenn Niebuhr begeistert ausruft (S. 221): „Der Tod der Spartaner bei Thermopylä ist nicht glorreicher!"

Mit dieser verbitterten Stimmung über alles was an die Revolution gränzt, kommt denn Niebuhr selber wieder in Widerspruch: er ist zu wahrheitliebend, zu offen, zu sehr Feind jedes Despotismus, um nicht vieles zu sagen was mit seinen Ausbrüchen des momentanen Unwillens sich nicht verträgt. Er selber meint: es sei Parteigeist, jeden der sich der Revolution angeschlossen für einen Bösewicht zu halten; es sei gerade der beste Theil der Nation gewesen. (S. 210.) Oder wenn er sagt daß der sittliche Zustand vor 1789 den Zeiten der römischen Kaiser ähnlich war, und hinzufügt, es habe sich gebessert, denn „in der Revolution erwachte wieder ein Gefühl von Anstand und Sitte" (S. 101.) — so verwischt er damit selbst einen Theil der ganz trostlosen Bilder die er gleich vorn, den Gang der Ereignisse anticipirend, von dem Wesen der Revolution entworfen hat. Selbst die Frage von der Zulässigkeit der Revolution überhaupt wird in einem Sinne beantwortet, der von dem doctrinären Abkanzeln der Revolution von 1789 sehr weit abweicht. Die griechische Revolution, sagt Niebuhr S. 211, ist so rechtmäßig wie irgend etwas; „wer das verkennt muß ein elender Mensch sein, der verdient daß man vor ihm ausspucke und ihm den Rücken zudrehe, und Zeitungen wie das Frankfurter Journal (heu quantum distat ab illo!) verdienen den höchsten Abscheu." Noch mehr; auch die Erhebung der

Protestanten unter Ludwig XIV., die Empörung der Irländer erkennt Niebuhr für vollkommen gerecht an; „denn hier gilt der Satz: Noth kennt kein Gebot." Wir sehen zwischen diesem Satze und dem Lafayette'schen: Insurrection sei unter Umständen eine heilige Pflicht, gerade keinen großen Unterschied; den Grad der vorhandenen „Noth" zu beurtheilen ist eine sehr subjective Sache, und Niebuhr hat Unrecht wenn er die gefährliche Theorie adoptirt und doch die Praxis verdammt. Denn er verdammt sie schonungslos; es war „Aufruhr und Empörung", ruft er aus (S. 213), denn die königliche Gewalt trotz alles Mißbrauchs war durch Verjährung unleugbar rechtmäßig. Wir gestehen die Logik nicht zu begreifen wonach man hier einen rechtmäßigen Act, dort eine Empörung herausdemonstrirt, hier mit Lafayette, dort mit Gentz wandelt; wir wissen auch das Kriterium nicht aufzufinden wonach entschieden werden soll im Fall einer Revolution, ob jetzt das Sprüchwort: Noth kennt kein Gebot, seine Anwendung finden könne. Uns scheint als sei das Schulweisheit gegenüber den heißen Brandungen des Lebens; als sei es so gut speculative Doctrin wie die der französischen Anhänger Rousseau's und unseres Fichte. Und doch werden diese letzten bei mehreren Gelegenheiten scharf getadelt; mit Unrecht, denn ihre speculative Politik hat vor der angeführten Niebuhrs die Consequenz voraus.

In Urtheilen über die Gegenwart ist Niebuhr nicht besonders glücklich; entweder schießt er ganz fehl oder es liegt in dem Urtheil eine Verstimmung, ein Pessimismus gegenüber der Gegenwart, der nur von dem Optimismus gegenüber den Zuständen der Vergangenheit überboten wird. So weissagt er (im Jahr 1829!): „wenn jemals wieder eine Revolution ausbricht, so ist es nur durch eine Combination der äußersten Rechten mit der äußersten Linken möglich;" O'Connell und Shiel werden an einer andern Stelle (S. 323) als unerträgliche Schwätzer bezeichnet und die großen Irländer der frühern Zeit ihnen entgegengestellt. Häufig begegnen wir jener gränzenlosen Verstimmung die durch seinen Briefwechsel der letzten Jahre hindurchblickt, jenen Prophezeihungen einer politischen Sündfluth, wie er sie in seiner letzten Vorrede zur römischen Geschichte aussprach; sie sind zum Theil so auf die Spitze getrieben daß wir ihnen nur pathologisches Interesse schenken, das Urtheil selbst als durch die Zeit widerlegt ansehen können.

Wir dürfen diesen Seelenzustand fast krankhaft nennen; sehen wir doch aus seinen Briefen von wie vielen trüben Gedanken die edle

Seele des Mannes gefoltert ward, zum Theil von solchen die sich seine besorgte Einbildungskraft selber schuf. So stoßen wir zwar auf manches treffende und wahre Urtheil, aber dazwischen vibrirt jene Unsicherheit, jene trübe Besorgtheit und ruft Aeußerungen hervor, wie sie nur durch Melancholie oder schwankende Halbheit sonst entstehen. Und doch war von Niebuhrs innerster Natur nichts ferner als die Halbheit; im Leben und in den Schriften war er ein ganzer Mann; gerade hier stoßen wir aber auf eine Schwäche, die ihn auf dem schlüpfrigen Boden der Revolution vielfach irrt. Richtig erkennt er an daß Ludwig XVI., „früher der redlichste, biederste Mensch von der Welt, seit der Revolution in der unglücklichsten Unwahrheit befangen war;" treffend stellt er ihm die Jacobiner entgegen, „die, so gottlos ihre Motive waren, mächtig wurden durch die große Kraft der Wahrheit; sie wollten mit Ernst was sie unumwunden aussprachen und wußten bestimmt was sie wollten." Aber wenige Seiten nachher eine Aeußerung von merkwürdiger Unentschlossenheit. Nachdem er die Emigranten, die Jacobiner, die Girondisten abgefertigt, wendet er sich zu den redlichen ihr Vaterland liebenden Leuten, die keinen andern Ausweg sahen als entweder dem König eine haltbare constitutionelle Stellung zu erringen oder ihre Kräfte lieber dem Convent als dem Ausland und den Emigrirten zu widmen. „Ich würde unter diesen Umständen mich allerdings für keines der beiden Uebel haben entschließen können," fügt Niebuhr hinzu und läßt uns die Wahl zu entscheiden, ob er dem Jacobinerclub oder der „Coblenzer Sippschaft" seine Dienste geweiht hätte. Wir glauben keinem von beiden; wir glauben auch Niebuhr hätte sich in solchem Falle auf die Bahn der Patrioten geworfen, die gegen die fremden Heere selbst einer Regierung wie der Convent war ihre Dienste nicht versagten; aber daß er es nicht eingesteht, daß er sich vor jeder bestimmten Entscheidung hütet, ist für die Scheu und Verzagtheit die bisweilen in seinen letzten Zeiten laut wird, charakteristisch.

War für die Zustände des Jahres 1789 der Ausdruck „Besessenheit" der gebräuchliche, so wird für 1791 und 1792 eine andere Auswahl getroffen; die Kategorien „abscheulich," „schamlos," „Mörder", „scheußlich," „lasterhaft" sind dann die periodisch wiederkehrenden. Man wird nicht leugnen wollen daß es für jedes dieser Epitheta ein entsprechendes Individuum gegeben habe, aber das allgemeine Bild der Zustände, der innere Kern der unter dieser Hülle lag ist damit keineswegs hinreichend gezeichnet. Niebuhr selbst ist der Ansicht daß in

jeder Versammlung die Majorität eine wohlgesinnte sei, dasselbe muß von ganzen Nationen gelten; wie kam es denn aber daß jene „Abscheulichen," jene „Mörder" die Masse der Nation gleichwohl mit sich fortrissen? In Beurtheilung der Personen ist Niebuhr merkwürdig unbillig; hier folgt er ganz seiner individuellen Stimmung oder Verstimmung. Er mag in Gottes Namen über die Girondisten und namentlich Madame Roland seinen Unmuth bitter auslassen, aber dann soll er mit gleichem Maße messen und nicht einen Menschen wie Röderer daneben als tüchtigen Mann bezeichnen. (S. 271. 296.). Röderer hat am 10. August eine zweideutige, ja sehr wahrscheinlich eine Judasrolle gespielt; die Girondisten operirten wenigstens offen auf den Sturz des Königs; wer wollte nicht, wie Niebuhr selber an einer andern Stelle sagt, die offne Bosheit dem übertünchten Frevel vorziehen? So ist ihm der Convent eine Schmach Frankreichs, und doch muß er eingestehen daß er „eine Menge von würdigen Männern enthielt, die sich ganz rein bewahrten" (S. 309); ja er spricht später selbst den Satz unwillkürlich aus, der die stärkste Rechtfertigung des Convents enthält. „Das ist eine erbärmliche Gesinnung", sagt er S. 334, „sich in der Noth des Landes zurückziehen, wenn der gegenwärtige Fürst oder Minister einem mißfallen; diese ehrlose Gesinnung war aber damals in Deutschland selbst in den Armeen allgemein." Wer war also der ehrlosere Theil, wer war die „Schmach Frankreichs" — die emigrirten Steifbettler die mit den feindlichen Armeen zogen, oder die ehrenwerthen Leute die selbst dem Wohlfahrtsausschuß gehorchten, weil er wenigstens die Integrität des Vaterlands errettete?

Auch die Hinrichtung des Königs wird in einer Weise besprochen die zwar dem Herzen Niebuhrs vollkommen Ehre macht, aber den politischen Gesichtspunkt der Katastrophe ganz aus dem Auge verliert. Wie man den Mord Ludwigs XVI. nach dem sittlichen Maßstab zu beurtheilen habe, darüber kann unter den verschiedensten Ansichten keine Differenz obwalten; nur ist es Pflicht des Historikers auch die Gesinnungen derer zu beleuchten welche das Todesurtheil über ihren König aussprachen. Er darf sich da nicht von seiner Empfindung beherrschen lassen, wo es gilt die Motive und leitenden Gedanken der Handelnden aufzudecken. Wir möchten zwar nicht einmal Niebuhrs Urtheil, „die Anklagen gegen Ludwig seien großentheils begründet gewesen" (S. 316) als richtig unterschreiben, aber wir würden auch nicht mit den herkömmlichen Verdammungssprüchen die Beurtheilung

für erschöpft halten. Uns scheint als seien von den Anklagen des Convents die meisten falsch, sophistisch und in ihrer Fassung elend gewesen; schon die jacobinischen Journalisten fühlten ja den Gegensatz zwischen der schwülstigen Breite in den Fragen und der **brevitas imperatoria** in Ludwigs Antworten, aber das alles war für den Ausgang des Processes von secundärer Bedeutung. Der Gesichtspunkt wornach die Richter stimmten ist von Robespierre schon am 3. December 1792 erschöpfend hervorgehoben worden:*) „**il n'y a point ici de procès à faire**", sagt er; „**Louis n'est point accusé, vous n'êtes point de juges; vous êtes, vous ne pouvez être que des hommes d'état et des représentans du peuple. Vous n'avez point une sentence à rendre pour ou contre un homme, mais une mesure de salut public à prendre, un acte de Providence nationale à exercer.**" Diese Betrachtung mochte bei der Mehrzahl der 366 Richter die ihn verurtheilten, die entscheidende sein; mancher wurde dadurch zum régicide, der im Momente einer minder furchtbaren Krisis seine Hand nie zu einem Justizmord geboten hätte. So Carnot, von dem Niebuhr selber sagte: „wäre mir nichts in der weiten Welt geblieben als ein Stück Brod, ich würde stolz sein es mit Carnot zu theilen."

Wir dürfen erwarten diese Bemerkungen nicht mißdeutet zu sehen. Es thut uns immer wehe wenn man sich Mühe gibt, an dem Andenken edler Todten kleine Schwächen aufzudecken; drum wünschen wir man möchte in Deutschland die Sucht nach Reliquien bedeutender Männer etwas moderiren, denn man läuft zu leicht Gefahr durch Bekanntmachung schwächerer Partien die Erwartung der Freunde zu täuschen und die Waffen der Gegner zu wecken.

Der deutsche Befreiungskrieg und die französische Geschichtschreibung.**)

(Allg. Zeitg. 24., 25. u. 26. Sept 1846. Beil. Nr. 267, 268 u. 269.)

Die Stimmen des Auslandes über diesen Theil unsrer Geschichte können wir um so weniger ignoriren, als sich die fremde Geschichtschreibung vorzugsweise dieses Stoffes bemächtigt hat, und wir in dem

*) Moniteur de 1792, p. 1441.

**) Siehe Bignon histoire de France sous Napoléon. T. XI. XII. Paris 1846.

seltsamen Fall sind von unsern Feinden über die wichtigste Phase unserer modernen Entwicklung belehrt zu werden. Welcher Art diese Belehrung sei, haben wir zu wiederholtenmalen an Hrn. Thiers in diesen Blättern nachgewiesen; wir wollen das Gleiche jetzt an Bignon versuchen; vielleicht gelingt es uns allmählich durch Thatsachen das Vertrauen zu der fremden Historiographie Bonaparte'scher Zeiten gründlich zu erschüttern und die Nothwendigkeit eigner in deutschem Sinne erfaßter Bearbeitungen einleuchtend zu machen.

Das Werk von Bignon ist jedenfalls eine bedeutende Erscheinung, und wir dürfen uns nur freuen daß der Verfasser es noch bei Lebzeiten so weit geführt hat daß die Hinterbliebenen ohne große Mühe die vier übrigen Bände (11 bis 14) ins Publicum bringen können. Bignon war der bestellte und bezahlte Apologet Bonaparte's; mit jener psychologischen Meisterschaft, die ihm eigen war, hat der Gefangene von St. Helena unter allen seinen Diplomaten den Mann herausgegriffen der wie geboren war das Bonapartesche Wesen theils mit prahlender Apotheose zu verherrlichen, theils mit geschickter Advocatendialektik zu umkleiden. Bignon war von Herz und Seele Bonapartist; das Treiben, über dem Europa sich entrüstete, von dem Frankreich selbst sich abwandte, ist ihm das ideale System einer Politik, die er bis auf wenige Uebertreibungen für vollständig weise und gerecht anerkennt. Die Bewunderung eines äußerlichen Glanzes materieller Schöpfungen neben völliger Oede der geistigen Entwicklung, die Anbetung der Bonaparteschen Allmacht und Allweisheit, die jesuitische Casuistik in politischen und rechtlichen Fragen, die Zufriedenheit mit der polytechnisch-militärischen Dressur wie sie Bonaparte schuf, die exclusive Verliebtheit in die eigene Nationalität und die Mißachtung jeder fremden — alle diese ächten Züge Bonapartisirender Gesinnung wird man an dem Geschichtschreiber Bignon so stark markirt wiederfinden, wie sie an dem Diplomaten Bignon zu den Zeiten seiner Herrlichkeit in unerquicklicher Weise wahrzunehmen waren. Dabei war aber Bignon ein Mann von feinstem Tact und jenem klaren durchdringenden bon sens, wie ihn vorzugsweise die französische Diplomatie besitzt; seine Apologetik ist immer geschickt, wenn auch oft sophistisch genug, sie ist immer blendend und scheinbar, wenn sie auch häufig genug mit ihrem lesenden Publicum wahrhaft Spott treibt. Bignon hütet sich gegen politische Ansichten und Vorurtheile des nachbonaparteschen Frankreichs zu hart zu verstoßen; die liberalen Ideen z. B. werden von dem Advocaten Na-

poleons mit vieler Courtoisie behandelt, und man wird sich nirgends durch plumpe Bonaparte'sche Anklänge gestört finden; Bignon hat das alles mit weichem Sammet zu umkleiden gewußt.

Unter den Geschichtschreibern Bonaparte's, die nach verschiedenen Seiten hin bedeutend sind, nimmt Bignon fast die erste Stelle ein; eine Parallele mit Thibaudeau, Lefebvre, Thiers wird sich in den meisten Punkten zu seinen Gunsten entscheiden. Lefebvre, dem wir freilich in Bezug auf Wahrheitsliebe, Unbefangenheit und schlichten Sinn unbedingt die erste Stelle einräumen würden, hat nur die diplomatischen Partien ausführlich behandelt; innere Zustände, Kriegsgeschichten werden nur gelegentlich und der Vollständigkeit wegen erwähnt. Die Art der Behandlung ist aber überall vortrefflich; mit großer Anspruchlosigkeit bietet er eine Menge neuer Aufschlüsse aus den Archiven, die den Handlangern des Hrn. Thiers zum Theil ganz entgangen sind, und faßt das Ganze mit jener verständigen Ruhe und Mäßigung auf die in der französischen Geschichtschreibung seit der Revolution beinahe verloren gegangen ist. Thibaudeau ist mehr Compilator als schöpferischer Verarbeiter eines reichen Materials; das Ganze nimmt sich aus wie eine „gelehrte" Arbeit deutscher Historiker, die zum Lesen nur wenig bestimmt ist; aber der Verfasser ist ehrlich und offen, er ist kein Bonapartist, sondern das alte Conventsmitglied von 1793 spricht aus dem Buche heraus. Bignon kommt zwar einem Lefebvre nicht an schlichter Wahrheitsliebe, einem Thibaudeau nicht an fester politischer Gesinnung gleich, aber er erreicht den erstern durch die reiche Fülle neuer Aufschlüsse aus Gelesenem und Durchlebtem, er übertrifft beide in der künstlerischen Anordnung und Gruppirung des Ganzen, in der akademisch zierlichen und anmuthigen Darstellung des Einzelnen. Bignon entfaltet die Lichtpartien der Bonaparteschen Geschichte in allem Glanz einer rednerisch schönen und kunstvollen Darstellung; bei den Schattenseiten verweilt er apologetisch, und bietet die ganze Kunst seiner diplomatischen Dialektik auf die Unfehlbarkeit seines Helden einleuchtend zu machen; seine Apologien sind gewandt und geistreich geschrieben, machen dem Gerechtigkeitsgefühl des Lesers kleine Concessionen, um desto sicherer zu dem erstrebten Ziel einer vollständigen Ehrenrettung zu gelangen. Bignon ist ein ganz anderer Mann als Thiers: seine Sophistik ist nicht auf das Gros einer eiteln und flachen Lesewelt berechnet, sondern wendet sich an Staatsmänner und Diplomaten; er prahlt nicht etwa nur mit neuen Aufschlüssen, sondern

er gibt sie wirklich; er gefällt sich nicht in dem bunten Flitterstaat ausführlicher Schilderungen zum Ergötzen des Lesers, sondern seine Episoden und Abschweifungen haben alle einen politischen oder diplomatischen Zweck, der sich durch die Stellung des Geschichtschreibers zu seinem Helden erklärt. Bei Thiers könnte es einem ehrlichen Manne einfallen unbefangene und neue Geschichtschreibung zu suchen, er wird aber nur Sophistik und Bonapartisirende Tendenzschriftstellerei finden; bei Bignon wissen wir vornherein, und das Motto auf dem Titelblatt kündigt es uns an, daß wir eine apologetische Schrift für Napoleon zu erwarten haben; wir sind daher auf unsrer Hut und wissen das Beiwerk diplomatischer Sophistik von dem historisch Bewährten sorgfältig zu scheiden.

Die beiden vorliegenden Bände (11. 12) behandeln nun eine für Deutschland besonders interessante Partie: die Zeit vom russischen Feldzug bis zu den Schlachten von Leipzig und Hanau; wir glauben daher nur eine Schuld der vaterländischen Geschichtschreibung abzutragen, wenn wir dem französischen Diplomaten durch die Hauptstellen seines Buches folgen, die Rüge da aussprechen wo die historische Wahrheit sie verlangt, und von deutscher Seite vieles ergänzen und berichtigen was Bignon in herkömmlicher Weise durch die trübe Brille französischer und Bonapartischer Anschauung betrachtet hat.

Gleich die ersten Abschnitte des eilften Bandes sind apologetischer Natur: sie sollen Napoleon und seine Politik in Polen gegen die giftigen Angriffe de Pradts rechtfertigen. Bignon ist hier eine gute Autorität; er war in der Nähe des Schauplatzes, wo damals de Pradt die Napoleonische Politik in Polen vertreten sollte; er war selber dort thätig, und die boshaften Ausfälle des ehemaligen Erzbischofs von Mecheln in seiner histoire de l'Ambassade dans le grandduché de Varsovie haben ihn so wenig als die andern Getreuen des französischen Kaisers verschont. Wenn nun auch Bignon hier in eigener Sache plaidirt, so trägt doch im wesentlichen seine Darstellung das Gepräge der Wahrheit, und er schlägt den eiteln Apostaten de Pradt mit den eigenen Waffen, wie sie dessen diplomatisches Pamphlet reichlich bietet. De Pradt hat nach dem Sturz des Kaiserreichs die Thorheit begangen sich selbst und seinem Treiben in Polen einen großen Theil der Katastrophe Napoleons zuzuschreiben; Bignon hat daher ganz Recht, wenn er sagt: Hr. v. Pradt hat sich selbst denuncirt: in der schmerzlichen Alternative ein Verräther oder ein Dummkopf zu sein

affectirt er den schmählichen Muth das erste sein zu wollen, damit man ihn nicht anklage das andere gewesen zu sein.

Nach der Instruction die Napoleon dem eiteln de Pradt übergab, sollte die Wiederherstellung Polens vorbereitet, eine Conföderation errichtet, auf die öffentliche Meinung in jeder Weise gewirkt und die russische Armee in eine ähnliche Lage gebracht werden, wie die Franzosen in Spanien. Man sollte jeden Tag Schriften aller Art verbreiten, alle in demselben Geist geschrieben, aber auf die verschiedenen Gefühle und Bildungsstufen der Einzelnen berechnet; Polen sollte im tiefsten Grunde erregt werden und die Insurrection sich über das ganze Land verbreiten. Wir glauben nun gern daß de Pradt seine Aufgabe in jeder Hinsicht verfehlte, daß er bald das Spiel seiner Eitelkeit und derer die ihm schmeichelten war, bald aus kleinlicher Herrschsucht jeden mächtigen Impuls fürchtete, und statt aufzuregen calmirte, statt das Land in fieberhafte Bewegung zu setzen sich den elenden Künsten eitler Repräsentation ausschließlich hingab. Wir sehen aus de Pradts eignen Worten daß er die nationale Erregung der Polen tödtlich fürchtete, daß ihm die Conföderation eines bewaffneten und begeisterten Volkes etwas peinlich Beunruhigendes hatte, daß er in schriftstellerischer Eitelkeit selber zierliche Phrasen drechselte, statt die Polen in der ungekünstelten aber erwärmenden Sprache nationaler Erregtheit zum Volke sprechen zu lassen. Auch ist es offenbar daß er im unpassendsten Moment von der Welt die polnische Nationalversammlung auseinandergehen ließ, und der zornige Brief den ihm Napoleon durch Maret schreiben ließ, beweist zur Genüge daß er in allem die entgegengesetzten Mittel anwandte und zum entgegengesetzten Ziel kam als der Kaiser und seine Politik wollte.

Wir denken nicht daran de Pradt gegen Bignon rechtfertigen zu wollen, aber mit Stillschweigen die Bignon'sche Apologetik anzuerkennen, vermögen wir auch nicht; sie ist zugleich Bonapartisch und französisch, sie geht von der Unfehlbarkeit des angebeteten Helden aus, und ist in denselben Vorurtheilen gefangen die bis auf den heutigen Tag die französischen Ansichten über Polen und seine jüngste Vergangenheit verwirren. Zunächst fühlt Bignon nicht welch harten Vorwurf er seinem Helden macht, wenn er die Unfähigkeit und Leerheit des Hrn. de Pradt mit so grellen Farben schildert; denn wir fragen unwillkürlich: wie es möglich war daß einem so windigen Menschen eine so wichtige und tiefgreifende Mission konnte anvertraut werden?

Die Bonapartischen Geschichtschreiber rechnen ihrem Helden alles Große und Gute ausschließlich an, warum finden sie es ganz in der Ordnung, wenn er bei einer solchen Lebensfrage einen so ungeheuren Fehlgriff macht? Wenn dann weiter Bignon dem unglücklichen de Pradt bitter vorwirft, er habe die Polen nicht selber reden lassen, sondern Proclamationen, Reden und dergleichen aus schriftstellerischer Eitelkeit eigenhändig verfaßt, so klingt auch der Vorwurf im Munde eines Bonapartischen Diplomaten und Geschichtschreibers sonderbar genug; de Pradt that ja nichts Anderes als was Napoleon selber in Italien, der Schweiz, Holland, Deutschland und Spanien von jeher gethan. Das Napoleonische System fing sich hier in seinem eignen Netz; seine Staatsmänner hatten nie gelernt die Tribunen mit Wärme und Ehrlichkeit zu spielen, sie hatten nie den Muth eine Volksbewegung frei und fessellos ihre Kräfte entfalten zu lassen. Drum müssen wir auch lächeln, wenn Bignon seine ganze Beredsamkeit aufbietet um die Vortheile der demokratischen Aufwühlung eines Volkes zu schildern (XI. 36. 37); denn die Jacobinermütze ist für einen Bonapartischen Diplomaten ein schlechter Kopfputz, sie schützt ihn nicht einmal vor der argen Inconsequenz im nächsten Augenblick ganz anders zu urtheilen. Bignon, der im Anfang des eilften Bandes der Revolution und Insurrection beredt das Wort spricht, ist am Ende desselben Bandes so legitim gesinnt wie ein Diplomat vom Congreß von Verona; was er für Polen vortrefflich fand, will ihm für Deutschland gar nicht behagen, und während er den bunten Wirrwarr einer polnischen Conföderation mit Begeisterung rühmt, kann er über die preußische Landwehr vom Jahre 1813 seine diplomatischen und legitimen Bedenken nicht verhehlen!

Dabei geht Bignon natürlich von der Voraussetzung aus daß es Napoleon mit der Wiederherstellung des Polenthums völlig Ernst gewesen sei; obwohl er diese hochwichtige Mission in die Hände eines so faden Menschen wie de Pradt gelegt hatte, zweifelt sein Vertheidiger doch keinen Augenblick daran daß er eine gewaltige Erschütterung des polnischen Volkes, eine Entzündung aller nationalen Kräfte und Antipathien wirklich beabsichtigt habe. Bignon scheint zu übersehen was die Mehrzahl seiner Landsleute noch heute übersieht: daß es Napoleon niemals recht Ernst mit der polnischen Sache gewesen ist, und daß sein eigner vertrauter Minister Maret völlig der Wahrheit getreu an Narbonne schrieb: „der Kaiser hat keine Thorheiten im Sinne, er

hat Polen stets als ein Mittel, nie als eine Hauptsache betrachtet." Drum war selbst in dem was er selber vorschlug, Halbheit und Schwanken nicht zu verkennen; überall blickt die Besorgniß durch das Feuer möge zu gewaltig werden; überall werden den aufregenden Mitteln beschwichtigende beigegeben, und der französische Kaiser zerstört, wie Penolope, in wenig Stunden was er Tagelang mühsam gewoben hatte. Als die Deputirten der Conföderation das Recht ihrer Nationalität in schlichter kräftiger Weise geltend machen und ihm sagen: „Sire, sprechen Sie das Wort aus: das Königreich Polen existirt, und dieses Wort wird die Wirklichkeit ersetzen" — da bedenkt er sich wohl das kurze entscheidende Wort auszusprechen das für Polen der belebende Talisman werden konnte. Er gibt ihnen freundliche Redensarten, die ohne eine That ganz leer und unfruchtbar blieben; er gibt ihnen da ein „Wenn", dort ein „Aber", statt den tiefen Ingrimm einer unglücklichen Nation, den ganzen Nachbarnhaß eines zerstückelten Landes schrankenlos zu entladen. „Wenn ich damals geherrscht hätte", sagt er ihnen, „als man Polen theilte, so würde ich die Katastrophe um jeden Preis verhütet haben; ich liebe eure Nation, denn eure Soldaten haben seit sechzehn Jahren an meiner Seite gefochten" — aber das Zauberwort la Pologne existe hütet er sich auszusprechen. Im Gegentheil er fügt die beschränkende Mahnung bei den Aufstand nicht auf das österreichische Polen auszudehnen, denn er habe Oesterreich seine Staaten garantirt, er macht die nationale Erhebung von Bedingungen seiner diplomatischen Politik abhängig und nimmt ihr dadurch ihre Stärke. Die Polen wollen eine That, er gibt ihnen süße schmeichelnde Phrasen; sie wollen einen starken tiefergreifenden Aufruf an das ganze polnische Slaventhum, und er gibt ihnen eiskalte wohlüberlegte diplomatische Bedenken. Freilich konnte er Galizien dem Aufstand öffnen wenn er Oesterreich mit Illyrien entschädigte, aber eben das wollte er nicht; der ganze Aufschwung mußte scheitern an einer kleinen Berechnung unersättlicher Ländersucht.

Dieß wird jedermann aus den Thatsachen herauslesen, und Bignon gibt sich eine ganz überflüssige Mühe, wenn er den Eindruck der Thatsachen durch vier oder fünf Seiten apologetischen Inhalts zu verwischen sucht; wir glauben ihm gern daß der geckenhafte Botschafter viel verdorben hat, aber es ist eitle Sophistik alle Schuld von dem großen Herrn und Meister abwenden zu wollen, der sonst für alles Ruhmwürdige allein die Verantwortlichkeit trägt. Napoleon konnte

mit einem gewaltigen Griff die polnische Nation erwecken; er that es nicht, weil er es vorzog die alten diplomatischen Künste zu üben, statt den jugendlich erwachten nationalen Kräften zu vertrauen; er konnte einen Mann wählen, z. B. Poniatowski, der einem allgemeinen Aufruf an das Polenthum Nachdruck zu geben, der den ritterlichen Geist des Adels neu zu wecken vermochte; er that es nicht, sondern ließ die Leute die ihr Volk kannten auf verlorenen Posten operiren, damit sie seinen armseligen Creaturen wie de Pradt nicht hinderlich würden. Selbst Bignon kann nicht umhin zu tadeln daß Napoleon der Volkserhebung in Volhynien die Anwesenheit der österreichischen Armee als unwillkommenen Dämpfer aufsetzte, daß er einen ergebenen Höfling wie den Holländer Hogendorp zum Gouverneur von Litthauen machte — wozu also diplomatische Sophistik, wo die Thatsachen so laut sprechen? Solche Erfahrungen, so klar sie auch sein mögen, sind aber für die Mehrzahl der Franzosen ganz verloren; statt sich ihre Stellung zur Polensache klar zu vergegenwärtigen, langweilen sie die Welt mit einem hohlen unfruchtbaren und thatlosen Enthusiasmus, und täuschen die Unglücklichen mit Illusionen an die sie selber kaum ehrlich glauben. Wir wollen für keinen der Betheiligten die Schuld des „Verbrechens" (wie es Maria Theresia nannte), das in den Jahren 1772, 1793, 1795 begangen worden ist, irgend verringern; aber wenn wir fragen: wer hat im Jahre 1812 versäumt die Schuld einer bösen Zeit zu sühnen, wer hat später zweimal das unglückliche Land mit eiteln Hoffnungen erfüllt ohne den ernsten Willen oder die Kraft einer thätigen Hülfe, so wird das Urtheil kaum milder ausfallen als über die Theilenden von 1772. Das viele Geschrei ohne Wolle, die leere Phrase: **la nation polonaise ne périra pas**, das Unterhalten und Ermuntern von Hoffnungen ohne Aussicht des Gelingens weckt am Grabe Polens ebenso bittere Empfindungen als die politische Vernichtung welche die theilenden Mächte an dem Lande begangen haben.

Mit dem Verunglücken der polnischen Insurrection war Napoleons Feldzug eigentlich schon entschieden; wenn die Russen nicht ganz sinnlos handelten, so war ein erträglicher Rückzug noch das Günstigste was den Franzosen begegnen konnte. Alles fing sich an bedenklich zu verwickeln, und Bignon hat Recht wenn er den Monat Julius des Jahrs 1812 als einen Unglücksmonat beklagt; denn während Rußland mit England, Schweden und den spanischen Insurgenten Verträge schließt, hat Napoleon nicht einmal die Türken zur Fortdauer des

Kriegs bewegen können, und verweilt ruhig zu Wilna, statt die kostbaren Momente mit unermüdlicher Thätigkeit zu benützen. Wie nun im Einzelnen alles so geworden ist, darüber haben die Franzosen bis auf den heutigen Tag noch keine wahre Einsicht gefunden oder auch nur gesucht; auch hier tragen sie sich lieber mit Illusionen, ehe sie trockene und harte Wahrheiten verdauen wollen. Die ganze Darstellung der Ereignisse des Jahres 1812 von Norvins an bis auf Bignon ist eine Kette von unvollständigen, halbwahren und ganz falschen Behauptungen, die den Charakter des Feldzugs vollständig entstellen, aber den Lieblingsneigungen und Vorurtheilen des Franzosenthums wohlthun. Wie eine heilige Tradition schleppt sich die Unwahrheit von Buch zu Buch fort, und Frankreich ist leider nicht das einzige Land das sich dergleichen als geschichtliche Wahrheit aufbinden läßt.

Bei Geschichten wie die der Napoleonischen Zeit sind, ist eine Kenntniß der Hauptquellen aller europäischen Staaten unerläßlich; nur den Deutschen ist aber der angeborne Kosmopolitismus hier zu Gute gekommen; Franzosen und Engländer machen sich ihre Aufgabe viel leichter, sie schreiben keck darauf los, ohne auch nur die nothwendigsten Aufschlüsse ausländischer Quellen zu kennen. Bignon gehört nun zwar nicht zu den Unwissenden im fremden Lande, aber daß er sich deutsche und russische Berichte für die Geschichte von 1812 zu nutz gemacht hätte, dazu war er zu sehr Franzose; sich stets im Wasser eigener Lobreden zu bespiegeln ist freilich süßer für eine eitle Nation als aus den unbequemen Aussagen der Gegner die treue Selbsterkenntniß schöpfen. So konnten wir bei einem Manne wie Bignon — die andern sind gar nicht der Rede werth — wenigstens eine richtige Schilderung der Kräfte der Gegner, ihrer Lage, ihres Kriegsplanes erwarten, eine um so leichtere Forderung als unser Clausewitz (im VII. Bande seiner hinterlassenen Schriften) von dem allem mit geübter Meisterhand eine Skizze gegeben hat, die sich der antiken Geschichtschreibung ehrenvoll anschließt. Diese Erwartung bleibt aber unbefriedigt; statt dessen erfreut uns der französische Diplomat mit dem banalen Aufklärungsgeschwätz über die russische Barbarei und ihren religiösen Fanatismus das er uns schon bei Spanien und Tirol lang und breit aufgetischt hat, malt mit grellen Farben die rusische Kriegführung, um die milde, humane, civilisirte Militärkunst Bonapartischer Schule in desto rosigerem Licht erscheinen zu lassen. Aus Clausewitz

konnte Bignon wie seine Vorgänger erfahren daß der russische Kriegsplan, wie er nachher ward, keineswegs von einem leitenden Gedanken ausging, sondern sich von selbst gemacht hatte; dort konnte er den Beweis finden daß man noch bis Ende Julius ganz uneinig war über die Grundidee des Feldzugs, und erst allmählich der Gedanke Eingang fand „Bonaparte müsse an den großen Dimensionen des russischen Reiches zu Grunde gehen, wenn Rußland seine Kräfte bis auf den letzten Augenblick aufsparte und unter keiner Bedingung Frieden machte."

Daß der Feldzug Napoleons, wenn die Russen nur nothdürftig ihre Pflicht thaten, von Grund aus ein verfehltes Project war, dieß Geständniß fällt freilich einem Bonapartisten ungemein schwer; und doch wäre es der leichteste Weg sich aus allen Verlegenheiten und Schlangenwindungen einer unzureichenden Dialektik herauszuhelfen. Aus Chambray — also einem französischen Schriftsteller, der Augenzeuge war — konnte Bignon sich leicht belehren, wie bedenklich die Lage, wie groß der Verlust der französischen Armee schon im Julius und August waren, aber freilich würde mit dieser Thatsache der Nerv der französischen Darstellung zerschnitten, die nur aus dem Brande von Moskau und der furchtbaren Kälte alles Unheil möchte erläutert sehen. Die Klagen des Bonapartischen Geschichtschreibers über die Barbarei der russischen Kriegsführung sind nur lächerlich, solange man sich erinnert daß die Russen seit Smolensk mit wohlüberlegtem Plan und zum argen Nachtheil ihrer Gegner ihr eignes Land der Zerstörung hingaben; jene Klagen werden aber widerlich, wenn wir aus Chambray wissen*) daß die Franzosen ohne Plan und zum eignen Schaden, bloß aus Rache und brutaler Zerstörungswuth, jenes Verwüstungssystem viel weiter trieben als die Russen selbst.

Die Franzosen sind in ihren Angelegenheiten von einer unheilbaren Blindheit des Urtheils gefangen; ein pater peccavi in eigner Sache, eine Anerkennung des Verdienstes der Gegner gehört zu den Anomalien in ihrer Geschichtschreibung. So wird der billige Sinn des Ausländers zugeben müssen daß die Russen bei Borodino das höchste Lob verdient hatten; sie fochten mit einem physischen Muth ohne Gleichen, mit einer moralischen Ausdauer und Begeisterung, die bei

*) Napoleons Feldzug in Rußland, übersetzt von L. Blesson. 1824. I. 154. 156.

einer schlechten Sache Bewunderung erwecken müßte, bei dem Kampfe fürs Vaterland aber die höchste Anerkennung fordern darf. Was thut Bignon? Aecht französisch sucht er den Lorbeer des russischen Heeres zu zerpflücken, indem er abermals sich über das beliebte Thema russischer Barbarei und französischer Cultur ausführlich verbreitet. „Welch ein Abstand, ruft er aus (XI. 109), zwischen dem stupiden Russen, dessen militärische Erziehung die Knute bewirkt hat, der bestimmt ist sein Leben lang in derselben Verdumpfung zu bleiben, und dem Soldaten der civilisirten Völker, welcher denkt, überlegt, urtheilt, namentlich diesen französischen Soldaten, die alle zum mindesten den russischen Offizieren gleich stehen." Wir haben kein Interesse uns der russischen Armee gegenüber der französischen anzunehmen, aber das scheint uns gewiß daß eine solche selbstgefällige Reflexion nirgends weniger am Platze war als nach der Schlacht an der Moskwa und kurz vor dem Rückzug aus Moskau.

Die Schlacht bei Borodino war ein militärischer Sieg für Napoleon, enthielt aber eine moralische Niederlage; dem französischen Kaiser blieb nichts als ein leichenbedecktes Schlachtfeld, und die Russen zogen sich ruhig und geordnet zurück. Es war eine Unwahrheit, ein Verstoß gegen jedes militärische Herkommen, wenn sich Kutusow als Sieger proclamirte; aber Bignon hätte sich nicht so sehr darüber ereifern sollen, da Kutusow mit seiner Prahlerei einen ganz ähnlichen praktischen Zweck im Auge hatte, wie die Franzosen in hundert ähnlichen Fällen. Sehr verständig bemerkt Clausewitz (VII. 135): „Kutusow hätte gewiß die Schlacht von Borodino nicht geliefert, von der er doch wahrscheinlich keinen Sieg erwartete, wenn ihn nicht die Stimme des Hofes, des Heeres und ganz Rußlands dazu genöthigt hätte. Er sah sie vermuthlich nur wie ein nothwendiges Uebel an; er kannte die Russen und verstand sie zu behandeln. Mit unerhörter Dreistigkeit betrachtete er sich als Sieger, verkündete überall den nahen Untergang des feindlichen Heeres, gab sich bis auf den letzten Augenblick das Ansehen als wolle er Moskau durch eine zweite Schlacht schützen, und ließ es an Prahlerei keiner Art fehlen. Auf diese Weise schmeichelte er der Eitelkeit des Heeres und Volkes; durch Proclamationen und religiöse Anregungen suchte er auf ihr Gemüth zu wirken, und so entstand eine neue Art von Vertrauen, freilich nur ein erkünsteltes, was sich aber im Grund an wahre Verhältnisse anknüpfte, nämlich an die schlechte Lage der französischen Armee." Diese Bemerkungen

von Clausewitz beweisen daß Kutusow nichts Anderes that als was die Franzosen unter Bonaparte seit 1796 unzähligemal mit Erfolg gethan hatten; darum thut Bignon unrecht sich so zu ärgern, wenn einmal ein schlauer Russe die Franzosen mit den Waffen ihrer eigenen Großsprechereien schlug. Napoleons Bulletin über die Schlacht enthielt mehr innere Unwahrheit als Kutusows prahlerische Siegesverkündigung.

In der Darstellung des Brandes von Moskau kann sich Bignon natürlich von seinem beschränkten Bonapartischen Gesichtspunkt nicht losmachen; der französische Geschichtschreiber, der, wie alle seine Landsleute, sonst stets bereit ist jede Unthat des eignen Volkes durch die bequeme Theorie von der Nothwendigkeit zu entschuldigen, wird hier plötzlich von einem ungemein zarten sittlichen Gefühl, von einer Weichheit und Empfindsamkeit ergriffen die bei einem Napoleonischen Diplomaten gewiß als Phänomen gelten kann. Wir wünschen auch mit Bignon daß Kriege wie der russische vom Jahr 1812 aus der europäischen Geschichte in Zukunft verschwinden mögen; wir glauben auch daß eine Kriegskunst die auf Sengen und Brennen sich stütze, zu den traurigsten Nothwendigkeiten des Politik gehört; aber wir würden deßhalb nie in eine so lange Predigt gegen Rußland, seinen Kaiser und sein Volk uns einlassen, wie Bignon in schlecht verhehltem Aerger dieß gethan hat. Woraus entspringt bei unserm diplomatischen Geschichtschreiber jenes plötzliche Zartgefühl in politischen Dingen, woraus anders die liebevolle Bekümmerniß um das „heilige“ Moskau, als aus dem Ingrimm darüber daß die Russen ihren Zweck nur zu gut erreicht? Ein ganz unbefangener Geschichtschreiber sollte sich aber nicht gebärden als wenn sein eignes Volk nie dergleichen verübt hätte; er sollte es um so weniger thun, als zu gleicher Zeit mit dem Brande von Moskau die Franzosen den Kreml gesprengt haben, also neben der russischen That, die sich durch die politische Nothwendigkeit vollständig rechtfertigen ließ, einen Act der brutalsten und ganz zwecklosen Zerstörungswuth begingen. Wenn aber ein Mann wie Bignon sich in so schiefer Auffassung befangen halten kann, wenn auch er nach herkömmlicher Weise den Brand von Moskau als die Hauptursache der folgenden Katastrophe darzustellen sucht, wie soll man dem großen Haufen französischer Bearbeiter einen Vorwurf daraus machen, wenn sie ihr Volk fortwährend durch verkehrte und halbwahre Berichte in den Illusionen der imperialistischen Zeit zu erhalten suchen, statt ihm die harte aber gesunde Kost geschichtlicher Wahrheit zu bieten!

Die sentimentalen Klagen über die russische Barbarei und die rhetorischen Invectiven gegen Rostopschin, Kaiser Alexander u. s. w. haben unserm Geschichtschreiber keine Zeit gelassen den Hauptpunkt gehörig in's Auge zu fassen und in der Darstellung nach Gebühr hervorzuheben. Dieser Hauptpunkt ist das Scheitern der Friedensanträge. In diesem Rechnungsfehler, schrieb damals Gneisenau, liegt allein die Veranlassung unserer neu auflebenden Hoffnungen. Wie man in Petersburg sich nach peinlichem Bedenken zu dem Entschluß den Frieden zu verwerfen emporhob, welche Einflüsse dabei thätig waren, darüber erzählt uns Bignon nichts, und doch wäre das eine dankbarere Aufgabe gewesen als seine Lamentationen über die russische Barbarei. Die Stimmung in Petersburg war anfangs für Napoleon nicht ungünstig; Arndt hat uns ja aus eigner Anschauung berichtet*) welche Mühe Stein hatte die friedliebenden Gesinnungen zu verscheuchen, denen des Kaisers eignes weiches Wesen ebenso zugewandt war als die Neigung Romanzoffs, der Kaiserin Mutter und des Großfürsten Constantin. Auch im Heere war die Stimmung lange Zeit für den Frieden, und die ausgewanderten deutschen Patrioten waren in fortwährender Besorgniß man möge diesen unseligsten aller Schritte thun;**) denn die Armee war zwar nicht muthlos, aber sie hatte gar kein Vertrauen zu der allgemeinen Führung der Angelegenheiten, und schien einen erträglichen Frieden als den glücklichsten Ausgang zu betrachten. Stein war es der die ungeheuern Folgen allein ganz richtig erwog; in dem Augenblick wo die Franzosen in Moskau eingezogen waren, schrieb er an Gneisenau ganz ruhig, als wenn die Franzosen schon über die Beresina zurückgejagt wären, und besprach sich mit ihm über die Organisation Deutschlands, das noch erst durch Waffengewalt zu befreien war.***) Ihm war es besonders zuzuschreiben daß Alexander die milden Entschlüsse fallen ließ und jenes große ächt kaiserliche Wort sprach: „und wenn Napoleon jetzt von Moskau nach Petersburg geht, so gehe ich nach Sibirien.“

Die Darstellung des Rückzugs der großen Armee ist zwar von Bignon nicht mit jenem rhetorischen und theatralischen Beiwerk ausgestattet worden das die französischen Geschichtschreiber dem hochtragischen Stoff ganz ohne Noth glauben anklecksen zu müssen, aber sie leidet

*) Erinnerungen S. 156. 157.

**) Clausewitz VII. 184 f.

***) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. III. 254.

an dem Grundfehler der Bonapartisirenden Geschichtschreibung, sie verschiebt die wahren Verhältnisse um für eine Apologie des Kaisers Haltpunkte zu gewinnen. Der Brand von Moskau und die Kälte haben Napoleon ruinirt — so lautet der unwandelbare Glaubensartikel, den auch das Ausland theilweise den französischen Historikern gedankenlos nachgebetet hat; daß auch ohne die beiden harten Schläge des Schicksals Napoleons Feldzug scheitern mußte, selbst wenn Moskau nicht brannte und die Kälte nur auf der Höhe eines gewöhnlichen russischen Winters blieb, daß dann das Elend zwar nicht so gränzenlos, aber immer noch groß genug werden mußte — diese einfache aber freilich für eine Lobrede auf Bonaparte wenig geeignete Wahrheit konnte der französischen Geschichtschreibung bis jetzt noch nicht einleuchtend gemacht werden. Wir ehren die Pietät gegen eine gefallene Größe, wenn dieselbe wie bei Bignon alle Proben späterer Zeiten überdauert, aber diese Pietät darf die Wahrheit und die verständige Einsicht des Geschichtschreibers nicht beeinträchtigen, wie dies eben bei Bignon geschieht. Für die trostlose Lage der Armee noch ehe man den Rückweg antrat, für die oft unbegreiflichen Fehler die Napoleon beim Beginn des Rückzugs machte, für die eigensinnige Verblendung womit er sich selber über die wahre Lage der Dinge zu betrügen suchte — für das Alles ist Bignons sonst so scharfsichtiger Blick verschlossen, er sieht nur die Größe seines Herrn, und selbst das namenlose Elend muß ihm als Folie dienen für lobpreisende Ausbrüche seiner Bonapartischen Gesinnung (z. B. XI. 151). Bei all dem Jammer, dem Hunderttausende erlagen, trifft den Urheber kein Wort des Tadels, wohl aber spendet ihm der Geschichtschreiber widerwärtiges Lob und kriechende Bewunderung, erneuert das alte Lied von der Kälte, die Alles verschuldet, und vergißt die Noth der Masse über dem Einzigen, der für den Bonapartisten alle irdischen und überirdischen Qualitäten in sich vereinigt. Man kann die furchtbare Menschenverachtung die in Bonaparte und seinen Getreuen lag, den gränzenlosen Egoismus der Alles über einem Individuum vergaß, nicht sprechender zeichnen als es unser Geschichtschreiber unwillkürlich thut; dieser blinde Fanatismus für eine Person ist eine psychologisch sehr merkwürdige Erscheinung. Bignon weiß aus Allem süßen Honig des Ruhmes für seinen Helden zu ziehen; daß er unter den Erfrierenden, Verhungernden und halb Wahnsinnigen sich selber in höchst eigner Person zeigte, erscheint dem Lobredner als ein außerordentlich schöner Zug; daß er im 29sten Bulletin ein einziges

Mal die Wahrheit — und nicht einmal die ganze Wahrheit! — sagte, erwirbt ihm in dem Munde unseres Geschichtschreibers ein besonderes Lob der Offenheit und des Muthes. Sollte er denn auch zu Molodeczno noch versuchen die Welt zu belügen, wie er es bis dahin mit krampfhafter Anstrengung versucht hatte, auch da noch die Fabel von einer siegreichen Armee aufwärmen, deren jämmerliche Trümmer wenige Tage nachher den Augen Polens und Deutschlands als Zeugnisse eines beispiellosen Gottesgerichts sichtbar werden mußten?!

Wir heben solche Züge hervor nicht um das Verdienst des Forschers und Darstellers dem Verfasser irgend verkürzen zu wollen, sondern nur um an einem der besten Erzeugnisse französischer Geschichtschreibung nachzuweisen wie arg dieß epidemische Uebel Bonapartischer Befangenheit einen sonst verständigen und klaren Sinn verfinstern kann. Diese Krankheit nimmt mit der fortschreitenden Erzählung zu; sobald die Ereignisse sich auf dem deutschen Boden abspielen, verliert unser Geschichtschreiber das Gleichgewicht völlig, und sein Buch sinkt nicht selten von der historischen Höhe zu dem Niveau der gewöhnlichen Bonapartischen Parteischrift herab. Dieß beweist er gleich bei dem ersten Ereigniß das von dem russischen Krieg zu der Erhebung Deutschlands den Uebergang vermittelt, bei dem sogenannten Abfall des Generals York. So viel über diesen in seinen Folgen allerdings bedeutenden Zwischenfall gesprochen und geschrieben worden ist, schwerlich wird sich darüber so Erschöpfendes und Treffliches sagen lassen, als von Clausewitz, dem Augenzeugen und Betheiligten, geschehen ist (VII. 208 ff.). Die psychologische Zeichnung Yorks selber, die Verknüpfung willkürlicher und unwillkürlicher Fäden zu dem Netz in dem sich der preußische General zuletzt fing, ist dort mit solcher Virtuosität und einer so schlichten Einfachheit gegeben daß kein Geschichtschreiber sich unterfangen sollte ein Wort über die Sache mitzureden, ohne Clausewitz gehört zu haben. Es wird daraus klar daß York anfangs ohne seine Schuld zurückblieb, dann sich in einer Verlegenheit befand die jede nahe und rasche Hülfe unwahrscheinlich machte; daß er freilich den Bedenken und der sorglichen Erwägung jetzt leichter nachgab als es an der Seite eines andern Verbündeten geschehen wäre, bis denn eine Reihe von verschiedenen Momenten, deren Detail uns Clausewitz deutlich zusammenstellt, den entscheidenden Entschluß zur Reife gebracht hat.

Dem französischen Geschichtschreiber ist das natürlich Alles fremd; er thut die Sache mit einem kurzen bequemen Bannspruch ab (XI.

193), dessen Richtigkeit man ohne Mühe anfechten kann. Von der deutschen Volksbewegung, ihrem Umfang und ihrer Tiefe hat der diplomatische Vertheidiger des Bonapartismus natürlich keine Ahnung; sowie ihm York nur als ein ordinärer Verräther erscheint, so sieht er in der ganzen Erhebung des Jahres 1813 nichts als einen demagogischen Putsch, dem die hohen Regierungen wider Einsicht und Interesse nachgaben. Mit Behagen führt Bignon die Note eines deutschen Staatsmannes, des Grafen M. an, worin derselbe (August 1812) die Franzosen vor der Bewegung des Tugendbundes mit den Worten gewarnt hatte: „man dürfe die Kräfte der Nation nicht mit dem Willen des Königs verwechseln" (XI. 194); und derselbe Bignon, der sich im Anfang des Bandes über einen Aufstand der Polen so salbungsvoll geäußert, der damals so ganz jacobinisch geredet, findet jetzt diese Unterscheidung zwischen Thron und Volk ganz vortrefflich. Er denuncirt den Tugendbund wegen der famösen demagogischen Umtriebe, und beklagt es daß die preußische Monarchie durch solche Tendenzen compromittirt (!) worden sei; er geht mit mühsam verbissenem Groll über die ganze herrliche Erhebung hinweg, und stellt dieß wühlende Treiben dem Geist der legitimen Regierungen (aux pouvoirs réguliers) bitter entgegen. Die Franzosen haben da eine glückliche Vielseitigkeit, sie können den politischen Rock nach der Witterung rasch wechseln; Bignon, zu Warschau Jacobiner, redet zu Berlin wie ein Diplomat Don Miguels.

Wie Bignon den Preußen zumuthet sich mit Begeisterung für Napoleon zu schlagen, und an die Oesterreicher unter Schwarzenberg die ernstliche Forderung stellt den Franzosen aus der Verlegenheit herauszuhelfen, so findet er es auch ganz unverantwortlich daß die Deutschen die Dreistigkeit hatten sich ihrer nationalen Existenz mit Gut und Blut anzunehmen. Die Aufregung der Geister, belehrt er uns (XI. 245), war weniger die Empörung der Leidenden gegen die Unterdrückung als des beleidigten Stolzes gegen die Ueberlegenheit des Talents und Ruhmes; selbst die befreundeten Stämme waren ermüdet von den langen und wunderbaren Erfolgen des Kaisers Napoleon. Eine merkwürdige Entdeckung! Nicht das elende Treiben der mannequins Bonapartischer Fabrik, nicht ein Schauspiel wie der Rheinbund es bot, nicht der Druck der namenlosen Leiden unter Bonapartischer Proconsulargewalt, nicht das bübische Zertreten jeder heiligen und ehrwürdigen Regung in der Nation, nicht der freche Soldatentrotz, nicht

das Aussaugen, Spioniren, Füsiliren und der tiefe menschliche Unwille darüber hat die Sache gebrochen — nein, nur der Neid, der blasse Neid, den wir Deutschen gegen Napoleon und seine Größe empfanden?! Daß ein französischer Diplomat, wenn er die Geschichte Napoleons behandelt, sophistisch und unwahr schreiben kann, ist uns nichts Neues; daß er aber seinen Landsleuten Schales und Abgeschmacktes erzählt, das durfte man von einem so verständigen Mann wie Bignon sein Leben lang war doch kaum erwarten.

Das Benehmen des preußischen Hofs nach Yorks Abfall hält Bignon für ehrlich; er schenkt den Versicherungen des Königs allen Glauben, sieht auch in den zweideutigen Aeußerungen welche die preußische Diplomatie gegen Schweden und Rußland that, nur die ganz begreiflichen Symptome einer Politik welche sich jede Chance offen zu halten suchte, aber der König, meint er, war eben nicht Herr seines eignen Willens, denn das Volk, bemerkt Bignon sehr naiv, sei von Insubordination (!) ergriffen gewesen, und es sei da allerdings manches vorgefallen was eine „leidenschaftliche Stimmung" erklären könne (XI. 274. 275). Wie man am Berliner Hofe gesinnt war, darüber hätte sich der französische Geschichtschreiber aus deutschen Quellen gründlich belehren können; selbst die sonst sehr gut Unterrichteten am Hofe waren über die Politik gegenüber von Napoleon ganz im Ungewissen, und Hardenberg sprach sich nur gegen wenige Eingeweihte über die nahe bevorstehende Wendung der Dinge offen aus.*) Die geringste Indiscretion konnte zu einer Entdeckung führen und die Wegnahme alles Staatseigenthums an Waffen, Magazinen, Cassen, Archiven u. s. w. zur Folge haben; drum mußten selbst hochgestellte Diplomaten in dem Glauben erhalten werden die französische Allianz sollte die Grundlage der preußischen Politik werden, und Fürst Hatzfeld, der nach Paris ging um den Hof wegen Yorks Capitulation zu entschuldigen, wußte nicht anders als daß die Stimmung der Berliner Staatsmänner eine für Frankreich günstige sei.

Bignon, der das ganze Verhältniß nur aus St. Marsans bekannten Depeschen kennt und beurtheilt, giebt doch selber zu daß Preußen nicht veranlaßt war eine andere Politik zu wählen, er tadelt es sogar daß Napoleon sich zu gar keinem Opfer verstanden, und so den König den sein Volk bestürmte unwillkürlich in die russische Allianz

*) Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. S. 64. 65.

hineingedrängt habe. Doch läßt er es auch nicht an bittern Vorwürfen gegen Preußen fehlen, was ihm um so leichter ist, da das audiatur et altera pars etwas in der Bonapartischen Geschichtschreibung ganz Unerhörtes ist. So ließ z. B. Preußen damals eine Apologie seines Benehmens gegen Napoleon bekannt machen; nun sind zwar solche Schriften die den Ereignissen nachhinken geschichtlich immer nur von secundärer Bedeutung; allein gewundert hat es uns doch daß Bignon, der uns sonst keine diplomatische Schutzschrift aus dem hôtel des affaires étrangères ersparen kann, mit so großer Nonchalance über die preußische Note hinweggeht, und gegen dergleichen diplomatische Schreibereien auf einmal so überaus vornehm thut. Der Apologet und Bonapartist ist da wieder über den Geschichtschreiber Herr geworden, und hat ihn das ne quid veri non dicat vergessen lassen. Der nämliche Vorwurf trifft unsern Verfasser bei der Darstellung der Ereignisse vom Februar und März 1813; wir wollen ihm nicht zumuthen die Geschichte der Erhebung in Preußen mit Wärme und Theilnahme zu schildern, aber daß er die Hauptmomente jener großen und denkwürdigen Zeit wenigstens vollständig referire, durften wir von einem parteilosen Historiker erwarten.

Schlimmer noch als Preußen kömmt Oesterreich weg; was die französischen Offiziere beim Feldzug des Jahres 1813 ausriefen: le beau-père nous le payera, das gilt auch heute noch als Wahlspruch der französischen Geschichtschreibung. Schwarzenbergs Benehmen auf dem rechten Flügel der großen Armee wird von Bignon gleich anfangs hart getadelt; er kann zwar nicht leugnen daß sich die Operationen ganz streng an den Vertrag von 1812 hielten, tadelt aber doch sein Verfahren als eine „conduite peu généreuse." (XI. 306.) Er verlangt also G r o ß m u t h von Oesterreich, ohne Zweifel als Gegengabe für die Friedensschlüsse von Campo Formio, Lüneville, Preßburg und Wien! Er verlangt großmüthige und enthusiastische Unterstützung von Seite des österreichischen Hülfscorps, nachdem er uns doch selber ehrlich berichtet, alle Oesterreicher, von der höchsten Aristokratie bis zum gemeinen Soldaten, seien gegen die französische Allianz feindselig gestimmt gewesen! Aber freilich der Bonapartismus macht selbst ganz gescheidte Leute blind; das sehen wir an Bignon und seiner Beurtheilung des Briefes den Napoleon am 7. Jan. 1813 an Kaiser Franz schrieb. In diesem Briefe gesteht der französische Kaiser die Unfälle des Jahres 1812 ein, hofft aber auf einen glücklichen Feldzug und rechnet auf

Oesterreichs Hülfe; unterhandeln will er z. B. mit England nur auf den Grundlagen des Jahres 1812, vom Herzogthum Warschau „kein Dorf preisgeben," und die durch Senatsbeschlüsse mit Frankreich vereinigten Länder (z. B. Corfu, Illyrien, Dalmatien, die Elbe-, Weser- und Emsmündungen) in keinem Fall opfern, denn sie seien durch constitutionelle Bande (Bonaparte und Constitutionen?!) mit Frankreich für immer verbunden. Also nach der Katastrophe in Rußland, dem unglücklichen Krieg in Spanien, der Gährung in Deutschland will Napoleon nichts bewilligen; eine Verblendung, die damals Europa gerettet hat. Bignon gesteht zwar ein daß eine solche Politik „ein Schritt mehr nach St. Helena war," aber er findet in dem tollen, blinden Trotze gleichwohl „einen edlen Stolz" und kann bei allem Tadel nicht umhin „solch eine Politik zu bewundern!"

Beinahe komisch sind Bignons Klagen über Oesterreichs vorsichtige und zaudernde Politik; er kann sich gar nicht darüber fassen daß Schwarzenberg nicht wacker zuschlug und die Folgen der Katastrophe von 1812 durch einen raschen glücklichen Coup wieder gut machte. Hat er sich bei Preußen über die jacobinische Volksaufregung beklagt, so sollte man denken Oesterreich müßte seine unbedingte Anerkennung davon tragen und der umsichtigen Politik des Wiener Hofes, die sich jeden Rückzug frei hielt, würde im Munde eines diplomatischen Geschichtschreibers das reiche Lob diplomatischer Meisterschaft nicht versagt werden. Ein warmer deutscher Patriot, einer von den preußischen „Jacobinern" à la Stein, Scharnhorst u. s. w., könnte allenfalls wünschen die österreichische Cabinetspolitik hätte sich minder klug, minder kalt berechnend gegenüber dem großen Nationalaufschwung benommen, hätte nicht mit dem tiefen Mißtrauen jeden Fortgang der Volksbewegung bewacht, aber solch fromme Wünsche deutscher Schwärmer können in dem Herzen eines Diplomaten, der von Ideologie und unklugem Enthusiasmus so fern ist wie Bignon, unmöglich Platz greifen. Von ihm durfte man hoffen er werde ohne Brodneid der österreichischen Diplomatie den Lorbeer dafür reichen daß sie die französische sieggewohnte Meisterin mit eigenen Waffen geschlagen, aber statt dessen belastet er Oesterreich mit härteren Vorwürfen als selbst das jacobinische Preußen!

Die letzten Schritte Oesterreichs vor dem Ausbruch des Krieges hat Bignon mit wahrem Ingrimm erzählt; sogar der Vorwurf demagogischen Wühlens wird dem unglücklichen Kaiserstaate vom Verfasser

nicht gespart, und es macht ihm einen gelinden Trost einen hohen österreichischen Offizier durch Erwähnung einer sehr revolutionären Aeußerung nachträglich compromittiren zu können (XI. 439. 440). Daß die Bonaparte'schen Diplomaten an Metternich ihren Meister fanden, scheint unserm Geschichtschreiber unverzeihlich; daß man in Wien nicht eilfertig bereit war die französische Politik, die sich in eine Sackgasse verrannt hatte, glücklich herauszuführen findet er unverantwortlich; daß Oesterreich nach fünfzehnjährigen Mißhandlungen, die Verlegenheit des brutalen Gegners zu eigener Wiederherstellung benützen wollte, scheint ihm schmählich und perfid. Lernte man diese ganze Geschichte zuerst aus Bignon kennen, so sollte man meinen Bonaparte habe Oesterreich seit dem Frieden von Campo Formio mit Wohlthaten überschüttet, und dafür jetzt schändlichen Undank geerntet; denn der französische Diplomat sagt (XI. 459) wörtlich: „Seit dreißig Jahren hatte sich die Politik der Feinde Frankreichs solche Schritte gegen dasselbe erlaubt, daß man das Allerunglücklichste für wahrscheinlich halten mußte. Natürlich! Oesterreich war es ja welches den ersten Consul zum Frieden von Lüneville gezwungen, Oesterreich hat die Schmach der Verträge von Preßburg und Wien über den französischen Kaiser verhängt, Oesterreich hat die Hunderte von Millionen in den Kriegen von 1792 bis 1809 erpreßt, Oesterreich hat mit schmähenden und brutalen Bulletins Bonaparte und seine Familie insultirt, Oesterreich dem Sohn der Revolution seine Kaisertochter aufgezwungen, Oesterreich den Rheinbund geschaffen — und während ihm Napoleon alle diese Dinge großmüthig verzeiht, wird das schreckliche Oesterreich jetzt so undankbar, zuerst als vermittelnde, dann als intervenirende, zuletzt als feindliche Macht aufzutreten!"

So etwa würde sich die Geschichte durch die Brille des Bonapartismus betrachtet ausnehmen; so könnte man sie in einem patentirten Lehrbuch der kaiserlichen Universität zum Nutz und Frommen der lieben Jugend vortragen, von einem verständigen gewiegten Staatsmanne dürfte man aber bessere Kost erwarten. Bignon konnte sich alle die diplomatischen Jeremiaden über das perfide Oesterreich füglich ersparen; er hätte als Geschichtschreiber Bonaparte's viel besser gethan uns zu erklären: wie es denn kam daß Frankreichs ganzes Heil von der Ergebenheit eines Alliirten wie Oesterreichs, eines zehnmal mißhandelten, beleidigten, verstümmelten Alliirten abhing — eines Alliirten den Bonaparte gerade genug erniedrigt hatte um dessen Rachegefühl für alle Zeiten lebendig zu halten; und doch nicht genug erniedrigt

um jede Wiedererhebung unmöglich zu machen. Dieses Oesterreich, dessen Volk und Dynastie gleich bitter gekränkt war, sollte der Pfeiler sein auf den sich der wankende Bau des Bonapartischen Reichs stützen sollte; dieses Oesterreich und mit ihm Preußen, das niedergetretene, insultirte, ausgesogene Preußen, sollten freundschaftlich wieder gut machen helfen was die Katastrophe von 1812 verdorben hatte?! Das heißt doch auf die Lammsgeduld des Michel zu stark rechnen. Ein gescheidter Mann wie Bignon hätte doch einsehen müssen daß die Hoffnung auf den dauernden Beistand der zwei erzwungenen Alliirten eine ganz trügerische war, er hätte uns ehrlich sagen müssen: die Politik meines Herrn war grundschlecht; zwei solche Mächte, die seit Jahren jeden Druck von Napoleon hätten aushalten müssen, im Rücken zu behalten und im Fall des Mißlingens auf sie vertrauen zu müssen, war ein Wahnsinn der sich bitter strafen mußte; ein politisches System das auf solche Voraussetzungen gebaut war mußte sich als unmöglich erweisen. So allenfalls hätte Bignon als wahrheitliebender Geschichtschreiber reden können, aber weit gefehlt; er regalirt uns lieber mit allen diplomatischen „Wenn" und „Aber", als daß er es über sich gewinnen könnte eine schlichte und dürre Wahrheit auszusprechen, die freilich alle Sophismen des Bonapartisirenden Franzosenthums über den Haufen wirft.

Wenn Preußen und Oesterreich von Bignon so behandelt werden, dann läßt sich denken wie Schweden wegkömmt. Bitter, schonungslos, oft mit ganz undiplomatischer Heftigkeit wird Bernadotte hergenommen, seine Allianz mit den Gegnern Frankreichs eine „alliance sacrilège" genannt. Wir können dagegen nichts einwenden; daß der Franzose Bignon in Bernadotte nur den Franzosen sieht, ist ganz menschlich, und wir wünschen nur unsern gutmüthigen Landsleuten denselben warmen Unwillen gegen unsere mißrathenen Söhne. An Bignon aber möchten wir einen Wunsch aussprechen: er möge doch mit gleichem Maße messen, und nicht in demselben Abschnitt die deutsche Politik gegen Friedrich August von Sachsen verächtlich als die „Beraubung eines tugendhaften Monarchen" bezeichnen (XI. 367). Wir befinden uns da in einer ganz ähnlichen Lage wie die Franzosen gegenüber von Bernadotte; seltsam nur daß so einfache Verhältnisse den scharfsichtigsten Franzosen niemals deutlich werden wollen!

Eine anziehende Episode bildet die Schilderung der Verhältnisse in Polen; Bignon ist hier Augenzeuge und bereichert uns mit man=

chem neuen Aufschluß über das Einzelne. Auch da freilich ist das Thatsächliche durch apologetisches Beiwerk vielfach unterbrochen, oder mit Ausfällen gegen Oesterreich und seine Feldherren gewürzt; allein dergleichen muß man bei jedem französischen Geschichtschreiber Napoleons als nothwendige Zugabe mit in Kauf nehmen, und läßt es sich auch gefallen, wenn man mit belehrendem Material entschädigt wird. Sehr interessant ist ein Brief des Kaisers Alexander, worin er sich über seine polnischen Restaurationsplane ausspricht; er versichert, die jüngsten Ereignisse hätten seine Gesinnungen und Absichten in keiner Weise verändert, und die Polen dürften über das was er mit ihnen vorhabe ganz beruhigt sein (XI. 412). „Der Durchführung meiner Lieblingsideen, fährt der Kaiser fort, stehen für jetzt aber Schwierigkeiten entgegen: zuerst der Haß der Russen gegen die Polen, der durch den letzten Krieg neue Nahrung gewonnen hat; dann würde eine unzeitige Veröffentlichung meiner Gedanken über Polen die Oesterreicher und Preußen in die Arme Frankreichs werfen — ein Resultat das man um so mehr muß zu verhindern suchen, als jene beiden Mächte mir bereits die besten Gesinnungen beweisen.*) ... Ihr müßt mich daher selber darin unterstützen meine Plane den Russen genehm zu machen, und die Vorliebe rechtfertigen welche ich für die Polen und ihre Lieblingsgedanken hege. Habt Vertrauen auf mich, meinen Charakter, meine Grundsätze, und eure Hoffnungen werden nicht getäuscht werden. Je mehr sich die militärischen Resultate entwickeln werden, desto klarer werdet ihr sehen wie theuer mir die Interessen eures Vaterlandes sind, und wie sehr ich meinen alten Ideen treu geblieben bin. Was die Formen anbelangt, so wißt ihr daß ich die freisinnigsten stets am meisten vorgezogen habe.“ Diese Erklärung des Kaisers scheint viel zu verheißen, und war namentlich gut berechnet leichtgläubige Leute wie die Polen zu täuschen; allein Bignon hebt mit Recht hervor in welchem bedenklichen Cirkel sich die Zusagen des Kaisers bewegten. Einestheils versichert er: das fortschreitende Glück der Waffen werde seine Plane über Polen nur um so schneller realisiren, andrerseits macht er dieß Waffenglück von dem Bunde mit Oesterreich und Preußen abhängig, und gesteht zu daß er diesen beiden Mächten gegenüber andere Rücksichten zu nehmen habe als das Interesse und die Wiederherstellung Polens.

*) Der Brief ist von Anfang Januars 1813.

Je mehr unser Geschichtschreiber sich den großen Ereignissen des Jahres 1813 nähert, desto schiefer wird die Auffassung; selten begegnen wir noch einem klaren nüchternen Verständniß einfacher Verhältnisse, meistens ist der Historiker ganz zum Advocaten geworden und bietet uns, statt eines geschichtlichen Gemäldes in freien und großen Umrissen, oft nur ein Plaidoyer Bonapartischer Farbe. So gibt sich Bignon sehr viele Mühe die herrliche Volksbewegung jener Zeiten für seine französischen Leser herabzudrücken und zu verkleinern, und so großmüthig er in der Theorie anerkennt: „die Erhebung einer Nation für ihre Unabhängigkeit sei immer ein erhabenes Schauspiel“ (XII. 27), so wenig kann die praktische Durchführung, wie sie im Jahr 1813 erfolgte, vor den Augen des Bonapartischen Geschichtschreibers Gnade finden. Der namenlose Druck und die Kränkungen der heiligsten Nationgefühle, das allmäliche Erwachen eines lange niedergehaltenen Volkes, die erhebenden Züge von Aufopferung und Vaterlandsliebe, das herrliche Zusammenwirken aller Kräfte oben und unten — das alles sind Thatsachen die selbst einem französischen und Bonapartischen Geschichtschreiber nicht unbekannt sein sollten — Thatsachen die man nur dann kahl und flüchtig umgehen kann, wenn man es mit den Pflichten des Geschichtschreibers so leicht nimmt wie die Mehrzahl der Franzosen bei der Geschichte Napoleons zu thun gewohnt ist.

Von allen den Erscheinungen welche das Ganze der Geschichte des Jahres 1813 ausmachen, hat Bignon nichts kennen wollen; dagegen greift er hie und da ein Bruchstück heraus, um daran die schlechten Künste der Verdrehung und Sophistik zu üben. Für seine Landsleute mag der diplomatische Geschichtschreiber ganz richtig rechnen; Unbefangene und Sachverständige werden in seinen Wendungen und Krümmungen die desperate Verlegenheit des Advocaten wahrnehmen der eine verlorene Sache um jeden Preis zu vertheidigen sucht. Wenn er z. B. aus der reichen Fülle von Thatsachen die preußische Landsturmordnung hervorhebt, und in warmem humanen Eifer sie als ein „blutiges Actenstück der socialen Anarchie“ bezeichnet (XII. 27), so zählt er offenbar auf ein sehr unwissendes und bornirtes Publicum, dessen wohlfeiler Beifall ihn für den Spott der Verständigen entschädigen muß. Oder wenn er großmüthig zugibt daß die Preußen, ungeachtet jenes blutgierigen Actenstücks, den Krieg „ehrenhaft und brav“ geführt hätten (XII. 29), aber dabei andeutet, daß Scharnhorsts früher Tod Schuld an dieser glücklichen Veränderung gewesen sei, so läßt er uns

nur die Wahl entweder anzunehmen daß er über die allerersten Anfangsgründe der damaligen Verhältnisse sich in barer Ignoranz befunden habe, oder zu glauben er habe leichtsinnig das Andenken eines edlen Todten entehren wollen.

Daß bei Ankunft der Kosaken sich alles in Norddeutschland erhob, ist ein Beweis für die Größe des Drucks; Bignon findet darin, ächt französisch, nichts als eine „lächerliche Vergötterung" des Kosakenthums. Er fühlt nicht welch ein Verdammungsurtheil gegen seinen Herrn darin liegt daß Spanier und Kosaken, Engländer und Deutsche sich zugleich mit Empörung gegen dessen Gewalt erhoben; er findet es absurd daß man die wilden Söhne der Steppen den feinen liebenswürdigen Franzosen vorzog. Die Kosaken haben wahrhaftig nie Sympathien in Deutschland gehabt; allein die französisch Bonapartische Beglückungstheorie hatte den seltsamen praktischen Erfolg daß man momentan Baschkiren und Tataren, Kosaken und Mongolen mit offnen Armen aufnahm, wenn sie nur den gemeinsamen Druck und den gemeinsamen Wunsch jenen Druck abzuwerfen mit empfanden. Die wenig schmeichelhafte Moral die sich für den Bonapartismus daraus ergiebt, hätte Bignon sich leicht ableiten können, aber freilich ist es bequemer die Ursachen der Erbitterung zu ignoriren, damit man die Folgen auffallend finden kann. Bignon berührt die kleinen Aufstände in Berg, Westfalen, Oldenburg nur sehr flüchtig; er spart sich gern die unangenehme Mühe die Opfer einzeln zu erwähnen welche das französische Soldatenthum damals abschlachtete. Der Berger Luckenhaus, die Oldenburger Berger und Fink fielen damals wie Palm und Hofer gefallen waren, weil sie thaten was ihre heilige Pflicht gegen das Vaterland forderte; unser Geschichtschreiber erwähnt diese Bagatelle gar nicht, würde aber gewiß lautes Zetergeschrei erheben, wenn die deutschen Armeen einen Franzosen um seines Patriotismus willen füsilirt hätten.

In der Darstellung der Kriegsereignisse wie sie Bignon gibt, kömmt Deutschland nicht besser weg als bei der Auffassung der innern Zustände; auch hier werden alle Register apologetischer Kunst gezogen um das eine kurze Geständniß des Unrechts, das Bonapartische pater peccavi zu umgehen. Von der Schlacht bei Lützen erzählt uns Bignon: „der moralische Erfolg sei ein unermeßlicher gewesen." Wozu diese Unwahrheit, da es doch seit dreißig Jahren ausgemacht ist daß der Erfolg des Sieges zu den gemachten Anstrengungen in gar keinem Verhältniß stand? Keine Gefangenen, keine Trophäen, kein

übereilter Rückzug des Feindes, keine Verschlimmerung der Lage des Feindes — das war der moralische Erfolg einer Schlacht welche die Franzosen mit beinahe fünfzehntausend Todten erkauften! Der moralische Erfolg war nur ungeheuer zu nennen, wenn man die Anstrengungen in Erwägung zog die gleich nachher ganz Deutschland zur Abwehr des verhaßten Gegners machte, und zu diesem Erfolg hat Napoleon selbst aufs kräftigste beigetragen. „Kein Deutscher will den Vernichtungskrieg führen (so log er in seinen Bulletins der Welt vor), ein Paar Rasende, die Anarchie und Mord predigen, werden von dem guten Volke mit Unwillen zurückgewiesen. Der berüchtigte Stein ist Gegenstand der Verachtung bei allen ehrlichen Leuten, er wollte die Canaille gegen den besitzenden Mittelstand aufwühlen; Stein und Scharnhorst sind Jacobiner." So trieb ihn der dämonische Geist seiner Politik zu Schritten die sein eignes Interesse verdammte; statt die Deutschen zu verführen und zu gewinnen (als Verführer war er stets gefährlicher als in der Miene des Trotzes!), empörte er jedes vaterländische Gemüth durch bübischen Hohn und eine schamlose Lüge, die jetzt niemanden mehr täuschte. Bignon weiß von allem dem nichts; dagegen erzählt er uns (XII. 73) allerlei Fabelhaftes darüber, wie die „sächsische Nation" den französischen Kaiser als Befreier empfangen, und sich innig gefreut habe die übermüthigen Verbündeten los zu werden. Es thut uns leid um das brave Sachsenvolk, aber die Politik ihres Hofes mag es verantworten daß ihnen jetzt noch nachträglich aus solchem Munde die Schmach eines solchen Lobes gespendet wird. Das sind schrille Mißtöne in der Geschichte jener Tage; die Injurien und Verleumdungen womit die Bonapartisirende Geschichtschreibung die preußische Landwehr vom Jahr 1813 überhäuft, klingen uns dagegen wie süße Musik.

Alle Künste womit Napoleon früher sein System durchgeführt schlugen jetzt fehl; er sucht die Alliirten zu trennen, sie mit Separatverträgen zu gewinnen; er klopft bei Oesterreich an und bei Rußland, er versucht es bei dem Volk und den Diplomaten — nirgends aber schenkt man ihm mehr Gehör. Es ist ganz natürlich daß der einst Allgewaltige außer sich darüber gerieth, wie ihm jetzt alle längst geübten Praktiken mißlangen; es hat auch nichts auf sich daß sein geschichtschreibender Vertheidiger ihm darin ganz nachspricht; nur gehört eine sehr große Naivetät dazu die edle Friedensliebe Napoleons zu be-

wundern und sich über die feindseligen Gänge der Gegner so indignirt zu zeigen, wie Bignon thut. Am seltsamsten tritt das hervor in der Geschichte des Prager Congresses: noch einmal suchte Bonaparte dort mit Oesterreich das Spiel zu wiederholen das ihm so oft gelungen; aber die Personen waren ebenso verändert wie die Verhältnisse. Deutschland vom Jahr 1813 war ein anderes als das von 1797 und 1805; die Diplomatie Metternichs war der Bonapartischen besser gewachsen als die der Thugut und Cobenzl. Wie komisch ist nun der Aerger darüber, wie kindisch das Lamento daß Oesterreich sich nicht noch zu guter Letzt gebrauchen ließ für Napoleon die Kastanien aus dem Feuer zu holen, wie unwahr die moralische Entrüstung daß einmal ein fremder Staatsmann die diplomatischen Waffen hervorholte, welche das revolutionäre und Bonapartische Frankreich zwei Jahrzehnte mit so großem Erfolg gehandhabt hatte! Napoleon griff nach dem Congreß zu Prag wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm; unser Bignon sieht darin ein überaus „edles und ehrenwerthes Benehmen" (XII. 225). Napoleon wünschte Frieden um den schon erhobenen stark gewappneten Arm der Gegner aufzuhalten und aus einem Netz, das ihn bereits umschlang, noch einmal glücklich zu entrinnen — unser Geschichtschreiber sieht darin eine triumphirende Widerlegung des historischen Irrthums: Napoleon habe den Frieden damals nicht gewollt. Unsers Wissens hat noch kein vernünftiger Mensch behauptet Napoleon habe im Julius und August 1813 zu Dresden und Prag den Frieden nicht gewollt; im Gegentheil war ein geschickter Friede, der die einzelnen Verbündeten narrte, das Einzige und Letzte was ihn vor der immer wachsenden Erhebung in Deutschland, der bedenklichen Apathie in Frankreich, der kriegerischen Ueberlegenheit der Feinde noch retten konnte. Aber daß die Verbündeten verdient hätten den Hohn und Spott der ganzen Nachwelt zu tragen, wenn sie jetzt durch einen Friedensschluß die Frucht so namenloser Anstrengungen preisgegeben und Napoleon noch einmal hätten entrinnen lassen, darüber waren in Deutschland seit dem Jahr 1813 alle einig. Wären den französischen Geschichtschreibern die Aeußerungen von Stein und andern Gleichgesinnten bekannt, welche denselben entschlüpften als Oesterreich auch nur dem Schein friedlicher Neigungen sich hingab, so müßten die klugen Herren zu der Ueberzeugung kommen daß den Deutschen endlich die Schuppen von den Augen fielen und die Bonapartischen Künste auf kein Publicum mehr rechnen konnten.

Wir haben keine Lust die Injurien alle aufzuzählen womit der französische Diplomat den Kaiser Franz, Metternich u. s. w. überschüttet; wir beklagen nur tief daß ein Geschichtschreiber ein sonst verdientes Werk, dem es an reichem Stoffe, an geschickter Verarbeitung und künstlerischer Darstellung nicht fehlt, durch dergleichen unhistorisches Beiwerk eines ganz subjectiven Wahnes und Vorurtheils hat verunstalten können. Diese salbungsvollen Lobpreisungen Bonaparte's, diese ärgerlich bittern Anklagen Oesterreichs werden zuletzt langweilig, um so mehr da uns darüber das vollständige Gemälde des Ganzen verloren geht. So erfahren wir von der Stimmung des Volkes gar nichts; Bignon hat auch keine Ahnung davon daß die große Angelegenheit ihre Entscheidung oft mehr von unten als von oben erhielt. Hätten die Cabinette sich einfallen lassen im August oder December 1813, oder im März 1814 mit Bonaparte durch einen Frieden sich abzufinden, die Folgen davon wären bei der damaligen Stimmung der bewaffneten Massen gewiß unberechenbar gewesen. Bignon wie alle Franzosen ist von der siegreichen Liebenswürdigkeit seiner Nation so vollkommen überzeugt daß ihm dergleichen Gedanken nicht aufsteigen; dagegen unterhält er uns — gewiß sehr charakteristisch! — ganz ausführlich von den englischen Intriguen und Subsidien, so daß es dem Unwissenden scheinen muß als seien die Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 nichts weiter als eine Frucht englischen Geldes gewesen.

Wir würden unsre Nation und ihre Geschichte entehren, wollten wir auf dergleichen etwas antworten; aber erwähnen müssen wir es, damit der Deutsche einsehe mit welcher Achtung er vom Auslande behandelt wird, damit ihm klar werde, wohin ihn seine objective Vielseitigkeit, seine Allerweltsgefälligkeit, seine Bescheidenheit in allen praktischen Fragen endlich gebracht hat. Wie ehrlich und gutmüthig haben unsre deutschen Federn fremde Glorie gepriesen, mit welch beneidenswerther Unbefangenheit politische und militärische Schaustücke des Auslandes begeistert nacherzählt, während ein französischer Geschichtschreiber es nicht einmal der Mühe werth findet den nothwendigen Thatsachen die für uns zeugen gebührenden Raum zu gönnen. Die eignen Siege erzählt Bignon mit selbstgefälliger Ausführlichkeit, die deutschen berührt er so kurz als möglich; mit welchem Pompe wird die Schlacht von Großgörschen entfaltet, wie knapp und lakonisch geht der Verfasser über die Tage von Großbeeren, Katzbach, Culm, Dennewitz hinweg! Fast

komisch ist die Mühe die er sich gibt die praktische Wichtigkeit der deutschen Siege durch theoretische Mäkeleien zu verringern; es ist z. B. unglaublich was nach Bignons Theorie Blücher an der Katzbach für einen enormen Fehler gemacht hat, und der Apologet scheint gar nicht zu fühlen welch hartes Urtheil über seine Landsleute er ausspricht, wenn er sie von einem so ungeschickten Feldherrn, wie nach ihm Blücher war, so aufs Haupt schlagen läßt. Bignon zufolge sind die paar Unglücksfälle (**désastres** ist der classische Ausdruck) von Großbeeren, Katzbach, Culm und Dennewitz fast ausschließlich Folgen eines unglücklichen Zufalls, weder Heer noch Führer der Verbündeten haben irgend ein wesentliches Verdienst, alles hat das böse Geschick gethan. Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber rechten was in der Geschichte durch Freiheit oder Zufall geschieht, aber nahe liegt doch die Betrachtung auch die Feldzüge von 1796, 1805 und 1806 seien lediglich ein Werk des nämlichen bösen Kobolds gewesen den unser Geschichtschreiber als **deus ex machina** wirken läßt.

Dasselbe Verfahren begegnet uns bei der Schlacht von Leipzig, dem großen und längst vorherzuberechnenden Resultat einer Reihe von politischen und militärischen Verwickelungen: hier war nach Bignon der Abfall Bayerns allein Schuld. Wenn unser Geschichtschreiber gegen Bayern ein förmliches diplomatisches Memoire schreibt und alle Bitterkeiten in diese Arbeit einkleidet, so erfahren unsre Landsleute daraus doch welchen Grad von Abhängigkeit die Bonapartische Politik von den Rheinbundsfürsten forderte, und welches Maß von deutscher Gesinnung den Präfecten des Napoleon'schen Lehenstaates von einem Bonapartischen Diplomaten eingeräumt wird. Nur müssen wir gegen die Behauptung als ob vom Rieder Vertrag das Schicksal der Welt abgehangen habe entschiedenen Protest einlegen, nur muß uns Bignon nicht die Fabel erzählen: „die Ebenen von Leipzig seien für die französische Armee ein Grab geworden, das ihm der Verrath Bayerns gegraben habe." (XII. 386). Jeder der sich die Mühe nimmt alles das im Zusammenhang zu vergleichen, was vom Anfang September bis Mitte Octobers 1813 geschah, die Lage Napoleons und die der Verbündeten ins Auge zu fassen, bevor sie noch beide in Sachsen zusammentrafen, dem muß auch vor dem Rieder Vertrag der Ausgang, wie er erfolgt ist, als sicher und mathematisch berechenbar erscheinen; nur die französische Geschichtschreibung hat Scheu vor der harten trockenen Wahrheit, und verschließt vor ihr kindisch die Augen. Es wird keinem Unbefangenen

in den Sinn kommen den Verbündeten einen Wahnsinn zuzumuthen wie ihn Bignon fordert: sie sollten am 17. October, nach der Schlacht bei Wachau, wo Napoleon unrettbar verloren und ihre eigene Ueberlegenheit entschieden war, die französischen Friedensanträge annehmen! (XII. 399). Es werden keinem verständigen Menschen, wenn er nicht von Nationaleitelkeit und Bonapartischer Blindheit ganz gefangen ist, Worte in den Mund kommen wie sie unser Historiker ausspricht: „Mäßigung war im feindlichen Lager nicht an der Tagesordnung: Napoleon konnte kaum erwarten daß die Erbitterung der Verbündeten dem Haß Englands so vollkommen dienstbar war."

In solchen Sätzen verräth sich just so viel politische Einsicht als in Bignons Worten über das Leipziger Gottesgericht („Europa von England bewaffnet rückt gegen uns vor") geschichtliche Wahrheit liegt. Wir halten es unter unserer Würde Deutschland noch gegen den Vorwurf zu vertheidigen: der heilige Krieg der Jahre 1813 und 1814 sei mit englischem Gelde gemacht worden; wir bedauern nur die Geschichtschreibung die das für historische Wahrheit gibt, und das Volk das es dafür nimmt. So ist denn auch nach Bignons Ermessen die ganze Völkerschlacht rein „Null für die militärische Ehre der Verbündeten" — ein Resultat zu dem man ohne Mühe kommen kann, wenn man den Weg einschlägt den unser Geschichtschreiber wählt. Daß über hunderttausend Mann von den Verbündeten am Kampfe nicht Theil nahmen, wird natürlich nicht erwähnt, das Verdienst und die Gefahr der einzelnen Gefechte in welche die Riesenschlacht sich auflöste, nur sehr kurz abgethan, und am Schluß der Totalverlust der Franzosen auf fünfzigtausend, der der Verbündeten aufs Doppelte angegeben. Wenn am Ende des Ganzen (XII. 408) Bignon die bittere Frage aufwirft, was uns denn der Sieg für unsern politischen Ruhm genützt, wie denn die Fürsten ihre „unermeßliche" Schuld bezahlt haben, so können wir ihm aus Gründen nur die vorsichtige Antwort wiederholen die er sich selber gibt: La postérité répondra.

Mit dem Uebergang über den Rhein nach der Schlacht bei Hanau schließt Bignons zwölfter Band, also auch unsere Aufgabe. Es sollte uns Leid thun wenn wir zu Mißverständnissen Anlaß gäben, indem man einen einseitigen Nationalstolz, eine unhistorische Befangenheit da sehen könnte wo nur die Liebe zur Wahrheit und die Wärme für unser vaterländisches gutes Recht lebendig war. Wir wollten weder dem verdienstvollen Verfasser noch seinem an Vorzügen reichen Werk

irgend ein Blättchen seines wohlerworbenen Ruhmes entziehen, wir wollten nur scharfe Abrechnung halten über politische Verhältnisse und nationale Rechte, worüber die Völker erst dann aufhören werden zu debattiren, wenn Europa und seine Geschichte in jenem faden und vagen Kosmopolitismus, von dem deutsche Phantasten träumten, zusammengeflossen ist. Diesen Widerspruch lebhaft und entschieden zu erheben wird so lange nöthig sein als die französische Geschichtschreibung auch nicht einmal nothdürftig den Kinderschuhen der Bonapartischen Zeit entwachsen ist, und so lange nicht die Fremden allein, sondern auch wir Deutschen mit gar zu viel Vorliebe gerade von ihr über unsere heiligsten Interessen uns belehren lassen.

Bignon. Band XIII.

(Allgem. Zeitg. 16. u. 17. Juli 1847 Beilage Nr. 197 u. 198.)

Unter den zahlreichen Bearbeitungen der Geschichte des französischen Kaiserreichs ist kaum eine zu nennen deren gewichtiger Inhalt von Band zu Band das Interesse so dauernd festhielte wie das Buch von Bignon. Der ganze Stoff ist hier so vollständig wie irgendwo sonst gesammelt, vortrefflich geordnet und bearbeitet, jede einzelne Partie mit neuen Aufklärungen bereichert, und dem Staatsmann wie dem Geschichtschreiber eine belehrende und anziehende Erzählung geboten. Wir verkennen zwar die Bedeutung und Virtuosität eines Buches wie das Thiers'sche ist keineswegs, aber wir hegen gleichwohl die feste Hoffnung daß eine Zeit kommen wird wo man in Deutschland dergleichen nicht mehr übersetzen und in Frankreich eine gediegenere und unparteiischere Lectüre suchen wird. Denn der Glanz einer Einkleidung, die zugleich populär und akademisch schön zu nennen ist, sammt dem hervorragenden Verdienst das Trockenste zu beleben, das Verwickeltste mit sicherer Hand zu lösen — das alles entschädigt den ernsten Beurtheiler nicht für die schlechte Kunst einer Bonapartisirenden Sophistik, für die Verdrehungen und Unwahrheiten womit ein hochbegabter Schriftsteller auf die schlimmen Gelüste seiner Nation speculirt und die halbvergessenen Erinnerungen einer traurigen Zeit wieder geweckt hat.

Es ist in diesen Blättern oft darauf hingewiesen worden wie geschickt Thiers sein Handwerk treibt, wie von ihm alle Grundzüge

Bonapartischer Politik, Gewaltthat, kecke Sophistik, Mißachtung jedes fremden Rechts und jeder fremden Nationalität gewandt zu einem Ganzen verschmolzen werden, und wie gefahrvoll eine solche Geschichtschreibung für arglose Leser ohne Kenntniß des Details werden muß, wenn sie sich wie bei Thiers an gewisse politische Sympathien der Friedensepoche anlehnt und mit den liberalen Schlagwörtern der Gegenwart zu cokettiren weiß. Bignons Buch ist aus zwei Gründen minder gefährlich; es wendet sich fürs erste nicht so unbedingt an ein ganz ausgedehntes neugieriges Publicum, sondern sucht Leser die kennen, prüfen und urtheilen; und fürs zweite gibt es sich für nichts Anderes aus als es in der That ist: für eine ganz Bonapartisch gesinnte Bearbeitung, die der Sache des Kaisers von Anfang bis zu Ende ohne Gränzen ergeben ist. Man darf überzeugt sein daß der Gefangene von St. Helena, als er im Testament Bignon zu seinem Geschichtschreiber einsetzte, seinen Mann gut zu wählen wußte; derselbe tritt ohne Scheu, ohne gleißnerische Umhüllung als Vertheidiger seines Helden auf, und sein Buch enthält die Bonapartische Apologetik in ihrer vollständigen schweren Rüstung. Daß es da ohne sophistische Deutungen und Wendungen aller Art nicht abgehen konnte, liegt in der Natur der Sache; aber wir wissen was wir zu suchen haben, und lassen uns nicht durch scheinbare Unbefangenheit über Plan und Tendenz des Werkes täuschen. Bignon hat es nicht für nöthig gehalten der Meinung der Gegner hie und da eine verführerische Concession zu machen, bei ihm hat Napoleon fast immer und überall Recht; er gibt die Doctrin Bonapartischer Politik nicht in kleinen homöopathischen Dosen ein, sondern muthet seinen Lesern zu dieselbe in schwerem Kaliber zu verschlingen.

Eine solche Einseitigkeit, wenn sie nur unverhüllt hervortritt und bei aller Befangenheit der Ansicht den Thatsachen nicht überall Gewalt anthut, wird zwar vielfach stören, aber doch den Genuß historischer Belehrung nicht durchaus verkümmern; eine gründliche Forschung, ein reiches, zum Theil neues Detail, in feine und anziehende Formen der Darstellung gehüllt, wird dem Buche auch dort eifrige Leser schaffen wo man seinen Bonapartischen Sympathien ganz fremd geblieben ist. Und dieß ist Bignons Fall; bei allen Irrthümern, Verdrehungen und Befangenheiten bleibt es das bedeutendste Werk das die historische Literatur in Frankreich auf diesem Gebiet aufzuweisen hat. Ob mit ihm die Bonapartisirende Geschicht-

schreibung ihren Höhepunkt und Abschluß erreicht hat, ob ihr eine freiere und unbefangenere Auffassung allmählich Terrain abringen wird, das wagen wir fürs erste kaum zu vermuthen; vielmehr scheint aus mehreren Erzeugnissen der jüngsten Zeit sich eher das Gegentheil zu ergeben und die Zeit der Bignons noch lange nicht zu Ende zu sein.

Die unbedingte und gränzenlose Verehrung für Napoleon, wie sie in Bignons Auffassung hervortritt, gehört fast zu den psychologischen Merkwürdigkeiten; alles Denken und Dichten, die ganze Anschauung der politischen und sittlichen Weltordnung bewegt sich bei ihm einzig um diesen Mittelpunkt: der Kaiser ist ihm Vorsehung, höchstes Recht und höchste Weisheit. Dieses Unterordnen der eignen Individualität unter eine fremde gehört, bei einem Manne der die Revolution mit durchlebt hat, gewiß zu den seltsamsten Erscheinungen, liefert aber von Neuem den Beweis wie magisch und unwiderstehlich die Gewalt war womit Napoleon selbst hervorragende Naturen an sich zu fesseln wußte. Nicht bei allen freilich hat dieß Band die Probe ausgehalten, die Diplomaten zumal haben bei Zeiten dem sinkenden Gestirn ihre Anbetung versagt, oder nach dem Untergang ihre bessere Weisheit laut werden lassen. Es ist freilich leicht die Tage der Glorie mitzugenießen und mitzurühmen, von den Tagen des Unheils achselzuckend sich abzuwenden, oder gar den Angebeteten mit wohlfeilen Schmähungen zu belasten. Nicht so Bignon; er bleibt sich ganz consequent, seine Anhänglichkeit an den Herrn, wie sie im praktischen Leben die Probe aushielt, macht auch in der geschichtlichen Darstellung alle Prüfungen geduldig durch, und bis zuletzt wird die Weisheit des Allgewaltigen in ihrer ganzen Untrüglichkeit anerkannt. Es sind für ihn nicht große und tiefliegende Motive die den Untergang des Kaiserreichs herbeigeführt haben; eine Masse von kleinen und kleinlichen Dingen, die sich ganz unselig häuften und verwickelten, hat Napoleon gestürzt; er selber hat mit ganz wenigen Ausnahmen richtig gesehen und richtig gerechnet. Während es dem Unbefangenen scheinen muß als hätte sich der große Zusammenhang der Dinge an wenig Stellen der Geschichte so schlagend und entscheidend erwiesen als bei dem Sturz des französischen Kaiserreichs, ist Bignon ganz im Gegentheil der Ansicht nur ein kleines Spiel persönlicher Intriguen, dem eine ungünstige Verwicklung von Umständen zu Hülfe kam, sei an seines Helden Fall schuld gewesen;

alle Augenblicke weiß er ein diplomatisches oder politisches „Wenn“ vorzubringen, an dessen günstige Entscheidung sich nach seiner Meinung noch das Gelingen der kaiserlichen Sache hätte anknüpfen lassen.

Solch eine Ansicht thut der würdigen Auffassung geschichtlicher Verhältnisse im Allgemeinen Eintrag, und erhält bei der Geschichte Napoleons jeden Schritt ihre schlagendste Widerlegung; denn ohne einer Logik des Fatalismus zu verfallen, ist es nicht allzuschwer den Untergang des corsischen Imperators aus ganz großen und umfassenden Ursachen herzuleiten. Für einen Roman oder ein Lustspiel wie Scribe's Glas Wasser mag ein solches Anknüpfen an kleine Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten ganz passend sein; für eine Katastrophe wie der Untergang des französischen Kaiserreichs ist ein kleines Unterlassen oder Versäumen, ein aufgefangener Courier, eine nicht besorgte Depesche eine an sich ganz unwesentliche Thatsache. Aber freilich den großen Zusammenhang der Ursachen hervorzuheben, das verbietet die Dialektik der Parteiansicht; ehe Bignon das einfache aber beschämende Geständniß ablegt daß der ganze Bau untergraben war und untergraben sein mußte, nimmt er lieber zu all den Advocatenkünsten seine Zuflucht die den reinen Genuß der historischen Belehrung nur verkümmern. So ist denn auch dieser jüngste Band an Verdrehungen, an schiefen und falschen Combinationen ebenso reich wie die früheren; aber auch die alten Vorzüge sind geblieben und machen das Buch einer ausführlichen Besprechung schon werth, auch wenn nicht der Stoff ein allgemeines und lebendiges Interesse erweckte.

Es ist eine Zeit darin geschildert für die wir Deutschen, seltsam genug, noch immer fremde Belehrung suchen, so nothwendig es auch wäre dieselbe an den eignen Quellen zu holen. Aber freilich sind wir nicht so glücklich wie die Franzosen denen der Zutritt zu den reichsten Fundgruben ihrer Geschichte offen steht, sondern wir müssen uns über die wichtigste Partie unserer neuern Geschichte aus fremdem Munde belehren lassen; denn das Wenige ausgenommen was Privatleute aus ihren Erlebnissen überliefert haben, ist uns aus officiellen und halbofficiellen Quellen so gut wie nichts zu Theil geworden. Wir sind oft nicht einmal im Stande unsere Vertheidigung gegen fremde Anklagen zu führen, und müssen es spätern glücklichern Zeiten überlassen mit Bonapartisirenden Geschichtschreibern des Auslandes eine pünktliche und auf Documente gestützte Abrechnung zu halten, die zur Zeit im Detail immer noch nicht möglich ist. Indessen auch aus

den mangelhaften und oft unzusammenhängenden Aufklärungen über die Zeit von 1789 bis 1815 können wir Waffen genug entnehmen um die gröbsten Angriffe der Gegner abzuschlagen; versuchen wir es mit dem neuesten Band von Bignon, dessen Inhalt gewichtig genug ist um auf unsere eigene Geschichtschreibung entscheidenden Einfluß zu üben, dessen Plan und Endzweck aber von unserer Seite die lauteste Protestation hervorrufen muß.

Schon in den frühern Bänden hatte Bignon bewiesen daß man ein sehr wohlunterrichteter, scharfsinniger und geistreicher Diplomat sein kann, ohne deßhalb das Wesen einer großen Bewegung, die man mit durchlebt, auch nur zu ahnen; schon damals hatte er im Angesicht der welterschütternden Katastrophe der Jahre 1812 und 1813 nichts als diplomatische Wenn und Aber vorgebracht, und das wunderbare Emporrichten schlummernder Nationalitäten mit kleinlichen Mäkeleien zu verkümmern gesucht. Konnte es in dem neuesten Bande besser werden, wo der nahe Sturz seines Helden die Erbitterung des Geschichtschreibers nur vermehrt, wo eine für immer entscheidende Folge von Ereignissen aus dem prahlenden Bau der kaiserlichen Macht einen Stein um den andern herausreißt? Bignon kennt keine nationale Berechtigung gegenüber der Bonapartischen Herrschaft; nicht die heiligste Regung volksthümlichen Zornes hat Spanien und Deutschland, die beiden scheintodten Staaten Europa's, gegen Napoleon empört; dort wie hier war es das Gold Englands, der Haß der Coalition. Gegenüber diesem Gespenst der Coalition bedeutet ihm das Gottesgericht in Rußland, die Tage furchtbarer Nemesis im Jahre 1813 nicht viel; er thut als wären es die Cabinette gewesen denen an allen großen Schlägen von Moskau bis Waterloo der entscheidende Antheil zukam.

Der dreizehnte Band greift die Erzählung nach den Schlachten von Leipzig und Hanau auf und führt sie ungefähr bis zur Einnahme von Paris, behandelt also eine Zeit in der zuerst die diplomatische Vorsicht der Cabinetspolitik dem rasch aufbrausenden Ungestüm des Volksunwillens dämpfend gegenübertrat, wo sich zum erstenmal die heterogenen Elemente der Coalition und des Volksaufstandes offen schieden, um nachher in einen Bruch zu gerathen, an dessen Folgen wir noch immer leiden. Bignon hat an allen den Ereignissen jener Tage bald beobachtend bald mithandelnd einen regen Antheil gehabt, er war nach der Katastrophe von Leipzig in Deutschland, und hatte Gelegenheit Stimmungen und Verhältnisse zu erkunden, aber es

ist ihm deßwegen doch nicht gelungen den Kern der Dinge zu erforschen. Er weiß vortrefflich Bescheid über alles was in hohen und höchsten Regionen vorging; er erzählt z. B. mit unverkennbarer Schadenfreude wie Württemberg und Baden auch nach dem Verlassen des Rheinbundes dem Kaiser noch ihre devoten Huldigungen darbringen ließen und ihren Abfall als eine Folge der Gewalt beklagten, aber von dem was im Innern der Nation gährte und die alten Formen zersprengte weiß der diplomatische Geschichtschreiber nichts zu erzählen. Es ist überall nur die Coalition die alles gemacht hat, von einem Volke weiß der Bonapartisirende Historiker nichts, für ihn gibt es ja nur ein Volk, und auch dieß ist ihm nur in der Allmacht und Allweisheit seines Imperators personificirt. Von nationaler Einheit in Deutschland hat Bignon keine Ahnung; wenn Stein mit starker Hand die zerrissenen Theile zusammenhält, und durch eine centrale Verwaltung und gemeinsame Opfer den Gedanken gleichartiger Interessen wieder einmal zum Leben weckt, so zählt Bignon lächerlicherweise die Kosten auf die das einzelnen Fürsten gemacht habe, und gibt nicht undeutlich zu verstehen daß diese Tyrannei viel härter gewesen sei als die französische. Wenn Bignon erst wüßte welch entsetzliche Ansichten der preußische Staatsmann über alle Rheinbundsfürsten sammt und sonders gehabt hat, und wie leicht ihm die öffentliche Meinung diese Ketzereien verzieh, wie würde erst dann sein gefühlvoller Jammer sich mehren über die grauenvolle Tyrannei, denen die französischen Präfecten Süd-Deutschland nach des Imperators Sturze überlassen blieben!

Wohl hat sich Bignon in einem gebessert; er ist frömmer und gewissenhafter geworden, denn wie das Sprüchwort sagt: Noth lehrt beten. Oft haben wir uns über ihn ärgern müssen, wenn er in den frühern Zeiten, in den Tagen von Napoleons Glück und Uebermuth jede Gewaltthat entschuldigt, jede Perfidie bemäntelt, jede Zweideutigkeit gerechtfertigt hat; jetzt ist das alles anders geworden, seine laxe Moral ist in Rigorismus umgeschlagen, jede zweideutige Bewegung der glücklichen Sieger wird mit dem sittlichen Mikroskop betrachtet, und wehe der unglücklichen Coalition, wenn sie sich einfallen läßt gegen den Kaiser seine eigenen Waffen von ehemals zu gebrauchen! Schade nur daß Bignon erst in den Tagen der Noth Gewissensscrupel fühlt, daß er nicht schon früher die undankbare Rolle eines advocatus diaboli mit der eines Cato vertauscht hat. Schade daß er auch jetzt noch bisweilen, wenn es der kaiserlichen Sache gilt, Anwandlungen

alter Zeit fühlt, und die Advocatenkünste bei ihm rückfällig werden. Die „Coalition" natürlich kann auf diese Gunst nicht rechnen; auf sie wird (S. 7) der harte Vorwurf geladen: aus der Perfidie ein System gemacht und aus Verletzungen des Völkerrechts sich eine Waffe des Sieges geschmiedet zu haben. Die beiden Capitulationen von Dresden und Danzig, die man nicht ratificirte, sollen diesen Vorwurf motiviren, als wenn sich nicht bei der einen die Unberufenheit des abschließenden Generals, der einer sicher gefangenen Armee den Abzug gewährte, mit den Händen greifen ließe, als wenn nicht bei der andern die Ratification des russischen Feldherrn ausdrücklich wäre vorbehalten gewesen. Wir wünschen wohl auch man hätte damals großmüthiger gehandelt, um die reine Sache des deutschen Krieges auch von dem Schatten der Unehre freizuhalten, aber es ist offener Trug wenn man solche Vorfälle zu einem Systeme von Perfidie ummünzt, wenn ein französischer Geschichtschreiber, der Dutzende von viel unklareren Fällen zu rechtfertigen wußte, jetzt den moralischen Rigoristen spielen und seinen Landsleuten weißmachen will durch diese nichtbestätigten Capitulationen habe der Bestand des Kaiserreichs einen wesentlichen Stoß erlitten.

Es wäre viel interessanter von Bignon eine Aufklärung zu erhalten über die moralische Lage Frankreichs in dem Augenblick wo die verbündeten Armeen den Rhein überschritten, um die Frage zu beantworten, wie es kam daß ein Staat, der noch zwei Jahre zuvor eine Wiedergeburt des Römerreichs anzukündigen schien, der zwanzig Jahre zuvor mitten in der furchtbarsten Anarchie zwölf feindliche Armeen zurückgeworfen hatte, jetzt ohne Kraft und Widerstand sich der fremden Invasion hingab? Nach Bignons Darstellung ist es der Verrath und immer wieder der Verrath dem das Kaiserreich erlag; von der Stimmung des Landes, von dem materiellen Druck einer militärischen Zwingherrschaft weiß er sehr wenig zu erzählen. Den Vorwurf daß Napoleon keinen Nationalkrieg entzündet habe, weist er mit dem seltsamen Einwurf ab es habe dazu an Zeit gefehlt, oder er sucht sich mit der frivolen Ausflucht zu helfen die verweigerten Capitulationen, die verletzte Neutralität der Schweiz seien schuld daran gewesen; den wahren Grund, nämlich den daß Napoleon keinen rechten Nationalkrieg *wollte*, und wenn er ihn auch gewollt hätte mit allen Mitteln der Erde nicht mehr anfachen *konnte*, den hat Bignon nirgends aussprechen wollen. Er selbst erwähnt das bekannte Wort Na-

poleons: „tout le monde me trahit,“ aber er fühlt die Anklage nicht die darin gegen den Sprecher selber liegt; denn daß ihn alles verrieth und die Nation gleichgültig ihm den Rücken wandte, eben das ist der bitterste Vorwurf womit man den Kaiser und seine Politik belasten kann. Aber daß eine solche Gesinnung vorhanden und Napoleon in Frankreich längst überwunden war, ehe die Kosaken noch den Rhein berührten, das gehört wieder zu den Dingen die Bignon nicht begreifen kann; er spricht wohl einmal von der Nation, aber nur unter dem Titel „une partie de la population,“ denn alles zusammen, Nation, Vaterland und Welt, ist für ihn nur in der Person des Kaisers vorhanden.

Die Verbündeten selber, sagt Bignon, zogen nach Paris, wohin sie Verrath rief, aber sie zogen mit einer furchtsamen Eile hin, wie über einen Boden der unterminirt war. Die „furchtsame Eile“ gilt wohl ohne Zweifel unserm Blücher, dem alten Marschall Vorwärts, der seinen Groll über das Zögern und Berathen der Diplomaten oft in Husarenart laut werden ließ, und dessen Heer in Zorn entflammte wenn von Vorsicht und Abwarten oder gar von Aussöhnung mit Bonaparte auch nur die Rede war. Der Gedanke daß man das Kaiserreich stürzen und Napoleon entthronen müsse, tauchte im Kreise der Diplomatie erst allmählich als der leitende Grundsatz auf; im Volk und im Heere war er längst das Losungswort gewesen. Die Diplomatie wollte sich noch eine gute Zeit mit ihm vertragen, ja es hing nur an dem Imperator selbst und er konnte sehr erträgliche Bedingungen erlangen, die Stimme des Volkes, wie sie in dem deutschen Heere vertreten war, hatte ihn von Anfang an verworfen, und es wäre vielleicht ein gefährliches diplomatisches Experiment geworden dieser bewaffneten Insurrection gegenüber das Bonapartische Reich durch schriftliche Verträge erhalten zu wollen. Noch im Februar 1814 war die Führung des Krieges in Frankreich diesen verschiedenen Einflüssen nach wohl zu unterscheiden; es gab eine diplomatische und eine populäre Strategie, jene war durch Schwarzenberg, diese durch Blücher vertreten. Während die eine zauderte, schlug die andere drein; indessen man auf der einen Seite die Hoffnung auf friedliche Ausgleichung durchaus nicht abzuschneiden schien, polterte auf der andern Seite ein kräftiger patriotischer Unmuth in Husarenart gegen die Diplomaten heraus, und schrieb seine unorthographischen aber plastisch lebendigen Berichte, die wie bittere Beschwerdeschriften aussehen. Mit dem Bruche der

Verhandlungen zu Chatillon und dem unerwarteten Marsch auf Paris war die diplomatische Richtung, die zu Prag, zu Frankfurt, zu Chatillon mit Napoleon hatte transigiren wollen, überwältigt, und der Weg einer feindseligen aber eben darum populären Politik eingeschlagen. Dieß ganze sehr einfache Verhältniß will den Franzosen und ihren Geschichtschreibern nicht klar werden; es hat für sie etwas Widerstrebendes sich sagen zu müssen: die Diplomaten hätten vielleicht Napoleon gehalten, die Völker verwarfen ihn.

So sehr auch Bignon das wahre Verhältniß verschiebt, so kann er doch nicht verkennen daß selbst nach der Katastrophe von Leipzig die Diplomatie sehr bereit war friedlich anzuknüpfen; ja er geht so weit es von Napoleon sehr unklug zu finden daß er damals die in den Frankfurter Verhandlungen angebotenen Bedingungen nicht annahm. Ueber diese Verhandlungen selbst zwischen St. Aignan und Metternich gibt uns Bignon interessante Ergänzungen; er stellt die Stellen vollständig her die in dem officiellen Abdruck im Moniteur auf Napoleons Befehl waren verstümmelt wordeu. Daraus ergibt sich daß Metteruich dem französischen Unterhändler sehr offen die Lage der Dinge bezeichnete; die zwei weggelassenen Stellen namentlich sind bezeichnend, wo der österreichische Diplomat erklärt: alle indirecten Wege würden von nun an vergeblich sein, und es sei höchst gefährlich auch nur um einen Tag den Abschluß der Verhandlungen zu verzögern. Oesterreich verfuhr also ganz offen mit Napoleon, es verbarg ihm nicht die Gefahr der Lage, sondern schilderte dieselbe in starken Ausdrücken (die deßhalb natürlicherweise im Moniteur nicht angedeutet wurden), es bot dem französischen Kaiser nach den drei Tagen von Leipzig noch den Rhein, die Alpen und Pyrenäen als Gränzen an; wir begreifen daher sehr wohl daß Bignon an dieser Langmuth der Wiener Staatskunst nichts auszusetzen findet, sondern sehnlichst wünscht der Kaiser sei so leichten Kaufs durchgekommen. Muß er uns doch selbst gestehen daß die Verbündeten ihre eigne Stärke noch nicht kannten, daß in kurzer Zeit der ganze Bau des Kaiserstaats zu wanken anfing — wozu also bedarf es der diplomatischen Umhüllung, der langen und breiten apologetischen Phrase?

Der gute Genius Deutschlands wachte damals, sonst hätten wir ein würdiges Nachspiel der Verträge von Campo Formio und Luneville erlebt; das Glück wollte daß Napoleon der Gunst des Schicksals, wie bisher, abergläubisch vertraute, und ohne jeden gesunden Grund

einer neuen Erhebung seiner Macht sicher entgegensah. Indessen kamen aber die Verbündeten rasch zur Einsicht über die eigne Stärke; wie Metternich vorher verkündigt hatte, so geschah es, und jeder Tag der Verzögerung war für das französische Kaiserreich ein unersetzlicher Verlust. Es erschien jene Erklärung vom 1. December, die zum erstenmal den Krieg gegen Napoleon von dem Kriege gegen Frankreich schied, und den Gedanken einer Entthronung wenigstens als entfernte Consequenz in sich einschloß. Bignon zwingt sich zu einem spöttischen Lächeln über diese Erklärung, und sucht ihre einzelnen Sätze zu bemäkeln; dieselbe war aber unläugbar viel wahrer und würdiger als ein Dutzend ähnlicher Erklärungen aus den Tagen Bonapartischer Glorie.

Napoleon fühlte indessen nach dieser Erklärung nur um so lebhafter wie nothwendig es sei sich mit ungewöhnlichen Hülfsmitteln zu verstärken; er rief den legislativen Körper zusammen. Eine Versammlung die er so oft erniedrigt und ihres moralischen Einflusses beraubt hatte, sollte jetzt auf einmal einen mächtigen moralischen Eindruck hervorrufen helfen; die Volksrepräsentation, die er seit vierzehn Jahren mit Haß und Widerwillen verfolgt, sollte ihm aus der Sackgasse helfen, in die ihn seine Politik verrannt hatte. Es hieß fast Uebermenschliches verlangen, wenn er von dieser Seite eine ernstliche Unterstützung erwartete; doch war wenigstens eine Annäherung denkbar, wenn Napoleon ihnen mit Vertrauen entgegenkam und ganz unumwunden die Lage der Dinge vor Augen hielt. Aber die Lüge war auch hier mächtiger als die Wahrheit; es wurden den Deputirten zwar Actenstücke vorgelegt, aber die entscheidendsten und bemerkenswerthesten weggelassen. Sie sollten nicht erfahren wie schlimm es stand, und doch sollten sie helfen; sie sollten die Krisis nicht ganz kennen lernen, und doch die Nothwendigkeit ungewöhnlicher Hülfsmittel anerkennen. Die halbe Wahrheit, schrieb damals Caulaincourt an den Kaiser, wird niemand befriedigen; die Mahnung war erfolglos, man blieb bei der halben Wahrheit und weckte so die Opposition einer lange niedergehaltenen Corporation zu stärkerem Widerstand. Es folgte jener feindselige Bericht Lainé's, die Auflösung der Versammlung, die wilde Allocution Napoleons und das ganze künstlich angelegte Manöver einer repräsentativen Komödie war jetzt wie im Jahr darauf mißglückt. Nur sehr behutsam gibt Bignon zu daß hier gefehlt ward auf beiden Seiten; Lainé und seine Freunde werden hart getadelt, und der Kaiser gelobt daß er die Unterzeichner der Adresse nicht politisch verfolgen ließ!

Der Geschichtschreiber scheint nicht zu fühlen welch seltsame Gedanken er durch solches Lob gegen seinen angebeteten Helden weckt, wenn er einen Schritt den die gewöhnlichste Klugheit gebot, das gewöhnlichste Recht forderte, zu besonderem Lob ausspinnt. Lainé's Benehmen selber wollen wir nicht rechtfertigen: es war eine factiose Opposition die man Napoleon machte, aber wer anders war schuld daran als der Mann der seit fünfzehn Jahren jede wirkliche Vertretung der Nation aufgehalten und die Repräsentation des Volks zu einer dürftigen Komödie herabgewürdigt hatte? In einem legislativen Körper, der die Stimme des Volks vertrat, hätte er manches Bittere, aber auch die ganze Wahrheit über sein Verhältniß zu Frankreich erfahren müssen; in einem verstümmelten, kraftlosen Körper ohne entscheidende Geltung verstummte in den Tagen des Glücks freilich jeder Widerspruch, aber die Zeiten der Noth riefen darin eine Opposition hervor die nicht mehr patriotischer, sondern factioser Natur war.

Die steigende Verwicklung der Lage des Kaiserreichs mißt Bignon natürlich nicht inneren Gründen zu, sondern alles hängt, wenn man ihn hört, an äußeren Zufälligkeiten; die diplomatischen „Wenn" und „Aber" sollen den ganzen ungeheuern Schiffbruch des Riesenbaues historisch motiviren. Die Capitulationen der Festungen, die Verletzung der schweizerischen Nationalität, das Mißlingen des Vertrags mit Ferdinand VII., der Abfall Murats sind solche Nothanker für Bignons Apologie; sie allein, so berichtet er, haben die folgende Katastrophe veranlaßt. Bignon verwechselt hier Folgen und Ursache; alle diese Zwischenfälle, deren Bedeutung man gelten lassen kann, hatten aber einen tiefern Grund, den der Bewunderer Napoleons nicht gelten lassen will: sie enthüllten den innern Widerspruch und die Haltlosigkeit eines Systems dem er mit ungetheilter Bewunderung ergeben ist. Eine Menge kleiner Hindernisse wirft sich in diesen Verwicklungen dem Gelingen Napoleons entgegen; Bignon malt sie mit unruhiger Hast ins Große aus, und will in ihnen die Hebel einer gewaltigen Katastrophe erblicken. Solche Zufälligkeiten drängen sich aber bei jedem Complex großer Ereignisse hervor; sie spielen in Napoleons Geschichte von 1796 bis 1812 eine ebenso entscheidend glückliche Rolle als sie von 1812 bis 1815 für ihn ungünstig ausfielen. Damals freilich in der Blüthe seines Glücks rühmen uns Bignon und der ganze Chorus französischer Geschichtschreiber das als hohe Einsicht, Weisheit, göttliche Vorsehung; jetzt in den Zeiten der schlimmen Wendung sind es bos-

hafte, unverschuldete Zufälle denen der Genius eines großen Mannes erlag.

Interessant ist die Episode die Murats Abfall erzählt; manch neuer Aufschluß wird hier von Bignon geboten, und das Treiben des Königs von Neapel so treffend und psychologisch wahr geschildert wie noch in keinem historischen Werk geschehen ist. Murat hatte die französische Armee verlassen und spielte nun in Neapel bald den Bonapartisten, bald den nationalen Italiener, brach die Beziehungen mit Napoleon nicht ab und trat doch mit dem österreichischen Gesandten in ein mehr als zweideutiges Verhältniß; die Briefe des französischen Gesandten Durant schildern dieses Hin- und Herschwanken, dieß komödienartige Kokettiren mit beiden Parteien ungemein lebendig. Napoleon war sehr wenig darauf bedacht dem Wankelmuth seines Schwagers eine bessere Richtung zu geben; eine Thatsache die Bignon zuerst mittheilt bezeichnet diese sorglose Sicherheit wie das ganze System sehr gut. Schon vor dem russischen Feldzug hatte Napoleon bestimmt daß ein Franzose die neapolitanischen Prinzen erziehen müsse; er hatte damals den Beschluß zurückgehalten, und trat jetzt wie zur Strafe in dem bedenklichen Augenblick damit hervor wo in Murats Seele die ersten Gedanken an den Abfall aufstiegen. Nichts Jämmerlicheres nun als dieses Abspringen von einer Seite auf die andere, das König Joachims Politik charakterisirt; nichts Trostloseres als die jämmerlichen Briefe die er nach dem ersten Moment des Abfalls an den Kaiser schreibt. Selbst Bignon kann nicht umhin einzugestehen daß Napoleon in der ganzen Angelegenheit ein großes ungeheures Unrecht begangen habe: einen Mann wie Murat auf einen Thron zu setzen.

Indessen hatte die Invasion der verbündeten Heere begonnen; Bignon erinnert recht artig daran daß seit den Zeiten der barbarischen Einfälle gegen das römische Reich nichts Aehnliches sich begeben habe. Die numerische Ueberlegenheit ihrer Heere ist an allem schuld; ein Verdienst ist nirgends, Napoleon hat eine Menge von „Succès brillants", und auch da wo er erliegt bedarf es nur eines kleinen „Wenn", und er hätte den Sieg erfochten. Im Munde eines so geistreichen Diplomaten kommt uns das albern vor, und die kolossalen Uebertreibungen in den Zahlenverhältnissen sind eines wahrheitliebenden Geschichtschreibers ganz unwürdig. Man kann die strategische Virtuosität die Napoleon in diesem Feldzug noch einmal bewährte, ganz so unbefangen anerkennen wie es deutsche Schriftsteller einstimmig gethan

haben, man braucht deßhalb noch nicht da zu verkleinern, dort zu übertreiben, wie Bignon und die Franzosen thun. Uebersichten von der classischen Ruhe und Objectivität wie die von Clausewitz, oder so mühevolle und parteilose Bearbeitungen des ganzen Details wie die von Damitz sind freilich Erzeugnisse eines scrupulösen Fleißes und einer Billigkeit wie sie nur ein Deutscher hervorbringen kann; der Franzose wird in solchen Dingen immer die alte Geschichte vom Vogel Strauß wiederholen.

Die Hauptpartie des ganzen Bandes ist die Geschichte des Congresses von Chatillon; denn dort entschied sich für Napoleon und seine Dynastie die Frage der politischen Existenz. Die Darstellung dieser Verhandlungen ist noch nirgends so reich und vollständig gegeben worden wie bei Bignon, des Neuen und Anziehenden wird hier vieles geboten, und doch ist das Ganze von einer einseitigen Auffassung durchaus getrübt, überall ganz Bonapartisch und mehr Plaidoyer als Geschichte. Gern folgen wir dem Darsteller ins Einzelne; es wird dann am leichtesten sein die schiefen und unwahren Auffassungen zu berichtigen und den Gang der höchst interessanten und charakteristischen Debatte in seinen prägnantesten Punkten hervorzuheben. Als man die Friedensverhandlungen von Chatillon eröffnete, war die Lage nicht mehr dieselbe wie drei Monate zuvor; damals standen die Verbündeten noch auf deutschem Boden, trauten sich selbst und ihrer Stärke noch nicht ganz, und boten Napoleon noch einmal den Rhein und die Alpen als Gränzen an; jetzt hatten sie den Rhein überschritten, standen im Innern des französischen Reichs, und die Gedanken an einen völligen Umsturz des Bonapartischen Thrones hatten sich allmählich befestigt, von Bedingungen wie man sie zu Frankfurt anbot konnte jetzt keine Rede mehr sein. Napoleon war in der Lage des Königs Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern; er hatte sich besonnen ob er die günstigen Anträge von Frankfurt annehmen sollte, und indessen verstrich die Zeit die überhaupt noch auf günstige Bedingungen eine Aussicht bot. Die Verbündeten thaten was Napoleon fast zwanzig Jahre mit Glück und Erfolg gethan hatte; sie ergriffen den Moment und beuteten die Noth des Gegners nach Kräften aus. Diese Thatsachen sind so unbestritten und trivial daß wir es nicht für nöthig gehalten hätten sie hervorzuheben, wenn nicht Bignon als Franzose und Bonapartist davor die Augen zudrückte. Statt das einfache Sachverhältniß kurz und präcis festzustellen, präludirt er mit Klagen über die mauvaise foi der Al=

liirten, über Metternich, über die feindselige Wahl der Bevollmächten, — alles Dinge die den Hauptvorwurf verhüllen sollen, nämlich die Verblendung Napoleons über seine wahre Lage.

Denn selbst Bignon muß zugeben daß er den kostbaren Moment versäumte, und von Minute zu Minute seine Lage sich kritischer gestaltete. Nirgends ist das lebendiger empfunden und in einem dringenderen Ton ausgesprochen als in den Briefen Caulaincourts an den Kaiser, die Bignon vollständiger als Fain in seinem manuscrit de l'an 1814 mittheilt; alle Stufen der ängstlichsten Besorgniß eines treu ergebenen Dieners um seinen Herrn sind darin mit naturgetreuen Farben wiedergegeben, und die wahre Noth der Lage mit einer Freimüthigkeit die alles Lob verdient geschildert. Aber freilich was half diese Einsicht dem Abgesandten des Kaisers, wenn ihn sein Herr ohne Offenheit und Vertrauen behandelte, wenn ihm seine rückhaltlose Hingebung nur mit zweideutigen und vagen Aufträgen erwiedert ward? So gehen die letzten kostbaren Augenblicke verloren, weil der große Mann immer noch meint im Trüben fischen zu können, und selbst seinem Gesandten gegenüber die Rolle der Unwahrheit übernimmt, und jenes künstlich complicirte Spiel spielt das ihm in den Tagen des Glückes mit den Gegnern so oft gelungen war. Erst als Caulaincourt in einem Briefe vom 5. Febr., den Bignon zum erstenmal mittheilt, den Kaiser wiederholt drängt und ihm sagt: wenn man den Frieden will muß man ihn schleunig annehmen, sonst laufen wir Gefahr eine Schlacht zu verlieren, ja vielleicht Paris einzubüßen und was daran hängt — erst dann wird ihm „carte blanche" ertheilt, und auch dieß war, wie der Erfolg bewies, nur eine Täuschung. Denn indem ihm der Kaiser carte blanche ertheilte, so spricht sich Bignon sehr naiv aus, hatte er in der That nicht vorausgesehen daß die Verbündeten ihre Forderungen so weit treiben würden, also mit andern Worten, die ertheilte carte blanche war null und nichtig, wenn man nicht gefällige Bedingungen erlangen konnte.

Dieß Spiel war in besseren Tagen so oft geglückt, jetzt wollte es seine heilsame Kraft nicht mehr bewähren; die Arrangements wie sie Napoleon vorschlug wurden von den Alliirten rund zurückgewiesen, auf die Unklugheit und Uneinigkeit der Gegner war nicht mehr zu bauen, der große Mann mit seiner gigantischen Politik war den Feinden auf Discretion preisgegeben. Das fühlt Caulaincourt; darum schreibt er an Metternich einen dringenden Brief, der die Unruhe und

die Noth fast zu offen für einen Diplomaten eingesteht, den daher der österreichische Staatsmann ziemlich kalt mit einer unbestimmten Vertagung der Verhandlungen beantwortet. Es wäre eine Pflicht des Geschichtschreibers diese desperate Lage offen einzugestehen; ein solches Geständniß wäre jedenfalls würdiger als die Jeremiaden über Perfidie und Eroberungslust der Verbündeten. Muß er doch selber, wenn auch leise, eingestehen (S. 334) daß Napoleon einen Fehler beging, indem er sich mit blindem Aberglauben auf eine unerwartet glückliche Wendung, einen deus ex machina verließ, muß er doch zugeben daß es thöricht war die momentanen Sonnenblicke kriegerischen Glücks als eine dauernde Veränderung zu betrachten.

In der That man fühlt das Deus quos perdere vult dementat nirgends lebendiger als in diesen letzten Verhandlungen von Chatillon; an Rath und Warnung fehlte es dem Kaiser nicht, vielmehr gab ihm Caulaincourt die wahrsten und ahnungsvollsten Berichte, aber er blieb taub bis es zu spät war. Die vorübergehenden Erfolge, schreibt am 14. Februar der treuergebene Unterhändler, machen die Gefahr minder drängend, aber heben sie nicht; es gebe keine größere Gefahr als unsere Hoffnungen und die Beweggründe unserer Sicherheit zu übertreiben. Schildern Sie ihm, schreibt derselbe an Marlet, mit aller Energie die der Augenblick verlangt seine wahre Lage; wir sind nicht mehr wie zu Luneville oder zu Tilsit. Alle diese Vorstellungen sind vergeblich. Am 17. Februar ward zu Chatillon ein Vorschlag vorgelegt, den man als den letzten Versuch sich mit Napoleon und seiner Dynastie auszugleichen betrachten kann; man bewilligte ihm die Gränzen von 1792. Caulaincourt, von der richtigen Einsicht geleitet daß dieß das letzte Wort der Alliirten sei, drängt seinen Herrn um die schleunige Annahme der Bedingungen, wird aber kalt abgewiesen, denn ein paar flüchtige Vortheile im Felde haben in ihm von Neuem die Hoffnung auf einen vollständigen Umschlag des Glückes geweckt. Ich will lieber, schrieb er trotzig, die Bourbonen mit vernünftigen Bedingungen in Frankreich sehen als die schändlichen Vorschläge unterzeichnen die Sie mir schicken. Bignon natürlich bewundert diesen Ausspruch in hohem Grade; er kann dem Manne nicht zürnen der so ganz französisch dachte, und in Wahrheit ist es ein bezeichnender Ausbruch Bonaparte'scher Gesinnung, der die innere Wohlfahrt und das friedliche Gedeihen des Landes wenig bedeutet in Vergleich mit dem unnatürlichen Anwachs des äußeren Umfangs.

Es werden alle Winkelzüge versucht um die Alliirten herumzu=

stimmen; wie wir von Bignon zum erstenmal erfahren, that Napoleon sogar bei Talleyrand Schritte um ihn zur Uebernahme einer Mission nach Chatillon zu bestimmen, aber der schlaue Wetterprophet lehnte das Anerbieten wiederholt ab. Das Einzige was helfen konnte war der von Caulaincourt dringend anempfohlene Weg: die Bedingungen kurzweg anzunehmen ehe es zu spät war, aber gerade dem wich Napoleon auf jede Weise aus. Er erklärt wiederholt, Belgien und Antwerpen werde er niemals opfern, und doch mußte er wissen daß ihm dieß unter den jetzigen Verhältnissen die Verbündeten niemals zugestehen würden; er rechnete also auf einen glücklichen Handstreich im Felde, und alle seine Friedensanträge, seine Versuche einen Waffenstillstand zu erlangen, haben keinen andern Zweck als Zeit zu gewinnen, die Alliirten zu trennen, und wo möglich bei dem Kaiser von Oesterreich dynastische Sympathien zu wecken. Je unumwundener Bignon selber eingestehen muß (S. 364) daß diese Politik des divide et impera die seines Helden war, desto possierlicher sind die Klagen und moralischen Ergüsse darüber daß sich die Gegner nicht dießmal wie so oft vorher bethören ließen.

Einen wichtigen Punkt schiebt Bignon fast ganz bei Seite: die Stimmungen des französischen Volkes, die denn doch am meisten den Ausschlag gaben; denn nicht „ein Theil der Bevölkerung" wie der Geschichtschreiber meint, sondern die große Mehrzahl aller Franzosen benahm sich der Noth des Kaisers gegenüber mit einer Kälte die mit dem Aufschwung von 1792 verglichen das bitterste Verdammungsurtheil über das Bonaparte'sche System enthält. Ein solches Zugeständniß wäre aber einem Geschichtschreiber wie Bignon unmöglich; nicht die Erhebung der Nationen, nicht die Entfremdung des eigenen Volkes, nur die Diplomaten in Chatillon haben seiner Ansicht nach den Kaiser gestürzt. Dort steht er deßhalb den Mittelpunkt der ganzen Geschichte; die Intriguen und wechselnden Stimmungen in diesem Kreise sind ihm gewichtiger als alles was sich ringsum auf der großen Bühne des Völkerlebens abspielte. Es ist gewiß daß der Congreß zu Chatillon seine schwachen Seiten zum Angriff bietet, nur läßt Bignon gerade die ungedeckteste Partie auch unangefochten. Daß bald die Engländer den Russen und Preußen dämpfend entgegenwirkten, bald Oesterreich dynastische Regungen spielen ließ, daß oft keine Einheit und kein Plan herrschte, nicht das macht den französischen Geschichtschreiber unzufrieden, sondern sein Unmuth wird erst dann recht lebendig als die Einheit

und Consequenz sich herstellte, als alle Hoffnungen auf eine Uneinigkeit der Gegner vereitelt sind.

Mit dem Vertrag von Chaumont (1. März), der die Verbündeten enger zusammenschloß statt sie zu trennen, waren jene Hoffnungen beseitigt; Caulaincourt machte sich darüber keine Illusionen, sondern drang von Neuem in den Kaiser keinen Augenblick mehr zu zögern. In diesem Briefe, den Bignon zum erstenmal mitgetheilt hat, sagt Caulaincourt offen daß die Anwesenheit des Grafen v. Artois jetzt mehr sei als eine russische und englische Drohung; Oesterreich sei bereit den Kaiser aufzugeben, und wie ihm Fürst Esterhazy anvertraut habe, hätten die übrigen Verbündeten ohne Oesterreichs Einfluß schon längst die letzten Rücksichten fallen lassen. Was ich Ihnen sage, fügte Esterhazy hinzu, sind nicht mehr politische Vorschläge, sondern die letzte Anstrengung eines Freundes; gibt es denn kein Mittel den Kaiser Napoleon über seine wahre Lage aufzuklären, will er sich durchaus verderben? Diese Sendung Esterhazy's, die durch den angeführten Brief ihre erste Aufklärung erhält, ist ein interessanter Beweis daß Oesterreich die verwandtschaftlichen Rücksichten bis zuletzt nicht ganz aufgab und sich erst sehr spät entschloß den Kampf auf die Spitze zu treiben, wie Rußland, Preußen und allmählich auch England wünschte. Diesen wohlmeinenden Warnungen gegenüber, wie sie Caulaincourt aus Esterhazy's Munde mittheilt, muß die Erklärung Napoleons die er wenige Tage nachher abgab (freilich ohne noch die jüngste Eröffnung zu kennen) einen peinlichen Eindruck machen; „er kenne, hieß es darin, unter solchen Bedingungen den Frieden nicht schließen," eine Verblendung die Bignon vergebens durch einzelne Zufälligkeiten rechtfertigen will.

Mit wahrer Todesangst sah Caulaincourt den nahen Bruch voraus; seine letzten Briefe sind cassandrische Weissagungen, in denen sich der ganze Schmerz verzweifelnder aber nutzloser Hingebung ausspricht. Es ist wahr was Bignon sagt, Caulaincourt habe bis zum letzten Augenblick gekämpft und das Terrain Schritt vor Schritt vertheidigt, aber es ist ganz verkehrt, wenn er über die „gierigen und tyrannischen" Forderungen der Alliirten Klage erhebt. Der militärische Widerstand Napoleons erwies sich bei aller strategischen Kunst als erfolglos, die Sympathien der Nation waren erkaltet, jeder Moment steigerte die peinliche Krisis für den Kaiser, und dennoch beharrte er in seinem Starrsinn, Bedingungen wie sie noch am 13. März waren, zurückzuweisen. Fürwahr die Diplomatie der Alliirten hätte

sich mit ewiger Schmach bedeckt, wenn sie in solch einem Augenblick mehr that als ihr Ultimatum versprach, und es heißt ihrer Politik doch übermenschlichen Edelmuth zumuthen wenn man verlangt, sie sollten in dem Augenblick wo Blücher sich gegen Paris schlagfertig machte, noch Belgien oder die Rheingränzen bewilligen! Oder sollten sie dergleichen großmüthige Regungen von Bonaparte gelernt haben, waren die Verträge von Campo Formio, Luneville, Preßburg, Tilsit u. s. w. etwa Musterstücke jener evangelisch-biblischen Staatskunst: so deinen Feind hungert so speise ihn; dürstet ihn so tränke ihn?!

Am 19. März löste sich der Congreß zu Chatillon auf; es war jetzt für jede Vermittlung zu spät. Den Tag zuvor hatte Metternich jenen entscheidenden Brief geschrieben, der eine friedliche Lösung nur dann in Aussicht stellte wenn ohne jeden Verzug die letzten Anträge angenommen würden! Alle Zögerungen und Winkelzüge waren fortan verlorene Mühe. Und doch schrieb Napoleon noch an demselben Tage, wo der Congreß zu Ende ging, den Entwurf einer Depesche an Caulaincourt, die alle die alten Kniffe wiederholte, und ihm wieder einschärfte sich ja nicht zu tief einzulassen. Diese Depesche ist ein Gegenstand vielfacher Anklagen geworden, Castlereagh hat sie im Parlament als einen urkundlichen Beweis von Napoleons Perfidie benutzt, und die Bonapartisch gesinnten Geschichtschreiber fanden es für nöthig sie für unächt zu erklären. Hier tritt nun Bignon in diesem Falle wieder sehr genau unterrichtet als Vertheidiger auf, und beweist daß ein solches Actenstück zwar vorhanden war, aber daß seine Fassung etwas anders lautete als die Gegner sie angeben, und daß es nur Entwurf blieb den Napoleon nie abschickte. Man muß für diese Erläuterung dankbar sein, aber die Vertheidigung bleibt deßwegen doch verunglückt; denn wenn es auch nur ein Entwurf war der im Allgemeinen, wie Bignon zugibt, mit jener angeblichen Note übereinstimmt, so bleibt es immer wahr daß Napoleon noch im letzten Moment mit seinen Winkelzügen und scheinbaren Unterhandlungen an nichts weniger dachte als an einen Frieden wie ihn die Umstände gebieterisch forderten.

Selbst Bignon muß diese unglückliche Politik der Verzweiflung tadeln, auch wenn er der eigenen Darstellung zum Trotz die Sache seines Herrn in dem Hauptpunkte rechtfertigen will. Es gehört eine eigene Logik dazu, gegenüber von Thatsachen wie die erwähnten sind zu behaupten: „Alles Recht war auf unserer Seite" (S. 409) oder den

Verbündeten den Vorwurf der mißlungenen Verhandlungen aufzubürden — einen Vorwurf der im Großen und Kleinen nur den französischen Kaiser trifft. Bignon meint eine Bekanntmachung aller Actenstücke jener Verhandlungen hätte hingereicht den „kleinen Theil" der Nation der mißstimmt war völlig für Napoleon zu bekehren; wir glauben im Gegentheil daß Napoleon diese Bekanntmachung aus guten Gründen unterlassen hat, denn sie hätte damals so wenig wie jetzt günstig für ihn stimmen können.

Die letzten Abschnitte des Buches sind den Momenten des Abfalles gewidmet, die der Einnahme von Paris vorangehen und folgen; Bignon ist hier in der unangenehmen Lage seinen Freund Talleyrand, der ihn ins öffentliche Leben eingeführt hatte, bitter anklagen zu müssen. Längst vor der Einnahme von Paris, versichert er uns ganz bestimmt, hatte Talleyrand den Gedanken einer constitutionellen Restauration der Bourbons gefaßt; darum habe er seine Mitwirkung zur Rettung des Kaiserreichs versagt, die andern verführt und sich zum Organ des Undanks und der Selbstsucht gemacht. Wir werfen ihm, fügt der Geschichtschreiber hinzu, sogar die Thorheiten und Erbärmlichkeiten dieser Restauration vor, für die er uns nachher durch Bonmots hat entschädigen wollen, und je kostbarer sein Dasein den Fürsten und absoluten Cabinetten war, um so hassenswerther wird sein Andenken den Völkern bleiben. Die Einnahme der Hauptstadt, meint Bignon, hätte sich wenigstens bis zur Ankunft des Kaisers verhindern lassen, aber er blieb in seiner Sorglosigkeit, und die Anstalten der Vertheidigung waren möglichst mangelhaft getroffen. Der Geschichtschreiber bringt merkwürdige Details, die beweisen daß Napoleons eignes System wieder die Schuld trug; er wollte alles selber machen, und hatte die andern alle so gewöhnt nur Werkzeuge seiner autokratischen Allmacht und Allweisheit zu sein, daß er in den Momenten der Krise die schlimmen Folgen eines ganz passiven Gehorsams am bittersten empfinden mußte.

Band XIV.

(Allgem. Ztg. 28. u. 29. Oct., 6. u. 7. Nov. 1850 Beilage 301 u. 302. 310 u. 311.)

Es ist der letzte Band von Bignons berühmtem Werk der uns vorliegt, ein opus posthumum, dessen Abschluß der Autor selber nicht mehr erlebte, mit dessen Redaction und Vollendung ein Anderer (Ernouf)

betraut werden mußte. Aber das Material hat er dazu noch gegeben, und auch die subjective Färbung weicht von dem Bonapartisirenden Colorit nicht viel ab, das die früheren Bände charakterisirt hatte. Ernouf thut es seinem Vorgänger in Napoleonischer Verzückung fast noch zuvor: die Darstellung des letzten Theils wird geradezu zur Apotheose des Kaisers. Wir haben, als wir vor Jahren die früheren Bände besprachen, diese Seite des Bignon'schen Werkes genauer beleuchtet und ihm gern den Vorzug eingeräumt vor Thiers, wo jene Bonapartische Tendenz verdeckter und vorsichtiger, aber darum um nichts weniger consequent, das populäre Interesse zu fesseln sucht. Bignon, der an reichem und interessantem urkundlichen Stoff allen Geschichtschreibern des Kaiserreichs überlegen ist, schreibt nicht sowohl für das große, lesesüchtige, ruhmredige Publicum, er wendet sich vielmehr an die Leute vom Fach, an Diplomaten und Staatsmänner; er verschmäht die kleinen Toilettenkünste liberaler Phraseologie, womit Thiers sein Bonapartisches Evangelium zu verquicken weiß; er kennt nur einen Glaubensartikel, nur ein politisches System, und dieß ist: der Kaiser. Es ist gewiß daß der Gefangene von St. Helena, als er im Testament Bignon zu seinem Geschichtschreiber ernannte, seinen Mann gut zu wählen wußte; derselbe tritt ohne Scheu als unbedingter Vertheidiger seines Helden auf, und bemüht sich kaum die apologetische Tendenz des Ganzen irgendwo zu verstecken oder zu verhüllen. Bei ihm hat Napoleon beinahe immer und überall Recht; er gibt die Doctrin Bonapartischer Politik nicht in kleinen homöopathischen Dosen ein, sondern muthet seinen Lesern zu dieselbe in schwerem Kaliber zu verschlingen.

Es liegt in der Natur der Sache daß ein solches Unternehmen ohne arge Sophistik und ohne starke Selbsttäuschungen nicht durchgeführt werden kann: die Gegner Napoleons haben eben bei dem Geschichtschreiber immer Unrecht, und die Nationen die gegen den Kaiser in Waffen standen dürfen nirgends eine unbefangene Würdigung ihres politischen Gesichtspunktes erwarten. Bignon hat auf der einen Seite eine persönliche Anbetung für den Kaiser, die man psychologisch merkwürdig finden kann, und dann ein ultra-französisches Nationalgefühl, das dem deutschen Kosmopolitismus ewig ein Räthsel bleiben wird: aus diesen beiden Vorurtheilen entspringt seine ganze geschichtliche Auffassung und Beurtheilung. Was seinem Werke dessenungeachtet Reiz und Werth gibt, ist, ganz abgesehen von den formellen Vorzügen, der

Reichthum des Inhalts, die Kenntniß der Personen und Verhältnisse, die persönliche Betheiligung des Autors an den Geschichten die er erzählt — Vorzüge worin Bignon wieder sämmtlichen Geschichtschreibern des Kaisers unbedingt voransteht.

So ist denn auch dieser letzte Band reich an anziehenden und theilweise neuen Details, denen wir gern in einer übersichtlichen Darstellung folgen, freilich nicht ohne uns Zweifel und Randglossen da zu erlauben wo der Geschichtschreiber mit dem Bonapartischen Lobredner ganz und gar durchgegangen ist. Der Band erzählt die denkwürdige Geschichte der Jahre 1814 und 1815, von der Einnahme von Paris bis zur Katastrophe von Waterloo, also eine Epoche wo die nationalen Auffassungen diesseits und jenseits des Rheins bestimmter auseinandergehen als irgendwo sonst, und wo es recht noth thut, gegenüber dem unverbesserlichen und unbelehrbaren Bonapartismus Berufung an die historische Wahrheit einzulegen.

Wir begreifen vollkommen den bewegten und emphatischen Ton in welchem Bignon den Fall von Paris und die erste Abdankung des Kaisers erzählt. Diese Katastrophe ist auch für die Gegner des Bonapartismus von tragischem und erschütterndem Eindruck, wenn sie gleich nicht wie Bignon den gefallenen Helden mit der Strahlenkrone eines unschuldigen Märtyrers umgeben mögen. Man kann über die Erbärmlichkeit der leitenden Personen die sich zur Rückführung der Bourbonen brauchen ließen, über die Schlechtigkeit ihrer Mittel und über die klägliche Impotenz der Bourbonen selber durchaus gleicher Meinung sein mit dem Bonapartischen Geschichtschreiber, und doch zu ganz andern Schlüssen gelangen als er. Denn während Bignon die Intrigue eines Talleyrand, die gemeine Schlechtigkeit eines Fouché, die Feigheit des Senats nur als Folie benützt zur Verherrlichung seines Helden und zum Beweis wie jämmerlich es mit der Restauration im Grunde bestellt war, scheint uns gerade in diesen mesquinen Mitteln und Werkzeugen der Gegner nur eine desto furchtbarere Nemesis und eine noch härtere Anklage gegen den Imperator zu liegen. Wenn alles so feig und kläglich auseinanderfloß, wenn seine Rathgeber, seine Creaturen, sein Senat und sein Hofadel in dem ruere in servitium gegen die neue Gewalt so schmachvoll wetteiferten, wenn alle Gewalten Kopf und Herz verloren hatten, das Volk vielleicht Sympathien, aber keine Thaten mehr besaß — welche Sünden mußte das System begangen haben bis aus dem stolzen und allmächtigen Frankreich ein Ding geworden

war um das Abenteurer und Intriganten mit fremden Kriegsknechten im Bunde würfeln konnten!

Wir möchten daher auch nicht die Meinung Bignons theilen, daß Napoleon im März 1814 aus Paris ein Moskau hätte machen können für die Heere der Coalition. „Napoleon, sagt der Apologet ächt französisch, hatte zwar den Winter nicht für sich und die wüsten Steppen, aber er vermochte ebenso viel, nur mit andern Mitteln. Die Ergebenheit seiner Armee, der Patriotismus der Landbewohner, der Bevölkerung von Paris — das alles war wohl im Stande der Coalition einen 10. August zu bereiten." Wir glauben es nicht. Selbst wenn Napoleon es über sich vermocht hätte seine ganze Vergangenheit zu verläugnen, und mit den Mitteln von 1792 das verbündete Europa zu bekämpfen, selbst wenn der Mann der den Volksgeist allenthalben niederwarf und seinen militärisch uniformen Mechanismus an die Stelle setzte, fähig gewesen wäre mit einem Zauberschlag die eingeschläferten dämonischen Kräfte wieder zum Leben zu wecken — wo war die Stadt die wie Moskau sich mit barbarischem Heroismus zum Opfer bringen ließ, wo die rohe aber naturkräftige und fanatische Masse die im Stande war einen Krieg auszustehen wie den von 1812? Dieses niedergebeugte und ausgesogene Land, dessen Bewohner der Despotismus entnervt, dessen kampffähige Jugend der Kriegsherr selber decimirt hatte, besaß die Kraft nicht mehr um einen zähen und verzweifelten Widerstand gegen das Ausland zu leisten; und die Schuld davon fällt allein auf Napoleon selber.

Wir wollen es dem Geschichtschreiber gern glauben daß der Kaiser auch in diesen letzten Tagen seiner Herrlichkeit die ganze Elasticität und Thätigkeit seines Geistes bewahrte, aber zu viel Werth legt Bignon offenbar auf das Benehmen einzelner Marschälle, Marmonts namentlich, deren zweideutiges oder feindliches Verhalten nach der Darstellung unseres Geschichtschreibers die meiste Schuld an dem Sturz des Kaiserreichs trägt. Es war auch dieß nur ein einzelnes Glied in der ganzen Kette von mitwirkenden Momenten; die tiefste und mächtigste Ursache blieb immer Napoleon selber und seine Politik; ihr war es allein zuzuschreiben, daß in der allgemeinen Auflösung auch die Creaturen und Soldatenfürsten des Imperators den Muth hatten ihren Lehensdienst zu kündigen. Marmont gar bewies sich auch nach dem was Bignon von ihm mittheilt mehr schwach und charakterlos als feindselig, und es gehört der ganze Bonapartische Fanatismus unseres

Geschichtschreibers dazu um dem alten Kriegsmann einen Fluch nachzurufen, der ebenso lächerlich als geschmacklos ist. „Gerettet durch ein Verhängniß der Vorsehung — so heißt es in dem sonst akademisch zierlich geschriebenen Werk — hat er gelebt, wie Kain, zu seiner eigenen Züchtigung, um sein Vergehen des Erfolgs beraubt zu sehen, und noch bei Lebzeiten das Anathem der Nachwelt, gleichwie früher das der Nation und des Kaisers auf sich zu nehmen"!

Die ritterlichste und hingebendste Treue bewies auch hier, wie zu Chatillon, wieder Caulaincourt. Er bot alle Mittel persönlichen Einflusses, alle Reminiscenzen früherer Freundschaft mit Kaiser Alexander auf, um seinen Herrn zu retten. Nach dem was Bignon erzählt, scheint der russische Czar wirklich geschwankt und es der ganzen rührigen Thätigkeit Talleyrands bedurft zu haben um ihn wieder den Restaurationsgedanken zugänglich zu machen. Am schwersten mochten die politischen Bedenken wiegen die Caulaicourt anregte. „Von allen möglichen Lösungen, sagte er dem Czaren, bietet die Herstellung der Bourbonen am meisten Gefahr für die künftige Ruhe Frankreichs und ganz Europa's. Die Bourbonen werden mit retrograden Ideen nach Frankreich zurückkommen und dadurch unzweifelhaft neue Revolutionen hervorrufen."

Wie sich alles als fruchtlos erwies, und die Mittel des Widerstandes von Stunde zu Stunde geringer wurden, da ließ er sich zur unbedingten Abdankung bewegen. Man hat diesen Entschluß wohl als die Folge vollständiger Entmuthigung und Gebrochenheit hingestellt; Bignon gibt uns aber eine andere Lösung, die wenigstens dadurch Interesse hat daß sie uns anzeigt wie Bonaparte und seine Vertrautesten jenen Act wollten angesehen wissen. „Erläuterungen, sagt der Herausgeber, die unter der Eingebung des Kaisers nach der Rückkehr von Elba entworfen worden sind, enthüllen uns seinen eigentlichen Gedanken im Moment der Abdankung. Nicht den Mitschuldigen der Verbündeten weicht er, sondern den Verbündeten selber, welche die Gewalt in Händen haben; die Senatoren und die Mitglieder der angeblichen Regierung sind ihm nach wie vor Rebellen, die sich fälschlich für die Organe des Nationalwillens ausgeben. In seinem Sinn ist seine Abdankung durchaus nichtig; denn das Volk dessen Stimmen seine Erhebung zum Kaiserthron sanctionirt haben, konnte allein durch eine neue Abstimmung diese Abdankung bestätigen. Der Wille des Volkes war aber so frei wie der des Fürsteu; ihre Trennung wird durch die Ver-

mittlung fremder Bajonette erwirkt." So deutet unser Historiker den Act von Fontainebleau; und diese Deutung, man mag vom schlicht thatsächlichen Standpunkt darüber denken was man will, ist jedenfalls die officiell Bonapartische. In diesem Sinne ließ Bonaparte im Junius 1815 eine Denkschrift durch Bignon selber ausarbeiten, die damals vom Strudel der sich drängenden Ereignisse verschlungen worden ist, die aber jetzt vom Herausgeber als Fundgrube der kaiserlichen Staatsdialektik wieder hervorgezogen wird.

Hatte der Kaiser wirklich diesen Rückhalt, als er zu Fontainebleau abdankte, dann sind die hyperbolischen Bilder und Vergleichungen, die sein Geschichtschreiber aufsucht um die Größe des Mannes zu charakterisiren, durchaus überflüssig. Nach der Darstellung Bignons selber steigt Napoleon ja nur deßhalb vom Throne herab, weil es ihm physisch unmöglich ist sich darauf zu behaupten, behält sich aber die Rückkehr stillschweigend vor, und legt dem Act der Abdankung keinerlei rechtliche Bedeutung bei. Das war recht klug gehandelt; ausnehmend groß war es nicht, und sein Geschichtschreiber konnte die historischen Exempel von Regulus und Hannibal an bis auf Ludwig XIV., die sämmtlich als Folie zur Verherrlichung seines Helden dienen sollten, billig bei Seite lassen. Auch der Abschied zu Fontainebleau war wohl erschütternd, aber kein Act übermenschlicher Größe; wenigstens muß man glühender Bonapartist sein um, wie unser Historiker thut, in dieser „homerischen Scene" einen „Donnerschlag" zu sehen, „der den von Austerlitz wohl aufwog!" Mehr Interesse als diese Expectorationen kaiserlicher Begeisterung bietet der Text der Abschiedsworte die aus Bignons Nachlaß zum erstenmal authentischer nnd vollständiger als bisher mitgetheilt werden. „Mit euch, sagt er unter anderm, war unsere Sache noch nicht verloren; ich hätte drei Jahre lang den Bürgerkrieg nähren können, aber Frankreich wäre nur noch unglücklicher geworden, ohne irgendein Resultat. Die verbündeten Mächte stellten ganz Europa als gegen mich vereinigt dar; ein Theil der Armee hatte mich verrathen; es bildeten sich Parteien für eine andere Regierung. Ich habe alle meine Interessen dem Wohle des Vaterlandes geopfert; ich gehe. Ihr werdet dem Vaterlande immer mit Ruhm und Ehre dienen, ihr werdet eurem neuen Souverän treu sein."*)

*) Die gesperrt gedruckten Stellen fehlen in den bisher mitgetheiten Versionen der Abschiedsrede.

Ueber die Unterhandlungen die dem Pariser Frieden vorangingen sind aus Bignons Nachlaß Documente mitgetheilt, die, wie es scheint, mittelbar von Talleyrand selbst herstammen: wenigstens sind Verbesserungen und Randglossen von dessen Hand beigefügt. Der Punkt von dem Talleyrand bei den diplomatischen Conferenzen im Mai 1814 ausging, war die Erklärung der Verbündeten, die er selber am 31. Mai redigirt hatte: Frankreich solle nichts von seinem alten Gebiet verlieren, sondern noch etwas dazu erhalten. Lord Castlereagh trat zuerst mit der Erklärung hervor daß England die holländischen Colonien nur dann zurückgeben werde, wenn Holland hinlänglich vergrößert sei um eine Bürgschaft zu bieten für seine Existenz und Unabhängigkeit. Damit war das Schicksal Belgiens angedeutet. Oesterreich wies auf die Zurückgabe Tirols, Salzburgs u. s. w. hin, wofür natürlich Bayern eine Entschädigung werden müsse. Aehnlich sprach sich Preußen aus. Auf welcher Seite diese Entschädigungen genommen werden müßten, darüber ließ die förmliche Erklärung sämmtlicher verbündeten Gesandten — daß der Besitz des linken Rheinufers und Belgiens mit der Ruhe Frankreichs und Deutschlands unverträglich sei — keinen Zweifel mehr bestehen. Talleyrand begriff wohl wie der Erfüllung dieser Forderungen die Umstände so mächtig zu Hülfe kamen daß viel davon nicht abzudingen war; doch gab er die Hoffnung nicht ganz auf. Er hob die Schwierigkeiten der Verbindung Belgiens mit Holland hervor, er meinte noch von Luxemburg und Lüttich einen Theil, oder wenigstens Pruntrutt, Genf und Savoyen „zu retten". Es war vergebens; so weit verstand denn doch die Diplomatie der Coalition ihren Vortheil daß sie, getreu dem Beispiel das ihr Napoleon selber gegeben, ihre Macht und die Lage der Dinge nicht ganz unbenützt ließ. „Man gibt uns den Wermuth tropfenweise", sagte Talleyrand — aber leider, möchten wir hinzufügen, waren die Tropfen von viel zu geringer Dosis. Unser Geschichtschreiber ist gleichwohl, wie kaum anders zu erwarten, äußerst ungehalten über die maßlosen Forderungen der Alliirten; er, wie alle andern Franzosen, würde es vollkommen in der Ordnung und nur der gewöhnlichsten Billigkeit angemessen finden, wenn die Coalition nach der Katastrophe in Rußland, nach den Siegen von 1813, nach der Einnahme der Hauptstadt noch die Rheingränze und Belgien an Frankreich überlassen hätte. War doch Napoleon in den Friedensschlüssen von Preßburg, Tilsit und Wien mit erbaulichem Beispiel vorangegangen!

Trost findet unser Geschichtschreiber in einer schon damals erfundenen Phrase: wir sind doch nicht besiegt worden! Weil Napoleon, in richtiger Würdigung der Mittel, den Widerstand aufgab, statt, wie er selber beim Abschied in Fontainebleau sagte, einen Bürgerkrieg „ohne jedes Resultat" zu führen, weil so für jetzt ein letzter Entscheidungskampf vertagt ward, sind die Franzosen nicht besiegt! Die Katastrophe von 1812, die Tage von Großbeeren, der Katzbach, Kulm, Dennewitz, Leipzig, der Besitz von Paris und später selbst Waterloo sind höchstens „des pétits désastres", deren trauriger Ausgang sich an ein paar schlimme Zufälligkeiten knüpft! Es ist auch hier die ächt französische Betrachtung die durch das ganze Werk Bignons consequent hindurchgeht. Die großen und tiefliegenden Motive einzuräumen welche dem Sturz des Kaiserreichs zu Grunde lagen, vermag der Apologet nicht; es sind überall nur kleine Dinge, persönliche Intriguen feiler Gegner, Ungunst einzelner Umstände die den Untergang Napoleons bewirkt haben. Wir haben schon früher bemerkt daß für einen Roman oder für ein Lustspiel wie Scribe's „Glas Wasser" dergleichen kleine Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten sich ganz gut eignen mögen; der würdigen und ächten Auffassung geschichtlicher Verhältnisse thun diese „Wenn" und „Aber" entschieden Eintrag. Ohne einer Logik des Fatalismus zu verfallen, kann man den Untergang des corsischen Imperators aus ganz großen und umfassenden Ursachen herleiten; kleine Versäumnisse und Fehler, ein aufgefangener Courier, eine nicht besorgte Depesche, die Dummheit des Einen oder die Schlechtigkeit eines Andern — das alles ist gegenüber den großen sittlichen Motiven die mitwirkten ohne irgendein entscheidendes Gewicht. Aber freilich, der beschränkte Bonapartismus verbietet es dieß zuzugeben; ehe man das beschämende Geständniß ablegt daß die Katastrophe aus inneren Ursachen unvermeidlich war, läßt man lieber seinen Helden an lauter Lappalien und fatalen Kleinigkeiten Schiffbruch leiden, und brüstet sich mit der lächerlich eiteln Phrase: „Wir sind nicht besiegt worden!"

Gleichsam als Episode ist zwischen die großen Begebenheiten die den Sturz des Kaiserreichs bewirkten, ein Abschnitt eingestreut von vorwiegend diplomatischem Inhalt, der sich zwar zunächst auf secundäre Verhältnisse bezieht, aber durch die mannichfaltigsten Aufschlüsse aus Bignons Papieren ein allgemeineres Interesse erweckt. Fürs erste wendet sich der Geschichtschreiber zu einem ganz verlorenen Posten der Napoleonischen Diplomatie, zu den Verhältnissen mit der Türkei, und

bringt hier einige nicht unwichtige Nachträge zur Geschichte des Jahres 1812. Wir sehen namentlich daraus mit welch unverantwortlichem Leichtsinn der Kaiser die Türken behandelte, die in sein Bündniß zu ziehen eine der nothwendigsten Vorbedingungen zu dem russischen Feldzug gewesen wäre. Selbst unser Apologet und Lobredner des Kaisers kann nicht umhin einen leisen Tadel durchscheinen zu lassen; so handgreiflich waren die Mißgriffe welche die Türken unter die Fittige der russischen Allianz jagten. In dem Augenblick wo der Krieg mit Rußland schon zu den naheliegenden Wahrscheinlichkeiten gehörte, gegen Ende des Jahres 1811, rieth Napoleon in einer zehnseitigen Depesche den Türken die Donauprovinzen an Rußland abzutreten! Die Gefahr die darin lag ward zu Wien besser begriffen als zu Paris, man näherte sich dem französischen Botschafter Otto, und nach Bignons Versicherung war es diese türkische Angelegenheit vorzugsweise welche Oesterreich vermochte die ersten Schritte zu thun zu dem engen Bündniß vom 14. März 1812. Jetzt erst kam man der Pforte mehr entgegen; Napoleon ließ eine Allianz anbieten, und stellte außer der Garantie des damaligen Gebiets auch noch die Wiedererwerbung der Krim in Aussicht; aber — bezeichnend für die Duplicität womit er auch diese Sache betrieb — es war dem französischen Agenten ausdrücklich verboten etwas Schriftliches von sich zu geben! Darüber gingen erst die kostbarsten Momente verloren, und wie man sich endlich dazu verstand fair play mit den Türken zu spielen, war es zu spät, die Russen hatten sie bereits in Beschlag genommen. Zur Geschichte dieser Wendung in Konstantinopel bringt Bignon interessantes Detail bei; er benützt zugleich diese Gelegenheit um einen der ergebensten Anhänger des Kaisers, Andréossy, ein verdientes Denkmal zu setzen. Andréossy behielt in den Tagen der Krisis von 1813 und 1814 seinen Gesandtschaftsposten, freilich ohne Instructionen, oft auch ohne Nachrichten aus der Heimath, recht wie eine vergessene Schildwache die nicht abgelöst worden war. Andréossy, der einzige Napoleonische Diplomat der in den Zeiten des Umsturzes noch officiell an einem europäischen Hofe beglaubigt war, benützte diese Zeit um im Orient Verbindungen anzuknüpfen die zugleich zu günstigerer Zeit gut ausgebeutet werden konnten. Die Türken freilich zu einer französischen Allianz zu bewegen, war unter den vorhandenen Umständen nicht wohl möglich; die Bonapartische Politik hatte selbst in den Tagen des Glücks unter den Türken wenig Verehrer. Bignon selbst erzählt die bezeichnende Anekdote: daß z. B. die Behandlung des Pap-

stes auf die „Ungläubigen" den tiefsten Eindruck machte, und der Reis-Effendi selber erschrocken dem französischen Dragoman entgegenrief: „Was habt ihr mit dem Papst angefangen?" Noch kurze Zeit blieb Andréossy auch unter den Bourbons auf seinem Posten; dann ward er, in dem Augenblick wo er hätte nützlich werden können, abgerufen, um einem Adeligen vom alten Schlag Platz zu machen. Sehr richtig bemerkt dabei unser Geschichtschreiber: es war das Schicksal der Bourbonen keine Hülfsquelle nützen zu können; alles in der Hand zu haben, alles verloren gehen zu lassen, das ist das unglückliche Verhängniß das auf allen gerichteten Geschlechtern lastet.

Bei den Verhältnissen zu Spanien in den ersten Zeiten der Restauration verweilt Bignon zu gerne, weil sie ihm einen erwünschten Anlaß geben die Schwäche und Mattherzigkeit der Bourbonischen Politik recht grell zu beleuchten. Er theilt uns darüber manches Neue und Anziehende mit, das aber nach einer Seite hin den Bourbons mehr zum Ruhm als zur Unehre gereicht; bei aller Schwäche und Verzagtheit sind sie doch von der Mitschuld an den Gräueln freizusprechen womit ihr Vetter Ferdinand VII. die Restauration von Thron und Altar einleitete. Hatten doch die Rathgeber Ludwigs XVIII., wie wir von Bignon erfahren, den ehrenwerthen Muth bei dem spanischen Ungethüm auf eine politische Amnestie zu dringen — ein Bemühen das freilich ganz erfolglos war. Ja es kam, ungeachtet aller Nachgiebigkeit der französischen Regierung, fast zum offenen Bruch zwischen den beiden Bourbonischen Linien. Das Regiment frecher Gewaltthätigkeit das Ferdinand und seine Helfershelfer führten, und das, wie die Gesandtschaftsberichte bewiesen, selbst den französischen Diplomaten vom ancien régime sehr mißliebig war, erstreckte zuletzt seine Uebergriffe selbst auf das französische Gebiet; in Paris läßt der spanische Geschäftsträger spanische Flüchtlinge in ihren Wohnungen festnehmen. Dießmal erließen die Minister Ludwigs XVIII. eine scharfe Protestation nach Madrid; die Arretirten wurden freigelassen, der spanische Geschäftsträger mußte Paris sogleich räumen. Das rief einen wahren Sturm im Kreise der spanischen Camarilla hervor; Ludwig XVIII. und sein Vertreter wurden von Ferdinand brutal beleidigt und eine Reihe von Noten erlassen, deren alttestamentlich salbungsvoller Ton, gepaart mit dem blutgierigen und rachsüchtigen Inhalt, sie in die Reihe der merkwürdigsten Producte politischen Verkehrs stellt. Alle Nachgiebigkeit des französischen Hofes war vergeblich; die Sache war noch ungeschlichtet

als Napoleon von Elba zurückkehrte. Als Pendant des übermüthigen Verfahrens welches Ferdinand seinem königlichen Verwandten gegenüber so gern als spanischen Stolz gedeutet wissen wollte, theilt dann Bignon ein paar Documente der kleinmüthigen und zweideutigen Feigheit mit die Ferdinands Benehmen in den hundert Tagen auszeichnete.

Nach diesen Episoden wendet sich der Geschichtschreiber zu den Ereignissen welche den hundert Tagen vorangingen und sie in gewissem Sinn motivirten. Sein Bestreben ist vornehmlich dahin gerichtet die Expedition von Elba als eine wohlbegründete und politisch gerechtfertigte darzustellen. Natürlich kommen ihm dabei die Thorheiten der Restauration in Frankreich, die Mißgriffe der Sieger, ihre Zwietracht und drohende Entzweiung wesentlich zu Hülfe; er verweilt ausführlich bei den politischen Verhältnissen in Deutschland, Belgien, Italien, Polen, den skandinavischen Ländern, alles um den Beweis zu führen daß sich hier ein revolutionärer Zündstoff aufhäufte der Napoleons Rückkehr mächtig unterstützen konnte. Die Verwirrungen in Deutschland, die Unzufriedenheit in Italien, die ganz französische Gesinnung in Dänemark, dieß alles sind dem Verfasser Beweise daß die Coalition gegen Napoleon in der Auflösung begriffen war und sich Elemente einer Bonapartischen Allianz in Europa vorbereiteten. Es liegt dieser Betrachtung ein bescheidenes Maß von Wahrheit zu Grunde, und doch ist die Anwendung die Bignon und sein Fortsetzer davon machen, eine irrige und verkehrte. Der Bonapartische Parteigeist macht auch hier sehr scharfsichtige Augen blöde. Es ist richtig daß man mit den Resultaten des Siegs von 1813 und 1814 fast allenthalben unzufrieden war, aber nicht minder richtig daß das Erscheinen Napoleons das beste Mittel war jenes locale und individuelle Mißbehagen in einer allgemeinen Eintracht aller zu verwischen. Es ist ganz unzweifelhaft daß z. B. die rheinbündischen Souveräne oder Dänemark, ja selbst Bernadotte die Wiederkehr Napoleons mit stiller Zufriedenheit begrüßten, aber es ist ebenso gewiß daß die Stimmung der Völker eine ganz entgegengesetzte war. Und gerade auf diese Völker legt der Bonapartische Geschichtschreiber den größten Nachdruck. Sie sollen über die „scandalösen Mißbräuche welche die siegreiche Coalition" sich erlaubt, allenthalben unzufrieden gewesen sein und Napoleons Wiederkehr heiß ersehnt haben! Daß ein paar sächsische Regimenter mißvergnügt waren über das Schicksal ihres Königs, das muß ein halbdutzendmal herhaltn, uem zu beweisen wie günstig in Deutschland die Chancen

für die Rückkehr des Kaisers lagen! Daß die Stimmung des Volks und Heers bei uns ihr Mißbehagen aus ganz andern Quellen sog, daß die Verbitterung dort durch und durch antibonapartisch, aber nie und nimmer Bonapartistirend war, dafür könnten wir hundert unzweideutige Belege beibringen, wenn es solcher für eine ganz notorische Thatsache bedürfte. Entschlüpft doch unserm Geschichtschreiber an einer Stelle das Geständniß: „der Sturz Napoleons bedeutete den Deutschen Glück, Ruhe und Freiheit;" muß er doch selbst des Hasses gedenken der sich an die Namen der kaiserlichen Handlanger (wie Davoust u. s. w.) anhängte, kann er doch nicht verschweigen daß die Davoust und Consorten nichts weiter thaten als was der Kaiser und sein System verlangten*) — wie will er die Welt glauben machen man habe in Deutschland nach Bonaparte geseufzt, weil man an dem Gang der innern Restaurationspolitik keine Freude hatte! Der Erfolg bewies daß es Ein Mittel gab dieß alles vergessen zu machen, und dieß eine Mittel war eben das Wiederauftreten des französischen Kaisers.

Die Uebersichten der politischen Zustände der einzelnen Länder, wie sie Bignon gibt, sind indessen immerhin durch den thatsächlichen Stoff von Interesse, auch wenn die Betrachtung allenthalben durchaus Bonapartisch gefärbt ist. Fürs erste bringt der Geschichtschreiber die auswärtige Politik der Bourbons mit der des Kaisers in Parallele, und es ist da natürlich eine sehr leichte Sache in großen und kleinen Dingen den grellen Abstand aufzudecken der die stolze, übermüthige, brutale Bonapartische Diplomatie von der bescheideneren und schmiegsameren der Bourbons trennt. Voll Schadenfreude theilt Bignon einzelne noch unbekannte Actenstücke mit, welche dazu dienen sollen die demüthige Nachgiebigkeit Talleyrands gegen die Wünsche der Allürten recht scharf zu charakterisiren. Uns scheint auch daraus die Bonapartische Einseitigkeit des Parteimanns zu sprechen. Denn die Frage, dächten wir, läge doch nahe: wer hat Frankreichs Macht und Uebergewicht so herabgedrückt, daß es möglich war der „großen Nation" auf der Spitze fremder Bajonnette einen König zu bringen? Daran hat doch unzweifelhaft Napoleon mehr Antheil als Ludwig XVIII. und seine Rathgeber, die ein zerrüttetes geschwächtes Land halb als Großmuthsgabe aus den Händen der Sieger entgegennahmen. Da war

---

*) Il n'avait agi que dans les limites de ses ordres, et exclusivement dans l'intérêt de la défense militaire. S. 163.

denn doch der brutale Ton von Campo Formio, Luneville, Preßburg, Tilsit und Bayonne nicht mehr am Platz; die Schmiegsamkeit, die Intrigue und die scheinbare Inferiorität führten zu besseren Resultaten wie uns die Geschichte des Wiener Congresses zu unserem eigenen Leidwesen bewiesen hat.

Günstiger für Bonaparte als in Deutschland mochten die Stimmungen in der Lombardei, dem wallonischen Belgien und Dänemark sein. Es war in diesen Ländern von der Coalition manches geschehen was die nationalen Empfindungen ernstlich kränkte, und Bignon, der bestellte und allzeit fertige Anwalt jeder Bonapartischen Gewaltthat, versäumt diese Gelegenheit nicht seiner sittlichen Entrüstung gegenüber den „Immoralitäten" gebührend Luft zu machen. Es bleibt indessen richtig daß in diesen Ländern noch am ersten von einem Mißvergnügen geredet werden konnte, das Bonapartische Sympathien zuließ. Am meisten in Dänemark. Noch ehe die Landung Napoleons bekannt war entwarf der französische Gesandte ein sehr beunruhigendes Bild von den Bonapartisirenden Stimmungen in Kopenhagen, und als die Landung gar bekannt ward, trat die Feindseligkeit der Dänen gegen die Restauration so grell und ungestüm auf, daß die Stellung des Bourbonischen Vertreters eine sehr peinliche ward. Es ist das ganz natürlich; Dänemark, dessen Politik vom Anfang bis zum Ende eng mit Frankreich verflochten war, stand und fiel mit der Napoleonischen Herrlichkeit, und dieselben politischen Motive die anderwärts den Haß und die Erbitterung nährten, waren hier die Quelle der Sympathie. In jedem Fall aber waren die Stimmungen in Dänemark, in einzelnen Theilen von Belgien oder auf dem linken Rheinufer nicht stark und gewichtig genug um den tiefen und gründlichen Haß zu neutralisiren der in den Völkern wie in den Heeren noch frisch und ungeschwächt genug war um jede andere Empfindung zurückzudrängen.

Am meisten Hoffnungen weckte offenbar noch der Diplomatenhader in Wien, und gerade von den Verhältnissen dort war Napoleon trefflich unterrichtet. Schon seit dem Anfang des Congresses, so erzählt Bignon, hatte Napoleon einen corsischen Landsmann in Wien sitzen der Einverständnisse anknüpfte. Einer der Eingeweihten, den unser Geschichtschreiber noch nicht mit Namen nennen will, hatte von seinem Landhaus, das am toscanischen Ufer der Insel Elba gegenüber lag, eine Art von Telegraphen errichtet, so daß der Kaiser wöchentlich seinen Bericht erhielt über die Lage der Dinge zu Wien. Seit er sich mit

Murat wieder ausgesöhnt hatte, war die Sache noch einfacher; die ganze diplomatische Correspondenz der neapolitanischen Agenten in Wien lief durch die Hände Napoleons.

Die Verhandlungen in Wien stellt Bignon natürlich so dar wie sie etwa der Kaiser selbst oder einer seiner Getreuen zu betrachten vermochte. Während wir ebenso sehr die traurige Schwäche und Zwietracht der deutschen Diplomatie wie den rasch sich wieder vordrängenden Einfluß der französischen Politik beklagen müssen, gebärdet sich unser Bonapartischer Historiker so als sei den Franzosen dort ungeheures Unrecht geschehen. Er fabelt allerlei von einer deutschen Ultrapartei, von dem rheinischen Mercur, einem „Organ Steins", welcher „das Haupt des Tugendbundes gewesen" und deutet mit sittlicher Entrüstung darauf hin daß man in diesem Kreise sogar die Zulassung Frankreichs an den Verhandlungen anstößig gefunden! Als wenn es etwas so ganz Unerhörtes gewesen wäre es mit Frankreich im Jahre 1814 gerade so zu machen wie es Napoleon sieben Jahre früher zu Tilsit mit Preußen gemacht hatte! Aber freilich, in den Augen der Franzosen gilt das væ victis nur dann, wenn es nicht gegen sie selber angewandt wird.

So ist denn auch der Abschnitt über den Wiener Congreß durchaus nur ein Plaidoyer im Sinne der Bonapartisch-französischen Politik. Gelegentlich erfahren wir welche Mühe sich Talleyrand gab beim russischen Kaiser eine Sinnesänderung in der sächsischen Frage zu bewirken, wo er aber anfangs damit vollkommen scheiterte. Als er einmal (im October 1814) durchblicken ließ der König von Sachsen werde sich nicht zwingen lassen — soll Alexander mit Lebhaftigkeit ausgerufen haben: „dann wird der König in Rußland sein Ende finden; es wäre nicht der erste der dort als Gefangener gestorben ist; Stanislaus August ging es ebenso." Von ähnlicher Gesinnung zeugt eine andere wenig bekannte Thatsache die Bignon mittheilt. Wie die Gerüchte von einer Entsetzung des Königs im Spätjahr 1814 sich häuften, ging von den Offizieren der sächsischen Armee eine Adresse aus, worin unter Versicherungen der Ergebenheit gegen ihn die Milde der verbündeten Mächte für den unglücklichen Fürsten angesprochen war. Die Adresse ward durch Thielemann dem provisorischen Gouverneur in Sachsen, dem Fürsten Repnin, übergeben, und dieser ertheilte den sämmtlichen Unterzeichnern einen sehr derben Verweis, mit der ausdrücklichen Erklärung daß Sr. Maj. der Kaiser den Schritt nur mit großem Mißfallen und Mißbilligung aufgenommen habe.

Wie geschickt in allen diesen Zerwürfnissen die französische Politik wieder Boden zu gewinnen und allmählich die Eintracht der Coalition zu sprengen wußte, davon schweigt Bignon. Einmal kann es sein Bonapartismus nicht über sich gewinnen Talleyrand und die Bourbonische Diplomatie zu loben, dem er höchstens mit saurer Miene eine halbe Anerkennung spendet, und dann paßt es zu der einmal angenommenen Haltung der letzten Bände des Werkes besser den Ton des Moralisten anzustimmen. Seit der Katastrophe von 1812 hat sich der Geschichtschreiber darauf einstudirt seinen Kaiser als das unschuldige Opfer abscheulicher Perfidien und Gewaltthaten darzustellen und Frankreich die Rolle jenes armen Lammes zuzuweisen dem der tückische Wolf oben am Bache zumuthet es habe ihm unten das Wasser getrübt. Proben dieses moralisirenden Tones, der dem Lobredner von Preßburg und Tilsit, dem Apologeten von Bayonne sehr schlecht zu Gesichte steht, haben wir schon bei frühern Besprechungen des Bignon'schen Werkes mitgetheilt; in dem vorliegenden letzten Bande steigert sich die Manier bis an die Gränzen der comédie larmoyante. Statt wie es dem ergrauten Diplomaten der Bonapartischen Schule wohl anstehen würde die diplomatischen Künste und Erfolge in großen Umrissen zu zeichnen, wird die ganze Geschichte unter seiner Feder zu einer moralisch sentimentalen Idylle. Wie rührend schildert er nicht das „Edle und Heroische", das in der Protection lag die Frankreich den unschuldig verfolgten kleinen Königen angedeihen ließ, wie eifrig läßt er an all den Stellen wo Talleyrand nur die Rheinbundspolitik fortsetzte die „considérations morales et de sentiment" (Seite 243) ins Gewicht fallen! Wie ergreifend ist nicht die Parentation auf Friedrich August, auf Dalberg, auf die Fürsten von Bayern, Württemberg und Baden, die — wie Bignon allerdings am besten wissen konnte — voll Reue und Sehnsucht nach Elba blickten und sich zermalmt fühlten von dem System der Täuschung und Tyrannei das zu Wien befolgt ward!*) Auch Polen muß jetzt das Thema zu einer pathetischen Expectoration abgeben, obwohl derselbe Geschichtschreiber kein Wort des Tadels hatte für das armselige Komödienspiel, das Napoleon zu allen Zeiten und noch zuletzt im Jahr 1812 mit der polnischen Nationalität getrieben hat.

---

*) Froissés du sytème de déception et de tyrannie. S. 246.

Auch unsre inneren deutschen Verhältnisse, so weit sie in Wien zur Erörterung kamen, werden von Bignon berührt. Seiner vorwurfsvollen Hindeutung auf den Undank der Fürsten und Diplomaten gegen die Nation, deren Aufopferung sie aus dem Staub emporgehoben, haben wir ebensowenig etwas entgegenzusetzen, als der Anklage daß auch das Wenige und Dürftige was für die Freiheit und Einheit der Nation in Wien verabredet worden, nur der Angst zu verdanken war die Napoleons Wiedererscheinen unter den zwieträchtigen Verbündeten geweckt hatte. Aber über die Bundesverfassung, die zu Wien entworfen ward, urtheilt der Geschichtschreiber blind wie ein Bonapartist und unwissend, wie die Franzosen über unsere innern Händel zu sein pflegen. Nur als Curiosum führen wir an daß in einem Werke von der Bedeutung und dem Ansehen wie das Bignon'sche ist, sich die naive Behauptung findet die Bundesverfassung von 1815 habe viele Analogien mit dem Rheinbunde, und gerade die Punkte worin sie von der Rheinbundsacte abweiche seien auch die am meisten angefochtenen, namentlich die Zulassung solcher Fürsten die auch Besitzungen außerhalb des Bundes hätten, wie z. B. Oesterreich und Preußen! Wir glauben, es wird unnöthig sein gegen diesen Satz, in den möglichst viel Unsinn zusammengedrängt ist, ein Wort der Widerlegung zu verlieren; bezeichnend ist nur der ächt französische politische Gedanke der diesen Wirren zu Grunde liegt — die Vorstellung nämlich daß es ein Deutschland ohne Oesterreich und Preußen gibt, ein Deutschland wie es Ludwig XIV. und Napoleon am bequemsten war.

Die Geschichte der Rückkehr des Kaisers und der hundert Tage die den Schluß des Bignonschen Werkes ausfüllt, behalten wir einem zweiten Artikel vor.

Die Rückkehr von Elba ward durch die allgemeine Lage der europäischen Verhältnisse beschleunigt; Napoleon wußte genau wie die Dinge in Wien standen, und baute darauf die Hoffnung die Coalition zu sprengen. Daß eine Bonapartische Verschwörung in Frankreich mit dem Unternehmen im Zusammenhang gewesen, läugnet Bignon. Der Antheil der Bonapartisten, versichert er, habe sich auf die bekannte Sendung Chaboulons beschränkt, dem Maret nichts als den Auftrag ertheilte: die Lage Frankreichs zu schildern; der Kaiser, so soll der ehemalige Minister Napoleons gesagt haben, wird in seiner Weisheit beschließen was ihm zu thun übrig bleibt. Getreu seinem apologetischen Bestreben sucht der Geschichtschreiber des Kaisers zugleich nachzuweisen daß die

Invasion in Frankreich theils rechtlich erlaubt, theils für die persönliche Sicherheit des Kaisers ein Act der unabweisbaren Nothwendigkeit war; denn — so folgert er — der „Vertrag" von Fontainebleau war fast in allen seinen Bestimmungen verletzt, und man war im Begriff auch die persönliche Freiheit des „Souveräns der Insel Elba" nicht mehr zu respectiren. Die politische Rechtfertigung des Entschlusses liegt ihm in der Entzweiung der Verbündeten zu Wien, in der Unzufriedenheit die durch die Coalition selber geweckt worden, und in der wahrscheinlichen Aussicht wenigstens ein Glied der verbundenen Mächte auf die Napoleonische Seite herüberzuziehen.

Die meiste Hoffnung scheint Napoleon auf seinen kaiserlichen Freund von Erfurt, auf Alexander, gesetzt zu haben, noch die letzten Berichte der Bonapartischen Agenten hatten einen nahen Bruch in Wien vorausgesagt, und unter dem Eindruck dieser Kunde war Napoleon aufgebrochen. Daß der Bruch nicht erfolgte, sondern am 11. Februar das Einverständniß über die sächsische Frage eingeleitet ward, daß Kaiser Alexander sich noch in Wien befand, statt abgereist und den Bonapartischen Unterhandlungen zugänglich zu sein — darin sieht Bignon eine wesentliche Ursache des Mißlingens. Nicht geringeren Nachdruck legt der Geschichtschreiber auf das freilich kopflose Benehmen Murats, das den ausdrücklichen Instructionen des Kaisers geradezu widersprach. An dem nämlichen Tage wo Napoleon gegen seine Umgebung die erste Aeußerung über seine Entwürfe fallen ließ, ward ein Bote nach Neapel geschickt, um den unruhigen Abenteurer vor tollen Entschlüssen zu warnen. Er gehe nach Frankreich, ließ ihm der Kaiser sagen, sei aber entschlossen den Pariser Frieden aufrecht zu erhalten; Murat solle friedliche Erklärungen nach Wien senden, und ausdrücklich versichern: Napoleon gebe seine Ansprüche auf Italien auf. Statt dessen traf in Wien mit der Nachricht von Napoleons Aufbruch die Erklärung Murats ein daß er an den Po vorrücken werde, also eine Kriegserklärung. Diese verhängnißvolle Botschaft war von Neapel früher abgegangen als der Aufbruch Napoleons dort bekannt war; in Wien sah man in beiden gleichzeitig eintreffenden Nachrichten einen verabredeten Zusammenhang, und fühlte sich nun um so lebhafter zu einträchtigem Handeln aufgefordert.

Den Triumphzug Napoleons durch Frankreich, die blinde Zuversicht und dann die völlige Rathlosigkeit der Bourbons schildert Bignon in lebhaften Farben; mit sichtbarer Vorliebe stellt er diese Partie ins

Licht, um die Kläglichkeit der Leute zu zeichnen welche die Coalition an seines Kaisers Stelle gesetzt hatte. Napoleon selber war durch den glänzenden Empfang, der ihm geworden, in seinen Hoffnungen gehoben; er zweifelte nun nicht mehr an dem Gelingen. „Ich bin hier angekommen, so hieß es in einem Brief an Murat (23. März), der sich in Bignons Nachlaß findet; ich habe Frankreich durchzogen. Heer, Volk, Land und Stadt, sind mir entgegengezogen. Ich bin am 20. März in Paris eingerückt, an der Spitze des Lagers von Essonne, auf welches der König zählte. Alles geht aufs Beste. Die alten Soldaten eilen in Masse zu ihren Fahnen, und das Landvolk ist zu allen Opfern entschlossen." Gleich günstige Aussichten eröffneten die diplomatischen Berichte des französischen Gesandten (Ludwigs XVIII.), aus denen unser Geschichtschreiber Auszüge mittheilt. Diese altfranzösischen Herren fühlten sich nun meistens isolirt, und legten in ihren Berichten das unfreiwillige Geständniß ab daß die Monarchie ihres Königs nirgends Achtung und Sympathie erwecke. In Wien und Berlin überwog nach ihren Schilderungen anfangs der Eindruck des Schreckens und des Kleinmuthes; in Stockholm nahm der Hof, namentlich Bernadotte, offen und feindselig gegen die Bourbonen Partei; in Kopenhagen fand sich der Vertreter Ludwigs XVIII. in einer sehr isolirten und unbehaglichen Lage. Die ersten niederschlagenden Eindrücke rief Murats Unbesonnenheit hervor; alle Mahnungen kamen zu spät, der tolle Abenteurer leistete ihm jetzt durch seine vorschnelle Dienstfertigkeit noch schlimmere Dienste als ein Jahr zuvor durch seinen Abfall. Die Politik unfähige Brüder und Schwäger mit Königskronen zu dotiren trug jetzt dem Kaiser die schlimmsten Früchte; es wäre ihm viel leichter gewesen sich seiner Feinde zu erwehren als die Thorheiten seiner Freunde und Creaturen zu verwinden. Murats verhängnißvolle Eile die ganze Coalition in Bewegung zu bringen war, wie wir von Bignon erfahren, nicht seine ausschließliche Schuld; Joseph Bonaparte hatte das zweifelhafte Verdienst seinem kaiserlichen Bruder diese neue Verlegenheit bereitet zu haben. Bignon erzählt von einem Briefe den Joseph, wie wenn er im Auftrage Napoleons handelte, an Murat schrieb, und worin er ihn ermunterte im Interesse des Kaisers bald loszuschlagen. Daß der Kaiser gerade das Gegentheil wünschen mußte, davon hatte die Staatsklugheit des Exkönigs von Spanien keine Vorstellung.

In den politischen Calcul, von dem die Regierung der hundert Tage ausging, kann uns niemand besser einweihen als Bignon; er

war dem kränkelnden Caulaincourt als Staatssecretär beigegeben und redigirte die meisten Staatsschriften die in dieser Zeit entstanden sind. Daß Napoleon den Frieden wollte, brauchen uns Bignon und Ernouf nicht mit solcher Emphase zu versichern, oder gar ihm ein hervorragendes humanes Verdienst daraus zu machen; wenn er seine Kräfte und die der Gegner richtig abwog, die Lage Frankreichs und die Stimmungen Europa's richtig verstand, so konnte er im eigenen Interesse kaum etwas Anderes wünschen als — fürs erste wenigstens — den Frieden auf den Grundlagen des Pariser Vertrages. Unter diesem Gesichtspunkte war auch ein Bericht abgefaßt der „die Lage der auswärtigen Verhältnisse am 20. März" auseinandersetzte, natürlich in einem Augenblick wo man die Achterklärung des Wiener Congresses noch nicht kannte. Man rechnete auf die mittleren und kleineren Staaten unbedingt; man versah sich aber von den größeren, namentlich von Rußland, keines so feindlichen Willens wie ihn Alexander nachher zeigte. Preußen traute man am wenigsten, doch hoffte man Rußlands friedfertige Gesinnung werde auch dort das Schwert in der Scheide halten. Oesterreich schmeichelten sich die Staatsmänner der hundert Tage entweder in Frieden zu erhalten oder gar herüberzuziehen zur Bonapartischen Sache. „Oesterreich, heißt es in dem angeführten Actenstück, kann nicht zufrieden gestellt sein. Hr. v. Metternich hatte sich zu viel zugetraut, wenn er glaubte geschickt genug zu sein um alle andern Cabinette zu überlisten; nur die Höfe von Rußland und Preußen haben ihr Ziel wirklich erreicht. Der Wiener Hof ist im Grunde bei der Theilung der Beute am wenigsten günstig behandelt. Sein Loos ist Italien, das ihm, wie es recht gut weiß, jeden Augenblick entrissen werden kann." In dieser optimistischen Betrachtungsweise werden die Verhältnisse zu sämmtlichen europäischen Regierungen erörtert, und daraus der Schluß gezogen daß es möglich sei durch die Spaltung der Coalition und durch neue Bündnisse den Napoleonischen Thron zu befestigen. Am 21. März, also den Tag nach Napoleons Einzug in Paris, war dieß Memoire verfaßt worden; wenige Stunden später kamen die verhängnißvollen Botschaften von Wien und zerstörten alle Illusionen welche die Politik des divide et impera im Rathe des Kaisers genährt hatte.

Die veränderte Lage gibt sich in den Staatsschriften kund die Bignon nach dem 21. März verfaßte. Ein Bericht, der im Juni den Kammern vorgelegt werden sollte, redete aus einem andern Tone; er

appellirte an die Energie der Nation und war darauf berechnet auf die öffentliche Meinung zu wirken. Aber Napoleon konnte sich nicht entschließen den Bericht dem Druck zu übergeben; er ließ die seit Ende Aprils fertige Arbeit immer wieder bei Seite legen — so schwer konnte er sich der Hoffnung entschlagen daß eine friedliche Erreichung seines Zieles möglich sei. „Der Bericht, sagte er in seinen kurzen Ausstellungen, ist im Allgemeinen zu kriegerisch; die Begründung sollte kälter sein, damit er weniger das Ansehen eines Manifestes habe. Die Erörterung sollte belehrend und ernst sein.“ Aehnliche Aeußerungen hebt Bignon aus den persönlichen Aufzeichnungen eine Menge hervor; überall versichert er seine Friedensliebe, will an die öffentliche Meinung der Völker appelliren, klagt über die blinde Feindseligkeit der Gegner welche die öffentliche Meinung zu kriegerischer Hitze gegen ihn zu entzünden suchten — gegen ihn, der doch nichts als den Frieden wolle! Diese Aeußerungen ganz buchstäblich zu nehmen, dazu gehört eine so blindgläubige Bonapartische Orthodoxie, wie sie Bignon und Ernouf besitzen; wohl aber geben sie den schlagenden Beweis dafür — was die Franzosen selber am wenigsten begreifen wollen — wie verzweifelt die Lage Napoleons war und wie vollkommen richtig er sie erkannte.

Aussicht auf einen erfolgreichen Kampf war nur dann wenn die Nation in freier selbstthätiger Hingebung sich an ihr neues Oberhaupt anschloß und mit der opferbereiten Begeisterung von 1792 den Kampf gegen das Ausland aufnahm. Napoleon fühlte das, und alle seine Schritte seit der Landung von Elba zielen unverkennbar darauf hin eine nationale Bewegung hervorzurufen, die zu dämpfen und niederzuhalten in Frankreich und außerhalb eine der bezeichnendsten Wirkungen des frühern Bonapartischen Regiments gewesen war. Seine friedliebenden Erklärungen, sein Bemühen in Aeußerlichkeiten den militärischen Imperator vergessen zu machen und den 20. März 1815 als den Anfang einer ganz neuen Epoche erscheinen zu lassen, das constitutionelle Schattenspiel zu dem er sich jetzt nicht ohne Ueberwindung zwang — dieß alles zusammengenommen verräth deutlich genug wie tief er den Mangel einer sittlichen Erhebung in der Nation empfand, und wie viel verspätete Mühe er sich jetzt gab dem Mangel abzuhelfen. Es ist nun von allen unbefangenen Leuten anerkannt daß ihm dieß völlig mißlungen ist; entweder verfuhr er, wie sich mit Händen greifen läßt, ohne Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, oder man legte ihm, eingedenk seiner Vergangenheit, mißtrauisch nur geheime Hintergedanken auch da unter

wo er vielleicht bona fide handelte. Seine Natur, Neigung und Gewöhnung eignete sich viel zu schlecht zu den constitutionellen Manipulationen, als daß man das Absichtliche und Angelernte nicht überall hätte herausfühlen sollen; der liberale Mittelstand aber, dessen Sympathien er jetzt durch Benjamin Constant und Andere zu gewinnen strebte, hatte lange genug unter der harten Wirklichkeit kaiserlichen Regiments gelebt um sich durch liberale Phrasen, die dem Imperator schlecht genug zu Gesicht standen, durch Maifelder und ähnliche Komödien irgend verblenden zu lassen. Es ist wahr, die Opposition die sich jetzt im Moment der höchsten Gefahr vordrängte und zur Schadenfreude der Feinde den Kaiser überall beengte, hatte durchaus mehr einen factiösen als patriotischen Charakter, und ein Mann wie Carnot, der in solchen Augenblicken, aller Parteimeinung vergessend, nur des Vaterlandes und seiner Rettung gedenkt, steht unendlich höher als die Phrasenhelden, liberalen Schwätzer und Intriguanten, die jetzt um ein paar Zoll Freiheit mehr markten wollten — aber es ist nicht minder wahr daß diese eiskalte gleichgültige Stimmung, dieser Mangel an jeder uneigennützigen Begeisterung, dieses systematische Mißtrauen nur verdiente Früchte seiner eigenen Aussaat waren. In den Jahren 1813 und 1814 hatte ihn das Ausland überwältigt und im Bunde mit dem siegreichen Ausland entthronte ihn damals eine geschickt angelegte Intrigue; im Jahr 1815 ließ ihn recht eigentlich Frankreich und die Nation fallen.

Daß der Bonapartische Apologet dieß eingesehen, kann man nun freilich nicht verlangen; er gibt zwar die Wirkung zu, aber er läugnet die Ursachen. Wo die Thatsachen so laut sprechen, sollen wir glauben es sei nur ein unglücklicher Irrthum der „getäuschten Menge" gewesen, wenn sie dem Kaiser kein Vertrauen schenkte; wo alles nur an alte Gewaltthätigkeit und neuen Trug erinnerte, versichert uns der Geschichtschreiber: „es sei einer der schönsten Züge dieses vielverkannten edlen Charakters daß er im Jahre 1815 niemanden habe täuschen wollen!" Dieß Eine hatte jetzt noch gefehlt daß die Bonapartisirende Geschichtschreibung ihren Helden schließlich zum verkannten Märtyer des constitutionellen Liberalismus umprägt und der Welt mit allem Aufwand von Dialektik glauben machen will, die blinde Thorheit der Völker habe diesen Hort der Freiheit undankbar von sich gestoßen! Er kann als warnendes Exempel dienen, wohin man mit der blanken Advocatendialektik in historischen Dingen sich verirrt, wenn man an

zwei so gescheidten und scharfsinnigen Männern wie Bignon und Ernouf wahrnimmt daß sie vor Scharfsinn und dialektischer Feinheit zuletzt völlig in die Netze des Unsinns gerathen sind. Denn Unsinn ist es doch wohl — selbst für einen französischen Magen — wenn unser Geschichtschreiber schließlich dem Leser die Pistole auf die Brust setzt und ihn zwingen will zu glauben: „Napoleon habe immer nur zu seiner eignen Sicherheit gekämpft und erobert, nie aus Stolz und Herrschsucht, und er sei zu allen Epochen seines Lebens der Mann der Selbstverläugnung und Uneigennützigkeit gewesen!!" (S. 422.)

Von den Rüstungen zum Kampf und der geistigen Rührigkeit des Kaisers macht Bignon wunderbare Schilderungen; er sucht damit die schlichte und traurige Wahrheit zu verhüllen: daß eben trotz aller dieser Anstrengungen die materiellen Mittel aufgebraucht und die Kräfte Frankreichs vergeudet waren. Ein großer Militärschriftsteller hat den Kaiser sehr treffend mit einem Güterspeculanten verglichen, der sich für reicher ausgibt als er ist. Er hatte nicht viel über ein paarmal 100,000 Mann disponibel; er versuchte sein Glück damit; wäre es ihm gelungen damit die Coalition über den Haufen zu werfen oder wenigstens an die französische Gränze zu bannen, so würde er hinterher, weit entfernt seine Macht zu vergrößern, die ganze Erbärmlichkeit der andern dadurch ins Licht gestellt haben, daß er durch eine unübertreffliche Kühnheit mit so wenigen Mitteln so Großes ausgerichtet. Jetzt da der ganze Versuch nicht gelungen ist, und es ganz das Ansehen hat als wenn er unmöglich gelingen konnte, will er nicht wie ein Glücksritter erscheinen, sondern seine Anstalten riesenhaft und das französische Volk in den höchsten Anstrengungen einer ihm ergebenen Begeisterung zeigen.

Es gilt das von Bignon so gut als von den andern Franzosen welche diese geschichtliche Periode behandelt haben. Ueberall von demselben Vorurtheil befangen, ohne alle Kenntniß nichtfranzösischer Quellen, ohne die Fähigkeit einer unbefangenen Kritik machen sie aus den Kriegsgeschichten der letzten Periode eine vollkommene fable convenue — die aber von ihren Landsleuten mit Haut und Haaren verschlungen wird. Alles was auf französischer Seite entworfen und angelegt wird, ist natürlich von einer undurchdringlichen Vortrefflichkeit; aber ein unerbittliches „malheur" vereitelt alles! Solange die Dinge gut gingen, wurden die kleinen Launen des Glückes wie die Gunstbezeugungen des Zufalles alle nur als natürliche Ausflüsse der hohen Weisheit und

Virtuosität der Franzosen und ihres Führers gepriesen; jetzt ist alles Widerwärtige und Störende nichts als die böse Laune eines unversöhnlichen Schicksals. „Nous n'avons pas été vaincus" — das muß man auf der Wahlstatt zu Waterloo so gut hören wie zu Moskau und Leipzig. Es ist, wie Clausewitz überaus treffend sagt*), das Bestreben Bonaparte's wie seiner Verfechter gewesen, die großen Katastrophen die ihn getroffen wie Werke des Zufalls zu betrachten, und den Leser glauben zu machen daß durch die höchste Weisheit aller Combination und durch die seltenste Energie das Werk mit der größten Sicherheit so weit geführt worden sei daß am vollkommensten Gelingen nur ein Haar breit fehlte, daß aber dann Verrätherei, Zufall oder auch wohl das Geschick, wie sie es nennen, alles verdarb. Er und sie wollen nicht einräumen daß große Fehler, großer Leichtsinn und vor allem ein Ueberschreiten und Ueberschrauben aller Verhältnisse die Ursache davon sei.

Wie sich diese unwahren und schiefen Auffassungen als Erbübel durch die französische Geschichtschreibung fortschleppen und selbst von gediegenen und ausgezeichneten Büchern immer wieder aufgewärmt werden, davon gibt uns Bignon in den letzten Abschnitten seines umfassenden Werkes die prägnantesten Belege. An lauter Kleinigkeiten geht Napoleon im Jahr 1815 zu Grunde; er wäre eigentlich gar nicht besiegt worden, wenn nicht da und dort ein fataler boshafter Zufall ihm die besten Anschläge verdorben hätte! Das ist so der Grundgedanke der ganzen Darstellung. Gleich anfangs muß Bourmonts Uebergang ins feindliche Lager tüchtig herhalten; natürlich, ohne den hätten die Alliirten nichts vermocht. Aber freilich, das war das Unglück im Jahr 1815 daß überall der Verrath mitspielte; „es lag auf der ganzen Armee gewissermaßen die unsichtbare Atmosphäre des Verraths." (S. 462.) Bignon weiß offenbar von dem Empfang nichts der dem Ueberläufer im preußischen Lager geworden ist; er kennt auch die classischen Worte unseres alten Blücher nicht, der dem Verräther trotz seiner großen weißen Cocarde mißmuthig entgegenbrummte: „Einerlei, was das Volk für einen Zettel ansteckt! H....t bleibt H....t!"

Wir können ins Einzelne der Operationen, die den kurzen aber inhaltschweren Feldzug von 1815 ausmachen, hier nicht eingehen; es

*) Hinterlassene Werke. VIII. 7.

genügt ein paar besonders schlagende Züge hervorzuheben. Nur die eine Bemerkung sei uns dabei gestattet: daß das Schiefe der Auffassung und die lückenhafte Unvollständigkeit die sich im Großen wie im Kleinen offenbart, bei dem so gediegenen und hervorragenden Werke Bignons nicht minder grell in die Augen fällt als bei den gewöhnlichen französischen Büchern zweiten und dritten Ranges. Die Existenz der Schriften von Grolman, Clausewitz auf deutscher oder Siborne's auf englischer Seite scheint dem französischen Geschichtschreiber vollkommen fremd zu sein, und er tischt uns noch mit wichtiger Miene Dinge auf die längst in das Gebiet des Unbewährten und Fabelhaften verwiesen worden sind. Aeußerst charakteristisch ist die Auffassung; die kosmopolitische Bereitwilligkeit deutscher Geschichtschreibung jedem fremden Verdienst Lob und überreiches Lob zu spenden ist dem Franzosen natürlich ganz unbekannt, selbst die verdeckteste Würdigung fremder Virtuosität kostet ihm unsägliche Schmerzen. Dieß gilt denn ganz besonders gegen die Deutschen; lieber lobt er noch die Engländer und ihre Führer, als daß er den Preußen auch nur ein kleines Wort der Anerkennung widmete. Vor dem Britten Picton und seiner Mannschaft wird ein ehrfurchtsvoller Bückling gemacht; von Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seiner Heldenschaar wird nur kurz und gelegentlich Erwähnung gethan. Freilich wenn Bignon die Schlacht bei Ligny ein „duel à mort de peuple à peuple“ nennt, oder sagt: es war da nicht um eine Armee zu besiegen, sondern zu zerstören, so liegt selbst in diesen Worten ein mittelbares abgezwungenes Geständniß dessen was die Preußen dort geleistet haben. Aber im Uebrigen keine Sylbe von Napoleons anerkannten Mißgriffen, seiner nachlässigen Verfolgung, kein anerkennendes Wort von dem heldenmüthigen Kampfe der Preußen und ihrem wunderbaren Marsch vom Schlachtfelde zu Ligny auf das zu Waterloo. Dafür spielen bei Quatresbras die Verstärkungen und die Uebermacht Wellingtons die Hauptrolle, und bei Ligny müssen wir uns das weinerliche Gerede von dem unerbittlichen Schicksal, das die Franzosen überall verfolgte, bis zum Ueberdruß wiederholen lassen. Einen erwünschten Anlaß bietet die vielbesprochene Geschichte der Division Erlon, die bekanntlich bei den Ereignissen des 16. Junius zwischen den Schlachtfeldern von Quatrebras und Ligny auf eine schwer zu erklärende Weise hin- und hergezerrt ward, statt auf der einen oder andern Seite einen entscheidenden Ausschlag zu geben. Bignon der hier sehr ins Detail eingeht, und sich alle Mühe gibt weder den

Kaiser noch Ney als den Schuldigen erscheinen zu lassen, sondern dem bekannten „Schicksal" alles aufzuladen, kann denn doch den einen Vorwurf nicht widerlegen daß an einem so wichtigen Tage, in einem Momente so verhängnißvoller Entscheidung eine unläugbare Confusion in der Austheilung und Vollziehung der Befehle geherrscht hat. Schwerlich läßt das einen Einwand zu was Clausewitz bemerkt: daß das unnütze Hin- und Herziehen von 20,000 Mann in einem Augenblick wo die Kräfte so nothwendig gebraucht wurden, ein ganz eminenter Fehler war, der doch selbst dann wenn Bonaparte das Corps nicht zurückgerufen hat, immer ein wenig auf ihn zurückfällt, insofern man annehmen muß daß die dem Marschall Ney gegebenen Instructionen nicht klar und bestimmt genug waren. Anders unser Geschichtschreiber! Er stellt die Lage der Preußen bei Ligny mit der größten Uebertreibung dar, läßt ihrer über 25,000 verloren gehen, schildert die Truppen Blüchers wie einen aufgelösten Haufen (wobei es freilich ein Räthsel bleibt wie sie kaum zwei Tage später bei Waterloo den Franzosen so ganz zur Unzeit wieder erscheineu konnten) — alles um dem bösen „Schicksal" die Bitterkeit der Unfälle aufzubürden, die nur von Menschenthorheit verschuldet war. „Die heldenmüthigsten Anstrengungen," ruft er voll Salbung aus, „sind unnütz oder schädlich für uns; Gottes Hand lastet auf Frankreich!"

In dem so schätzbaren Fragment das Clausewitz über den Feldzug von 1815 hinterlassen hat, sind alle die Illusionen womit die Franzosen seit einem Menschenalter sich selber und Andere zu täuschen suchen, mit unerbittlicher Ruhe und Klarheit auf ihren eigentlichen Kern zurückgeführt worden. Der große Militärschriftsteller — vor dessen Ueberlegenheit freilich, wie es scheint, die französischen Historiker nach Art des Vogel Strauß den Kopf verstecken, in dem Wahn man sehe dann ihre Unwissenheit nicht — ist dort allen den Zufällen, Unglücksverkettungen, Mißverständnissen und Schicksalstücken woraus die Franzosen die Katastrophe von 1815 entwickeln, sehr scharf zu Leibe gegangen hat die verworrenen Berichte der Betheiligten selber mit aller deutschen Geduld auseinandergelegt, und auf sehr natürlichem Wege das erklärt was die Bonapartische Selbständigkeit hier so gern dem Neid des Schicksals zurechnet oder dem Zorn Gottes „der auf Frankreich lastete." Unter den vielen feinen Bemerkungen die Clausewitz in seiner anspruchslosen Weise einstreut, ist auch mit Recht hervorgehoben daß das Verhältniß der beiden kämpfenden Theile gegenüber der früheren Zeit

völlig geändert war. Die außerordentliche Energie im Verfolgen, welcher Napoleon in seinen früheren Feldzügen so glänzende Resultate verdankt, war ein einfaches Nachschieben sehr überlegener Kräfte hinter einen ganz überwundenen Feind. Jetzt mußte er sich mit seiner Hauptmasse und namentlich mit den frischesten Corps gegen einen neuen Feind wenden, über den der Sieg erst noch erfochten werden sollte. Und wie war die Strategie dieses Feindes von der früheren verschieden! Wie sicher und entscheidend war z. B. der Griff den Blücher in seinem Marsch auf Waterloo that. Gegen alle Vorspiegelungen, sagt Clausewitz, welche in solchem Fall hergebrachte Regeln und falsche Klugheit eingeben mußten, folgte er dem gesunden Menschenverstande, entschlossen sich am 18. zu Wellington zu wenden, und lieber aus seinem Kriegstheater gewissermaßen auszuwandern als die Sachen halb zu thun.

Mit der Darstellung der Schlacht bei Waterloo selber hat es sich der französische Geschichtschreiber bequem gemacht. Alle die Exclamationen, Apostrophen, Wehklagen, „Wenn," „Aber" und „hélas" mit eingerechnet, ist dieser letzte Abschnitt von so überaus leichtem Gewicht, daß wir keinen Anstand nehmen ihn als eines so bedeutenden Werks ganz unwürdig zu bezeichnen. Die gewöhnlichste französische Eitelkeit und Oberflächlichkeit hat dabei Autordienste gethan; eben deßhalb wird aber gerade dieser Abschnitt dem nationalen Gaumen vorzugsweise wohlthun. Es ist bekannt und bedarf keines nähern Erweises daß am Morgen und Mittag des 18. Jun. auf beiden Seiten eine ungefähr gleiche Zahl (von je 70,000 Mann) zwischen Mont St. Jean und Belle Alliance den Kampf aufnahm; nur standen den Napoleonischen Kerntruppen zum Theil Recruten, junge Leute und niedersächsische Landwehren gegenüber. Bignon dagegen läßt „80,000 Mann nicht ohne Mühe in sehr starken Stellungen sich gegen 60,000 behaupten nnd dann erst mit Hülfe von 60,000 Mann Verstärkung die Offensive ergreifen." Das war, ruft er höhnisch aus, der Kern dieses so viel gerühmten Siegs! Er unterhält uns in pathetischen Worten von dem was alles geschehen sein würde wenn der Kaiser — „so groß im Unglück als im Glück" — gesiegt hätte; aber er vergißt uns zu erklären wie es denn kam daß der so große Mann nach einem so schmächtigen Siege der Gegner ohne Heer und ohne Führer nach Frankreich zurückkam, ein Flüchtling ähnlich dem Perserkönig in Lumpen und mit zerbrochenem Schwert, wie ihn die Aeschyleische Tragödie uns vorführt! Der Franzose preist die „Engländer" und ihre Tapfer-

keit — kein Wort natürlich davon daß unter diesen „fantassins immobiles et comme enracinés au sol)“ weitaus die größte Zahl Deutsche waren*), aus den kleinen Territorien, aus Hannover, Braunschweig, Nassau zusammengelesen und durch die heldenmäßige „deutsche Legion“ verstärkt. Aber freilich unter allen Bitterkeiten der Ereignisse von 1813 bis 1815 ist dem Franzosen nichts so bitter wie die unzweifelhafte Ueberlegenheit deutscher Bravour; ehe er die anerkennt, lobt er lieber noch im Aerger die Engländer.

Die Schlußworte des Werks sind nicht mehr nur apologetisch, sie nehmen ganz den salbungsreichen Ton des Panegyrikus an. Von der Stelle an wo unser Geschichtschreiber seinen Helden am Abend von Waterloo „schwere Thränen“ vergießen läßt über das „Mißgeschick Frankreichs“ bis zu dem letzten Satze, wo er ihn als Vorboten der Idee des „ewigen Friedens unter französischem Einfluß“ gewissermaßen canonisirt — haben wir keinen Maßstab geschichtlicher Beurtheilung mehr für unsern Autor. Er bietet uns ein überwiegend pathologisches Interesse, kein politisches; wir überlassen seine Banapartische Ekstase sich selber, wie einen Paroxysmus den man sich selber muß ermatten lassen. Wenn aber am Schluß des Werks auch eine politische Betrachtung die schon früher vielfach durchgeklungen, gleichsam als Moral des Ganzen wiederkehrt, so ist darauf wohl noch eine kurze Bemerkung gestattet. Die Betrachtung auf die wir hindeuten liegt in den Schlußworten: Napoleon ist heutzutage nur zu sehr gerechtfertigt, nur zu sehr gerächt; die jüngsten Erschütterungen in Europa haben über die Vergangenheit einen neuen und seltsamen Glanz verbreitet. Oder wie es an einer andern Stelle in Napoleons Munde heißt: sie werden dazu kommen ihren Sieg zu beweinen! Darnach wäre also das Bonapartische Dogma von dem Wahn befangen: die Krisis der Gegenwart enthalte eine Rechtfertigung des Kaisers, und es sei nun unser Trost und unser Glück in dieser Noth ohne Ende in dem Bonapartismus eine feste rettende Stütze zu finden. Die Sieger von 1813 bis 1815 seien durch den Erfolg gerichtet, der Flüchtling von Waterloo aber die aufrichtende Gestalt, von der es in den Wirren der Gegenwart hieße: in hoc signo vinces! Wenn dieß nicht nur die frivole Schmeichelei elyséeischer Hofleute, sondern, wie es der Gang des Werkes erwarten

*) Die Engländer selbst geben unter 50,000 Mann Infanterie 15,000 Briten an, 21,000 Deutsche, über 13,000 Niederländer und Luxemburger.

läßt, politisch historischer Ernst, ja gleichsam die Quintessenz des ganzen Werkes sein soll, so scheint uns das Ziel das der Geschichtschreiber sich gesetzt, von ihm traurig verfehlt zu sein. Denn ist nicht, durchaus im Gegensatz zu der selbstzufriedenen Meinung des Bonapartisirenden Geschichtschreibers, die ganze Staatsweisheit, gegen die wir heute ankämpfen, aus dem Boden Napoleonischer Ueberlieferungen erwachsen? Ist nicht unsere ganze bureaukratische Allweisheit, unsere polizeiliche Staatskunst, unsere nivellirende und centralisirende Liebhaberei, sammt unsern von Soldaten und Beamten überwucherten öffentlichen Zuständen, ist nicht der feindselige Haß unserer „großen Politik" gegen alles national und volkthümlich Berechtigte, die Verläugnung jedes höhern Rechtsgefühls, die affichirte Abneigung vor dem Jacobinismus bei so viel jacobinischer Gewaltsamkeit und Gewissenlosigkeit — ist nicht das alles eine schlimme Erbschaft Bonaparte'scher Zeiten, die um so härter auf uns drückt, je mehr es an der Größe der Persönlichkeiten und Charaktere fehlt die das Gehässige des Systems mildern oder verhüllen könnte? Leben wir nicht noch völlig in der geschichtlichen Strömung des Bonapartismus, wenn auch nach den Zeiten des großen Schöpfers, so doch unter dem drückenden Einfluß der kleineren Diadochen?

Diesen nachgebornen und nachgewucherten Bonapartismus zu überwältigen erscheint uns mehr die Aufgabe unserer Zeit zu sein, als, wie unser Geschichtschreiber meint, die Wiederbelebung des Bonaparte'schen Cultus. Vielleicht ist es gerade die Mission des Diadochen im Elysée, dieß aller Welt in und außer Frankreich recht handgreiflich zu demonstriren.

Louis Blanc.*)

(Allgem. Ztg. 18. u. 19. Juni 1847 Beilage Nr. 169. u. 170.)

Ein Buch von Louis Blanc weckt immer gewisse Erwartungen, zumal wenn es einen so populären und vielbehandelten Stoff wie die französische Revolution enthält. Der Geschichtschreiber der „Zehn Jahre" ist zudem in Deutschland so viel gelesen und besprochen worden daß es uns nicht wundern soll wenn auch sein neuestes Werk viel Glück unter uns machen, ja vielleicht mehr litterarische Anerkennung finden wird

*) Histoire de la revolution française. T. I. 1847.

als in Frankreich. Louis Blanc ist ein so gewandter anziehender Stylist, ein so lebendiger Darsteller daß sich unwillkürlich auch derjenige von ihm angezogen fühlen wird, dem sonst der letzte Hintergrund seines Systems ganz fern liegt.

Denn ein System, eine bestimmt durchgeführte Tendenz liegt in allen historischen Arbeiten Louis Blancs; die Geschichte ist ihm zunächst nur Mittel zum Zweck, sie soll ihm die Argumente liefern zu der socialistischen Theorie, die er im Bonsens, in der Revue de Progrès früher entwickelt, für die er neuerlich in der Geschichte der Zehn Jahre ein beredtes Plaidoyer geliefert hat. Haß gegen die Bourgeoisie, Erhebung der Interessen derjenigen Masse die Louis Blanc „peuple“ nennt, das sind in seinen historischen Büchern die leitenden Gedanken, wie sie es in seinen publicistischen Versuchen waren, und die geschichtliche Darstellung dient ihm eigentlich nur als eine detaillirte Motivirung der früher ausgesprochenen Ideen. Es kann bei einer solchen Behandlung an einseitigen und schroffen Ansichten nicht fehlen, ja die ganze Auffassung muß von durchaus subjectiven Voraussetzungen bestimmt sein, und man glaubt oft mehr die politische Discussion als die historische Erzählung zu hören, aber auch diese Richtung hat ihren Werth, wenn sie, wie bei Louis Blanc, ehrlich und consequent verfolgt wird.

Es liegt sonst im Wesen der französischen Geschichtschreibung die Thatsache frisch zu erfassen, lebendig darzustellen, und der Reflexion nur so viel Raum zu gönnen daß sie der übersichtlichen Gruppirung nicht störend in den Weg tritt und den raschen Lauf der Erzählung nicht hemmt. Louis Blanc dagegen betritt eine Bahn die seinen Landsleuten ungewohnter erscheinen wird als uns; er stellt abstracte Vordersätze auf, faßt das Detail der Thatsachen in einen Bündel zusammen und fügt sie in das dialektische Ganze seines Systems ein, mehr um zu reflectiren und zu raisonniren als um durch den leicht hingleitenden Strom anziehender Erzählung zu fesseln. Dergleichen ist uns in Deutschland nicht neu; solch abstracte Zergliederung des Factischen, solch systematisches Trennen und Verbinden der Einzelheiten, solch willkürliches Construiren des historischen Fachwerks ist unter uns noch viel schärfer ausgeprägt zu finden, und hat sich in eine noch viel dichtere Wolke scholastischer Kunstsprache eingehüllt als dieß je einem Franzosen erlaubt wäre. Louis Blanc hat natürlich sein System in einem Ton vorgetragen der dem alten und bewährten Ruhm französischer Klarheit und Präcision alle Ehre macht; der Inhalt ist aber bei all dem für

einen historischen Stoff so abstract und theoretisch, daß wir einigen Zweifel haben ob das Buch jenseits des Rheins zu einer wirklich populären Geltung gelangen wird.

Die Franzosen sind gewohnt bei der Geschichte der Revolution sogleich in medias res zu gehen; ein paar Blätter auf denen das Nothdürftige über die materielle und sittliche Lage vor 1789 zusammengedrängt ist, reichen ihnen vollkommen hin als motivirende Einleitung, und sie beeilen sich gern zum lebendigen Strom der Thatsachen zu gelangen. Es war unsere deutsche Art mehr nach dem Warum als nach dem Was und Wie zu fragen, gelehrte Untersuchungen über die vorausgegangenen unsichtbaren Bewegungen anzustellen, die historische Berechtigung der großen Katastrophe zu erforschen, indeß die Franzosen in ihren populärsten und berühmtesten Büchern bei der unmittelbaren Thatsache und dem Erfolg verweilten, selten den Vorgängen vor 1789 eine besonders einläßliche Betrachtung zu Theil werden ließen, dagegen in Darstellung der Bewegung selber eine unläugbare Ueberlegenheit bewährten. Die wenigen Bücher die einen andern Gang verfolgten und die Revolution mehr im Werden ergründeten als die gewordene schilderten, haben in Frankreich bei weitem nicht den Eindruck hervorgebracht den jede populäre Darstellung eines so populären Stoffes erwarten darf; sie blieben mehr in der Schule als im Leben.

Louis Blanc hat eine ganz neue Bahn eingeschlagen; er wagt es seinen Landsleuten mit einem corpulenten Band entgegenzutreten, der nichts als Einleitung enthält, der noch nicht einmal von der Regierung Ludwigs XVI., geschweige denn von den Ereignissen von 1789 Erwähnung thut. Freilich ist diese Einleitung so gefaßt daß eine Menge von Lebenspunkten der Revolution anticipirt und wichtige Tagesfragen darin behandelt werden; dessenungeachtet können wir uns aber lebhaft denken wie ein Franzose erschrecken mag, wenn er eine Geschichte der französischen Revolution mit Johann Huß und dem Costnitzer Concilium beginnen sieht. Wir Deutschen sind darin geduldiger; gewohnt daß unsere Geschichtschreiber mit dem Ei der Leda beginnen, werden wir nicht überrascht wenn ein französischer Historiker nur um drei kurze Jahrhunderte rückwärts greift, ehe er zu den Ereignissen von 89 gelangt; zumal wenn, wie bei Louis Blanc, die Auffassung so eigenthümlich und neu, die Darstellung so lebendig und fesselnd ist.

Mag sich nun auch hier die Hälfte des bekannten Lessing'schen Spruchs bewähren und das Neue nicht überall wahr sein, so ist doch

das Wahre das Louis Blanc bringt nicht selten neu, und trägt namentlich den herkömmlichen fast dogmatisch angenommenen Urtheilen seiner Landsleute gegenüber das scharfe Gepräge einer wesentlich abweichenden Lebensansicht. Aber selbst abgesehen von dieser Lebensansicht des Socialisten, abgesehen von den schiefen und einseitigen Voraussetzungen, denen falsche Consequenzen folgen müssen, finden sich positive Ergebnisse in dem Buche, denen man das Verdienst der Gediegenheit und treffenden Wahrheit nicht abstreiten kann. Louis Blanc hat seine Aufgabe: eine Einleitung zur Geschichte der Revolution zu schreiben, so ernst und gründlich gefaßt wie wenige seiner französischen Vorgänger; er begnügt sich nicht die Zustände Ludwigs XIV., der Regentschaft und Ludwigs XV., das Deficit und das Feudalwesen, die Sittenverdorbenheit und den geistigen Bankerott der leitenden Personen mit der literarischen Bewegung des 18ten Jahrhunderts in die bekannte Parallele zu stellen, oder eine Reihe pikanter Einzelheiten als Symptome der Auflösung herauszugreifen, sondern er geht den politischen und socialen Entwicklungen bis zu ihren Anfängen nach, verfolgt die Elemente der Revolution bis in ihre Entstehungskeime, und bestrebt sich jeden einzelnen Act der Bewegung selber, wie er in Wort und That hervortrat, aus frühern Bewegungen zu erklären. Die Hussiten, die Bauernkriege und das Jahr 1793, protestantische und jansenistische Regungen, Richelieu, Ludwig XIV. und der Regent, alle Gebiete der philosophischen, politischen und staatswirthschaftlichen Literatur werden in einer innern Verknüpfung vor uns entfaltet, Ideen und Handlungen der Revolution in ihren frühen Lebenskeimen nachgewiesen, und der ganze historische Verlauf vom 15ten bis zum 18ten Jahrhundert als eine Reihe von gewaltigen und inhaltschweren Revolutionen entwickelt. War man z. B. gewohnt bei den Arbeiten der Constituante auf Montesquieu zu verweisen, so sucht Louis Blanc in viel frühern Zeiten die befruchtenden Elemente auf aus denen sich eine Thätigkeit wie die Montesquieu'sche bilden konnte; pflegte man bei den abstracten Terroristen von 1793 an J. J. Rousseau zu erinnern, so erscheint bei Louis Blanc der Genfer Philosoph selber nur als ein Resultat lange dauernder Bewegungen, die den Boden des französischen Lebens auflockerten. Hatte man sich bisher begnügt die getrennte Entwicklung und den Gegensatz der Interessen einer besitzenden „Bourgeoisie" und eines besitzlosen „Peuple" erst nach der Revolution schärfer hervorzuheben, so trennt Louis Blanc das von Anfang an, und bemüht sich schon in

frühen Anfängen die Ausbildung des Mittelstandes als einer neuen Lebensaristokratie zu beweisen.

Bei einer so breit und tief angelegten Betrachtung kann es an Fehlgriffen dann um so weniger fehlen, wenn die Subjectivität des Geschichtschreibers von einem schroffen und einseitigen System politischer oder socialer Doctrin durchgedrungen ist; das ist aber bei Louis Blanc der Fall. Es muß ihm wohl begegnen das Einfachste in eine künstliche Verkettung zu bringen, Thatsächliches der Individualität zu opfern, Parallelen und Analogien zu finden wo keine sind, hier das Gerechtfertigte anzuklagen, dort das Verwerfliche zu rechtfertigen — alles um des Systemes willen, aus dessen engen Kreisen er sich bei Betrachtung des Vergangenen so wenig herausbewegen will, als bei Beurtheilung des Gegenwärtigen. Diese Schwächen legen aber nur gegen die Manier, nicht gegen Wissen und Willen des Geschichtschreibers ein ungünstiges Zeugniß ab, sie hindern nicht daß treffliche Wahrheiten und Lichtblicke ächt historischer Art das Verfehlte durchkreuzen, und machen das Werk bei allen Mängeln einer Berücksichtigung wohl werth.

Jenes System von dem Louis Blanc ausgeht, ist seiner historischen Darstellung wie ein Programm vorangestellt; es läßt sich von dem ganzen Buche nicht trennen, und gibt den Schlüssel zu manchen frappanten und neuen Combinationen, wie zu den Verirrungen des Geschichtschreibers. Drei große Principien, sagt er uns, theilen sich in die Welt und die Geschichte: das der Autorität, des Individualismus und der brüderlichen Einheit. Die Autorität wurde durch die katholische Kirche mit bewunderungswürdigem Glanz aufrecht erhalten und behielt ihr Uebergewicht bis auf Luther; der Individualismus, von Luther in die Welt eingeführt, hat sich mit unwiderstehlicher Gewalt ausgebreitet, hat die Arbeiten der Constituante geleitet, regiert noch die Gegenwart und ist die Seele aller Dinge; die brüderliche Gleichheit und Einheit (fraternité), durch die Denker des Bergs von 1793 verkündet, ging damals im Sturm unter und erscheint uns für jetzt nur in den entlegenen Räumen des Idealen. Hat die Autorität zur Unterdrückung geführt, weil sie die freie Persönlichkeit erstickte, so hat auch der Individualismus durch Anarchie die Unfreiheit hervorgebracht, nur die brüderliche Einheit führt zur wahren Freiheit. Weder das Papstthum noch Luther konnten die Freiheit bringen; sie waren dem Menschengeschlecht nothwendige Uebergänge der Entwicklung, aber ihre Zeit ist vorüber, und weder der Autorität noch dem Individualismus wird die

Zukunft angehören. Der Kampf des letzten Princips mit dem der brüderlichen Gleichheit trat zum erstenmal in den Ereignissen von 1789 mit furchtbarer Macht hervor; es waren eigentlich zwei Revolutionen, die eine im Sinne des Individualismus gemacht und von der constituirenden Versammlung begründet, die andere von den Männern des Bergs stürmisch begonnen und am 9. Thermidor überwältigt. Der Sieg des Individualismus knüpft sich an drei große Momente: an die lange vorbereitete Wirkung der protestantischen Bewegung worin er seine Stütze fand, an die Entwicklung des bürgerlichen Mittelstandes den er ganz erfüllte, und an die geistige Revolution des achtzehnten Jahrhunderts die überwiegend im Sinne der individualistischen Entwicklung erfolgte. Darnach wäre also die ganze einleitende Geschichte zur Revolution in drei großen Rubriken zu behandeln: Wirkungen des Protestantismus, Entwicklung der Bourgeoisie und Folgen der geistigen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts.

Es wäre nicht schwer gegen diese Auffassung Vieles und Begründetes einzuwenden, noch leichter durch einen abschreckenden Hinweis auf die „fraternité" des Jahres 1793 vornherein ängstliche Leser vor der Theorie Louis Blancs zurückzuscheuchen; wir unterlassen beides, weil es uns wesentlich darum zu thun ist die Voraussetzungen kurz und bündig anzugeben von denen der Geschichtschreiber ausgegangen ist. Die Thatsachen selber, wie er sie verknüpft, beurtheilt, zu Folgerungen ausbeutet, sind der beste Prüfstein seiner Doctrin. Er beginnt mit dem Concilium von Costnitz; dort zum erstenmal trat ja der mittelalterlichen Autorität mit nachhaltigem Erfolge Huß gegenüber, in dem Louis Blanc den ersten Vertreter der brüderlichen Einigung begrüßt, wie sie die Männer von 1793 verfochten. Die Taboriten in ihrer wildesten Gestalt erscheinen ihm als die ächten Träger der Fraternité, die gemäßigten Calixtiner fertigt er als „Thermidorianer" ab, und den ganzen ungeheuren Kampf der sich an den Tod des böhmischen Reformators anlehnt, sieht er nur als ein Vorspiel des späteren Ringens, als den ersten gewaltigen Stoß des Princips der „Brüderlichkeit" an. Wir glauben kaum daß sich ein besseres Beispiel wählen läßt als gleich dieß erste, um die Schiefheit und Verschrobenheit einer Lehre zu zeichnen die den Thatsachen Gewalt anthun muß um sie ihrem System dienstbar zu machen. Gab es wohl einen stärkeren Vertreter jenes Individualismus den Louis Blanc so sehr verpönt, als eben jenen böhmischen Prediger, der seine individuelle Vernunft der gesammten

Autorität und Ueberlieferung der Kirche entgegenstellte; gab es einen schärferen Gegensatz zur Brüderlichkeit und Gleichheit, als jene von Anfang an wesentlich czechische, in engen Nationalantipathien ebenso tief als in religiösen Ideen wurzelnde Revolution der Hussiten? Wollte man die ausgeprägteste Ausschließlichkeit, das beschränkte und schroffe Hervortreten des religiösen und volksthümlichen Individualismus durch ein Beispiel erläutern, so gäbe es kaum ein schlagenderes als Huß und die Hussitenkriege — die Louis Blanc als die erste Morgenröthe der „fraternité“ verherrlichen will!

Solche Mißbildungen werden immer entstehen, wenn die Geschichte auf das Prokrustesbett der Parteiansicht gespannt werden soll, und Louis Blanc hat den Beweis vielfach geliefert daß man die Quellen lesen, sehr scharfsinnig sein und deßwegen doch arge Mißgriffe in Menge begehen kann. Man kann nicht läugnen daß er die Entwicklung und Wirksamkeit Luthers mit Sachkenntniß und aller lebendigen Frische anschaulich macht, ja wir geben zu daß er in die einzelnen Momente der deutschen Bewegung oft richtiger hineinschaut als wir es von einem Franzosen erwarteten; den eigentlichen Kern der Reformation hat er aber ebenso sehr mißverstanden wie alle diejenigen die Luthers Natur und Entwicklung nach dem dürftigen Maßstab irgend einer modernen politischen Doctrin beurtheilen. Man kann weit davon entfernt sein den Ton zu billigen worin Luther die Revolution der Bauern begrüßte, oder die unverkennbare Hinneigung die ihn zur landesfürstlichen Sache hinüberzog zu vertreten, aber man wird sich deßwegen doch um nichts mehr für die Thomas Münzer und Consorten wie für Vorläufer einer neuen glücklicheren Weltentwicklung begeistern. Uns erscheint die Sache der Bauern von 1525 als die gerechteste und geschichtlich am meisten begründete, die sich je in einer Revolution geltend machte; wir halten es aber gleichwohl für eine Sünde an der Geschichte die Fanatiker von Orlamünde oder den Schneiderkönig von Münster sammt allen verlornen Posten der Anarchie und des Materialismus als Vorboten einer goldenen Aera zu preisen, oder sie mit dem Heiligenschein des Märtyrerthums zu umkleiden. Bei Luther wurzelte die ganze Reformation auf einem so innerlichen und mystischen Grunde, daß ein Anschließen an jene wild anarchischen Bewegungen der Zeit nur durch ein Verleugnen seiner ganzen Natur und Entwicklung möglich war; hier Berechnung, Politik vorauszusetzen, wie Louis Blanc thut (S. 39. 52), ist ein ebenso großer historischer Trugschluß, wie es ein politischer

Fehlgriff ist in den Taboriten, Anabaptisten und Jacobinern die Vorläufer des schönen Zeitalters zu begrüßen, womit Louis Blanc und seine Freunde die nachgebornen Generationen beglücken wollen.

In arger Ungnade bei unserem Geschichtschreiber steht der Calvinismus, es ist ihm die Lehre der Unterdrückung, der militärischen Feudalität, der aristokratischen Regierungformen. Die harten und schroffen Züge in dem Wesen und der Lehre des Genfer Reformators hebt er mit Nachdruck hervor, und gestaltet aus ihnen ein einseitiges und abschreckendes Bild, das mit der historischen Wahrheit nur sehr entfernte Aehnlichkeit hat. Wir können es wohl begreiflich finden wie die festen und gemessenen Formen der calvinischen Republik, die finstern Dogmen der calvinischen Lehre, die strengen Satzungen der calvinischen Sitte einem Geschlecht widerwärtig erscheinen müssen das in politischer, religiöser und sittlicher Anarchie wild aufgeschossen ist, aber daß diese Abneigung die schlichte Ansicht der Dinge so stark trüben und zu den inconsequentesten Urtheilen verleiten müsse, das will uns nicht recht einleuchten. Louis Blanc, der das blutige Andenken hussitischer und anabaptistischer Führer mit einem Heiligenschein umkleidet, der die Mörder von 1793 als die Träger der ächten Freiheit und Brüderlichkeit bewundert, wird beim Anblick calvinischer Strenge und Starrheit plötzlich von einem humanen Grauen ergriffen; er der in den gräulichsten Excessen des Fanatismus mit durchdringendem Scharfsinn große Principien entdeckt, wird auf einmal blutscheu, und zählt dem calvinischen Fanatismus vorwurfsvoll seine Opfer vor. Wir waren bisher der Ansicht der Gräuelthaten wie sie die Zeiten Heinrichs II. bis auf Heinrich IV. aufweisen, seien durch die sittliche Verdorbenheit des Hofs und der höheren Stände, durch die Geschichte und Natur des Volkes, in dem die Elemente eines Religions- und Bürgerkriegs längst reif geworden waren, hinlänglich aufgeklärt; Louis Blanc belehrt uns daß es der Calvinismus war der durch die schroffe Ausbildung des Individualismus zum Mord nothwendig habe führen müssen (S. 74)! Natürlich; die Valois sind vom Calvinismus angesteckt, wenn sie mit raffinirter Wollust morden, Katharina von Medicis hat das Programm zur Bartholomäusnacht aus calvinischen Mustern entnommen, und Clement wie Ravaillac sind zu Genf gebildet worden. Umgekehrt sind die Träger der „fraternité“, durch die Louis Blanc über die Welt das wahre Reich der Asträa bringen will, die Taboriten, Anabaptisten und Jacobiner von blutigem Fanatismus ganz frei gewesen; es gibt

keine Mitrailladen und Noyaden mehr, oder wenn es dergleichen gibt, ist der Calvinismus der Urquell!

Es ist immer ein Zeichen von befangenem Sinn und einer getrübten Auffassung des Lebens, wenn man einer einzelnen politischen oder religiösen Entwicklung Gräuel und Blutthaten vorzugsweise zurechnet; die Menschen bleiben immer dieselben, mag sie kirchlicher oder antikirchlicher, monarchischer oder demokratischer Fanatismus beirren, und es wird stets ein undankbares Geschäft sein zwischen den blutigen Opfern der Inquisition und Revolution, den Justizmordthaten der weißen und rothen Jacobiner scharfe Abrechnung zu halten. Um so thörichter sind Urtheile wie die Louis Blancs; sie wecken schlimmen Verdacht gegen ein System das die einfachen Lebensverhältnisse so künstlich verschieben muß, um sie mit den beliebten Consequenzen in Einklang zu bringen. Diese Consequenzen sind bald richtig, bald verkehrt; wo sie richtig sind, bedurfte es des Aufwandes von Dialektik und der wunderlichen Irrwege historischer Combination durchaus nicht; man konnte mit nüchterner Betrachtung der Thatsachen zu demselben Resultat gelangen. Richtig ist daß die protestantische Entwicklung auch auf Frankreich ihren mächtigen Einfluß übte, daß sie auch dort den Individualismus gegenüber der Autorität geltend machte, daß sie zur Lehre von der kirchlichen Duldung, zum philosophischen Rationalismus den ersten Anstoß gab — lauter Wahrheiten zu denen Louis Blanc ohne großen Aufwand von Beweisen und ohne doctrinäre Abschweifungen hätte gelangen können.

Es bedarf kaum einer ausdrücklichen Versicherung daß Blancs Urtheile über die katholische Entwicklung um nichts wohlwollender sind als die über die protestantische; höchstens wird die Ligue deßwegen etwas günstiger angesehen weil in ihr demokratische Elemente revolutionärer Art unverhüllt hervortreten. Das Religiöse überhaupt, so weit es sich in den verschiedenen christlichen Kirchen ausgebildet hat, erfreut sich bei unserem Geschichtschreiber keiner besondern Gunst; er gibt sich nicht einmal die Mühe es in seinen innerlichen Momenten zu verstehen, geschweige denn mit parteilosem Ernst darzustellen. Es scheint fast als seien nur solche kirchliche Bildungen vor seiner Anschauung die richtigen wie sie Taboriten, Wiedertäufer und die Anbeter der déesse Raison erschaffen haben; in ihnen findet er die Elemente ächter Freiheit und Brüderlichkeit, die er dem Katholicismus, dem Lutherthum und dem Calvinismus mit allen Wendungen unhistorischer Dialektik

abzustreiten sucht. Gern überlassen wir dem französischen Geschichtschreiber den Ruhm einer ganz ausnehmenden Scharfsichtigkeit, die in wüsten Verirrungen des politischen und kirchlichen Fanatismus oder in den Orgien der toll gewordenen „Vernunft" die Anfänge einer schönen brüderlichen Zeit zu erkennen vermag, nur erlaube man uns eine Bemerkung die manche Auswüchse der heutigen historischen Literatur berührt. Man wird es loben wenn gegenüber verjährten Vorurtheilen sich eine apologetische Neigung lebhaft und entschieden geltend macht, wenn bei Behandlung des Bauernkrieges, der Schreckenszeit und ähnlicher Partien an die Stelle der unverständig verletzenden und verdammenden Manier eine nüchterne und unbefangene Beurtheilung getreten ist; aber höchst widerwärtig ist die paradoxe Sucht der früheren Verketzerung eine Anbetung, dem blinden und wüthenden Tadel ein vergötterndes Preisen entgegenzusetzen. War es der Geschichte unwürdig wenn früher die Bauernkriege kurzweg mit loyaler Salbung in Bausch und Bogen verurtheilt, oder die Männer von 1793 sammt und sonders in die bequeme Rubrik der Verbrecher und Blutsäufer geworfen wurden, so wird der gesunde Sinn für Wahrheit durch die moderne Sucht einen Thomas Münzer zu idealisiren und die Guillotine zu „vergolden" in nicht geringerem Maße beleidigt. Eins wie das andere steht Rabulisten besser an als Geschichtschreibern; jene mögen allenfalls (nach Vansens Vorschrift in Goethe's Egmont) „hineinverhören", diese sollten unter allen Umständen nur herausverhören.

Diese Bemerkungen finden in Deutschland so gut ihre Belege wie in Frankreich; ja die deutsche Nachahmerei hat sich jener Neigung zu retten und zu rechtfertigen mit noch viel mehr Tactlosigkeit und Frivolität hingegeben als selbst die französischen Muster. Hätten diese Erzeugnisse eines mißverstandenen Strebens originell zu sein nur wenigstens die Klippen der Vorgänger gemieden, wären sie nur wenigstens nicht in den verdammenden und inquisitorischen Ton den sie anklagen ihrerseits zurückgefallen! Aber bezeichnend genug häufen diese modernen Apologeten des Anabaptismus und Terrorismus auf Kirche, Gläubigkeit, Ordnung und gesetzliche Entwicklung ebenso widersinnige und verkehrte Anklagen wie früher von den ungeschickten Kämpen der Erhaltung auf der andern Seite geschehen ist. Diesem Vorwurf kann sich auch Louis Blanc nicht entziehen; er ist Parteimann, wird man freilich sagen, aber auch der Parteimann soll sich den gesunden Blick in die wirkliche Lage der Dinge nicht trüben lassen, und er kann es vermeiden

wenn er den ernstlichen Willen dazu hat. Das beweist uns Louis Blanc in andern Theilen seines Werks die eines Historikers wohl würdig sind; ja selbst in dem ersten Abschnitt, der die kirchliche Entwickelung behandelt, sonst dem schwächsten und mißlungensten Theil des Buchs, sind Partien durch die mehr Ehre zu erwerben war als durch alle blendende Sophistik socialistischer Doctrin. So schildert Louis Blanc die Publicistik die sich an die Reformationszeit anlehnte, nach ihren verschiedenen Tendenzen des Absolutismus, der beschränkten Monarchie und der reinen Demokratie; man sieht daraus, wie aus der anziehenden Charakteristik von Montaigne und Rabelais, daß seit dem sechzehnten Jahrhundert die Gegensätze politischer Systeme mit Lebhaftigkeit und Schärfe erörtert wurden, so daß wenigstens in der literarischen Debatte eine dauernde Ueberlieferung von Ideen stattfand die sich mit den herrschenden politischen Formen in Widerspruch setzten.

Anziehender und viel gelungener ist der zweite Theil des Bandes, der das Aufstreben des bürgerlichen Mittelstandes bis zur Revolution bespricht; wir bewegen uns hier auf dem Boden der Geschichte, nicht der socialistischen Doctrin, und wenn auch die Subjectivität des Geschichtschreibers in dem Haß gegen den Mittelstand stark durchschlägt, so ist doch die Beurtheilung nicht trüb und befangen. Unter Bourgeoisie versteht Louis Blanc, nach seiner eigenen Erklärung, die Vereinigung von Bürgern, die, Werkzeuge der Arbeit oder ein Capital besitzend, mit eigenthümlichen Hülfsquellen arbeiten und nur in gewissem Sinn von einem andern abhängen; unter „Volk" begreift er die andern, die ohne den Besitz eines Capitals ganz von einem andern abhängen, und zwar selbst in Dingen welche die ersten Bedürfnisse des Lebens berühren. Jene Bourgeoisie hat sich namentlich in Frankreich auf eine wunderbare Weise entwickelt; selbst Louis Blanc muß zugeben daß sie große Gedanken gefaßt, der Sache der Menschheit große Dienste geleistet, und mit Unterstützung des Volkes gewaltige Dinge vollführt habe. Aber er tadelt ihren Egoismus, womit sie sich von ihrem Verbündeten „dem Volk" im Moment des Sieges seit 1789 getrennt habe, statt sich mit ihm brüderlich zu vereinigen; er zeichnet in harten Zügen die scheinbare und erlogene Freiheit des hungernden Proletariats, und vermag selbst über die feudale Abhängigkeit des Mittelalters mit Wärme und Vorliebe zu sprechen, wenn er sie mit der schlimmeren Leibeigenschaft heutiger Zeiten vergleicht. „Das was die Sklaven, sagt er, an Würde weniger besaßen, ward

ihnen an Sicherheit ersetzt. Sie konnten ohne Zagen an den nächsten Tag denken. Wenn sie unter hartem Druck seufzten, sahen sie dieser Tyrannei wenigstens ins Angesicht, sie berührten sie gewissermaßen mit den Händen, sie konnten sie mit ihrem eigenen Namen bezeichnen. Ist aber nicht die viel drückender die man heutzutage mit dem erschreckenden und unbestimmten Worte Elend bezeichnet! Die Freiheit mit dem Elend und der Vereinzelung ist auch Sklaverei, und was für eine! Der Despotismus des Lehenwesens lag in den Menschen, der des Mittelstandes liegt in den Verhältnissen; es ist ein geheimnißvoller Druck, den man überall fühlt, nirgends sieht, und in dessen Mitte der Dürftige sich verkümmern sieht, ohne das Uebel nennen zu können das ihn tödtet."

Die Ursachen jener mächtigen Entwicklung des bürgerlichen Mittelstandes sucht Louis Blanc namentlich in dem Genuß bürgerlicher Rechte, dessen sich die alten Communen erfreuten, in der politischen Stellung derselben auf den Reichstagen, in dem Einfluß der Parlamente, und in der industriellen Selbständigkeit die ihnen durch die Zünfte gesichert war. Mit den Communen, sagt Louis Blanc, hat die Bourgeoisie das aristokratische Lehenswesen gestürzt, mit den Reichsständen hat sie sich das Königthum dienstbar gemacht, mit den Parlamenten das Joch der Kirche abgeschüttelt, mit den Zünften und Meisterrechten die Masse beherrscht. In dieser Reihenfolge wird dann der Stoff vertheilt, das städtische Wesen, die Stände, Parlamente ihren einzelnen Wirkungen nach betrachtet, und der gleichzeitig wirkende Einfluß von Männern wie Richelieu und Colbert in Verbindung damit geschildert. Es ist unläugbar daß die Communen schon im Mittelalter durch ihre corporative Stärke dem feudalen Adel gegenüber das bürgerliche Element in dauernder Geltung erhielten; wie mußte ihre Macht erst zunehmen, seit das Geld in ihre Cassen floß, seit Handel und Industrie das materielle Uebergewicht unverkennbar in ihre Wagschale legten. Indessen, wie Louis Blanc richtig bemerkt, in dem Augenblick wo das Lehenswesen völlig erliegt, ist es nicht der Mittelstand an den die Erbschaft zunächst fällt, sondern das Königthum. Aber Geduld; die Logik der Geschichte behält zuletzt Recht. Sobald die Philosophen des Mittelstandes ihr Werk vollendet haben, bricht eine Revolution aus, und den Tag nachher findet man den Thron umgeworfen, die Herrschaft der Bourgeoisie aufgerichtet.

Daß dazu auch die ständischen Institute ihr Theil beitrugen, ist unläugbar; sowenig es ihnen gelang vor 1789 in die großen Ver-

hältnisse wirksam einzugreifen, so lag doch in ihnen eine fortwährend lebendige Tradition von Ideen, die der absoluten Monarchie direct entgegenstanden. Der Gedanke daß eine Versammlung das ganze Reich compact und einig vertrete, war viel älter als vom Jahr 1789; das Princip einer ständischen Allgewalt, auch wenn es sich erst 1789 den Sieg errang, schlug schon lange zuvor in den Gemüthern um so festere Wurzel, je ungenügender sich die Formen der absoluten Monarchie seit den letzten Tagen Ludwig XIV. erwiesen. Mehr aber als diese Institutionen, die doch nur mittelbar erregten und den Zusammenhang lebendig erhielten, trug zum Gedeihen des Mittelstandes eine Politik wie die Richelieu's bei. Alle privilegirten Stände der mittelalterlichen Zeit verloren, nur der arbeitende, industrielle und kaufmännische Theil der Bevölkerung gewann. Man sah die feudale Aristokratie überwältigt, die faustrechtliche Anarchie durch Bestimmungen der Sicherheit und Ordnung gebrochen, die privilegirten Körperschaften politischen und kirchlichen Ursprungs ihrer Autonomie beraubt, und nur eine Classe hob sich ganz fühlbar, der Fabricant, der Kaufmann und Geldspeculant, der wissenschaftlich oder praktisch Gebildete, dessen Kräfte der neugegründete Staat der Intelligenz nicht mehr entbehren konnte. Denn es ist nicht zu übersehen daß seit Richelieu bei Besetzung der wichtigsten Stellen das Talent vor der Geburt durchgängig den Vorrang behauptete, daß der Vernichter der Lehensaristokratie zugleich der Schöpfer der Académie française und der Förderer der politischen Presse (durch die Gazette de France) geworden. Louis Blanc hebt es als charakteristisch hervor daß der stolze Cardinal, der sich weigerte vor der Königin Mutter aufzustehen, zugleich mit Dichtern und Kritikern aufs vertrauteste verkehrte, und daß derselbe Mann, der die Todesurtheile des stolzen Adels unterzeichnete, mit ängstlicher Spannung dem Urtheil entgegenlauschte welches das Pariser Parterre über eine seiner dramatischen Arbeiten fällen würde. Dabei war er frei von den kirchlichen Neigungen und Abneigungen, die seine Stellung als Kirchenfürst hätte wecken können; er haßte die Protestanten nur als politische Partei, ihren religiösen Glauben betrachtete er mit Gleichgültigkeit. Denn, wie Louis Blanc richtig sagt, er war vor allem Minister und kannte keinen andern Fanatismus als den der Staatsraison.

Eine kirchliche Bewegung aus verwandter Quelle, wenn auch ganz eigenthümlich entwickelt, warf sich bald nach Richelieu mitten

in den Gang der politischen Angelegenheiten hinein, und wuchs zu einem mächtigen Gährungselement, dessen Opposition gegen Staat und Kirche noch in den Männern der Constituante fortlebte; wir meinen den Jansenismus. Es bedarf kaum der Bemerkung daß Louis Blanc, bei der durchgreifenden Ungunst womit er die kirchlichen Bildungsformen betrachtet, der Schule von Portroyal nicht geneigter ist als deren Gegnern; vielmehr wird von ihm über die ernsten Denker und Schwärmer der jansenistischen Schule ein Gericht gehalten, wie es ein Schüler Loyola's nicht strenger halten könnte, und selbst die Bewunderung die ihm ein Meisterwerk wie Pascals lettres d'un provincial unwillkürlich abzwingt, wird durch die Verstimmung über die ganze Richtung getrübt. Zwei Dinge sind es die dem Geschichtschreiber, auch wenn er es nicht eingesteht, ganz besonders widerstreben: zuerst sieht er in den Jansenisten verkappte Schüler Calvins, dessen Dogma, Moral und Politik ja von ihm aufs bitterste gehaßt wird, und dann wuchs in seinen Augen durch den Jansenismus dem höhern Mittelstand eine bedeutende Stärke zu, die ihn eben so sehr geistig und sittlich unterstützte wie derselbe seit Richelieu anfing materiell zu gedeihen. Was aber zur Erhebung der Bourgeoisie beigetragen hat, ist einmal in Louis Blancs Augen gerichtet; selten daß einzelne große Seiten ihm so imponiren, daß sein Urtheil wenigstens nicht ganz ungerecht ausfällt.

Bei Richelieu war dieß der Fall gewesen; die geistige Größe und Einheit dieses staatsmännischen Charakters macht selbst auf den socialistischen Schriftsteller einen gewaltigen Eindruck, und sein mächtiges, fruchtbares Wirken für Frankreichs Größe trifft mit Louis Blancs nationalen Sympathien zusammen. Auch Colberts Thätigkeit lockt ihm einen aufrichtigen Tribut der Bewunderung ab; so wenig ihm der Erfolg, das Aufblühen des Mittelstandes, zusagen will, so sehr erkennt er die geistige Ueberlegenheit und Umsicht des Mannes an, und bezeichnet ihn in seinem Wirken dem Bürgerstand gegenüber als den „Richelieu des Friedens."

Indem er die einzelnen Handlungen des Mannes, wodurch die französische Industrie geschaffen ward, durchgeht, wehrt er die Vorwürfe ab welche der Mittelstand des 18. Jahrhunderts, namentlich die physiokratische Schule, dem Andenken Colberts machte; wo wäre, ruft er aus, heutzutage die Bourgeoisie, wenn Colbert sie schwach, unwissend und ungeübt den Zufällen der fremden Concurrenz überlassen, wenn er nicht zweiundzwanzig Jahre lang täglich sechzehn

Stunden an seinen Tarifen, Zollsätzen und Verhandlungen gearbeitet hätte. Jene Freiheit die man preist, so schließt unser Geschichtschreiber und gewiß mit Recht, setzt einen Frieden der Nationen, ein Erlöschen der Rivalitäten, eine Vereinigung aller Völker zu einer unermeßlichen Familie voraus, sie ist eine Wohlthat die aus dem System der brüderlichen Einheit entspringt. Aber der Krieg veranlaßt nothwendig abgeschiedene Lager, und die Concurrenz ist ein Krieg die Oekonomisten urtheilen also inconsequent, denn sie verlangen eine Freiheit deren Grundbedingung jene Brüderlichkeit wäre, die sie doch politisch verwerfen.

Colberts Verdienst schreibt Louis Blanc das Aufblühen der Monarchie Ludwigs XIV. vorzugsweise zu; sein Abtreten vom politischen Schauplatz wird ein Wendepunkt für das absolute System. Während der Mittelstand auf dem von Colbert vorgezeichneten Weg eiligen Schrittes der Revolution entgegenging, ging die Monarchie abwärts, seit sie sich selbst überlassen war; ohne Colbert wußte Ludwig XIV. seinen Stolz nicht mehr zu gebrauchen, und vom Königthum blieb nichts übrig als der König. Den Einfluß dieses Königs schildert Louis Blanc in raschen, lebendigen Zügen; er nennt ihn den Zerstörer der absoluten Monarchie, und schreibt ihm vorzugsweise die Zustände materiellen und moralischen Mißcredits zu welche in den Zeiten der Regentschaft vor aller Welt zu Tage lagen. Unter allen wechselnden Verhältnissen wuchs aber der Einfluß des Mittelstandes; er fand einen Führer in dem Hause Orleans, das mit ihm und zum Theil durch ihn groß geworden ist. Die ältere Linie Bourbon stützte sich auf die Jesuiten, die Militärmacht, den Adel; die jüngere schaarte um sich die Jansenisten, Protestanten und Philosophen, die bürgerliche Macht und die Industriellen; seit langer Zeit war die Allianz zwischen dem Hause Orleans und der Bourgeoisie vorbereitet; sie ward nach dem Tode Ludwigs XIV. besiegelt, als man dessen Testament umwarf und ein neues System der Politik befolgte. Doch nur im Innern, fügt er hinzu, war das Verfahren der Regentschaft für den Mittelstand entschieden ermunternd; nach außen wurden Colonien, Seemacht in rein persönlichem Interesse der falschen Freundschaft Englands geopfert. So schwankte die Bourgeoisie zwischen zwei entgegengesetzten Bewegungen, einer im Innern die sie begünstigte, und einer von außen her die ihr nachtheilig war. Diese doppelseitige und weitsprechende Politik charakterisirt die historische Rolle welche die Orleans in diesem Lande spielen.

Für die innern Verhältnisse unter der Regentschaft bietet das System von Law natürlich den fruchtbarsten Stoff; doch beutet ihn Louis Blanc weniger von der historischen als national-ökonomischen Seite aus. Was er früher in seiner Schrift über die Organisation der Arbeit und in seinen journalistischen Aufsätzen niedergelegt hat, wird hier auf gegebene Verhältnisse angewandt und das System Law's in seinen theoretischen Sätzen durchaus gerechtfertigt. Der Abschnitt ist mehr ein glänzendes Plaidoyer als eine historische Darstellung; mit Sachkenntniß und dialektischer Gewandtheit wird die Theorie des Schotten aufrecht erhalten und alles Mißlingen nur auf die Ausführung geschoben, die durch perfide Gegenminen der Feinde Law's herbeigeführt sein soll. Für den Finanzmann wird freilich die Frage ob Law gleich anfangs leichtsinnig und schwindelnd sein ungeheures Va-Banque-Spiel unternahm, oder ob er dabei ehrlichen Glaubens war und von richtigen Voraussetzungen ausging, immer noch einer Untersuchung werth sein; der Geschichtschreiber sollte sich aber an Thatsachen halten, die zu Tage liegen und mit dem relativen Werth der Law'schen Theorie nichts zu thun haben. Thatsache war es aber daß die Anwendung des Systems von vornherein durchaus gewissenlos und unwürdig war, daß man mit dem Wohlstand und der Moralität eines Volkes ein Lotteriespiel der empörendsten Art versuchte, in dessen Gefolge der sittliche Nachtheil sich noch greller herausstellte als der materielle. Doch ist es richtig daß auch hier der geringere Nachtheil dem Mittelstande zufiel, während die Aristokratie in Kirche und Staat den größten Theil der Kosten trug. Denn es ist ein hartes aber wahres Urtheil das Louis Blanc ausspricht: Ludwig XI. hatte den Adel in Schranken gehalten, Richelieu decimirte ihn, unter dem Regenten entehrte er sich selber. Freilich war unter dem Regenten die auswärtige Politik in einem Geist geleitet der den kaum aufstrebenden Interessen des Mittelstandes durchaus zuwiderlief; was im Innern gefördert war, zerstörte das abhängige Verhältniß zu England, das bei dem Regenten und seinem Cardinal Dubois auf den unlautersten Motiven beruhte. Louis Blanc rühmt das Streben Ludwigs XIV. die kleinen Staaten an sich zu fesseln, Oesterreich zu bekämpfen, Holland zu erniedrigen und England im Innern zu beschäftigen, als eine tiefe und ächt französische Politik; die Stellung des Regenten, der sich Spanien entfremdete und an England kettete, wird in pikanter Weise mit der Geschichte der Bourgeoisie und des Hauses

Orleans in enge Verknüpfung gebracht, und manch malitiöser Seitenblick den Zuständen der Gegenwart zugewendet.

Der letzte Theil des Buches behandelt die geistige Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie in den mannichfaltigsten Gestalten von den „Philosophen" vertreten war. Jeder Einzelne, sagt Louis Blanc, kämpfte mit den Waffen die ihm insbesondere eigen waren; der eine als Deist, der andere als Atheist, wieder ein anderer als Schüler von Spinoza. Man wunderte sich daher nicht wenn wir von den einzelnen philosophischen Doctrinen Rechenschaft geben, denn wir werden diese geschiedenen Wege der Theorie auch später im Leben wieder finden, wenn mit furchtbaren Leidenschaften verkettet die epicuräische Philosophie Dantons, der Atheismus von Anacharsis Cloots, der Deismus Robespierre's an uns vorüberzieht. Auch hier trennt der Geschichtschreiber die beiden Schulen des Individualismus und der brüderlichen Einheit; Vertreter der letztern sind ihm Morelly, J. J. Rousseau und Mably; zur erstern rechnet er besonders Voltaire, die Encyclopädisten Montesquieu und Turgot. Sie schuf Mirabeau, sie herrschte in der constituirenden Versammlung, sie erschien vom Convente kaum erdrückt nach dem 9. Thermidor von Neuem, sie stürzte das Kaiserreich, nannte sich unter der Restauration Liberalismus und sitzt heutzutage am Ruder.

Es läßt sich denken daß die Chorführer dieser Richtung von Louis Blanc nicht mit der überwiegenden Gunst behandelt werden die ihnen sonst in den meisten französischen Geschichtsbüchern zu Theil wird; vielmehr wird strenge Abrechnung mit ihnen gehalten, von Voltaire namentlich und den Encyclopädisten ein Bild entworfen das zwar nicht gerade schmeichelt, aber der Wahrheit um so näher kommt. Es ist den Lesern Voltaire's bekannt wie demüthig sich der himmelstürmende Feind der kirchlichen Autorität vor der weltlichen beugt, wie kriechend und unterwürfig er Monarchie und Monarchen anbetet, wie eifrig er sich bemüht dem Königthum die Dienste der Philosophie um billigsten Preis anzubieten. Dergleichen Schwächen und Inconsequenzen haben seine Biographen gern mit Nachsicht umgangen, sie zeigten uns den kühnen Reformator und sagten uns kein Wort von dem epikuräischen Höfling der so gern den grand seigneur spielte und von einer tiefen Verachtung gegen das Volk erfüllt war. Louis Blanc hat nicht versäumt dieß alles scharf zu betonen, ohne deßwegen die Bedeutung nach oben zu verkennen, die gerade durch die höfische

und servile Stellung Voltaire's seinen Schriften gesichert war; aber er liest mit unerbittlicher Sorgfalt aus seinen Briefen alle die ultramonarchischen Hofmannsphrasen heraus welche die politische Haltungslosigkeit des Philosophen von Ferney charakterisiren können. Auch der Rest von encyclopädistischen Freunden wird ohne Vorliebe aber meist scharf und treffend geschildert; J. J. Rousseau natürlich mit Begeisterung aufgefaßt, Montesquieu und seine constitutionelle Monarchie mit unverhohlenem Widerwillen aufgenommen. Der ganze Abschnitt über den Verfasser des Esprit des lois ist fast mehr eine polemische Diatribe gegen das constitutionelle System als eine historische Charakteristik.

Vortrefflich sind die dazwischen eingestreuten Schilderungen der materiellen Zustände in den letzten Tagen der alten Monarchie. Nicht nur die bekannten Verhältnisse wie sie sich auf der Oberfläche des Hof- und Regentenlebens zeigen, werden in gedrängter Uebersicht beredt und lebendig zusammengefaßt, sondern auch der Mechanismus der Verwaltung, das Finanzwesen in seinem Detail, das Besteuerungssystem in seinen drückenden Folgen werden so scharf und eindringlich gezeichnet wie das bisher in keiner Geschichte der Revolution geschehen ist. Wo gegebene historische Zustände schlicht zu schildern sind, trifft Louis Blanc meistens das Rechte; wo aber nur irgend ein Spielraum für seine Doctrin übrig bleibt, da muß freilich die geschichtliche Unbefangenheit vor der Schultendenz weichen. So sind die Schilderungen der materiellen Zustände historisch treu; unmittelbar darauf folgt eine Charakteristik der Physiokraten, und da müssen natürlich gegen Bourgeoisie und Individualismus wieder alle Schleußen der Polemik eröffnet werden. Turgot namentlich gilt dem Geschichtschreiber als der Schöpfer des industriellen laissez-faire, unter dem die Gegenwart leide; seiner Theorie und seiner ministeriellen Praxis wird der harte Vorwurf gemacht jenen Liberalismus des reichen Mittelstandes begründet zu haben der dem armen Volk die abstracte Freiheit in der Theorie gewährt, und es in der Praxis dem Hunger und Elend preisgibt. Doch ist Louis Blanc billig genug diese Richtung nicht ganz zu verdammen; es war, so urtheilt er, gegen die Autorität eine gewaltige Reaction des Individualismus nothwendig und wenn eine Ruthe nach einer Seite zu stark gebogen, muß man sie nach der andern Seite noch stärker biegen — das ist das Gesetz aller Revolutionen. Turgot selbst rühmt er als einen edlen

Bürger und uneigennützigen Beamten, der in seinem kleinen Wirkungskreise im Limousin ganz im Gegensatze zu seiner Theorie mild, väterlich und wie ein Schutzgeist der Armen verfuhr. In einer Instruction schrieb er die bewunderungswürdigen Worte: die Erleichterung der Leidenden ist die Pflicht aller und die Angelegenheit aller, und doch schuf er jene Theorie der Concurrenz, die das Loos der Armen dem Zufall anheimgibt. Ueber die verderblichen Folgen dieser Concurrenz spricht sich Louis Blanc ausführlich aus; sie erscheint ihm als eine der wesentlichsten Quellen des modernen Pauperismus und ihre Losung, das laissez-faire, meint er, sei für den Besitzlosen ein wahres laissez-mourir geworden.

Wie sich danach bei Louis Blanc das summarische Urtheil über den Gang der Revolution feststellt, läßt sich erwarten. Nach jenem angedeuteten Gesetz aller Revolutionen haben sich auch die Ereignisse von 1789 entwickelt; man hat ein schlechtes Princip verlassen und sich ohne Vorsicht und Rückhalt in das Gegentheil hineingestürzt. Am Abend vor der Revolution, sagt er am Schluß des ersten Bandes, war Frankreich gerüstet sich gegen die Intoleranz Bürgschaften zu suchen in dem Skepticismus, gegen die absolute Gewalt sich zu schützen durch die constitutionelle Anarchie, gegen das Monopol eine Abwehr zu finden in der Isolirung. Die Lehre des Individualismus war freilich die einzige die damals gehörig ausgearbeitet war, aber man hat gesehen daß auch die Sache der brüderlichen Einheit unter den Philosophen und Publicisten der Verfechter nicht entbehrte. So theilte sich denn die Revolution in zwei Acte, wovon der letzte nichts als eine gewaltsame, schreckliche aber zugleich großartige und wunderbare Protestation enthielt.

Diesen letzten Act wird Louis Blanc Gelegenheit haben im Lauf seines Werkes ausführlich zu behandeln; wir sind dann begierig wie weit es ihm gelingen wird die „fraternité" des Wohlfahrtsausschusses und die Beglückungstheorie der Robespierre und St. Just in einem verführerischen Lichte erscheinen zu lassen.

III. u. IV. Band Paris 1852. 1853.

(Allgm. Ztg. 6. u. 7. März 1853 Beilage Nr. 65. u. 66.)

Es liegen fast sechs Jahre zwischen dem Erscheinen der zwei ersten Bände des Werks von Louis Blanc (1847) und den beiden folgenden

— und was für sechs Jahre! Damals stand Louis Blanc in der Blüthe seines Ruhmes und seiner Popularität; was man auch von dem Werth seiner histoire de dix ans urtheilen mochte, einen ungeheuren Erfolg hatte sie in den verschiedensten Kreisen gehabt, und war nicht das unbedeutendste Glied der literarischen Propaganda gewesen welche den Thron des Juliuskönigthums in der öffentlichen Meinung erschüttert hatte. Damals konnte Louis Blanc mit aller stolzen Hoffnung weiterer Erfolge eine Geschichte der französischen Revolution beginnen, eine nicht ohne vielfältigen Quellenapparat geschickt verknüpfte Darstellung, die, dialektisch fein angelegt, reich an brillanten Schilderungen, dem Leser die Tendenz zu verdecken suchte welche in die historische Darstellung eingeflochten war. Und bevor ihm die Zeit gegönnt ward das Werk über die Anfänge hinauszuführen, da erfolgte die Umwälzung, welche aus dem Geschichtschreiber einen Staatsmann machte, die den Doctrinär des Socialismus in das Mitglied eines gouvernement provisoire umschuf, und ihm die unschätzbare Gelegenheit bot, statt der dürren Theorie, die goldene Praxis der „Ausgleichung zwischen Capital und Arbeit" zu beginnen. Diese Praxis ist nun freilich nicht ganz so ausgeschlagen wie der hohe Ton prahlerischer Doctrin es erwarten ließ; aus der vielverheißenen Panacee menschlichen Elends ist mit einemmal eine arge Pandorabüchse geworden, in der vielleicht für manche nicht einmal — die Hoffnung übrig geblieben? Ob die Staatsmänner vom 24. Febr. sich über die gläserne Republik die sie damals extemporirten, über die „Garantie der Arbeit," über das socialistische Parlament im Luxembourg, über die ewig denkwürdigen Nationalwerkstätten u. s. w. wohl jetzt in ihrer unfreiwilligen Muße Gedanken machen, ob sie wohl in einsamen Stunden darüber nachdenken welchen Schüler sie großgezogen, und wie der mit Meisterschaft die Phraseologie handhabt, womit sie doch nur Windeier zur Welt gebracht — dieß und anderes wären wohl „aufzuwerfende Fragen," auf die uns vielleicht erst die Zukunft erschöpfende Antwort gibt.

Louis Blanc behandelt diese inhaltschwere Zeit wie nicht vorhanden; keine directe Anspielung auf die Gegenwart, kein Ausbruch bitterer Enttäuschung, kein Ausfall auf gegenwärtige Personen oder Verhältnisse erinnert daran daß auch er zu den zahlreichen Prätendenten gehört die der Bonapartismus aus Besitz und Genuß gesetzt hat. Ja man könnte fast zweifelhaft werden ob unser Geschichtschreiber derselbe Louis Blanc ist dessen Namen vor noch nicht fünf Jahren von allen Aengstlichen

mit Schrecken oder Abscheu genannt ward, wäre nicht an einer einzigen Stelle eine Note beigefügt die alle Bedenken über die Identität der Person aufheben muß. Bei Gelegenheit der interessanten Notiz daß auch das Ministerium Necker brodlose Arbeiter durch außerordentliche öffentliche Arbeiten zu beschäftigen suchte, und täglich über zwölftausend Menschen besoldete, verläßt Louis Blanc seine objective Ruhe, und verwahrt sich wiederholt gegen den Vorwurf als seien die „berüchtigten und beklagenswerthen Nationalwerkstätten, die man nicht allein ohne ihn, sondern sogar gegen ihn errichtet, sein Werk gewesen.“ „Es ist eine bemerkenswerthe Sache,“ so äußert er sich darüber, „daß auch nach der Revolution von 1789 enorme Summen verschwunden sind in dem Abgrund der Nationalwerkstätten. Man weiß was nach der Umwälzung von 1848 geschehen ist. Man hätte die Arbeit organisiren sollen; man hat nur das Elend in Regimenter einzutheilen gewußt. Man hätte das Band der Association unter allen unbeschäftigten Arbeitern knüpfen und ihre Thätigkeit durch den Reiz eines gemeinsam zu theilenden Beneficiums schärfen sollen; man hat nur den Arbeitern verschiedener Professionen, die man tumultuarisch vereinigte, aufs Gerathewohl eine gleichmäßige Arbeit übertragen. Eine lächerliche Arbeit, die nur als Vorwand diente für einen unverdienten Lohn, eine Prämie für die Trägheit, ein verhülltes Almosen und zugleich ein unsittlicher Aderlaß für die Staatscasse! Mit einem Wort, man hätte thätige und kräftige Arbeiterfamilien aufstellen müssen, und hat nichts als eine Horde Hungriger für Lohn unterhalten.“

Macht diese Aeußerung es glaublich daß Louis Blanc an einem zweiten glücklichern Versuch der Organisation der Arbeit nicht verzweifelt, so ist er doch zunächst von der mißlungenen Praxis zur verlassenen Theorie von 1847 zurückgekehrt. Er trägt — dieß Zeugniß ist ihm jeder Unbefangene schuldig — den Umschwung der Dinge würdiger als manche verwandte Parteiführer, die fremdes Geld und fremdes Blut in ebenso verkehrten als abscheulichen Experimenten vergeuden; er thut wie wenn nichts vorgefallen wäre, und schreibt den dritten und vierten Band eines vor sechs Jahren begonnenen Buches. Die reichen Schätze des britischen Museums, das eine vollständigere Ausbeute an Pamphleten, Journalen, fliegenden Blättern u. s. w. gewährt als selbst die französischen Sammlungen sie über die Revolutionszeit geben, hat Louis Blanc eifrig benutzt, und die umfangreich angelegte Darstellung mit einer Menge von Detail, zum Theil sehr anziehendem und charak-

teristischem, ausgestattet. Es sind nicht Anekdoten und Aeußerungen von zweifelhaftem Werth, wie sie Lamartine in Ueberfülle ausbietet, es sind meist Auszüge aus Journalen, Flugschriften, von Loustalot, Desmoulins und Marat an bis zu den völlig vergessenen und fast verlorenen Tageserzeugnissen der Zeit, und es läßt sich nicht läugnen daß in mancher einzelnen Partie der socialistische Geschichtschreiber reiches Material gewährt, wie es auch der trockene, nüchterne Quellensammler mit Dank entgegennehmen wird.

Dieser Stoffreichthum gibt den beiden neu erschienenen Bänden — welche die Geschichte vom August 1789 bis Ende Julius 1790 behandeln — vor den frühern einen unbestreitbaren Vorzug. Dort ist die weit angelegte Einleitung zu einer Reihe von doctrinären Abschweifungen benutzt, der Gang der Ereignisse selbst so sehr in theoretische Erörterungen eingehüllt, daß der Leser den raschen drängenden Lauf der Dinge über der Darstellung des Geschichtschreibers fast aus den Augen verliert; hier ist zwar die Reflexion und das Raisonnement just nicht gespart, aber doch auch der thatsächliche Reichthum darüber nicht verkürzt, viel Stoff gegeben auch für den Leser der nicht eben nur Louis Blanc und seinen Socialismus hören will. Zu einer stetigen, im Zusammenhang rasch fortschreitenden historischen Darstellung der Ereignisse und ihrer innern Verknüpfung hat er sich freilich auch jetzt nicht entschließen können; es sind mit Fleiß und Geschick ausgearbeitete einzelne Schilderungen die er uns gibt. Und in dieser losen, etwas desultorischen Art scheint ihm ein englisches Muster vor Augen zu stehen: Thomas Carlyle's geistreiche, originelle, aber auch durchaus barocke Geschichte der Revolution wird von Louis Blanc nicht nur häufig citirt, sondern auch unverkennbar nachgeahmt.

Ueber seine Auffassung gibt L. Blanc an einer Stelle (IV, 201) sehr bündigen Aufschluß; sie ist gegenüber denen welche die furchtbaren Verirrungen der Revolution nachdrücklich betonen, eine entschieden apologetische.

„Jede tiefe Revolution, sagt er dort, ist eine Evolution. Wenn sich ein unwillkürliches Gefühl des Schreckens auch jetzt mit dem Gedächtniß an die heroischen Zeiten unserer Väter verbindet, so liegt die Schuld an denen welche die geistige und innere Geschichte der Revolution zu schreiben hatten, aber nur ihre äußere Geschichte geschrieben haben. Wo hinter dem Brand eine Erleuchtung war, da hat man nur den Brand gesehen. Man hat die Stürme geschildert die aus der

geheimen Erregung der Gedanken entsprangen; mit einer schrecklichen Kunst hat man das Bild der Guillotine in ihrer Bewegung gezeichnet, man hat nach der Schlacht die Todten Mann für Mann gezählt und sie der Nachwelt zum Beschauen noch blutend auf dem Paradebett ausgebreitet. Aber die erhabenen Anstrengungen des Geistes in seinem Ringen, die Arbeiten die dauern, die Siege des Denkens, die Schläge die das Genie geführt zum Nutzen kommender Generationen, das hat man entweder nur flüchtig hingeworfen, halb mit Bedauern erzählt oder auch ganz vergessen. Und doch liegt gerade darin die lebendige Geschichte der Revolution."

In dieser apologetischen Absicht werden die Gräuel zwar nicht verschwiegen, aber milde beurtheilt, das Treiben der Contrerevolution in seiner herausfordernden und aufregenden Wirkung recht nachdrücklich in den Vordergrund gestellt, die „Bourgeoisie" mit dem alten Widerwillen behandelt, mit dem Volke jener Cultus getrieben dessen praktische Seite die cäsarische Demagogie den Socialisten vor 1848 tüchtig abgelernt hat.

Der Haß gegen die Bourgeoisie macht den Geschichtschreiber scharfsichtig für ihre Fehler und Schwächen. Abweichend von den meisten französischen Darstellungen tadelt er z. B. das Verfahren der Nationalversammlung bei der Abschaffung des Zehnten, und nimmt entschieden Partei für Sieyès, der ihm in jener Verhandlung als der einzige ächte Demokrat erscheint. Wo der Tribun, sagt er, gesprochen hatte, nahm man die Miene an in ihm nur den Priester gehört zu haben; weil er erstaunt war daß man den Eigenthümern ein Capital von 1400 Millionen schenkte, galt er für den eigennützigen Vertheidiger der Kirche! Treffend hebt er die Inconsequenz des Mittelstandes hervor: auf der einen Seite das Königthum alles Zaubers und aller äußern Hoheit zu entkleiden, und doch in ihm eine Schutzwehr gegen die Revolution aufrichten zu wollen. Indem er sorgfältig zusammenstellt wie man auch in äußerlichen Dingen bemüht war den König der alten Attribute der Majestät zu berauben, ruft er spöttisch aus: die Bourgeoisie meinte eben das Königthum als eine Sauvegarde erhalten zu können, nicht als ein Princip! Und die gepriesene Nacht des 4. August liefert ihm nur ein Ergebniß in dem ein handgreiflicher Widerspruch lag; hier machte sie viele Eigenthümer reich, dort gab sie dem Recht ausschließlichen Eigenthums einen unheilbaren Stoß.

Neu sind die Mittheilungen die Louis Blanc über das Verhalten

des Grafen von Provence macht; während er die vielbesprochene Partei Orleans verschwinden läßt, schreibt er dem Bruder Ludwigs XVI. eine Thätigkeit und Machinationen zu, worauf früher wohl aus einzelnen zerstreuten Andeutungen der Zeitgenossen zu schließen war, ohne doch in der Schärfe und ausgeprägten Richtung die ihnen L. Blanc gibt, hervorzutreten. Er stützt sich dabei auf handschriftliche Aufzeichnungen und Urkunden, die sich in den Händen eines Hrn. Sauquaire-Souligné befinden, und die er benützt hat. Sind die Mittheilungen und Auszüge daraus ächt — und unser Historiker will dafür bürgen — so ist Ludwig XVIII., dem neulich Lamartine eine so beredte Apologie gewidmet, einer der schlimmsten Verschwörer gegen den Thron seines Bruders gewesen. Jene Aufzeichnungen gehen auf die frühere Geschichte des Hofes zurück, auf die geringe Aussicht einer directen Nachkommenschaft, die Ludwig XVI. anfangs zu bieten schien, schildern den Grafen von Provence als den gewandten Intriganten, der sich eine Zeitlang mit Erfolg bemüht das Einverständniß des königlichen Paares zu hindern. Die Unvorsichtigkeiten der Königin, so versichert der Gewährsmann, seien von niemanden so rührig ausgebeutet worden wie von dem Bruder des Königs; die Pamphlete, Epigramme und anstößigen Lieder gegen Marie Antoinette — so will Sauquaire-Souligné aus dem Munde Beaumarchais' gehört haben — wurden von niemanden sonst bezahlt und verbreitet als von dem Grafen von Provence. Unter den Actenstücken wird zudem eine Anzahl von Briefen Mirabeau's angeführt, aus denen hervorgehe daß der große Tribun der Constituante bereits viel früher, und inniger als wir dieß aus den Mittheilungen La Marcks wissen, mit dem Bruder des Königs in Verkehr getreten sei.

„Beschwichtigen Sie — so heißt es in einem der Briefe — Ihre Ungeduld, die alles verderben wird. Gerade weil Ihre Geburt Sie dem Thron so nahe stellt, ist es schwerer den einen Schritt zu thun der Sie davon trennt. Wir sind weder im Orient noch in Rußland um die Sachen so leicht zu nehmen; einer Serail-Revolution würde man sich in Frankreich nicht unterwerfen."

In einem andern Briefe vom 1. Nov. 1790, dessen Original sich nach L. Blanc in der Autographensammlung des englischen Unterhausmitglieds Monkton Milnes befindet, beklagt sich der Graf von Provence gegen einen seiner Vertrauten daß er zu viel unnützes Geld für Schmähschriften, Claqueurs u. s. w. verwende, um Bailly's und La-

fayette's Einfluß zu zerstören; man könne das nur durch eine Insurrection erreichen, die den Hof einschüchtere und zur Flucht nöthige. „Einmal zu Metz oder Peronne — so schließt das Schreiben — muß er resigniren; alles was man will ist nur zu seinem Besten; weil er die Nation liebt, wird er froh sein sie gut regiert zu sehen. Schicken Sie mir den Empfangschein für 200,000 Franken.“ Eine Bestätigung des Verdachts daß der Graf von Provence seiner angeborenen Neigung zur Intrigue mehr nachgegeben habe als es sich mit seiner Unterthanen- und Bruderpflicht vertrug, liegt allerdings in der Verschwörung des Marquis de Favras, die denn auch unser Geschichtschreiber sehr eifrig in dieser Richtung ausgebeutet hat. Uebereinstimmend mit einer Notiz in Barère's Memoiren versichert er, Lafayette sei im Besitz der Beweisstücke gewesen, und nur die Furcht er möge damit vor die Oeffentlichkeit treten, habe später Ludwig XVIII. abgehalten den liberalen General in den Proceß über die Verschwörungen Bertons und der Unteroffiziere von La Rochelle zu verwickeln.

An die ausführliche und mit reichem Detail ausgestattete Erzählung der Octoberscenen reiht der Geschichtschreiber einen Abschnitt, welcher uns den Hof schildert wie er sich in seiner neuen Residenz zu Paris zurechtfand; eine kleine sehr selten gewordene Broschüre eines Augenzeugen ist dabei als Hauptquelle benützt. Als die königliche Familie in die Tuilerien gebracht ward, fand sie einen unwirthlichen, im Innern vernachlässigten Palast mit veralteten Möbeln und einer Ausstattung, deren vernachlässigtes Aeußere mehr auf ein Gefängniß als auf einen königlichen Wohnsitz schließen ließ. „Es ist alles recht häßlich hier“, klagte der Dauphin, und seine Mutter mußte ihn daran erinnern daß hier Ludwig XIV. gewohnt habe. „Möge sich“, sagte der König harmlos wie immer, „jeder einwohnen wie er mag; ich befinde mich gut.“ Allmählich schaffte man die Ausstattung von Versailles herbei; die Königin ließ ihre Bibliothek kommen, Ludwig XVI. beschränkte sich auf eine Anzahl Erbauungsbücher — und eine Lebensgeschichte König Karls I. von England!

Ein Umstand der jedem Herzen Mitgefühl einflößt — sagt unser republicanischer Geschichtschreiber — ist der Anblick des innern Lebens Ludwigs XVI. in den Tuilerien, nach den Octobertagen, die so reich an düstern Anzeichen gewesen waren. Womit brachte er seine Zeit zu, dieser Monarch, dessen Geschick fortwährend im Sturm wogte? Nachdem er die ersten Momente am Morgen dem Gebet gewidmet, stieg

er ins Erdgeschoß herunter, sah nach seinem Thermometer, sagte der Frau und den Kindern guten Morgen und frühstückte. Dann kamen die Briefe und die Geschäfte, denen er sich gern entzog um etwas mit der Feile zu arbeiten. Dann ging er, um die Bewegung der Jagd die ihm fehlte zu ersetzen, mit großen Schritten in seinen Zimmern spazieren, empfing Besuch und begab sich zum Mittagtisch. Lectüre, Unterhaltung und Spiele mit den Kindern, namentlich dem Dauphin, füllten den Nachmittag aus. Am Abend ging er in den Gesellschaftssaal, sah dem Spiel zu, spielte auch wohl selbst ein paar Partien Billard, und damit schloß das kindlich unschuldige Tagewerk des Königs, während draußen immer ungestümer die Wogen der Revolution an die Pforten des Palastes schlugen.

In das Gemälde der großen Ereignisse werden natürlich Portraite der bedeutendsten Persönlichkeiten eingewoben, zum Theil mit Feinheit und Geschick entworfen, zum Theil nicht ohne eine dunkle Färbung wie sie die persönliche Antipathie des Autors eingibt. Am härtesten wird von dieser Abneigung Mirabeau getroffen; seine Beurtheilung ist überall mehr vom demokratischen Parteigeist als von historischer Unbefangenheit eingegeben. Ein Geschichtschreiber, der alle Dialektik aufbietet um selbst an Marat eine Seite herauszufinden die das garstige Thersitesbild etwas mildern kann, hätte sich wohl bei Mirabeau nicht so ausschließlich mit dem sittenrichterlichen Rigorismus waffnen sollen. Er thut sich namentlich viel auf die Unbestechlichkeit und Strenge (austérité) republicanischer Sitten zu gut; er scheint nicht zu wissen welche Details gräulicher Plusmacherei und Corruption in den Debatten der legislativen Versammlung (Jun. 1851) über die „republicanische" Verwaltung des gouvernement provisoire kund geworden und mit Actenstücken belegt worden sind. Wieder hat die bekannte Abneigung des Verfassers gegen Turgot und die Physiokraten dazu mitgewirkt daß Necker überall eine billige, ja schonende Beurtheilung erfährt. Vortrefflich ist die Schilderung Lafayette's. Wie war es ihm gegeben, fragt L. Blanc, der Bourgeoisie zu gefallen ohne daß er aufhörte vornehmer Herr zu sein? Es hing an der Kunst die er besaß die Vortheile seiner hohen Geburt vergessen zu machen, denn niemand hat es besser verstanden die verführerischen Reize einer Würde ohne Stolz und einer geschickten Vertraulichkeit zu entfalten. Er hatte außerdem in den Augen dieser Mittelclasse, welche die Vergangenheit haßte und sich vor der Zukunft fürchtete, das unschätzbare Ver-

dienst nichts Entscheidendes zu wollen. Die Gewalt zog ihn bald an, bald erschreckte sie ihn; er fühlte sich von ihr abwechselnd erdrückt und begeistert. Er liebte am Volk nicht seine Herrschaft, aber seinen Beifall, so daß er, immer vorwärts gedrängt von seiner Liebe zur Popularität, immer wieder zurückgezogen ward durch den geheimen Schrecken welchen ihm die Demokratie einflößte. Republicaner seiner Empfindung nach, Royalist durch die Umstände, in seinen Thaten ein eifriger Vertheidiger eines Thrones, den er nicht müde ward durch seine Reden zu untergraben, hartnäckig im Widerstand, nicht im Angriff, ohne alle Kühnheit, obgleich voll Muth, war er selbst durch seine Widersprüche und steten Schwankungen geeignet eine Mittlerrolle zu spielen. Gern nahm ihn deßhalb die Bourgeoisie als Mann der Action an; er machte Bailly groß, indem er ihn ergänzte.

Unserm Geschichtschreiber eigenthümlich ist die fleißig ausgearbeitete Zeichnung der neuen Organisationen auf die Bailly's und Lafayette's Macht sich stützte: der Municipalität und der Nationalgarde. Die Zusammensetzung dieser Körper, ihre Art die Geschäfte zu behandeln und ihre in dieser Zeit so bedeutende Wirksamkeit werden sehr anschaulich vor Augen geführt, wenn auch überall mit der argwöhnischen Eifersucht eines Demokraten der in diesen Anfängen municipaler Gestaltung die Grundlagen einer neuen Aristokratie erblickt. Mit ungemeiner Milde werden die wilden Excesse geschildert gegen die damals allein der Mittelstand Muth und Entschlossenheit zeigte; wie bitter wird nicht die Härte der Bourgeoisie betont als sie das Martialgesetz gegen den Pöbel proclamiren ließ der eben noch einen unschuldigen Bäcker als Wucherer an die Laterne gehängt! Wie zart ist nicht die Wendung: les décisions de la faim sont aussi promtes et aussi aveugles que ses défiances sont terribles! Wie gut stimmt nicht zu dem Greuel den er selbst mit aller schauerlichen Ausführlichkeit erzählt die Schlußbetrachtung: „So war die alte Aristokratie des Adels noch nicht ganz zu Boden geschlagen, und schon keimte eine neue im Schooß der Mittelclasse, die in dieser großen Tragödie des achtzehnten Jahrhunderts einen zweiten Act, furchtbarer als der erste war, unvermeidlich machte."

Macht diese Gespensterfurcht vor den Besitzenden, dieser salbungsvolle Cultus mit den Besitzlosen unsern Geschichtschreiber an diesen und ähnlichen Stellen wenn nicht blind gegen die Thatsachen, so doch verstockt gegen die Lehren der Geschichte und der jüngsten eigenen zumal,

so setzt diese Befangenheit ihn auch wieder in Stand recht unbefangen zu urtheilen. Aus Abneigung gegen die „Bourgeoisie“ wird er z. B. gerechter gegen Klerus und Magistratur als es die meisten französischen Geschichtschreiber liberalen und demokratischen Bekenntnisses zu sein vermochten. Fein und treffend namentlich ist der Spott womit er die „Voltairianischen“ Mitglieder der Nationalversammlung und ihr Bestreben geißelt die Kirche auf den Standpunkt urevangelischer Einfachheit zurückzuführen; und wenn auch seine Schilderungen der Kirche vor 1789 selbst ein ziemlich encyclopädistisches Colorit haben, ja oft unmittelbar aus Quellen dieser Art geschöpft sind um dem revolutionären Mittelstand von 1789 und 1790 eins zu versetzen, weiß unser Socialist doch mit leidlicher Unbefangenheit die Sache der Kirche ins Licht zu stellen — sogar den Klöstern und ihrem einstigen Verdienst um materielle und geistige Cultur wird ein Nachruf gewidmet den die Mehrzahl der Leser schwerlich bei Louis Blanc gesucht haben würde.

Nicht so sehr ist es ihm gelungen sich über die Alltagsansichten französischer Geschichtschreiber und Publicisten in einem andern Punkte zu erheben — in der Beurtheilung der neuen Organisation der Provinzen und Gemeinden. Er schickt eine lichtvolle Uebersicht der hundertfältigen Verschiedenheiten voraus in welche das alte Frankreich zerfiel es ist ihm nicht schwer das Widersinnige nachzuweisen das in den Entartungen der feudalen Zergliederung lag. Auch ist er billig genug den tiefsinnigen und wahrhaft staatsmännischen Einwänden eine Stelle einzuräumen womit sich Mirabeau gegen den Plan einer rein mathematisch-geographischen Eintheilung erhob. „War es passend, fragt er selbst, Frankreich wie ein Stück Tuch zu zerschneiden, ohne Rücksicht auf Gewohnheiten, Gebräuche, Sitten, Erzeugnisse und Sprache? Sollte man, um dem mathematischen System ganz treu zu bleiben, nicht lieber gleich die Häuser und die Kirchthürme durchschneiden? Und doch war dieß noch ein viel geringerer Nachtheil als wenn man mit einem Streich alle sittlichen Bänder zerschnitt die durch den Gang der Jahrhunderte geknüpft waren!“ Auch gibt er zu daß man den Gemeinden in ihren communalen Angelegenheiten mehr Spielraum, mehr unmittelbare Entscheidung in ihren eigenen Sachen hätte gestatten dürfen; aber gleichwohl ist die Centralisation zu sehr Dogma geworden als daß ein französischer Demokrat es versuchen sollte dagegen seine Stimme zu erheben. Die „Zukunft der Revolution“ ist das große Schlagwort wo-

mit die Centralisation gerechtfertigt wird, „la République en lambeaux, le souverain mutilé!“ sind die Nothrufe womit unser Socialist die Forderungen des gesunden Menschenverstandes abwehrt. Die „Zukunft der Revolution!“ Allerdings mit einer andern municipalen und provinciellen Ordnung der Dinge war in Frankreich niemals das gouvernement provisoire vom 24. Febr. und die extemporirte Regentschaft Louis Blancs vereinbar, aber es war unter ihr auch kein 2. Dec. möglich!

Der Schilderung der neuen Organisation, der politischen Betrachtung der europäischen Staaten in ihrem Verhältniß zur Revolution läßt der Geschichtschreiber die Darstellung der Verwüstungen folgen die gegen die Schlösser des Adels in den Provinzen verübt wurden — ein reicher, mit vielen localen Einzelheiten ausgestatteter Abschnitt. Wie sich dann während des enthusiastischen naiven Jubels der einen die emsig wühlende Thätigkeit der andern immer mächtigeren Einfluß erwarb, wie die Presse und die Clubs die Herrschaft der Demagogie vorbereiteten, wie die Veröffentlichung des rothen Buches als mächtiger populärer Gährungsstoff wirkte, wie die wachsende Erregung der Zeit an Spottgedichten und Flugschriften (aus denen charakteristische Auszüge mitgetheilt werden) sich nährte — das alles wird in einem lebendigen und anziehenden Bilde zusammengefaßt. Sind die einzelnen Abschnitte, welche diese populären Vorgänge behandeln, mit der Eleganz und Frische zeitgeschichtlicher Schilderungen, bisweilen mit dramatischer Lebendigkeit geschrieben, so zeigt sich Louis Blancs hervorragendes Talent verwirrte Stoffe übersichtlich zu gruppiren, trockene Materien zu beleben, namentlich in den Partien wo er die Finanzzustände bis zur Creirung der Assignaten, und wo er die neue Gerichtsorganisation behandelt. Mit ungemeiner Klarheit wird da der alte Zustand vorgeführt, die Zeit der Auflösung des Alten veranschaulicht und im Zusammenhang das Neue in seiner Entstehungsgeschichte verfolgt. Der Abschnitt über die Finanzverhältnisse namentlich wird von jedem mit Interesse gelesen werden der eine lichtvolle Uebersicht über die finanziellen Operationen der Jahre 1789 und 1790 gewinnen will.

Unter den letzten Partien des vierten Bandes ist die Schilderung der Föderationen vom Julius 1790 die anziehendste und reichhaltigste. Gestützt auf die außerordentlich reiche Sammlung gleichzeitiger Quellen und Flugschriften, welche das britische Museum gerade über diese Materie besitzt, hat Louis Blanc die erste vollständigere Geschichte jener

merkwürdigen Verbrüderungen gegeben, während die herkömmliche Darstellung sich meist nur auf die Schilderung eines einzigen Moments, des Pariser Föderationsfestes vom 14. Julius, beschränkte. Unser Geschichtschreiber hat Recht in diesen Erscheinungen eines der bemerkenswerthesten Symptome jener Zeiten zu erblicken, und eine genauere Betrachtung der einzelnen localen Momente kann dem richtigen Verständniß der Revolution nur zu gute kommen. Wir möchten uns zwar in einer historischen Darstellung nicht so vom Pathos fortreißen lassen wie Louis Blanc, der die ganze Erscheinung als eine „vision sublime de l'avenir" begrüßt, und Anlaß nimmt für den „Repräsentanten des Menschengeschlechts", unsern kosmopolitischen Anacharsis Cloots, eine Lanze zu brechen, aber ein großes psychologisches Interesse gewähren diese Vorgänge auch dem nüchternsten Beschauer. Schon im November 1789 hatte sich in Burgund eine Anzahl Städte föderirt, zunächst zu gegenseitigem Schutz vor der Noth, zur Abwehr der Theuerung. Aber schon um dieselbe Zeit nahmen diese Verbindungen einen politisch-socialen Charakter an; am 29. Nov. 1789 treten eine Anzahl Orte in der Dauphiné zusammen und leisten an den Ufern der Rhone, nicht weit von Valence, einen feierlichen Eid: zusammenzustehen, König und Nationalversammlung zu schützen, sich gegenseitig und überall zu helfen wo die Freiheit in Gefahr sei. Wie rasch dieß Beispiel durch Frankreich wirkte, wie alle Theile des Landes und alle Stände und Kreise der Nation davon ergriffen wurden, davon wird man erst eine rechte Einsicht gewinnen, wenn man bei Louis Blanc die einzelnen Notizen liest über die Vorgänge in den verschiedensten Gegenden Frankreichs. Dieser allgemeine Taumel, der alle Classen und Lebensalter ergriff, diese Verschmelzung der verschiedensten Elemente in einer und derselben Erregung, diese ächt französische Mischung eines naiven Enthusiasmus mit Ausgelassenheit, Uebertreibung und Grimasse, diese antiken Reminiscenzen neben ganz modernen, dem kosmopolitischen Jahrhundert entlehnten Zügen, Lärm und Spectakel aller Art neben dem in der That lebendig gewordenen Bewußtsein zu Gliedern einer und derselben großen Völkerfamilie verschmolzen zu sein — man muß dieß alles im Einzelnen durchlaufen um das französische Wesen und die Seite der Revolution, die bald die begeistertste Bewunderung, bald den kältesten Spott eingeerntet hat, recht aus sich selber zu erkennen.

Unser Geschichtschreiber schließt diese Darstellung mit einer Reflexion die fast wie ein Glaubensbekenntniß lautet, und wohl darauf berechnet

ist die Kleingläubigen und Hoffnungslosen der Demokratie aufzurichten.

„Ohne Zweifel," sagt er, „wurde dieser Eid nicht gehalten, der sich an leider zu früh verlorene Hoffnungen knüpfte, aber gleichwohl hatte Frankreich damit auf unauslöschliche Weise das erste Blatt eines Buches beschrieben, das später wieder aufgenommen und weiter geführt ward. Die leichtfertige Nation! so reden die Oberflächlichen vom französischen Volk, weil sie es bald erhoben, bald gefallen sehen, heute ergriffen von einer glorreichen Verzückung, morgen niedergeschlagen, bald aufgeregt bis zur Zügellosigkeit, bald wie eingeschlummert zu den Füßen eines Herrn. Wenn Frankreich der Qual steter Fluctuation hingegeben ist, wenn sein Leben aus einem Wechsel von Erfolg und Mißlingen besteht, wenn es ihm beschieden ist die Welt durch so verschiedene und unerwartete Erscheinungen staunen zu machen, so liegt der Grund darin daß Frankreich die Initiative des Fortschritts übernommen hat, darin daß sein Boden das Feld für alle Experimente des Gedankens ist, darin daß es sucht, prüft, sich wagt, leidet, sich schlägt und Abenteuer besteht zu Gunsten des ganzen Menschengeschlechts. Wolle Gott, sagte uns einmal der tiefste Denker des heutigen Englands, John Stuart Mill, wolle Gott daß Frankreich der Welt nie fehlt; sie würde in Finsterniß zurückfallen. Der englische Philosoph hat wahr gesprochen. Es gibt eine Fackel bei deren Schein die Völker wenn auch mit ungleichem Schritt ihren Weg machen; sie wird durch Stürme hindurchgetragen, und man darf nicht erstaunen wenn sie bisweilen unter dem Sturme des Nordwinds unsicher flackert und am Erlöschen scheint. Frankreich ist es das diese Fackel trägt."

So Louis Blanc. Ob diese Fackel nicht mehr zum Brand als zur Erleuchtung der Welt beigetragen, diese Frage wäre immerhin der Prüfung werth. „Eteignons la lumière et rallumons le feu" ist jederzeit ein ächt französischer Spruch gewesen.

Turgenieff über Rußland.*)

(Deutsche Ztg. 10. 17. 20 u. 21 Juli 1847.)

Ueber die russischen Zustände hat sich in neuerer Zeit eine eigne Literatur gebildet, deren einzelne Erzeugnisse nicht immer die strenge

*) La Russie et les Russes par N. Tourgueneff. 3 Tomes. Paris 1847.

Probe einer nüchternen und unbefangenen Beurtheilung aushalten mochten, sondern die eher in das wüste Gebiet der Skandal= und Mystères=Literatur gehörten, womit man häufig den blasirten Gaumen der Lesewelt hat zu reizen suchen. Seit Custine's berufenem Buch schossen die Angriffe auf die moskowitischen Zustände wie Pilze aus der Erde und die tragikomische Wuth, womit der russische Hof das Geschwätz des faden Marquis als eine hochwichtige Angelegenheit behandelte, sammt der wahrhaft pitoyablen Armuth der bezahlten und bestellten Vertheidiger ward nur ein mächtigerer Antrieb für Alle, ähnliches Aergerniß zu schreiben oder zu lesen. Aus dem Eindruck den diese Erscheinungen in Ländern und Völkern ganz verschiedener Art, bei Deutschen, Franzosen und Engländern zugleich machten, konnte ein unbefangener Beobachter mit Erstaunen erkennen, welch tiefen und innerlichen Gegensatz das ganze westliche Europa, sei es nun germanischen oder romanischen Ursprungs, gegen die Politik und die Grundsätze des russischen Wesens in sich fühle. Mag die Diplomatie Verschiedenartiges zusammenknüpfen, mögen politische Combinationen vielleicht in nicht allzu ferner Zeit seltsame Allianzen erschaffen, so wird dieß Alles doch nur äußerliches und ephemeres Werk bleiben, ohne die tiefe Kluft auszufüllen, die nun einmal die westliche Entwickelung Europas von der östlichen geschieden hat. Diese Kluft war minder fühlbar, so lange Kaiser Alexander durch seine innere und äußere Politik sich mehr den europäischen als den moskowitischen Eindrücken hingab, sie hat sich erweitert seit Alexanders Nachfolger im Innern und nach Außen, in Polen wie in Deutschland, den feindlichen Gegensatz einer specifisch russischen Politik in aller Schärfe hat hervortreten lassen.

Die Abneigung, ja der Haß, den dieß russische Wesen in dem sonst so friedfertigen Deutschland geweckt, hat sich lange genug an Büchern à la Custine genährt und erfreut; um so wohlthuender und bedeutender ist eine Erscheinung, wie Turgenieff „La Russie et les Russes," wo einmal ein Eingeweihter mit allem Ernst politischer Gesinnung und mit aller Wahrheitsliebe des geschichtlichen Darstellers uns in das Labyrinth russischer Zustände einführt. Ein Russe, der von deutscher Bildung nicht einen flüchtigen Firniß, sondern einen tüchtigen Kern sich angeeignet hat, der bei aller Liebe zum eigenen Vaterland den Hochmuth nicht kennt, womit das gewöhnliche Russenthum, auch das malcontente und politisch freisinnige, sich über andere Nationen hinwegsetzt, sondern der in beredter Weise gegen alle nationale Aus=

schließlichkeit protestirt, eine Russe dieser Art wäre schon an sich eine hinlänglich interessante Erscheinung, auch wenn wir nicht den Freund unseres Stein, den Augenzeugen der großen Bewegung von 1813 und 1814, in ihm zu begrüßen hätten.

Wenn ein solcher Mann, der an Geist, Bildung und Charakter stets unter den Besten seiner Nation gestanden hat, in seinen Denkwürdigkeiten ein Vermächtniß seiner Erfahrungen und Lebensansichten niederlegt, muß es die Presse sich zur Pflicht machen, auch für einen größern Leserkreis auf Resultate hinzuweisen, die Mangelhaftes ergänzen, Irrthümliches berichtigen, Vorurtheile freundlicher und feindseliger Art niederschlagen können. Die meisten Russen die uns bisher über ihr Vaterland die Wahrheit sagten, konnten nur durch das was sie an Material beibrachten uns anziehen; denn ihr Germanenhaß, ihr ächt barbarischer Hochmuth, ihre Aristokratengelüste waren just nicht verführerisch, Turgenieff wird auch als Individuum die lebhaftesten Sympathien wecken, denn in ihm hat die humane Bildung die nationalen Schroffheiten vollständig überwunden und geebnet. Er spricht mit Fenelon: ich liebe meine Familie mehr als mich, mein Vaterland mehr als meine Familie und die Menschheit mehr als mein Vaterland; er ist vom lebhaftesten Eifer erfüllt nicht bloß für eine politische Berechtigung der Gebildeten und Vornehmen, sondern für eine Erhebung der Leibeigenen, deren Sache er sein Leben lang in Wort und That mit der rührigsten Theilnahme verfochten hat; er schwärmt für Freiheit und Recht nicht bloß im beschränkten Kreise seiner vaterländischen Entwicklung, sondern das gute Recht aller Nationen hat an ihm einen warmen und begeisterten Fürsprecher. Er gehört zu jenem trefflichen Geschlecht der Jahre 1813 u. 1814, das die Eindrücke einer großen Zeit nicht durch die stetige und langsame Wirkung der Reaction sich hat verkümmern lassen, das vielmehr die im Kampfe des Lebens errungene Ueberzeugung und den Glauben an eine bessere Zeit sich in wohlthuender Frische hat zu bewahren wissen.

Daß für einen Charakter und eine Ueberzeugung dieser Art in Rußland Raum blieb, daß man ihn sogar in hohen Staatsstellen seine gefährlichen Ideologien entfalten ließ, ist das rühmlichste Zeugniß für Kaiser Alexanders Fähigkeit zum Guten; wie oft war ihm nicht der freisinnige Turgenieff als „Jacobiner“ und „Verschwörer“ bezeichnet worden, aber er dachte königlich genug und entzog dem Manne, dessen Ueberzeugung er nicht theilte, dessen Charakter er aber achten mußte,

niemals ganz sein Vertrauen und seine Zuneigung. Mit Alexanders Tode hat jene Toleranz aufgehört, man fing an Gesinnungen und Ansichten zu verfolgen und der freisinnige Staatsrath, den Alexander mit hohen und wichtigen Geschäften betraut hatte, wurde vom Nachfolger als Verschwörer geächtet, schimpflich zum Tode verurtheilt, ohne daß er ein Mehr oder ein Anderes gesündigt hätte als zuvor. Ein Charakter, der so als lebendiges Opfer des Despotismus und der Rechtlosigkeit dasteht, hat wohl das Recht, mit einschneidender Schärfe die faulen Stellen eines despotischen Zustandes zu treffen und in der bittern Sprache eines Tacitus die Nichtswürdigkeit im Großen und Kleinen zu züchtigen.

Die drei Bände des trefflichen Werkes scheiden sich ihrem Stoffe nach in zwei Gruppen; der erste Band enthält Denkwürdigkeiten, der zweite und dritte beschäftigt sich speciell und ausführlich mit den politischen Zuständen Rußlands. Auf diese letzte Partie, die uns über die russischen Verhältnisse reichen Aufschluß bietet, wird die Deutsche Zeitung wohl noch zurückkommen; für jetzt beschränken wir uns darauf, aus den Denkwürdigkeiten, die nicht nur russische sondern auch deutsche Zustände berühren, einzelne Züge hervorzuheben.

Turgenieffs Theilnahme an den öffentlichen Dingen fällt mit dem großen Augenblick der deutschen Volkserhebung gegen Napoleon zusammen; er war Zeuge der wunderbaren und elektrischen Erschütterung, die alle deutschen Gemüther durchzuckte, er sah wie das Volk den zögernden König mit sich fortriß und betont deßhalb mit aller Schärfe den Einfluß den das rein volksthümliche Element in den großen Tagen von 1813 auf die Erhebung Deutschlands geübt hat. Turgenieff stand diesen Bewegungen nahe genug, denn er war in Steins Umgebung und Vertrauen, als dieser die Centralorganisation Deutschlands leitete, und ist dem Andenken des großen Patrioten und Staatsmannes mit der wärmsten Liebe und Verehrung ergeben. In einem eignen Abschnitt gibt er eine Charakteristik des gewaltigen Mannes, und sieht in seinem Wollen und Wirken die Grundzüge der Politik, deren Deutschland bedurfte, einer zugleich liberalen und nationalen Staatskunst, nicht einer reactionären und bloß dynastischen. Schon damals, sagt er, schieden sich die beiden politischen Systeme, das Stein'sche und das ihm feindselige sehr sichtbar; sie sind wie der gute und böse Genius Deutschlands, jener durch Stein, dieser durch einen bekannten Diplomaten Oesterreichs personificirt.

Wie sehr sich die damalige Politik Oesterreichs bemühte, die Dynastie Napoleons, selbst wenn es auf deutsche Kosten wäre, zu retten, wie langsam sie sich mit dem Gedanken einer Entthronung des französischen Kaisers befreundete, das haben wir früher schon und neulich wieder durch urkundliche Aufschlüsse erfahren; auch Turgenieff erzählt uns, wie hartnäckig sich Oesterreich weigerte, zu dem entscheidenden Marsch auf Paris, den Blücher und die Preußen ungestüm forderten, seine Einwilligung zu geben. Kaiser Alexander hatte sich endlich dazu fest entschlossen und kündigte dem Fürsten Schwarzenberg seinen Willen an; dieser widersprach eifrig, aber Alexander bedeutete ihm, er werde im Nothfall mit den Russen allein Paris angreifen. Bei ihm war der Sturz Napoleons längst beschlossen; Turgenieff bringt Beweise bei, daß Alexander schon geraume Zeit vor seinem Einzuge in Paris, noch ehe ihn die Talleyrand und Dalberg in Beschlag nahmen, wegen einer Restauration der Bourbons Verbindungen angeknüpft hatte. Dasselbe wurde indessen in Bezug auf Talleyrand neulich von Bignon bestimmt behauptet, so daß sich die Ehre der Autorschaft der französischen Restauration immer zwischen dem russischen Kaiser und dem ehemaligen Bischof von Autun theilen würde, jene Verhandlungen nach der Einnahme von Paris waren dann jedenfalls nur das Ende, nicht, wie man häufig berichtete, der Anfang einer Intrigue zu Gunsten der Bourbons.

In allen diesen Dingen hatte Stein den richtigen Standpunkt und die tiefe Einsicht, wie kein Anderer; in den vertraulichen Mittheilungen mit seiner Umgebung verbarg er weder die Bedenken, die ihm die Restauration der Bourbons wecke, noch die Sorgen, die ihm Oesterreichs zögernde Vermittlungspolitik verursache. Er sprach es offen aus, daß nur Alexander die Sache zum Sieg führen werde; und wie Turgenieff eines Morgens früh zu ihm kam, kurz nachher, als Alexander sich aus der Nähe des Hauptquartiers und der Umgebung der österreichischen Diplomatie entfernt hatte, fand er den Freiherrn hocherfreut über die günstige Wendung, welche die Dinge genommen hätten; der Kaiser, rief er dem überraschten Turgenieff prophetisch entgegen, ist jetzt die Umgebung der Oesterreicher und Metternichs los, hat freie Hand, wird auf Paris losgehen, handeln und Alles zu Ende bringen. Selten traf eine verhängnißvolle Prophezeihung rascher ein als diese. Die Verbindung Turgenieffs mit Stein dauerte auch nach dem Ende des Befreiungskampfes fort; er sah ihn noch im J. 1817 ehe er nach

Rußland heimkehrte und dann noch einmal 1824 als er seiner Gesundheit wegen Rußland verlassen hatte. Er fand ihn wenig erbaut durch die Wendnng der Dinge; eine gewisse Resignation hatte sich seiner Stimmung bemächtigt. Alle diejenigen, sagte er zu Turgenieff im J. 1817, die für die Wohlfahrt Deutschlands das Meiste hätten thun können, sind zerstreut und ohne Einfluß; die gerechtesten Erwartungen der Deutschen sind zu nichte geworden. Und dieser Ausgang, setzte er resignirt hinzu, entspricht den vorausgegangenen Ereignissen so wenig daß nur Gott selber es so geleitet haben kann. Sieben Jahre später, als unser Verfasser seinen alten Freund wieder sah, war derselbe schon ganz von jener trüben Stimmung beherrscht, die sich auch in seinen Briefen an Gagern ausspricht; er hatte jenes Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang der Dinge fast verloren und sah in jeder neuen Veränderung nur Anzeichen eines tieferen Verfalles. Seine Aeußerungen über die Reformbill in England, über die Julirevolution lieferten Beweis dafür.

Das Ende der Freiheitskriege war für ganz Europa der Anfang eines erneuerten und verstärkten Ringens um die Feststellung der innern Freiheit; was in Nordamerika schon fast ein halbes Jahrhundert zuvor begonnen, in Frankreich fortgesetzt worden war, der große Zug den die Weltgeschichte macht um auf den Trümmern mittelalterlicher und absolutistischer Staatsreste einen Aufbau des Rechtes und der politischen Gleichheit zu begründen, wird mit dem Abschluß der Kämpfe gegen Napoleon wieder der lebendig vorherrschende Gedanke der Zeit, dringt in die kleinsten Kreise der Entwickelung ein und macht in einem Menschenalter der ungünstigsten Verhältnisse, der gesteigerten Reaktion Eroberungen, die in Deutschland namentlich durch ihre sichere Konsequenz nicht minder überraschen als durch den friedlichen Charakter ihrer Ausbreitung. Auch nach Rußland warf jene große Zeit der allgemeinen Bewegung ihren Stoff der Gährung; die Freiheitskriege wurden dort ein mächtiges Bindemittel für die Einführung liberaler Ansichten. Es hatten, wie Turgenieff berichtet, neben den regelmäßigen Truppen eine Menge von Leuten an dem Kampfe Theil genommen, die mehr unsern Freiwilligen oder der Landwehr zu vergleichen waren; sie lernten das Ausland kennen, kamen zerstreut in ihre Heimath zurück und bildeten dort den Mittelpunkt einer freisinnigen Propaganda.

Die Verbreitung solcher Ideen war durch die Persönlichkeit Kaiser Alexanders sehr erleichtert; er hatte selber damals seine liberalen

Neigungen noch nicht ganz abgestreift und war seiner Individualität nach zu einem konsequenten Despotismus nicht geschaffen. Turgenieff hat eine unverkennbare Vorliebe für diesen Fürsten; er rühmt an ihm die königlichen Tugenden des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, und Turgenieff selber, dessen bekannte politische Ansichten unverfolgt blieben bis ihm der Nachfolger den Tendenzproceß machte, ist ein lebendiges Beispiel von Alexanders mildem und weisem Sinne. Und doch bietet gerade seine Geschichte den stärksten Angriff gegen den monarchischen Despotismus; denn selten hat ein an sich trefflicher Wille dem es auch an Einsicht nicht fehlte, sich im Großen so untüchtig erwiesen zum Guten und so unfähig zur Beseitigung des Schlechten. Turgenieffs Mittheilungen geben darüber interessanten Aufschluß; sie bestätigen die alte Erfahrung, daß es in der absoluten Monarchie im Großen wenig Unterschied macht, ob Alexander herrscht oder Nikolaus. So hatte Alexander mancherlei fromme Wünsche für Polen; sie zur That zu machen, daran hinderte ihn nach Turgenieff's Versicherung hauptsächlich der nationale Widerspruch der Russen selber. Und auch für Rußland wollte der Kaiser der Schöpfer einer neuen Zeit werden; es wurden Gutachten geschrieben über die Aufhebung der Leibeigenschaft und Alexander nahm sich auf dem Congreß zu Aachen mit Wärme der unterdrückten Negersklaven an, aber für die weißen Sklaven in Rußland geschah nichts, es blieb bei den Gutachten. Es sollte auch eine Verfassung gegeben werden und Nowosilzoff mußte dem Kaiser einen Entwurf vorlegen; überrascht fragte Alexander, als von gewählten Abgeordneten die Rede war, ob denn die Wähler da schicken könnten wen sie wollten, und wie ihm Nowosilzoff dies bejahte, ließ er den Artikel schnell dahin verändern, daß die Wähler nur drei Candidaten vorschlagen sollten, von denen die Regierung einen ernenne! Wo die Verfassungsideen nicht tiefer Wurzel geschlagen hatten, da konnte auch der ernstliche Wille und die Energie nicht vorhanden sein, um Mißbräuche und Schlechtigkeiten im Einzelnen zu unterdrücken; daß deren genug vorkamen, und zwar sehr grelle, wird von Turgenieff durch Thatsachen erwiesen. Diese Halbheit und der Mangel an fester politischer Haltung, der Alexanders Wirken bezeichnet, erklärt sich übrigens zur Genüge aus dem Einfluß den sein Lehrer Laharpe auf ihn übte, ein Mann, zu dessen Charakteristik Turgenieff in einer Beilage merkwürdige Beiträge gibt.

Noch war indessen damals die Inquisition gegen Ansichten und Gesinnungen nicht eingeführt und es war den zerstreuten Elementen des Liberalismus nicht allzuschwer, unter dem Schutze dieser klugen Toleranz ihre harmlosen Doctrinen zu pflegen. Da es kein anderes Mittel gab sich zu verbinden um die Ideen gegenseitig auszutauschen, so stifteten die Vertreter einer freieren Ansicht, als sie aus dem deutschen Kriege zurückgekommen waren, politische Gesellschaften, die unserem Tugendbunde nachgebildet waren; Form und Inhalt dieser Verbindungen waren aber so harmlos und das Vertrauen zu einem freisinnigen Gang der Regierung noch so lebendig, daß die Gründer in ihrer Naivetät daran dachten, dem Kaiser selbst die Sache mitzutheilen und ihn um seine Unterstützung zu bitten! Auch Turgenieff, vom Fürsten Trubetzkoi darum angegangen, trat (1819) in eine solche Gesellschaft; es war der „Verein des öffentlichen Wohls." Der Verein war in Sectionen getheilt, die sich mit Justiz, Verwaltung, öffentlichem Unterricht u. s. w. beschäftigten; alle Fragen wurden dort theoretisch verhandelt, von einer praktischen Wirksamkeit oder gar einer conspirirenden Tendenz war keine Spur zu finden. Turgenieff war mit der Ueberzeugung hinzugetreten, daß mit solchen Mitteln nicht viel besser gemacht werden könne, aber auch seine geringen Erwartungen wurden getäuscht, als er sah, mit welch unnützem und erfolglosem Gerede man die gute Zeit verdarb. Die Ueberzeugung, daß der ganze Erfolg der Gesellschaften nichts Anderes sei, als viel Lärm um Nichts, wurde allmählich die herrschende bei den Mitgliedern selbst; man beschloß sich aufzulösen (1821) und Turgenieff selber trug dazu nicht am wenigsten bei. Dies Alles war der Regierung Alexanders kein Geheimniß; wie wäre es auch möglich gewesen in einem Reiche wie Rußland politische Besprechungen zu halten, an denen die ersten Namen des Landes Theil nahmen, sich zu versammeln, Conferenzen in Moskau abzuhalten, ohne daß die Regierung das Alles wieder erfuhr? Sie wußte das Meiste, aber sie unterdrückte es nicht; theils sträubte sich Alexanders persönlicher Sinn gegeu politische Verfolgungen, theils machte man sich von der Ausdehnung der Gesellschaften und der Schwierigkeit sie aufzuheben allzugroße Vorstellungen. Man sah zwar das ganze Treiben nicht gern und General Michael Orloff erhielt von seinem Bruder dem Adjutanten des Kaisers den Wink auszutreten, aber auf Schritte dieser Art beschränkte sich auch Alles was die Regierung dagegen that. Im J. 1826 wußte man dergleichen viel besser zu benutzen, und es fanden

sich Richter, die ihrem Herrn den Gefallen thaten um so unschädlicher Dinge willen tüchtige Männer um Leben, Ehre und Freiheit zu bringen.

Die Erfahrungen, die Turgenieff als Mitglied des Staatsraths machte, sind für das Wesen der absoluten Monarchie durchaus charakteristisch. Unser Verfasser begann seine Wirksamkeit in dem Ausschuß für Staatswirthschaft, wo alle finanziellen Fragen verhandelt wurden; es saßen da Leute von Einsicht und Bildung, wie der Admiral Mordwinoff, der Graf Potocky, die ihrer politischen Ueberzeugung nach in Rußland wohl für freisinnig gelten konnten. Die Vorschläge des Finanzministers fielen daher in diesem Ausschuß in der Regel durch und man hätte denken sollen, begründete Einwendungen sachkundiger und patriotischer Männer hätten einen Eindruck machen müssen. Dem war aber nicht so; des Finanzministers herkömmliche Dialektik reducirte sich auf deu Satz: wenn ihr meinen Vorschlag nicht annehmt, so kann ich die Forderungen des Kriegsministers nicht befriedigen — und hinter dem Kriegsminister stand der allmächtige Wille des Kaisers. Auf die verwerfenden Abstimmungen des Staatsraths wurde daher keine Rücksicht genommen, bis man es noch bequemer fand, ihn über wichtige Angelegenheiten gar nicht mehr zu befragen. Die Folge war, daß die achtbarsten Männer unter scheinbaren Vorwänden aus dem Ausschuß herauszukommen suchten. Auch Turgenieff sah ein, daß er in das lecke Faß der Danaiden schöpfe. Die Hoffnung, mehr Gutes wirken zu können, bestimmte ihn ein Anerbieten des Finanzministers anzunehmen und sich zum Chef eines Bureaus im Finanzministerium machen zu lassen. Da war er denn freilich nur Zeuge, wie gewissenlos mit dem Staatsschatz gewirthschaftet wurde, wie unselbständig der Minister auch den verkehrtsten Wünschen des Kaisers nachgab, wie leichtsinnig man außerordentliche Einnahmen, z. B. die französischen Kriegscontributionen, beuützte, um den Bedürfnissen des Augenblicks verschwenderisch zu genügen. Turgenieff arbeitete die schwierigsten Gutachten und Gesetzvorschläge aus, aber je eifriger er bemüht war, in dieses Chaos Ordnung zu bringen, desto lästiger wurde er dem Minister, und es fand sich bald eine Gelegenheit, dies den freisinnigen Staatsrath so deutlich fühlen zu lassen, daß er seine Entlassung nahm.

Man versetzte ihn in die Abtheilung für Civil- und Criminalsachen, die vom Kaiser gebildet worden war, um über streitige Gesetzespunkte authentische Erklärungen zu geben. Anfangs kamen Angelegenheiten aus allen Ministerien dahin; später wußten sich Einzelne der

unbequemen Controle dieses Ausschusses zu entziehen, es blieb aber immer noch genug übrig um den Geschäftskreis sehr auszudehnen, und Turgenieff hatte die beste Gelegenheit, hier seiner Lieblingssache, der Aufhebung der Leibeigenschaft, wenigstens in einzelnen Fällen erfolgreiche Dienste zu leisten. In streitigen Sachen unterstützte er das gute Recht des Leibeigenen und suchte dann nach einem Gesetz, das jenem Recht als Stütze dienen konnte. Einer der tüchtigsten Staatsräthe, Potocky, befolgte dasselbe System, er untersuchte erst, welche der beiden Parteien a priori Recht habe, dann suchte er nach gesetzlichen Bestimmungen, die dieser Ueberzeugung zu Hülfe kommen konnten. Wenn man, setzt Turgenieff hinzu, in das unauflösbare Labyrinth der russischen Gesetzgebung hineinsieht, so begreift man, daß diese Art des Verfahrens vielleicht das sicherste Mittel ist, so wenig wie möglich irre zu gehen.

Indessen fühlte Turgenieff, wie durch angestrengte Arbeiten seine Gesundheit leide, und er bat um seine Enthebung von den Geschäften; sie wurde ihm unter schmeichelhaften Versicherungen verweigert, und erst auf wiederholtes Ansuchen erlaubte man ihm, zu seiner Erholung eine Reise nach Karlsbad zu machen (Apr. 1824). Auch jetzt noch hatte er die Zuneigung Alexanders nicht verloren; während er im Ausland war, bot man ihm noch einmal eine ehrenvolle Stelle im Finanzministerium an, und der Kaiser sprach den persönlichen Wunsch aus, auf seine Dienste im Staatsrath auch ferner rechnen zu dürfen Diese Anerkennung eines Mannes, dessen politische Ueberzeugung Jedermann kannte, fällt in eine Zeit, die sich bereits durch eine strengere Anwendung despotischer Grundsätze bemerkbar machte und von Alexanders früheren philanthropischen Liebhabereien sichtlich abwich. Man fing schon an zu überwachen und zu verfolgen, harmlose Reisende wurden als Spione behandelt, schwärmerische Missionsprediger als Sendboten des Liberalismus verfolgt uud einflußreiche Männer, die politisch anrüchig waren, mnßten dies wenigstens durch ungnädige Aeußerungen des Kaisers entgelten. Weiter ging man nicht; der Weg des rücksichtslosen Terrorismus ward erst von der folgenden Regierung eingeschlagen. Da verstummten die unschädlichen Stimmen liberaler Theoretiker, die unter Alexander unverfolgt blieben, Schriften, die früher die Censur passirt hatten, wurden jetzt emsig aufgespürt und vernichtet, und Männer, die Alexanders Achtung gehabt hatten, wurden als Staatsverräther zum Tode verurtheilt.

In die Zeit von Turgenieff's Abwesenheit fällt der Tod Alexanders und die Militärverschwörung, die mit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers zum Ausbruch kam; jetzt mußten Alle, die man als Glieder der aufgelösten geheimen Gesellschaften kannte, ihre Theilnahme schwer entgelten. Sie wurden in den Verschwörungsprocoeß verwickelt, Turgenieff mit ihnen. Er vertheidigte sich schriftlich und widerlegte die plumpen Unwahrheiten der Ankläger, er erbot sich, wenn man ihn sicher nach Petersburg gelangen lasse, hinzugehen und sich zu rechtfertigen; es half ihm nichts, er ward verurtheilt. Gegen den Anklagebericht, der den Justizmord bemänteln sollte, erhebt sich nun unser Verfasser in einem ausführlichen Abschnitt seines Buches und deckt seine Unwahrheiten, Widersprüche und Uebertreibungen schonungslos auf. Wüßte man nicht, daß auch in civilisirteren Ländern als Rußland, selbst in solchen, die den Namen von constitutionellen tragen, Recht und Justiz bei politischen Processen verhüllt und vertagt worden sind, so könnte man beinahe an der Möglichkeit einer so ganz rechtlosen Entartung des Despotismus zweifeln; Turgenieff's Thatsachen enthüllen aber mit entsetzlicher Klarheit das durchaus corrupte Gebäude einer Justiz, wo der Unschuldige keinen Vertheidiger, der Angeklagte keinen unerschrockenen Richter mehr finden kann. Was eine Schreckensjustiz nur Arges erfinden kann, Verdrehung von Thatsachen, Fälschung der Protokolle, Entziehung jedes rechtlichen Mittels der Vertheidigung, Einschüchterung der Richter, das Alles wurde damals versucht, um bei Gelegenheit einer Soldatenverschwörung zugleich alle diejenigen treffen zu können, die wegen freisinniger und unabhängiger Meinungen nur irgend verdächtig schienen. Und die Richter? Sie gestanden theilweise später ihr Unrecht ein, theils fürchteten sie durch einen gerechten Ausspruch sich selber zu verdächtigen; denn ein Minister hatte ihnen bedeutet: Ihr werdet dem Angeklagten nichts nützen und nur Euch selber schaden. Einer von ihnen, den der Frh. v. Stein darüber fragte, wie man denn ein so monströses Urtheil habe abgeben können, erklärte naiv: Wir wußten ja, daß ihn das Urtheil nicht erreichen konnte, darum hatten wir kein Bedenken es zu unterzeichnen. Freilich war er sicher; denn die Versuche seine Freunde im gastlichen Schottland zur Spionerie zu erkaufen, waren erfolglos, und ein Gesuch bei der englischen Regierung, den Verbannten an Rußland auszuliefern (!!), wurde von den Staatsmännern Großbritanniens mit gebührender Verachtung zurückgewiesen. Auch in diesem trüben Gewebe von feiger

Wohldienerei und Verleugnung aller edlen Regungen fehlt es indessen nicht an lichten Stellen, wo das rein Menschliche in seiner duldenden, aufopfernden Gestalt hervortritt; einige Züge, die unser Verfasser mittheilt, beweisen besser als alle Vernunftgründe, daß selbst in der schlimmsten aller Barbareien, in der überfirnißten und halbgebildeten, die Spuren menschlichen und edlen Sinnes sich nicht ganz verwischen lassen. Historisch interessant ist das, was der Verfasser über die Empörung von 1825 und ihre hervorragenden Motive mitgetheilt hat. Daß sie nicht aus den geheimen Gesellschaften hervorging, hat Turgenieff zur Genüge erwiesen; die Beweggründe und die Personen waren verschieden, nur eine Person, der Fürst Trubetzkoi, hatte zugleich an beidem, früher an den Verbindungen und später an der Empörung von 1825, Theil genommen. Die Thronfolge war unsicher; denn schon früher hatte Großfürst Konstantin erklärt er wolle nicht regieren. Auf der Rückreise von einem Congreß, erzählt Turgenieff, äußerte Kaiser Alexander verdrießlich gegen seinen Bruder: ich bin müde und satt, ich will abdanken; Konstantin, überrascht, suchte seinen kaiserlichen Bruder von einem solchen Entschlusse abzumahnen und erklärte zuletzt, auch er wolle nicht regieren. Im Lauf des Gesprächs erwies sich, daß dieser Entschluß bei dem Großfürsten feststand; Alexander forderte ihn daher auf, seinen Wunsch schriftlich auszusprechen, er that es, und dieses Actenstück galt nachher als Entsagungsacte. Diese Ungewißheit der Thronfolge weckte in einer kleinen Anzahl von verwegenen Personen den Entschluß, den Moment der Verlegenheit zu einem Handstreich zu benützen, der eine politische Umwälzung, nicht aber eine dynastische bezweckte. Es handelte sich, wie Turgenieff überzeugend nachwies, weder um Kaisermord noch um eine Republik, sondern man wollte in der allgemeinen peinlichen Spannung, die durch die Successionsfrage genährt ward, die bestehende Regierung durch eine provisorische ersetzen und vermittelst dieser eine Verfassungsform gegen den monarchischen Despotismus aufrichten. Eine große und allgemeine Verzweigung von politischen Verschwörern, die sich von Paris nach apel und über Deutschland nach Polen und Rußland ausgedehnt te, gehört zu den wirklichen oder fingirten Einbildungen, welche die ction so vortrefflich hat auszubeuten wissen. Witterten doch die nasen der deutschen Polizei sogleich einen tiefliegenden Zusammen- der russischen Emeute mit deutschen Vereinen, wurden doch, wie ieff erzählt, die armen Gefangenen auf dem Spielberg damals

mit Verhören geplagt, die ein Einverständniß mit dem Petersburger Aufstand herstellen sollten; ließ sich doch Fürst Metternich herab, den Grafen Gonfalonieri im Gefängniß zu besuchen und ihn zu fragen, wer denn eigentlich die Mitglieder des leitenden Ausschusses seien, von dem alle Revolutionen in Europa ausgingen?! Turgenieff war nicht der Einzige, der die Schreckensjustiz von 1826 als Opfer anzuklagen hat; noch mancher Andere verlor die Freiheit, ja das Leben auf die Insinuationen hin, welche der berührte Anklagebericht enthielt. So Etwas wird begreiflich, wenn man die Personen ins Auge faßt, denen Recht und Justiz in Rußland anvertraut ist; wunderbare Enthüllungen gibt auch darüber Turgenieff in einem Anhang, der die Persönlichkeit des Fürsten Alexis Kurakin betrifft. Ein achtungswerther Senator hatte auf einer Rundreise den scheuslichen und wahrhaft vergiftenden Zustand der Gefängnisse kennen gelernt und bat den Fürsten um Verbesserungen; ja, sagte der treffliche Justizmann, dann sind es ja keine Gefängnisse mehr! Derselbe wollte durchaus ungeachtet alles Widerspruchs den banalen Rechtssatz: „alles gesetzlich nicht Verbotene ist erlaubt“ in das Gegentheil umschmelzen: „Alles nicht ausdrücklich im Gesetze Erlaubte ist verboten.“ Daß solche Auswüchse noch nicht einmal die schlimmsten Früchte des Despotismus sind, ist aus andern Stellen des Turgenieff'schen Werkes zu ersehen.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung (J. Reimer) in Berlin.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

